UC-NRLF
B 3 457 869

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Leonard Batz
Gervolder.

Digitized by Google

BT2967.C35

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Gleichnisse, Beispiele und Erzählungen

über die

katholischen Glaubens- und Sittenlehren

für

Religionslehrer, Prediger und Katecheten,

zugleich

ein nützliches Lesebuch für christliche Familien.

Gesammelt und alphabetisch geordnet

von

P. Franz Ehmig,
em. Pfarrer zu Mosern, Leitmeritzer Diözese.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1868.

MILWAUKIE: HOFFMANN BROTHERS.

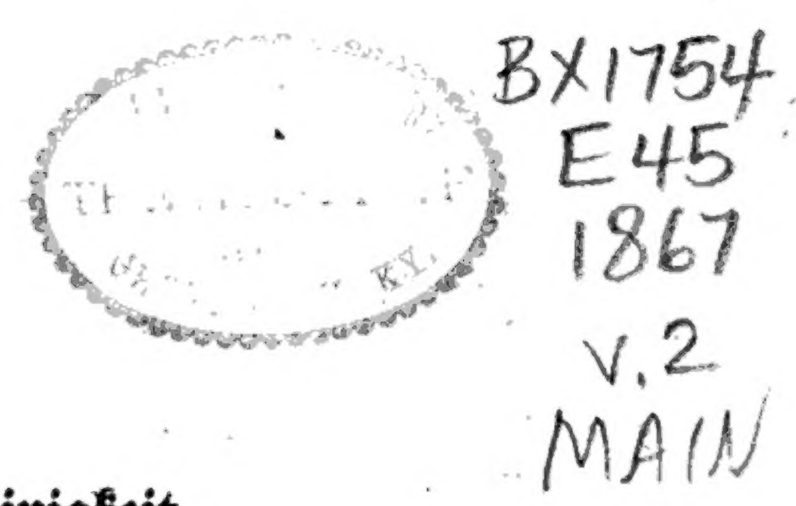
Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, A. D, 1863, by Hoffmann & Bros., in the Clerk's Office of the District Court of the United States of America, for the District of Wisconsin.

LOAN STACK

Digitized by Google


BX1754
E45
1867
V.2
MAIN

Einigkeit.

Ohne Einigkeit kann das Wohl der Familien und Staaten nicht bestehen.

In Folge von Luthers Irrlehre war die Einheit des Reichsverbandes in Deutschland fast gänzlich dahin, und das Oberansehen des Kaisers ohne Bedeutung. Die einzelnen Fürsten schloßen nach eigenem Belieben Bündnisse mit fremden Mächten. Bei dieser allgemeinen Zersplitterung fehlte die gemeinsame Kraft, um fremder Anmaßung die Spitze bieten zu können; so entstand der dreißigjährige Krieg, dessen Folgen entsetzlich waren. Man konnte Tage lang reisen, ohne ein Haus zu treffen; in vielen Provinzen fanden sich keine Städte und Dörfer mehr, sondern nur Aschenhaufen. Fast alles baare Geld war verschwunden, Handel und Gewerbe lagen darnieder. Das waren die Folgen der Uneinigkeit der deutschen Fürsten.

Polen war seit dem Jahre 1572 ein Wahlreich, indem der König von dem Adel gewählt wurde. Von der Zeit entzweite sich nicht selten der Adel in Parteien, es entstand Familienhaß, dieser rief fremde Waffen in's Land. Um irgend etwas durchzusetzen, bildete der Adel unter sich Parteien; die Folge davon war, daß jedesmal die mächtigste Partei auf den Reichstagen ihre Absicht durchsetzte. Die Uneinigkeit brachte Polen so weit, daß es endlich zertheilt wurde.

Einigkeit und Eintracht in Familien gefällt Gott sehr.

Als der heilige Makarius betete, sprach eine Stimme zu ihm: Makarius, du bist noch nicht zur Vollkommenheit zweier Weiber gelangt, die in der nächsten Stadt miteinander in demselben Hause wohnen. Makarius suchte sie auf und fragte sie, was sie denn Gutes thäten. In ihrer Demuth läugneten sie, etwas Gutes zu thun. Als aber Makarius darauf bestand, sagten sie ihm: Wir sind weder Blutsfreunde, noch durch Verwandtschaft mit einander verbunden. Es traf sich aber, daß wir uns an zwei Brüder verheiratheten. Fünfzehn Jahre wohnen wir in Einem Hause beisammen, und noch hat Keine der Andern ein unanständiges oder böses Wort gegeben. Wir haben auch niemals einen Streit angefangen, sondern lebten bisher in Frieden. Wir wollten mitsammen in ein Kloster gehen; allein unsere Ehemänner gaben das nicht zu. Da wir diesen Zweck nicht erreichten, machten wir zwischen uns und Gott den Bund, bis zu unserem Tode hin durchaus kein weltliches Wort mehr zu reden. Einigkeit, Friede und Eintracht der Familien gefällt Gott sehr.

831

Digitized by Google

Einigkeit und Eintracht lehrt die Natur.

In Corinth entstand eine Spaltung unter den Christen. Da schrieb ihnen Papst Clemens unter Anderm: Betrachten wir die Himmelskörper, wie friedlich sie sind, wie sie Tag und Nacht machen, ohne einander in ihrer vorgezeichneten Bahn zu stören; Sonne, Mond und die Chöre der Sterne machen einträchtig ihre Bewegungen in der angewiesenen Ordnung. Die Jahreszeiten folgen friedlich auf einander; die Winde vollbringen, wenn ihre Zeit ist, ohne sich zu hindern, ihr Geschäft, und die kleinsten Thiere leben in Eintracht und Frieden beisammen. So hat es der große Schöpfer und Herr des Weltalls geordnet, daß Alles in friedlicher Eintracht mit einander lebe; folglich auch die Menschen, um so mehr aber die Geister.

Einsprechung.

Göttliche Einsprechungen machen sich durch einen gleichzeitigen inneren Drang bemerklich.

Der heilige Franz von Sales erhielt einst vom Bürgermeister und von den Stadtvögten die Einladung, in Dijon die Fastenpredigten zu halten. Der Heilige hatte beschlossen, sein Bisthum nicht zu verlassen, wofern nicht das Wohl der Kirche überhaupt oder der Nutzen seiner Kirche insbesondere es erfordere; darum war er im Begriffe, diese Einladung abzulehnen. Gott aber, zu dessen Ehre diese Reise einst in so hohem Grade gereichen sollte, ließ es nicht zu, daß er bei dieser Weigerung verblieb. Er fühlte im Innern sich gedrängt, die Abhaltung der Fastenpredigten zuzusagen. Er sah zwar die Ursache dessen nicht ein; vielmehr sagte er sich selbst manche Dinge vor, die ihn davon abhalten sollten; die Vorsehung verbarg ihm noch die Frucht, die sie aus dieser Reise zu erzielen beabsichtigte; allein sie forderte ihn durch innerliche Einsprechungen auf, solche zu machen. Er folgte diesem Zuge und sagte zu.

Einwilligen.

Man darf nicht einwilligen in das, was gegen das Gewissen ist.

Ein bei Hofe viel vermögender Mann traf einst den heiligen Vincentius unter Wegs und wollte ihn zu etwas bereden, was dieser vor Gott für unbillig hielt. So zudringlich der Andere seine Bitte wiederholte, so standhaft, obgleich mit aller Artigkeit entschuldigte sich Vincentius Endlich ließ sich Jener so vom Zorne dahinreißen, daß er ihm die entehrendsten Beschimpfungen in's Gesicht sagte. Der Heilige blieb ganz ruhig und antwortete mit größter Mäßigung: „Sie, mein Herr, müssen sich bestreben, Ihrem Amte gut vorzustehen, ich dem Meinigen.“ So machte er es mit zwei Damen, die für ihre Söhne eine Anstellung suchten, was Vincentius gegen sein Gewissen fand und abschlug. Auf ihre Beschimpfungen antwortete er bloß: „Madame, mein Gewissen und die geistlichen Regeln erlauben mir nicht, Ihnen in diesem Stücke zu willfahren“. Er schwieg

Digitized by Google

zu allen ihren Lästerungen, in die sich ihr beleidigter Stolz ergoß. Gegen seine Wohlthäter war Vincentius äußerst dankbar; Einer davon war der Prior Le Bon. Dieser bat ihn, beim König die Freilassung einer Abtissin von hoher Geburt zu erwirken, welche auf höchsten Befehl wegen ihres ärgerlichen Wandels verhaftet worden war. Allein Vincentius, der den guten Prior zärtlich liebte, und ihm so gerne zu willfahren geneigt war, sagte dießmal, es könne nicht sein, weil er dadurch sein Gewissen verletzen würde. Der Prior, dem die Vorgänge nicht bekannt waren, wurde empfindlich und sagte: „Gehen Sie so mit mir um, nachdem ich Ihnen doch mein ganzes Haus abgetreten, und ist dieses der Dank, daß ich Sie und Ihre Versammlung so befördert habe?“ „Es ist wahr, antwortete Vincentius mit schwerem Herzen, Sie haben uns mit Ehren und Gütern überhäuft; wir sind Ihnen daher eben jenen Dank schuldig, den ein Vater von seinen Kindern fordern kann. Allein, wenn Sie uns dessen unwürdig halten, so belieben Sie Alles wieder zurückzunehmen.“ Der gute Prior entfernte sich mit vielem Mißvergnügen; als er aber von dem ärgerlichen Betragen dieser Abtissin Kenntniß erhielt, bat er den Vincentius um Verzeihung und ersuchte nun selbst, daß der Straffälligen nicht geschont werde, indem er wohl einsehe, wie sehr sie der Buße bedürfe.

Mit der Einwilligung ist die Sünde vor Gott vollbracht.

Der böse Geist erschien einst in Gestalt eines schönen Jünglings einem Mädchen, welches Gott die Jungfrauschaft gelobt hatte, und suchte sie zur Ehe zu bereden. Da sie wußte, daß es viel schönere, reichere und edlere Jungfrauen gebe, als sie selber, fing sie an, auf den phantastischen Liebhaber, der nicht abließ, und ihr überall lästig wurde, Verdacht zu werfen, so daß sie ihm sagte: Guter Herr, wer oder woher seid ihr, daß ihr solches Verlangen zu mir traget? Da er nun, um sich nicht zu verrathen, stockte, das Mädchen aber eben deßwegen stärker in ihn drang, so sah er sich zuletzt gezwungen, zu bekennen, er sei der Teufel. Sie erschrack darüber auf's Heftigste und sagte: Wie, du verlangst eine fleischliche Ehe, die doch deiner Natur gänzlich widerspricht, da du ein Geist bist? Er aber entgegnete: Willige du nur ein, ich will nichts Anderes als deine Einstimmung. Darauf das Mädchen: In jeder Weise widersage ich dir; und so vertrieb sie ihn mit dem Kreuzzeichen. Es bedurfte nur der Einwilligung in die vorgeschlagene Ehe, so hatte sie das Gelübde gebrochen und vor Gott gesündigt.

Eitelkeit.

Eitelkeit täuscht.

Die alten Heiden fabelten, es habe einmal ein schöner Jüngling, Namens Narcissus, den blinden Tiresias fragen lassen, ob er ein hohes Alter erreichen werde? Tiresias antwortete: Dann werde er ein hohes Alter erreichen, wenn er seine eigene Gestalt niemals erblicke. An einem heißen Tage kommt Narcissus zu einer Quelle und erblickt seine eigene Gestalt. Die Schönheit derselben zieht ihn so wundersam an, daß er sehnsuchtsvoll die Hände nach ihr aus-

Digitized by Google

streckt. Aber immer ergreift er nur kaltes Wasser und einen leeren Schatten und am Ende stirbt er vor Gram. Ist Narcissus nicht das Bild eines eitlen Menschen, der nur sich schätzt und sucht, Nichtigem nachstrebt und Unglück findet, während er das Glück zu erhaschen wähnt?

Auf körperliche Schönheit eitle Mädchen werden leicht verführt.

Das prachtvolle, vieläftige Geweih des Hirsches ist gewiß eine große Zierde für ihn; aber gerade diese Zierde wird sein Untergang, wenn ihn die Hunde verfolgen und durch's Dickicht jagen; das Geweih hält ihn auf und hindert ihn im Lauf, er wird gefangen und erlegt. So geht es Mädchen, die auf ihre schöne Gestalt und ihr schönes Gesicht eitel sind. Das zieht Schmeichler an; sie hören sich gerne schön nennen. Jene, die so schmeicheln, haben oft unreine Absichten; die Eitelkeit hindert, die Schmeichelei zu bemerken, sie sind nicht auf der Hut und überdieß in Folge der Eitelkeit zu schwach, ungeziemende Anträge mit Entrüstung abzuweisen. Christliche Aeltern wünschen gewiß, daß ihre Töchter nicht ausschweifend werden, zum Falle kommen, und so ihr zeitliches und ewiges Glück verscherzen. Wollt ihr sie von dieser Seite schützen, so müsset ihr kein eitles Wohlgefallen an ihrer Schönheit in ihnen erregen und aufkommen lassen; denn Eitelkeit dieser Art ist den Mädchen gefährlich.

Die eitlen Menschen demüthiget Gott.

Ein eitler Bursche ließ sich nach der neuesten Mode den Bart wachsen, so lang und dicht er nur wollte; da er schön schwarz, dicht und kräftig wuchs, so sah man in einiger Zeit von seinem Gesichte nur noch Stirne, Augen, Nase, Unterlippen und man glaubte, einen Türken zu sehen. Es theilten aber nicht alle Leute sein eitles Wohlgefallen an diesem wildbehaarten Gesichte; am wenigsten gefiel es den Mädchen. Als er nun einst in diesem Haarputze zum Tanze ging und das Mädchen, welches er aufforderte, nicht mit ihm tanzen wollte, gab er ihr Ohrfeigen. Ihr Liebhaber und seine Freunde darüber entrüstet, fielen über ihn her; Jeder griff in seinen langen dichten Bart und jeder riß einen Schopf Haare mit dem Fleische aus. Er war in wenigen Minuten so jämmerlich zugerichtet, daß er sich lange Zeit nicht sehen lassen durfte und daß ihm an den kahlen Stellen kein Barthaar mehr wuchs. So pflegt's Gott mit Eitlen, Hoffärtigen, Stolzen, Prahlern und Großthuern zu machen; worauf sie eitel sind, womit sie sich brüsten: Vermögen, Geld, Kleider, Verstand, Kenntnisse, Geschicklichkeit, Stärke, Schönheit, Gunst und Ehre bei Menschen, das nimmt ihnen Gott und noch etwas dazu.

Eitelkeit thut zuletzt klein.

Der berühmte Schlachtenmaler Casanova wohnte außer Wien in der sogenannten Brühl, wo er 1805 starb. Er fuhr aus Eitelkeit stets mit sechs Pferden hinaus, was man dem Kaiser Franz als eine Ungebühr meldete. Der gemüthliche Franz antwortete: „Laßt ihn geh'n, er wird's schon einmal billiger geben." Wirklich fuhr er bald darauf mit vieren, endlich mit zweien. Zuletzt

kaufte er sich sein Mittagmal — ein Paar Würste — auf dem Platze in St. Ulrich und verzehrte es gleich daselbst stehend. Das kam von seiner Eitelkeit. Ebenso nahm er auch aus purer Eitelkeit vor oder nach dem ersten Jänner eines Jahres kein Geld. Einst wollte ihm ein Fürst tausend Dukaten für ein Gemälde zahlen; der Bediente verspätete sich und kam Nachts nach dem ersten Jänner um ein Viertel nach zwölf Uhr, als Casanova in Gesellschaft war, wo er ihn aufgesucht hatte. Casanova nahm die Dukaten nicht an und der Fürst mußte mit der Zahlung bis ersten Jänner nächsten Jahres warten. Späterhin wäre er froh gewesen, wenn ihm Jemand zu was immer für einer Zeit einige Gulden geliehen hätte; allein es fand sich selten ein solcher barmherziger Bruder.

Eitelkeit will die Ehre haben.

Perikles ließ zu Athen durch den Phidias allerlei Prachtgebäude für das allgemeine Bedürfniß aufführen. Einige Vornehme klagten ihn an, als verschwende er durch diese großartigen Werke die Gelder des Staates. Perikles betrat darauf die Rednerbühne und stellte vor, wie nützlich durch diese Bauten eine große Menge armer Bürger beschäftigt und ernährt würde. Hierauf legte er dem Volke die Rechnung vor, die wirklich die jährlichen Einkünfte der Republik weit überstieg und fragte, ob ihnen das zu viel dünkte. Alle meinten: ja, es wäre allerdings übertrieben. Als Perikles aber drohte, Alles aus seinem Vermögen machen zu lassen, dafür aber auch seinen Namen auf jedes einzelne Werk zu setzen, zum ewigen Gedächtnisse, da schrieen die eitlen Athener: Nein! nein! und bewilligten die große Summe. Perikles baute also weiter. Eitelkeit will die Ehre haben.

Eitelkeit, das moralische Verderben der Mädchen.

Elisabeth, Königin von England, hatte eine Leidenschaft an sich, welche ihre Seele verwüstete, die Eitelkeit. Es war ihre feste Ueberzeugung, sie sei das schönste Mädchen in Europa, da sie doch auf Schönheit keinen Anspruch machen konnte. Sie war groß, grob gebaut, hatte zu Pferde ein martialisches Ansehen und ihr Haupthaar war fast roth. Nur ihr schlanker Wuchs, ihr feuriges Auge und ihre weiße Haut mögen sie etwas ausgezeichnet haben. Ihre Hofherren kannten ihre Schwäche, stellten sich immer entzückt über ihre Schönheit und bestärkten sie dadurch in dem Laster der Eitelkeit. Wenn ihre Gesandten von auswärtigen Höfen zurückkehrten, schmeichelten sie ihr, nirgends ein Gesicht erblickt zu haben, das ihr gleich käme und erzählten der Gefallsüchtigen, mit welchem Entzücken ihr Bildniß im Auslande betrachtet werde; in geheim machten sie sich über sie lustig. Sie haßte alle Damen, deren Schönheit sie rühmen hörte, als ihre ärgsten Feindinnen. Nicht nur in ihrer Jugend, sondern auch in ihrem sechzigsten und siebenzigsten Jahre wollte sie die erste Schönheit sein. Als sie, siebenzig Jahre alt, starb, hinterließ sie drei tausend vollständige Anzüge; auch ist sie es, die zuerst seidene Strümpfe trug, welche bald unter den Reichen Mode wurden. Weil sie eine zu große Nase hatte, so erließ sie das Gesetz, ihre treuen Unterthanen sollten sie nur nach der schönsten

Natur malen, das hieß: mit kleinerer Nase. Als der Bischof von London einst es wagte, die Eitle auf den höheren Seelenschmuck hinzuweisen, ergrimmte diese so sehr, daß sie den Kühnen mit dem Tode bedrohte, wenn er sich je wieder solches vermesse. Sie machte auch schlechte Gedichte, die sie gern bewundern ließ. Sie heirathete nicht aus Eitelkeit, um sich die jungfräuliche Königin nennen zu lassen, wiewohl sie eine Hure war, da sie neun Kinder gebar, die sie in's Findelhaus schickte. War diese Elisabeth nicht durchaus verdorben? Welche Leidenschaft verdarb sie? Die Eitelkeit auf ihre Schönheit. Diese machte sie dumm, den Schmeichlern zugänglich, erfüllte sie mit Haß gegen schöne Mädchen und machte sie zur Heuchlerin, die bei aller Hurerei mit Jungfräulichkeit prahlte; durch sie wurde sie putzsüchtig und verschwenderisch in den Auslagen für Kleider.

Eitelkeit duldet mehr für körperliche Schönheit, als für Gott und Seelenschönheit.

Dem heiligen Ignatius von Lojola wurde in der Schlacht von Pampelona von einer Kugel das Bein zerschmettert. Er war geheilt, aber da er große Schmerzen fühlte, wurden Wundärzte herbeigerufen, welche das geheilte Bein untersuchten und erklärten, daß einige Knochen nicht in ihrer richtigen Lage wären, weil sie der Wundarzt, der den ersten Verband machte, schlecht eingerichtet, oder eine Bewegung dieselben verhindert habe, ordentlich zusammen zu heilen und sie setzten hinzu, daß man das Bein noch einmal zerbrechen müßte, um diese Knochen wieder in ihre ordentliche Lage zu bringen. Ignatius glaubte ihnen und der Mann unterwarf sich dieser grausamen Operation. Er wurde hierauf schwer krank, doch legte er seinen eitlen Sinn nicht ab. Bei der zweiten Heilung seines Beines blieb eine merkliche Mißgestaltung übrig; es trat nämlich unter dem Knie ein Knochen zu sehr heraus und hinderte ihn, den Stiefel gehörig hinaufzuziehen. Da er in Allem, was Körper und Kleider betraf, eitel war, so beschloß er, jenen Knochen sich ausschneiden zu lassen. Die Aerzte sagten ihm, die Operation würde äußerst schmerzhaft sein; gleichwohl unterzog er sich derselben aus Eitelkeit. Dieß war nicht die letzte Qual, die Ignatius duldete, um an seiner Person nichts Ungestaltetes zu haben. Einer seiner Schenkel hatte sich verkürzt, und er fürchtete sich sehr, auch nur ein wenig hinkend zu erscheinen. Er legte sich daher durch mehrere Tage wie auf die Folterbank, indem er das Bein durch eine eiserne Maschine gewaltsamer Weise in die Länge ziehen ließ. So viel man sich aber bemühte, so blieb er doch ein wenig hinkend; eine Strafe Gottes für seine Eitelkeit. So viel duldet der eitle Mensch für Körperschönheit, nichts aber für die Schönheit der Seele!

Die Eitelkeit soll man überwinden mit dem Gedanken an die Veränderlichkeit des Glücks.

Der ägyptische König Sesostris war ein glücklicher Eroberer. Er war aber eitel auf seine Siege und brüstete sich nicht wenig. Die überwundenen Fürsten und Könige mußten immer zu bestimmten Zeiten in eigener Person

Geschenke nach Aegypten bringen; und wenn es dann gerade einen feierlichen Zug, etwa nach einem Tempel oder nach einer Stadt gab, so spannte er sie als Thiere vor seinen Wagen. Einer dieser so beschimpften Könige gab dem Barbaren das Grausame dieser Behandlung einst treffend zu verstehen. Während er den Wagen zog, blickte er immer starr auf das eine Rad zurück. Sesostris fragte ihn, was er dabei dächte: „O König, antwortete der Unglückliche, das Umdrehen des Rades erinnert mich an den Wechsel des Glückes! Wie jeder Theil des Rades jetzt oben und gleich darauf unten ist, so ist der, welcher heute auf dem Throne sitzt, oft morgen in die schmählichste Knechtschaft gestürzt.“ Sesostris fühlte sich getroffen und wurde menschlicher. Zuletzt ward er blind und endete durch Selbstmord. Ja ja, an den Wechsel des Glücks denke Jeder, der heute auf seine Schönheit, Stärke oder Vermögen eitel ist; eine Krankheit zerstört jene beiden ersten, ein Unglücksfall das letztere.

Mit welchen Gedanken ein Altvater die eitle Putzsucht einer Dame heilte.

Eine Dame hatte ein hartnäckiges Augenübel, das der Kunst der Aerzte widerstand. Da hörte sie, daß Petrus, ein Einsiedler, Wunder wirke. Alsogleich begab sie sich zu dem Manne Gottes. Sie war aber mit goldenen Ringen, Ketten und anderem Schmucke beladen und trug ein buntes Seidenkleid, da sie noch jung und eitel war. Als der Altvater ihre Kleiderpracht sah, heilte er sie zuerst von ihrer Eitelkeit, indem er sagte: „Sage mir, meine Tochter! wenn ein in seiner Kunst wohlerfahrener Maler ein Bild regelrecht gemalt und öffentlich ausgestellt hätte, und es käme ein ungeübter Pfuscher, der das Gesicht mit weißen oder rothen Farben überpinselte, meinst du nicht, jener geschickte Maler würde sich mit Recht über diese Unbild entrüsten? Ebenso glaube ich auch, daß der kunstreichste Schöpfer aller Dinge mit Recht darüber zürnen muß, wenn ihr Weiber seine Weisheit und Kunst durch euern eitlen Putz gleichsam der Unwissenheit bezüchtiget. Thut ihr nicht, als habe Gott an euch etwas vergessen, wenn ihr euch übertrieben schmücket und putzet, was offenbar ein Tadel gegen eueren Schöpfer ist? Wollet also nicht Gottes Ebenbild verderben, noch hinzufügen, was er weislich versagte; wollet nicht durch solche buhlerische Künste eine Schönheit ersinnen, die euch die Schamhaftigkeit raubt, und denen, die euch ansehen, Fallstricke legt.“ Die Dame versprach, ihre Eitelkeit abzulegen und der Einsiedler heilte ihr Auge, das wahrscheinlich zur Strafe ihrer Eitelkeit krank war.

Eitelkeit ein angeborner Fehler des weiblichen Geschlechtes, den sie ablegen müssen.

Die wilden Amerikaner sind zwar arm, aber die Missionäre fanden, daß ihre Töchter den Putz so ängstlich besorgten, wie nur in irgend einem gebildeten Lande; die Haare wurden wohl geölt, nett gescheitelt, hinten in einem langen Zopfe hinabfallend. Am Leibe trugen sie ein feines Hemde, darüber ein reinliches, mit Bändern besetztes, bis zum Knie reichendes Röckchen; unter diesem

schauten die Beinkleider hervor und endeten mit dem zierlich gestickten Mokkasin, worauf die Irokesenschönen eitel waren. Hals und Nacken waren mit Perlen beladen und eine scharlachrothe Wolldecke umgab anmuthig die ganze Gestalt. Die weibliche Eitelkeit stammt offenbar aus der Erbsünde her, ist vom Uebel, ist Sünde und muß ausgerottet werden, weil diese Eitelkeit Gott mißfällt.

Ein weiser Rath gegen die Eitelkeit auf Tugenden.

Abt Poemen gab seinen Schülern einen guten Rath gegen die Eitelkeit. Er sagte: Wenn der Gedanke der eitlen Ehre oder Hoffart dich versucht, als seiest du tugendhaft, so durchforsche dich selbst: Ob du alle Gebote Gottes gehalten? Ob du deine Feinde liebest? Ob du dich freuest, wenn es deinem Feinde gut gehet? Und ob du traurig wirst, wenn es ihm übel geht? Ob du bei dir denkest: Ich bin ein unnützer Knecht und sündige mehr als alle Menschen? Und auch dann, wenn du alle diese guten Eigenschaften besäßest, dürftest du nicht hoch denken von dir, als hättest du etwas Gutes gethan; denn wisse, ein eitler, selbstgefälliger, hoffärtiger Gedanke vernichtet alles Gute und seine Verdienste. — Um die Eitelkeit zu vermeiden, haben schon die ersten Mönche die Kapuze getragen und wenn sie zum Essen zusammen kamen, herunter geschlagen, damit Niemand sehen könne, ob er esse, ob er viel oder wenig esse, oder ob er faste.

Wer auf seine Tugend eitel ist, fällt in Sünde.

Es war ein Einsiedler, welchem Gott die Herrschaft über die wilden Thiere gab. Einst sah er, daß einige Altväter am Wege entkräftet lagen. Um ihnen zu zeigen, wie heilig er sei und was er bei Gott gelte, befahl er den Waldeseln hinzugehen und die Entkräfteten zu ihm herzutragen. Als dieß der heilige Antonius erfuhr, drückte er sich über diesen Mönch so aus: Er scheint mir einem Schiffe ähnlich, das mit allerlei Gütern beladen ist; man weiß aber noch nicht, ob es damit in den Hafen gelangen werde oder nicht. Nach einiger Zeit fing der heilige Antonius plötzlich an zu weinen, er riß sich die Haare aus und trauerte sehr. Seine Jünger fragten: Vater, warum weinest du? Er antwortete: Es ist jetzt eine große Säule der Kirche gefallen. Er meinte aber den Mönch und fügte noch bei: Gehet zu ihm hin und sehet, was geschehen ist? Seine Jünger fanden ihn auf einer Matte sitzend, wie er seine Sünden beweinte, die er gethan hatte. Als er die Jünger des Antonius erblickte, sprach er zu ihnen: Saget dem Altvater, daß er Gott für mich nur um Aufschub von zehn Tagen bitten wolle, denn ich hoffe, in dieser Zeit Gott Genugthuung leisten zu können. Er starb aber innerhalb fünf Tagen.

Eitelkeit wird von Gott bestraft.

Das bei dem Handelsmann Michael Fischel in Wien bedienstete Stubenmädchen Rosa Maier wollte am Sonntage Abends mit ihrem Geliebten zum Schwender gehen, um sich daselbst bei Musik und Tanz recht fidel zu unterhalten und suchte sich zu diesem Ausgang, so gut wie möglich, recht frisch

herauszuputzen. Unter Anderm brannte sie sich auch, um heute nur ja recht unwiderstehlich zu sein, ihr Haar, darin aber ungeübt, ließ sie die Brenneisen zu heiß werden. Als sie dieselben nun an die mit wohlriechendem flüchtigen Oele geschmierten Haare brachte, fingen diese plötzlich fürchterlich zu brennen an. Unter fürchterlichem Schreien lief sie im Zimmer händeringend und jämmerlich zu Gott rufend umher, das Feuer theilte sich ihrem Obergewande mit und bevor Hilfe herbeikam, hatte das Feuer schon furchtbare Verheerungen angerichtet; ein Auge war ihr ganz ausgebrannt, das Gesicht, die Schultern und die Hände mit furchtbaren Brandwunden bedeckt. Statt Musik und Tanz herrscht Wehklagen im Hause. Die Eitelkeit hatte wieder einmal ein schreckliches Opfer gefordert.

Eitelkeit in Betreff der körperlichen Schönheit von Gott bestraft.

Eines venezianischen Herzogs Gemahlin von bürgerlichem Stande aus Konstantinopel hat so große Eitelkeit gehabt, daß sie sich nur mit Himmelsthau gewaschen, welchen ihre Bedienten des Morgens von den Blüthen auffammeln mußten. Ihr Zimmer mußte riechen nach Bisam, Zibet, Aloe u. s. w. Gott hat diese Zibetkatze bald gestraft, indem sie eine so stinkende Krankheit bekam, daß es um sie Niemand aushalten konnte. Nur eine geruchlose Magd hat sie bedient. In diesem Gestanke starb sie dahin.

Das der Eitelkeit bestimmte Geld gebe man den Armen.

Der Herzog von Blakos, Minister Ludwigs XVIII., kaufte im Oktober 1856 seiner Frau zur Ueberraschung ein Brillantendiadem im Werthe von einer Million Franken. Die bescheidene fromme Frau wollte dieses kostbare Geschenk nicht tragen. Was werden die Armen dazu sagen, wenn ich so viel Geldeswerth an mir trage? sprach sie zu ihrem Manne. Sie trug es unter der Bedingung, daß ihr Mann gestatte, jedesmal zehn tausend Franken in die Armenkasse zu legen, so oft sie es trage. Einer ihrer Söhne ist Jesuit und ertheilte ihr selbst die heiligen Sterbsakramente.

Elend.

Elend, ein Beispiel.

Als Napoleon mit seiner Armee aus Moskau und Rußland floh, da sah man Elend über Elend in der französischen Armee. Sie hatten es verdient, durch ihre gottlosen Frevel und Gräuel. Anfangs ging der Rückzug noch ordentlich, aber noch jenseits Kaluga warf der russische General Kutusow die Flüchtlinge auf ihre alte Straße, auf welcher sie nach Moskau gezogen waren, eine Wüste, weil sie früher selbst Alles verbrannten, zerstörten und verwüsteten. Bald hatten sie für die Pferde kein anderes Futter, als Stroh von den Dächern der Bauernhütten, die noch am Wege standen. Viele Pferde fielen um. Napoleon war immer einen Tagmarsch voraus und ließ in der Verblendung Alles zerstören, was seinen Truppen zur Erquickung hätte dienen können. Bei

Borodino lagen zwanzigtausend von Hunden und Raubvögeln benagte Gerippe der Franzosen. Ein Franzose, der beide Beine verloren hatte, lebte nach zwei Monaten noch, kroch zwischen den Leichen umher, nährte sich von den Kräutern eines nahen Baches und von den Brodkrumen aus den Taschen der Gefallenen und schlief des Nachts in dem Gerippe eines Pferdes, dessen faules Fleisch er als Pflaster auf seine Wunden legte. Ein menschenfreundlicher General, der den Armen sah, nahm ihn mit sich in seinen Wagen. Auch die Generale hatten Nichts als Pferdefleisch. Nun hüllte sich auch die Sonne in schwarze Wolken, Tag und Nacht fluthete der Schnee hernieder, der Wind raste, die Kälte stieg auf zwanzig Grad. Jetzt fielen die nur in Lumpen gehüllten Franzosen zu Tausenden nieder und wurden mit Schnee bedeckt; die vielen Leichen gaben der Landschaft die wellenförmige Gestalt eines Gottesackers. Schaaren von Hunden, die von Moskau mitkamen, lebten nur von gefallenen Menschen und Thieren und heulten schon um die Lebenden her, als freuten sie sich auf deren baldigen Tod.

Zu Smolensk konnte man nicht alle Kranken unterbringen, man machte ihnen Feuer auf den Straßen an oder legte sie auf Wagen und am andern Morgen waren die Meisten erfroren. Von Smolensk bis an den Fluß Berescina verhungerten und erfroren vierzigtausend Franzosen; die Kranken blieben hilflos am Wege liegen; dabei wurden sie von allen Seiten von den Kosaken angegriffen. Ehe sie die Berescina erreichten, hatten die Russen vierzigtausend gefangen, obschon die Franzosen alle Dörfer hinter sich anzündeten und darin ihre eigenen Verwundeten verbrannten. Der Rest der Franzosen bei Borisow betrug siebenzigtausend Mann, meist solche, die nicht nach Moskau gekommen waren. Ueber die Berescina wurden zwei Brücken gemacht, eine für Fußgänger, die andere für Wagen. Die, an welchen noch nicht die Reihe zum Abmarsch war, machten sich Feuer an, welches schwer zu bewerkstelligen war; die ein Feuerchen besaßen, jagten jeden Kameraden davon, der sich ihm nähern wollte. Andere schlugen sich um ein Bund Stroh, um ein Stück Brod oder Pferdefleisch. Nun brach eine Brücke und zu gleicher Zeit erschienen die Russen; die Angst löste alle Ordnung auf, Alle drängten sich über die einzige Brücke, die Kranken und Schwachen wurden von den Gesunden verdrängt und in den Fluß gestossen, der nur halb zugefroren war; Andere geriethen den Uebrigen unter die Füße und wurden zertreten. Einige Gefallene hatten noch Kraft genug, ihre Zertreter an den Beinen zu fassen und zogen sie mit sich in den Tod. Verzweiflung bemächtigte sich Aller; viele Tausende sprangen auf eine Eisscholle, aber die meisten ertranken, da das Eis unter ihnen brach. Viele Hundert Menschen wurden unter den Kanonen gerädert. Von den siebenzigtausend Franzosen erreichten nur dreißigtausend das andere Ufer der Berescina; die andern vierzigtausend fielen den rachsüchtigen Russen in die Hände, wurden nackt ausgezogen und erfroren. Alle aus Moskau geplünderten Kostbarkeiten gingen hier verloren. Noch ehe man Wilna erreichte, löste sich alle Ordnung auf; Offiziere und Gemeine kümmerten sich um einander nicht mehr; in Lumpen gehüllt, zog Jeder schweigend weiter, bis er niedersank. Ueber den Ermatteten

fielen gleich die Gesunden her, entkleideten ihn ohne Schonung, obgleich er Mord rief und zogen seine Lumpen über die ihrigen an. Des Nachts zündete man ganze Häuser an, um sich zu wärmen, und Viele, die sich nahe umhersetzten, konnten beim Zunehmen der Gluth nicht wieder aufstehen und verbrannten. Andere, die durch die Kälte völlig wahnsinnig geworden waren, brieten die Leichen ihrer Kameraden, um sie zu essen, oder benagten ihre eigenen Hände; wieder Andere liefen lachend in's Feuer hinein und verbrannten unter gräßlichem Geschrei. Die Schaaren der Unglücklichen verstopften zu Wilna die Thore und starben beim Eintritte in die Stadt; die Nachkommenden mußten über Berge von Leichen in die Stadt steigen. Die sich einquartieren konnten, betranken sich nun in Branntwein; aber noch in der Nacht kamen die Kosaken; was laufen konnte, lief zum entgegengesetzten Thore hinaus; die Betrunkenen fielen den Kosaken gleich in die Hände oder wurden von den jüdischen Wirthen niedergemacht. Auf dem ferneren Zuge bis zum Niemen schliefen die Meisten noch hier und dort auf dem Schnee ein und erwachten nicht wieder, weil sie zu viel Branntwein getrunken hatten. Von den fünfmalhunderttausend Franzosen, die vor sechs Monaten über den Niemen gegangen waren, sahen nur zwanzigtausend Deutschland wieder und zwar meist nur Solche, die nicht in Moskau waren. Ihre geschwollenen Beine, ihre weggefrornen Nasen und Ohren verkündeten allen Völkern, daß ein gerechter Richter und Herrscher im Himmel wohne, welcher den Stolz zu demüthigen und die Gottlosigkeit zu züchtigen weiß.

Engel.

Schutzengel, ihr Thun um uns.

Die heilige Franziska von Rom sah ihren Schutzengel fortwährend neben sich. Er stand unausgesetzt zu ihrer Rechten, und wenn sie ihn anzuschauen versuchte, war ihr nicht anders, als Einem, der in die Sonne sieht. Sie genoß aber seines Anblickes nicht bloß, wenn sie in ihrer Kammer dem Gebete oblag, sondern auch auf der Straße, in der Kirche, in Gesellschaft mit Anderen. Ließ sich in ihrer Gegenwart Einer der Anwesenden ein Vergehen zu Schulden kommen, dann bedeckte er schamhaft mit beiden Händen sein Antlitz. Bei dreifach verschiedener Gelegenheit war ihr gestattet, ihn schärfer anzusehen: einmal, wenn sie betete; dann, wenn sie von den unreinen Geistern gepeinigt wurde; endlich, wenn sie mit ihrem Beichtvater über ihn redete. Bei seinem Lichtglanze konnte sie des Nachts, wie am hellen Tage, in ihrem Buche beten. Angesicht und Auge hielt er immer gegen Himmel gerichtet; er erschien ihr immer jugendlich, wie ein neunjähriger Knabe, die Hände vor der Brust gekreuzt, das Haar kraus und goldgelb, auf die Schultern niederfließend. Er war gekleidet in ein schneeweißes Gewand, darüber ein Levitenröcklein, bis zu den Knöcheln; die Füße waren sauber, auch wenn sie mit ihm durch kothige Straßen ging; sie legte ihm manchmal die Hände auf's Haupt, fühlte dann zwar nichts, aber ihr Herz wurde in Liebe Gottes entzündet. Anfangs geschah es, daß, wenn sie beim Drange ihrer Hausgeschäfte, oder bei dem vielfältigen Zuspruche der Leute,

einen Verdruß empfand, oder in eine Unvollkommenheit fiel, der Engel sogleich von ihr wich; wodurch gewarnt, sie unverzüglich ihre Schuld erkannte, sie reumüthig abbat, worauf er zu ihrer Freude mit neuer Anmuth zurückkehrte. Wenn sie in Trübsalen allzu traurig war, wich er auch von ihr, aber nur so lange, bis sie sich ganz in Gottes Willen ergab. Der Engel war auch ihr Lehrer und Führer in aller Tugend, und trug Sorge, daß sie nicht von allzu großem Eifer hingerissen, in Bußwerken zu viel thue oder mit zu heftigem Ungestüm dem Guten zustrebe. Wollte er ihr ein göttliches Geheimniß offenbaren, dann bewegte er Augen und Lippen und sie vernahm eine gar liebliche, wie von fernher tönende Stimme. Drängten sie die bösen Geister, dann heftete er die sonst immer gegen Himmel gerichteten Augen auf sie, und über diesen Anblick entwich alle Sorge aus ihrer Seele; oder er trieb die bösen Geister mit einem bloßen Schütteln seines strahlenden Hauptes in die Flucht.

Engel dienen den Menschen zum Seelenheil.

Der heilige Posthumius war ein rechtschaffener Heide, der von Gott nichts wußte. Ein Engel belehrte ihn über Gott und über die Nothwendigkeit der Taufe. Einst trat er zum Posthumius ein, als er Stricke drehte und sprach: Willst du, so führe ich dich zu einem Priester Gottes, daß er dich taufe. Posthumius antwortete: Heiliger Gottes! das wünsche ich und es freut mich sehr, daß du mir den Weg Gottes vollständig zeigest. Da ergriff ihn der Engel bei den Haaren und führte ihn zum Bischof Priscus und sagte ihm: Lehre diesen den Weg des Herrn und taufe ihn im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da der Priester das hörte, freute er sich sehr, ohne zu wissen, daß der ein Engel Gottes sei, der diesen Mann zu ihm geführt hat. Der Engel nahm jetzt eine glänzende Gestalt an und seine weißen Kleider und sein Angesicht blendeten die Augen des Priesters. Ergriffen von Schrecken fiel der Priester auf die Erde, aber der Engel richtete ihn auf und sprach: Ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht; ich mußte dir die Herrlichkeit Gottes offenbaren, damit du diesen Mann das Wort Gottes lehrest und zu seinem Heile unterrichtest, damit er ewig vor Gott lebe. Nach diesen Worten verließ er ihn.

Engel stehen uns in Versuchung bei.

Einst wurde Abt Moyses von der Unzucht heftig angefochten und da er nimmer in seiner Zelle bleiben konnte, machte er sich auf den Weg und zeigte dieß dem Abte Isidorus an; dieser Altvater bat ihn aber, wieder in seine Zelle zurückzukehren. Jener aber sagte: Ich kann nicht, mein Vater! Da nahm ihn Isidorus mit sich in den oberen Theil des Hauses und sprach zu ihm: Blicke gegen Sonnenuntergang. Und er sah eine Menge von Teufeln in größter Unordnung sich zum Angriffe rüsten. Nun sagte Isidorus abermal: Blicke gegen Sonnenaufgang. Und Moyses sah eine unzählbare Menge von Engeln in der Glorie. Hierauf sagte Isidorus: Siehe, diese sind es, welche uns zum Beistande gesendet wurden, rufe sie an; Jene aber, die sich im Westen erheben,

fechten uns an; es sind also mehrere für uns, als wider uns. Fasse Vertrauen und rufe die heiligen Engel an. Hierauf dankte Moyses dem Herrn, faßte Vertrauen und kehrte in seine Zelle zurück, mit frischem Muthe gegen die unkeuschen Anfechtungen kämpfend.

Engel stehen der Seele des sterbenden Gerechten bei und holen sie ab.

Ein heiliger Einsiedler bat einst Gott, ihm die Seele eines Sünders und eines Gerechten im Sterben zu zeigen. Da hieß ihn Gott in ein Kloster gehen, wo eben ein Mönch im Sterben lag. Die ganze Stadt hielt ihn für einen Heiligen und trauerte. Als nun die Stunde seines Hinscheidens gekommen war, sah der Einsiedler einen höllischen Geist zum Sterbenden eintreten und er hörte die Stimme Gottes: Weil diese Seele mich nicht eine Stunde ruhig in sich wohnen ließ, so sollst du sie jetzt ohne Erbarmen in Besitz nehmen. Der Teufel peinigte sie noch mehrere Stunden lang und nahm sie dann mit sich in die Hölle. Hierauf ging der Einsiedler in die Stadt und sah einen Fremden krank auf der Straße liegen, ohne daß ihm Jemand beigestanden wäre; er blieb daher einen Tag lang bei ihm. Als die Stunde kam, da er verscheiden sollte, sah er zwei Engel vom Himmel herabsteigen; der Eine setzte sich zur Rechten, der Andere zur Linken und warteten, bis die Seele den Leib verlassen würde. Die Seele zögerte aber abzuscheiden, bis sie den Gesang der Himmlischen vernahm; alsdann fuhr sie aus und wurde von den Engeln mit Freuden in den Himmel getragen.

Schutzengel von Cäcilia gesehen.

Die heilige Cäcilia war eine christliche Jungfrau aus dem dritten Jahrhunderte. Sie hatte Christo ihre Jungfräulichkeit gelobt, wurde aber von ihrem heidnischen Vater gezwungen, den Jüngling Valerianus zu heirathen. Die Ehe ward mit großen Festlichkeiten gefeiert, die ganze Familie war beglückt, Cäcilia allein blieb traurig und still. Am Abende ihrer Hochzeit sagte sie zu ihrem Bräutigam Valerianus: Wisse, daß ein Engel des Herrn mich begleitet und sorgsam über meinen Leib wacht. Wenn du meine Jungfräulichkeit nicht achtest, fürchte ich, daß er dir das Leben nimmt. Wenn du mich dagegen mit einer keuschen Liebe liebest, wird er dir eben so große Gunst gewähren als mir. Laß mich diesen Engel sehen und ich will dir glauben, entgegnete Valerianus. Cäcilia sagte: Es gibt einen Greis, der die Menschen reinigt und sie würdig macht, den Engel Gottes zu sehen; gehe aus der Stadt auf die Appische Straße, wo du Bettler finden wirst; zu diesen spreche: Cäcilia sendet mich zu euch, daß ihr mich zu dem Greis Urbanus führet. Valerianus that so. Urbanus unterrichtete ihn im Christenthum und taufte ihn. Als der Neubekehrte nach Rom zurückkam und in das Brautzimmer trat, erblickte er Cäcilia im Gebete und ihr zur Seite den Engel Gottes, umgeben von Lichtstrahlen, der zwei Kronen hielt, die mit Lilien und Rosen, der Farbe der Keuschheit und des Marterthums umschlungen waren; sie erfüllten das Zimmer mit dem ange-

nehmen balsamischen Duft der Blumen. Die eine Krone gehörte für Cäcilia, die andere für ihn. Später wurden Beide um Christi willen gemartert.

Die heiligen Engel beschützen den Unschuldigen und Gerechten.

Der heilige Chremes hatte ein Kloster gebaut. Unter den Vielen, die um Aufnahme baten, waren auch solche, welche bald von ihrem ersten Eifer abließen und des strengen Lebens überdrüßig wurden. Der Teufel hetzte jene laugewordenen Brüder auf, den strengen Chremes aus der Welt zu schaffen. Sie faßten den Plan, ihren Vorsteher über den Felsen hinabzustürzen und führten ihn aus. Der gütige Gott sandte seinem treuen Diener seine Engel, die ihn unverletzt am Fuße des Berges niederließen. Der heilige Mann sammelte einen Bündel Holz und ging damit ruhig in's Kloster zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Die bösen Brüder erstarrten vor Entsetzen; sie wußten nicht, ob sie träumten oder wachten; ob sie den Geist des Chremes sähen oder ihn selbst. Da sie endlich zu sich kamen, fielen sie vor ihm auf die Kniee, baten um Verzeihung und besserten sich; er aber verzieh ihnen und gab Allen den Friedenskuß.

Die heiligen Schutzengel warnen durch Einsprechungen.

Die heilige Aszelina war von Kindheit an ein unschuldiges Mädchen und gelobte Gott ewige Jungfrauschaft. Schon als Kind wurde sie von ihrem Schutzengel gewarnt, wenn sie etwas nehmen wollte, was ihr nicht gehörte, z. B. eine Nadel, einen Apfel; sie fühlte, daß sie Jemand am Kleide zurückhielt, auch hörte sie eine Stimme sagen: Laß bleiben, es ist nicht gut für dich! obschon kein Mensch im Zimmer zu sehen war. Als sie zur Jungfrau herangewachsen war, verliebte sich ein Jüngling in sie und machte ihr den Antrag, sie im Gesange zu unterrichten, um mit ihr allein zu sein. In ihrer Taubeneinfalt argwöhnte sie nichts Böses und sagte zu. Da kam ein armer Bettler zu ihr, der ihr die schlechten Absichten dieses vorgeblichen Freundes entdeckte und zu ihr sprach: Sei auf der Hut, Tochter! der Teufel stellt dir nach und sucht dich durch diesen Jüngling zu verderben! Erschrocken darüber, theilte sie sogleich die Sache ihrer Mutter mit. Der Bettler war aber verschwunden; Niemand hatte ihn kommen oder gehen sehen; es war der Schutzengel der unschuldigen Jungfrau, welcher sie zu rechter Zeit gewarnt hat.

Wie die Nähe der guten und bösen Engel auf uns wirkt.

Der heilige Antonius spricht aus eigener Erfahrung also: Die guten Engel zanken nicht und schreien nicht; sie eilen still und sanft und gießen Freude, Frohlocken und Vertrauen in unser Herz; denn mit ihnen ist Gott, welcher die Quelle und der Ursprung der Freude ist. Da wird unser Gemüth von einem sanften und ruhigen Lichte erleuchtet; die Seele möchte mit ihnen in den Himmel fliegen. Wenn wir über ihren Glanz erschrecken, so ve[illegible] sie sogleich die Furcht. Die bösen Geister dagegen haben trotzige Gesich[illegible]achen Getöse, erregen unreine Gedanken, und benehmen sich, wie zuchtlose Jungen.

Sie erschrecken die Seele und betäuben die Sinne; sie flößen einen Haß gegen die Religion, Gram und Eckel am geistlichen Leben, Erinnerung an Verwandte, Furcht vor dem Tode, böse Begierden, Ermüdung in der Tugend und Stumpfheit des Herzens ein. Wenn also auf die Furcht, Freude, Vertrauen und Liebe Gottes folgt, so wisse man, daß Hilfe gekommen, weil die Ruhe der Seele das Zeichen der Gegenwart Gottes ist.

Die heiligen Engel heilen Kranke.

Ein Engel heilte des heiligen Bischofs Cutbertus schadhafte Kniescheibe; dem seligen Friedrich gibt er die Gesundheit; den Chromatius erlöset ein Engel von den Schmerzen des Podagra; den halbgesottenen Marthrer Konstantin stellt der Engel her; der heiligen Macra heilte er die zerrissene Brust; als man dem seligen Johann Angelus Ader gelassen, hielt ein Engel das Becken, der andere das Licht. Dem heiligen Johann von Gott halfen die Engel Spitaldienste thun; sie kehrten die Zimmer aus, gaben den Kranken Arznei, und leisteten ihnen alle Dienste, die sie nöthig hatten.

Der englische Gruß ist Mariä sehr lieb.

Die heilige Mechtildis sprach einst zu Maria: O Maria, wenn ich Dich nur mit einem Gruße zu grüßen wüßte, den noch kein menschliches Herz erdacht hat, das thäte ich am liebsten. Zur Stunde erschien ihr Maria und trug auf ihrer Brust den englischen Gruß mit goldenen Buchstaben geschrieben; wobei sie sprach: Ueber diesen Gruß hinaus ist noch Niemand gekommen, auch ist mir kein Gruß angenehmer, als jener, womit mich der ewige Vater durch seinen heiligen Engel grüßen ließ.

Der englische Gruß und seine Ablässe.

Der englische Gruß ist so alt, als das Evangelium, aber die Gewohnheit, ihn in der gegenwärtigen Weise zu beten, ist beinahe achthundert Jahre alt. Als nämlich die Kreuzfahrer den Sarazenen das heilige Land zu entreißen suchten; verordnete Pabst Urban auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1095, daß man alle Tage des Morgens, Mittags und Abends die Glocken läuten und den englischen Gruß beten solle, um den Schutz Mariä auf die Kreuzfahrer herabzurufen. Auf diese Andachtsübung verlieh Pabst Johann XXII. 1318 einen Ablaß von zehn Tagen für Alle, welche sie andächtig verrichten. Pabst Benedikt XIII. verlieh 1724 allen Christgläubigen, die beim Zeichen der Glocke Morgens, Mittags und Abends täglich den englischen Gruß beten, einen vollkommenen Ablaß einmal des Monats an dem Tage, an welchem sie reumüthig beichten und die heilige Communion empfangen und für die Kirche beten; dann einen Ablaß von hundert Tagen, so oft sie reumüthig dieses Gebet verrichten.

Digitized by Google

Den englischen Gruß soll man gewissenhaft beten.

In einem Cisterzienserkloster war ein Laienbruder so geistesschwach, daß man ihm kein anderes Gebet beibringen konnte, als bloß die Worte: Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade! Uebrigens sprach er sie so gerne, und so oft er nur konnte, daß nach seinem Tode aus seinem Grabe ein unbekannter Baum aufwuchs, der auf seinen Blättern dieselben Worte in Gold geschrieben hatte. Diesen Baum haben Unzählige gesehen, so daß, als der Bischof kam, um Zeuge des Wunders zu sein, und ringsum aufgraben ließ, man fand, daß des Baumes Wurzeln vom Munde des frommen Bruders ausgingen. Sobald man dieß aber in Augenschein genommen, verdorrte der Baum.

Der englische Gruß ist Gott sehr lieb.

Der gottselige Johannes Ximenes war ein Laienbruder der Gesellschaft Jesu. Wenn zum englischen Gruße geläutet wurde, so fiel er, auch noch so beschäftigt und wo er immer war, sogleich auf die Knie und betete den englischen Gruß. Gott wollte auch durch ein Wunder bezeugen, wie sehr ihm dieß gefalle. Als nämlich die Gesellschaft Jesu eine Kirche in der Stadt Saragossa baute und Johannes mit einem Bruder einen großen, behauenen Stein über das Gerüste hinaufwälzte, wurde gerade zum englischen Gruße geläutet. Sie waren mit dem Steine eben am Rande des Gerüstes angelangt. Johannes ließ den Stein aus, fiel auf die Knie und betete, ohne daran zu denken, daß der Stein über die Stufen des Gerüstes hinabstürzen könnte; nach seinem Beispiele that auch sein Gefährte. Und siehe da, der Stein blieb ohne Halt liegen, ohne von der Stelle zu weichen. Nachdem beide das Gebet beendet, wälzen sie den Stein mit einem Ruck auf seinen Platz zum Staunen Aller, die es sahen.

Den englischen Gruß zu beten, soll man sich nicht schämen.

Der gottselige Pater Ignatius Martinetz aus der Gesellschaft Jesu begnügte sich bloß mit dem Religionsunterrichte kleiner Kinder. Einen kleinen Stab in der Hand, ging er durch die Straßen von Koimbra und rief die kleinen Kinder zur Christenlehre zusammen, die dem guten Manne gerne folgten und seinen Worten mit kindlicher Wißbegierde lauschten. Eines Tages erklärte er wieder den Katechismus. Unter seinen Zuhörern fanden sich auch Erwachsene ein. Als zum englischen Gruße geläutet wurde, betete er ihn laut mit den Kindern; aber die Erwachsenen schämten sich, ihn laut zu beten. Doch Gott wollte zeigen, wie angenehm ihm der Gruß seiner heiligen Mutter sei. Da Niemand den Gruß beten wollte, erhob plötzlich ein sechs Monate altes Kind seine Stimme, richtete sein Haupt empor und betete den englischen Gruß laut und deutlich zum Staunen aller Anwesenden.

Der englische Gruß von Soldaten gebetet.

Der Jesuitenpater Thomas Saillies liebte Maria sehr. Im dreißigjährigen Kriege begleitete er das katholische Heer auf seinen Feldzügen. Er

predigte den Soldaten und ermahnte sie, Maria zu verehren und auf sie ihr Vertrauen zu setzen. Von dem Herzog von Parma, welcher damals die katholischen Spanier befehligte, erlangte er, um die Verehrung der allerseligsten Jungfrau unter den Soldaten zu befördern, den Armeebefehl, daß früh Morgens der englische Gruß durch Trompetenschall gemeldet wurde. Obwohl er viele Jahre bei Schlachten, Gefechten und Belagerungen zugegen war, und viele Soldaten im Kampfe neben sich fallen sah, denen er dann ein tröstender Engel im letzten Kampfe war, obwohl die Kugeln ringsum sausten, blieb er doch selbst unverwundet. Er bekannte, daß er diesen Schutz der allerseligsten Jungfrau zu verdanken habe.

Den englischen Gruß soll man fleißig beten.

Die gottselige Germana Cousin legte von zartester Kindheit an eine zarte Liebe und Andacht zur Mutter Gottes an den Tag. Maria war ihr Vater und Mutter und Alles. Das Gegrüßt seist du Maria war für sie eine unversiegbare Quelle von Trost und Wonne. Sie betete es besonders mit zarter Andacht zu den Stunden, da die Gläubigen den Gebrauch haben, den englischen Gruß zu beten. Sobald sie den ersten Schlag der Glocke hörte, fiel sie voll Ehrfurcht auf der Stelle, wo sie sich eben befand, auf die Knie nieder. Diese fromme Uebung beobachtete sie mit solcher Treue, daß man oft sehen konnte, wie sie mitten im Schnee oder in dem Schmutze niederkniete, ohne sich Zeit zu nehmen, eine bessere Stelle zu suchen. Und wenn die Glocke gerade in dem Augenblicke ertönte, da sie den Bach durchschritt, der durch die Fluren ihres Wohnortes lief, ließ sie sich, ohne zu zögern, im Wasser auf die Kniee nieder und verrichtete ihr Gebet. Dafür belohnte sie auch Maria mit einer großen Geduld gegen die Bosheit ihrer Stiefmutter, mit Liebe zu den Armen, denen sie, selbst arm, ihr Essen gab, und mit einem seligen Tod.

Erbsünde.

Die Erbsünde im Kinde als Anlage zu allen Sünden.

Alle, die von Adam abstammen, sind mit der Erbsünde behaftet; deßwegen können selbst Kinder nicht selig werden, weil sie wahrhaft Sünder sind und der Zorn Gottes auf ihnen ruht. Das neugeborne Kind hat zwar noch keinen Verstand, es kennt weder Gutes noch Böses, kann also auch noch keine persönliche Sünde begehen; gleichwohl ist es in Gottes Augen ein Sünder; denn es liegt in ihm die traurige Anlage zu jeder Sünde und nicht nur die Anlage, sondern selbst der Hang dazu. Diese Anlage bedarf nur der Entwicklung des Verstandes, der Leibeskräfte und der Anreizung und Gelegenheit zur Sünde. Das Kind ist also in Gottes Augen ein Sünder und des Verlustes des Himmels würdig; es gleichet dem Eie einer Schlange oder eines Krokodils, eines Alligators; dieses Ei ist weder Schlange noch Krokodil, es hat noch weder Menschen noch Thiere getödtet; es hat weder Zähne noch Gift, noch Magen, um zu beißen, zu tödten, zu verschlingen; es hat weder Bewegung noch Gefühl.

Gleichwohl wird schon das Ei eines solchen Thieres von den Menschen verabscheut, zerstört, mit einer Art Zorn zertreten; denn wenn es auch vor der Hand noch unschädlich ist, so wird es doch ganz gewiß, wenn es auskommt, eine giftige Schlange oder ein gefährliches Ungeheuer werden. Mithin liegt die Anlage zur Giftbildung und die Neigung zum Morden und Verschlingen schon im Ei, obgleich noch unentwickelt. Diese Anlage, dieser Hang bedarf nur der Entwicklung und Ausbildung des Thieres, so entsteht er mit dem Thiere von selbst. So ist es auch mit der Erbsünde im Menschen; das Kind denkt und thut noch nichts Böses; aber es trägt die Anlage und Neigung in sich, alles mögliche Böse zu thun; es wird dieses einst gewiß thun, wenn es nicht in der heiligen Taufe wiedergeboren wird.

Die Erbsünde erzeugt den Hang zu den sieben Hauptsünden.

Die mit der Erbsünde befleckte Seele gleichet dem Bleimetalle. Dieses ist ein sehr nützliches und brauchbares Metall; kömmt es aber mit Säuren in Berührung, so löset es sich auf und diese neue Verbindung wird für den Menschen ein schmerzlich tödtendes Gift. So ist auch die Seele zu sieben Seelengiften, zu den sieben Hauptsünden geneigt, wenn ihr Reizungen, scharfe Versuchungen und Gelegenheiten dazu dargeboten werden und diese sieben Hauptsünden zerstören das leibliche und geistige Wohl des Menschen, sie berauben ihn des ewigen Lebens und ziehen ihm die ewige Verdammniß zu.

Wirkung der Erbsünde auf Verstand und Willen.

Jedes Thier hat den besten Verstand in seiner Art, für seine besondere Bestimmung, wozu es Gott erschaffen; diese seine Bestimmung lernt es alsobald begreifen und kommt ihr pünktlich nach; so die Biene und alle Thiere. Der Mensch besaß vor der Sünde auch den besten Verstand, um seine Bestimmung, um Gott zu erkennen und den besten Willen, dieser Bestimmung nachzukommen, Gott zu lieben, zu ehren, ihm zu dienen, um dießseits und jenseits selig zu sein; aber durch die Erbsünde wurde der Verstand verdunkelt, der Wille geschwächt; mithin auch die Glückseligkeit getrübt, zerstört.

Die Erbsünde macht den Menschen vor Gott abscheulich.

In den Zeiten der Christenverfolgung lebte in der Stadt Alexandria eine Jungfrau Namens Katharina, welche später als Martyrin starb. Dieselbe hatte alle Eigenschaften, die sich ein Mensch auf der Welt nur wünschen mag; sie war von fürstlichem Geschlechte, außerordentlich schön, zeigte in Allem ein würdiges, edles Benehmen und zeichnete sich zugleich aus durch erstaunliche Kenntniß in allen damaligen Wissenschaften. Nur in Einem war sie ganz unwissend und blind, in der Lehre des Christenthums und glaubte eben wie die andern Heiden an die falschen Götter. Da sah sie einmal im Schlafe eine Königin von unbeschreiblicher Schönheit mit einem Kinde auf dem Arme, das ebenso wunderschön war. Die Mutter deutete auf Katharina und sprach zu dem Kinde: „Wie gefällt Dir diese Jungfrau, willst Du sie nicht zu Deiner

Braut?" Da wendete das Kindlein mit der Miene des Abscheues das Gesichtlein weg und sprach: „Sie ist nicht schön, denn sie ist nicht getauft." Hierauf erwachte Katharina. Das Traumbild hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß das heftigste Verlangen nach dem holdseligen Kinde und nach seinem Wohlgefallen ihr ganzes Herz erfüllte. Dadurch fühlte sie sich angetrieben, im Christenthume sich unterrichten und taufen zu lassen. Als sie getauft war, zeigte sich ihr im Schlafe abermals die Himmelskönigin mit dem göttlichen Kinde, aber in ganz anderer Weise. Denn das Kind neigte sich von selbst, ungefragt und unaufgefordert mit höchst freundlichem Lächeln zu Katharina herab und steckte ihr einen kostbaren Ring an den Finger. Sie wurde später als Christin gerädert und mit dem Schwerte enthauptet.

Erdäpfel.

Die Einführung der Erdäpfel in Europa ein Beweis der göttlichen Vorsehung.

Die Kartoffeln stammen angeblich aus Virginien, wenigstens fand sie hier der Engländer Franz Drake und brachte sie 1586 nach England. Von da kamen sie nach Frankreich und wurden 1616 an der königlichen Tafel als Seltenheit verspeist. Ihre Verbreitung erfolgte langsam und Irland hat sie gleich am eifrigsten angebaut. Nach Deutschland kamen sie erst gegen 1650. Daß man sie so leicht pflanzen kann, sogar aus den Keimen; daß sie jedes Klima und jede Bodenart vertragen; daß sie als Gemüse, auch täglich genossen, keinen Eckel erzeugen, wie andere Gemüse, und von Kindern und Erwachsenen allen Gemüsen vorgezogen werden; daß sie sich endlich zu Brod, zu Brei, zur Zuspeise, zur Stärke benützen lassen und sogar Branntwein geben, macht sie sehr schätzenswerth und magere Länder sind nur durch sie ziemlich vor Hungersnoth gesichert. Sie sind ein wahres Geschenk der göttlichen Vorsehung, die sie bei uns gerade zu einer Zeit einführte, wo sich die Menschenzahl beinahe verdoppelte. Was sollten die armen Fabriksarbeiter und Gebirgsbewohner essen, wenn die Erdäpfel nicht wären; besonders wenn die Fabriken still stehen und der Verdienst stockt, wie es so häufig geschieht. Man denke an die Jahre 1816 und 17, wo der Strich Korn 50 fl. W. W. gegolten hat.

Die Erdäpfelfäule eine Strafe Gottes.

In Frankreich im Departement der Isere liegt die Stadt Corps und in einer Entfernung von drei bis vier Stunden befindet sich der Berg Salette mit einer Plattform und zehn kleinen Dörfern, gegen sechstausend Fuß über der Meeresfläche. Dort erschien Maria am 19. September 1846 zwei Hirtenkindern, einem Knaben von eilf und einem Mädchen von fünfzehn Jahren. Maria trug den Kindern auf, die Leute zur Besserung zu ermahnen, daß sie den Sonntag heiligen und in die Kirche gehen, daß sie das Fastengebot beobachten, daß sie das Fluchen und Schwören unterlassen sollen; weil sie sonst ihr göttlicher Sohn strafen würde; denn es wird sonst eine große Hungersnoth über sie kommen, das Korn würde verderben, die Kinder unter sieben Jahren

würden sterben, die Erdäpfel würden faul werden, ebenso die Trauben. Dieses mußten die Kinder bekannt machen. Die Kinder haben das, was sie gehört, vor ihren Aeltern und Dienstherren, vor dem Pfarrer, vor Weltlichen und Geistlichen, vor dem Bischof und kaiserlichen Untersuchungsrichter wortgetreu, ohne etwas hinzuzusetzen oder wegzulassen, ohne sich zu widersprechen, vor Tausenden von Zeugen wiederholt. An den Ort, wo Maria erschien, strömt seit dem Jahre 1846 eine ungeheuere Zahl von Pilgern aus allen Theilen der Welt hin.

Ereignisse.

Aus wichtigen Ereignissen des Lebens spricht Gott zu uns.

Als der heilige Franz zu Padua studirte, wurde er krank; er bekam das Fieber, dazu gesellte sich die rothe Ruhr. Man zweifelte an seinem Leben, denn die Aerzte zu Padua, die im Rufe standen, die geschicktesten von ganz Italien zu sein, wurden vergeblich herbeigerufen; ihre Wissenschaft fand kein Mittel wider die Heftigkeit seines Uebels. Da keine Hoffnung mehr erübrigte, empfing er die heiligen Sterbsakramente mit so großer Liebe Gottes, daß man fürchtete, er würde über den Empfang derselben sterben. Er verfügte noch, seinen Körper den Aerzten zu übergeben, um solchen zu anatomisiren. Nach dieser Verfügung, der einzigen, die er aus Nächstenliebe traf, schien er an Nichts mehr zu denken, was dieser Welt angehört und beschäftigte sich einzig mit himmlischen Dingen. Die Hoffnung auf die ewige Seligkeit wirkte so tief auf ihn, daß er mit einer Art Ungeduld die wenigen Augenblicke verlebte, die er nach seinem Erachten noch zu leben hatte. Als man seinen letzten Athemzug erwartete, versank er in einen wohlthätigen Schlaf, der ziemlich lange dauerte und wachte ohne Fieber auf. Diese Genesung ward als ein Wunder betrachtet, und zwar um so mehr, als er bald darauf seine Kräfte wieder erlangte und vollkommen gesund wurde. Der heilige Franz betrachtete dieses Ereigniß seiner Krankheit und Genesung mit eigenen Augen; die Genesung, die ihn der Welt zurückgab, trennte ihn von der Welt. Von dieser Zeit an faßte er den festen Vorsatz, die Welt zu verlassen und in den geistlichen Stand zu treten. Er war überzeugt, Gott habe das Leben ihm nur darum zurückgegeben, daß er dasselbe gänzlich zu seinem Dienste verwende und er könne seine Dankbarkeit ihm nicht besser, als dadurch bezeugen, daß er nur mehr für ihn allein lebe. Nichts war vermögend, von diesem Vorsatze ihn abzubringen.

Aus Lebensereignissen spricht Gott zu uns.

Der heilige Franz von Sales faßte nach seiner Genesung den Vorsatz, in den geistlichen Stand zu treten. Als er seine Studien vollendet hatte, wurde er dem Herzoge, seinem Landesherrn bekannt, der ihm wichtige Aemter anvertraute. Er verwaltete solche auf eine Weise, daß er zu noch wichtigeren erhoben ward. Zuerst wurde er zum Stellvertreter des Richters der Landschaft Bresse, hierauf zum Rathspräsidenten der Genfer Landschaft, dann zum Senator, und endlich zum ersten Präsidenten des großen Rathes zu Chambery ernannt. Man vertraute ihm die geheimsten Staatsangelegenheiten an und er leitete dieselben mit

einer Unbestechlichkeit und einem Scharfsinn, welche ihm die Achtung und das Vertrauen seines Fürsten für immer erwarben. Einige Tage nach seinem Eintritt in den Senat zu Chambery verreiste er, und es begegnete ihm ein sonderbares Ereigniß, das er sich als eine Stimme Gottes auslegte. Als er mit jenem Geistlichen, der früher sein Hofmeister war, durch den Wald zu Sonnas ritt, that sein Pferd plötzlich einen so schweren Fehltritt, daß es ihn herabwarf, wiewohl er ein tüchtiger Reiter war; das Nämliche widerfuhr ihm zum dritten Male, ehe sie aus dem Walde kamen, ohne daß er sich jedoch verwundete oder wehe that. So oft er aber das Pferd wieder besteigen wollte, bemerkte er, daß der Degen, den damals die Adeligen trugen, wegen der Heftigkeit des Falles aus der Scheide herausgefallen, ja daß selbst die Scheide aus dem Degengehenke gefallen war und daß alle drei Male der Degen und die Scheide ein so regelmäßiges Kreuz gebildet hatten, als ob Jemand ganz absichtlich solche übereinander gelegt hätte. Dieses Ereigniß stimmte den heiligen Franz zum Nachdenken und er machte seinen ehemaligen Hofmeister darauf aufmerksam. Sowohl damals als hernach war kein Mensch weniger abergläubig, als er; doch er war höchst aufmerksam auf Alles, was ihm den Willen Gottes andeuten konnte. Er glaubte nun, Gott habe durch diesen Vorfall, der in der That etwas Sonderbares an sich hatte, ihm zu erkennen geben wollen, daß er diese seine weltlichen Aemter nicht genehmige; er sei berufen, dem Kreuze zu folgen; und die göttliche Vorsehung habe dieses Ereigniß nur zugelassen, um ihn an den Vorsatz zu erinnern, den er nach seiner Genesung gefaßt hatte, die Welt zu verlassen und in den geistlichen Stand zu treten. Er eröffnete sich darüber zum erstenmale seinem ehemaligen Hofmeister und bat ihn, seinen Herrn Vater davon zu benachrichtigen und Alles aufzubieten, seine Einwilligung zu erlangen. Der heilige Franz führte auch seinen Vorsatz aus, wurde Priester, später Bischof und wirkte ungemein segenreich in diesem Stande, indem er über siebenzigtausend Kalviner zur katholischen Kirche zurückführte. Merke auf, denn auch in deinem Leben werden Ereignisse eintreten, aus denen Gott zu dir spricht. Z. B. Du bist in einer schweren Sünde, fährst mit Pferden und geladenem Wagen in einem Hohlwege, fällst, geräthst unter den Wagen, konntest ganz leicht des Todes sein und es geht mit einer kleinen Verletzung ab. Durch dieses Ereigniß spricht Gott zu dir: Gehe beichten und erhalte dich in der heiligmachenden Gnade, denn du könntest eines gähen Todes sterben.

Erfindung.

Erfindungen sind Geschenke Gottes.

Alle Erfindungen sind mittelbar von Gott, weil die Menschen größtentheils durch Zufall darauf gekommen sind und die Sache mit ihrem Nachdenken benützt und verbessert haben. Nun gibt es aber in der Welt keinen Zufall, sondern Alles, auch das kleinste Ereigniß lenkt der allwissende und allmächtige Gott, der uns auch den Verstand zum Nachdenken verliehen hat. Alle Erfindungen sind also mittelbar von Gott. Als einmal phönizische Schiffleute

am Ufer kochten, legten sie Steine unter den Kessel; darunter war zufällig ein Salpeterstein und ein Kiesel; diese schmolzen, floßen zusammen, vermengten sich mit der Asche und gaben das Glas. Der Hund eines phönizischen Hirten kam mit blutigem Maule vom Meeresufer zurück; der Hirt sieht nach, findet eine Muschel in seinem Maule, welche diese Farbe von sich gab, und nun konnte man die Purpurfarbe erzeugen.

Alle Erfindungen sind mittelbar von Gott.

Die kleine Mauerbiene macht Ziegel und mauert; der Biber zimmert und macht Wohnungen; die Termite baut Wohnungen mit verschiedenen Gemächern, Treppen, großartigen Bögen, Kuppeln und Säulenhallen und schafft in wenigen Monaten eine Stadt mit unzähligen Einwohnern; die Wespe macht Papier an Stoff und Glätte vorzüglicher, als das von Menschenhänden; die Wasserspinne besitzt eine Taucherglocke und Luftpumpe; die Raupen legen Straßen an und tapezieren sie mit Seide. Wer hat diesen Thieren den Verstand zu diesen Kunstfertigkeiten und die Geschicklichkeit dazu verliehen? Offenbar Gott der Schöpfer. So ist es auch mit menschlichen Künsten und Wissenschaften und Erfindungen; wir würden sie nicht haben, ohne Verstand und Kunstfertigkeit; diese müssen auf Erfindungen geleitet werden; Alles dieses ist Gabe des Schöpfers und Regierers der Welt. Wir dürfen also nicht stolz sein und Alles unserem Scharfsinne zuschreiben. Den eingebildeten Menschen gilt das Wort Pauli: Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, warum rühmest du dich, als ob du es nicht empfangen hättest?

Die Erfindungen erhöhen die Glückseligkeit der Menschen.

Wir sollten kein noch so einfaches Hausgeräthe in Gebrauch nehmen, ohne an Gott dankbar zu denken, der den Menschen zu den Erfindungen verholfen hat, wodurch sie die Annehmlichkeit ihres Lebens erhöhen. Als Thomas Becket noch Kanzler des Königs Heinrich II. von England war, mußte er auf einem hohen Fuße leben; täglich machten die Großen des Reiches bei ihm Aufwartung, zu welchem Behuf er seinen Vorsaal täglich im Winter mit frischem Stroh oder Heu, im Sommer mit grünem Schilfe bestreuen ließ, damit die Herren im Niedersitzen ihre schönen Kleider nicht beschmutzen möchten. So sahen im zwölften Jahrhunderte die Vorzimmer der Könige und Minister aus; sie hatten nicht einmal Stühle.

Erfindungen sind von Gott.

Das sogenannte Pfuschen galt von jeher als ein schreckliches Verbrechen bei der Zunft und sogar beim Publikum. Ein Pfuscher war der Inbegriff alles Unberechtigten und Ungeschickten. Und doch waren es nichts als Pfuscher in andere Handwerke, welche die größten Erfindungen unserer Zeit machten. Silbermann, ein Buchbindergeselle, wurde der Reformator des Orgelbaues und des Klaviers; Arkwight, ein Barbier, erfand die Spinnmaschine; Hargrave, ein Zimmermann, baute die erste Spinnjenny; Jacquard, ein Strohhuthändler,

erfand den neuen Webstuhl; Herschel, ein Musikant, erfand das Teleskop; Watt, ein Instrumentenmacher, die Dampfmaschine; Böttcher, ein Apotheker, das Porzellan; Sennfelder, ein Schauspieler, die Lithographie. Kurz, die meisten Männer, welche dem Handel und der Industrie nahe Bahnen eröffneten, waren Pfuscher im Sinne der Zunftgesetze; also waren die Erfindungen von Gott eingeleitet und angeregt.

Erlöser.

Nothwendigkeit des Erlösers.

Ein deutscher Maler hatte sich während seiner Anwesenheit in Rom in die unterirdischen Grabmäler oder Katakomben hineingewagt. Er verließ sich bei dieser Wanderung auf seine brennende Kerze und auf eine Schnur, die er am Eingange befestigte und deren Ende er in einem Knäuel aufgewunden in der Hand hielt. Als er schon tief in diese schauerlichen Wohnungen eingedrungen war, entfiel ihm plötzlich der Knäuel, und während er sich rasch bückte, um diesen zu suchen, erlosch auch die Kerze. Wie vernichtet stand er in der gräßlichen Finsterniß. Mit den Händen suchend irrte er umher, um einen Ausgang zum Tageslichte oder den verlornen Faden wiederzufinden, fand aber zu seinem Entsetzen nur Särge und Todtengebeine. Da sank er auf seine Kniee, und flehte um Rettung zu Gott. Gestärkt durch das Gebet suchte er von Neuem und plötzlich stieß sein Fuß auf einen Gegenstand. Er hob ihn auf und, o Freude! es war der verlorne Faden. Mit Hilfe desselben eilte er rasch vorwärts und endlich leuchtete ihm das Tageslicht entgegen, das er entzückt begrüßte. Wer wird wohl seine Freude und seinen Dank gegen Gott beschreiben können? In einem ähnlichen Zustande befand sich auch die Menschheit vor Christus. Sie hatte keine Kenntniß Gottes. Da erschien Jesus, das Licht seiner heiligen Religion leuchtete in der Finsterniß und zeigte den Menschen den Weg zur Rettung. Wer wird nicht gerne diese Religion lernen und ihr folgen?

Ermahnung.

Gegen wohlgemeinte Ermahnungen zürnen, macht Verstockung.

Ein jeder Christ soll seinen gefallenen Mitbruder mit Sanftmuth zurecht weisen; das bringt zur Besinnung, erzeugt Reue und wirkt Besserung. Dagegen soll aber auch der Fehlende die Zurechtweisung gelehrig annehmen, sich nicht erzürnen, den Wohlthäter nicht schimpfen und lästern. Diese Bösartigkeit schreckt den edlen Menschenfreund von ferneren liebevollen Ermahnungen ab, man überläßt ihn seinen verkehrten Wegen und der Verstockung. Es machen es die Menschenfreunde mit dem Fehlenden, wie die edlen Jagdhunde mit dem schlimmen Fuchse, wenn sie ihn verfolgen und die gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben, gleichen eben diesem Fuchse. Er spritzt den Hunden mit seinem Schwanze den beißenden Urin in die Augen, weßwegen sie lange nicht sehen können und von der Verfolgung ablassen; während er seine Räuberei fortsetzt, bis ihn ein Eisen oder eine Schlinge erdrosselt oder ein Schuß nieder-

streckt. So werden Menschenfreunde von wohlwollender Ermahnung des Fehlenden abgeschreckt, wenn er sie mit Zorn aufnimmt; er selbst verstockt und wird verdammt. Verstockung gegen heilsame Ermahnungen ist eine Sünde in den heiligen Geist, welche weder in diesem, noch im andern Leben vergeben wird; hier nicht, weil der Stolz die Bekehrung verhindert; dort nicht, weil ein solcher Seelenzustand Todsünde ist, welche kein Fegfeuer auslöscht.

Gegen heilsame Ermahnungen und Vorstellungen taub sein, straft sich selbst.

Der heilige Vinzenz von Paul hatte in seine Versammlung einen Jüngling aufgenommen, welcher von sich gute Hoffnungen erweckte; er verließ aber die Versammlung wieder, und schlug alle wohlgemeinten Ermahnungen und Vorstellungen des Heiligen in den Wind. Bald darauf trat er in die Schweizergarde ein, wo er aber nach einiger Zeit wieder desertirte. Allein diesesmal ging sein Ausreißen nicht so gelinde ab, wie beim Verlassen der Versammlung des heiligen Vinzenz. Er wurde ergriffen und weil er noch andere Verbrechen begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da öffnete der unbesonnene Mensch endlich die Augen. Von der ganzen Welt verlassen, wendete er sich an Vincentius, den er zwar tief gekränkt hatte, an dessen mitleidiger Liebe er jedoch nicht verzweifelte. Wirklich nahm sich Vincentius dieses Unglücklichen so kräftig an, daß ihm das Leben geschenkt wurde. Dieses Unglück wäre ihm nicht widerfahren, wenn er die Versammlung nicht verlassen hätte; er würde aber geblieben sein, wenn er die Vorstellungen des heiligen Vincentius nicht verachtet hätte.

Wer heilsame Ermahnungen verschmäht, wird von Gott gestraft.

Der selige Leonardo da Porto Maurizio, ein Franziskanerpriester, hielt einst in Gaeta eine Predigt über die verstockten Sünder und sprach auf Einmal mit großem Eifer: „Mein Herz sagt mir, daß sich hier ein Verstockter befindet. Wenn er sich nicht bekehrt, so ist es um ihn geschehen. Diese Nacht wird ihn die Strafe treffen.“ In der That war ein Herr zugegen, der durch seinen Wandel großes Aergerniß gab und selbst von dem Bischofe schon ermahnt und wiederholt gewarnt wurde; auch die Missionspredigten brachten ihn nicht zur Sinnesänderung. An demselben Abend fiel er bei dem Nachtessen todt vom Stuhle und wurde alsbald so entstellt und ganz schwarz im Gesichte, daß Alle, die ihn sahen, von Schrecken erfüllt wurden.

Wohlgemeinte Ermahnungen muß man mit Bereitwilligkeit aufnehmen.

Der heilige Franz von Assisi hatte die ganze Nacht in Betrachtungen weinend und wachend zugebracht. Seine Gefährten erkannten, daß er zu matt sei, um die Reise zu Fuß fortzusetzen. Sie gingen darum zu einem Bauer und baten ihn, seinen Esel dem Heiligen zu leihen. Als derselbe vom Bruder Franziskus hörte, fragte er sie: Seid ihr von den Brüdern jenes Franz von

Assisi, von dem man so viel Gutes spricht? Die Brüder sagten: Ja, eben für ihn begehren wir das Lastthier. Da rüstete der gute Mann mit großer Liebe und Sorgfalt den Esel, führte ihn zum heiligen Franziskus, hob ihn mit Ehrfurcht hinauf und ging mit den Brüdern hintendrein. Nachdem sie eine Weile fortgezogen waren, sprach der Bauer zum heiligen Franziskus: Sag mir, ob du der Bruder Franz von Assisi bist? Auf die Antwort: Ja! sagte der Bauer weiter: Befleiße dich auch, so gut zu sein, als dich die Leute dafür halten; es sei also in dir nichts Anderes, als die Leute von dir denken! Als der Heilige diese Worte hörte, war er nicht zornig, wie Mancher darüber geworden sein würde, sondern stieg unverweilt vom Esel, kniete vor dem Bauer nieder, küßte ihm die Füße und dankte ihm für die liebreiche Ermahnung.

Erscheinung.

Erscheinungen der Verstorbenen sind geschehen.

Der heiligen Franziska von Rom war ein neunjähriger Knabe, Johann der Evangelist genannt, ein gutartiges, frommes Kind an der Pest gestorben. Ein Jahr nach seinem Tode erschien ihr der Knabe, in der Gestalt und Kleidung, wie er auf der Welt gewesen, nur unvergleichlich schöner, als im Leben. Die Mutter erschrack zuerst, wurde aber bald überaus freudig, als sie das Kind näher treten und sie ehrerbietig grüßen sah; sie konnte sich nicht enthalten, die Arme nach ihm auszustrecken, um ihn zu umarmen; da sie aber nichts zu faßen vermochte, ergötzte sie sich wenigstens an seinem Anblicke und fing an, den Kleinen zu befragen, wo er sich in jener Welt befinde, was er treibe und ob er auch dort der Mutter gedenke. Der Knabe erwiederte: Unser einziges Geschäft ist dort, in den unendlichen Abgrund göttlicher Güte hinein zu schauen und mit großer Freude und herzlicher Liebe seine Majestät zu preisen. Ich aber bin gekommen, um die Schwester Agnes mit mir dahin zu nehmen; damit sie mit mir die Freuden des Himmels genießen möge. Der Knabe blieb etwa eine Stunde bei der Mutter, vom ersten Aufdämmern der Morgenröthe bis zu Sonnenaufgang und verschwand dann; die Schwester erkrankte darauf nach wenigen Tagen und starb, fünf Jahre alt.

Ersetzen.

Ungerechtes Gut muß ersetzt werden.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts lebte in der französischen Provinz Aquitanien ein mächtiger Ritter, kriegerisch und räuberisch, der Schrecken und die Geißel der ganzen Landschaft. Plötzlich siegte in ihm die Gottesfurcht, er wurde von Bangigkeit, Gewissensangst und Reue erfüllt. Er entschloß sich, für seine zahlreichen öffentlichen Vergehungen öffentliche Buße zu thun und sein Leben zu ändern. Vergeblich mahnten ab, höhnten und zankten seine Raubgenossen, er beharrte fest auf seinem Entschluße und es schlossen sich ihm sechs seiner Genossen zur Buße an. Er übergab dem Bischofe ein geschriebenes Bekenntniß seiner Sünden mit der Bitte, es öffentlich vorlesen zu lassen. Nachdem

er sich durch eine reumüthige Beichte mit Gott versöhnt, eilte er in seine Heimath, bat alle Beleidigten und Beraubten kniend um Verzeihung und gab ihnen Alles, was sie zu fordern berechtigt waren, reichlich zurück, so daß er, früher der Abscheu aller Menschen, nun ihre Achtung erlangte. Mit seinen sechs Genossen gründete er eine Einsiedelei, wo er bis an sein Ende bußfertig lebte.

Fremdes Gut muß man ersetzen.

Abt Gelasius hatte ein Buch auf Pergament im Werthe von achtzehn Goldgulden, welches die ganze heilige Schrift enthielt und in der Kirche zum Gebrauche der Brüder aufbewahrt wurde. Einst kam ein fremder Bruder in's Kloster, sah es, wurde lüstern darnach und stahl es im Weggehen. Obwohl Gelasius von dem Diebstahle wußte, folgte er ihm doch nicht nach, um ihn zu ergreifen. In der nächsten Stadt bot der Dieb das Buch Jemanden zum Kaufe an und verlangte sechzehn Gulden. Ehe er den Kauf abschloß, verlangte er, das Buch zuvor Jemanden zeigen zu dürfen, ob es so viel werth sei; er zeigte es dem Abte Gelasius, welcher erklärte, es sei so viel werth. Der Käufer sagte nun dem Verkäufer, er habe es dem Gelasius gezeigt, und dieser habe erklärt, das Buch sei sechzehn Gulden werth. Hat er weiter nichts gesagt, fragte der Verkäufer? Weiter sagte er Nichts, antwortete dieser. Hierauf sprach der Verkäufer: Mir ist das Buch nicht mehr feil; eilte damit zum Gelasius, bat um Verzeihung und gab ihm sein Buch zurück. Dieser wollte es ihm lassen; aber er sagte: Wenn du dein Buch nicht zurücknimmst, habe ich keine Ruhe mehr. Gelasius nahm es zurück, der Bruder aber blieb bei ihm bis zu seinem Tode.

Wer Jemanden an der Ehre oder am Vermögen beschädigt, muß es ersetzen.

In Ostindien hatte ein Herr einen Elephanten, den ein Knecht fütterte und leitete. Einst zeigte dieser dem Elephanten, dem er eine schwere Arbeit auftrug, eine Flasche Rum und versprach sie ihm zur Belohnung, wenn die Arbeit vollendet sein würde. Rasch griff der Elephant die Arbeit an, forderte aber auch nach ihrer Beendigung das Versprochene. Der Diener gab es ihm nicht. Das Thier erzürnte sich, warf den Knecht zu Boden und stampfte ihn mit den Füßen todt. Als die Frau des Dieners die schreckliche Scene sah, warf sie in Verzweiflung dem wüthenden Thiere ihre beiden Kinder vor die Füße und schrie: Da du meinen Mann umgebracht hast, so tödte auch meine Kinder und mich! Der Elephant schämte sich und gleich, als ob er fühle, er habe in seinem Zorne ein großes Unrecht begangen, das er so viel wie möglich wieder gut machen müsse, setzte er sich sofort den ältesten Sohn der Wittwe auf den Nacken und ließ sich von keinem Andern leiten. So machte er das Unrecht gut, diente der Wittwe und ernährte durch die Dienste des Sohnes die Familie. — Ist dieses Beispiel von einem Thiere nicht sehr beschämend für Menschen, die nicht daran denken, Verläumdungen zu widerrufen, die gekränkte

Ehre zu erstatten und ungerechtes Gut zu ersetzen? Ist es nicht beschämend, wenn sie lieber verdammt werden, als ihre Pflicht erfüllen wollen, ohne welche Gott nicht vergeben kann? Hast du also Jemanden Uebles nachgeredet und die Ehre geraubt, so rede ihm Gutes nach; hast du Jemanden verläumdet, so widerrufe es; hast du Jemanden betrogen, bestohlen, Unrecht gethan, so leiste den Beschädigten oder seinen Erben Ersatz.

Das Unrecht muß man ersetzen.

Ein Seelsorger wurde zu einer kranken Person gerufen, welche sich zum Sterben schlecht fühlte. Als es zur Beichte kam, fragte der Priester unter Anderem, ob sie nicht ungerechtes Gut auf dem Gewissen habe. Sie ging ihre Dienstzeit durch und erinnerte sich, Sachen im Werthe von sieben Gulden entwendet zu haben. Sie versprach, Ersatz zu leisten, trug dieses auch ihren Angehörigen auf, denen sie die beschädigten Personen nannte. Der Ersatz wird unverzüglich geleistet. Ersatz ist unerläßliche Pflicht; ohne ihre Erfüllung kann man nicht selig sterben. Nur gänzliches Unvermögen entbindet von dieser Pflicht.

Erziehung.

Erziehung ist für den Menschen unentbehrlich.

Das wilde Rind ist zwar stärker und abgehärtet, aber das zahme ist schöner und milchreicher. Das wilde Pferd ist dauerhafter, aber das zahme ist edler, von feinerem Wuchse, von schönerer Gestalt, es ist mit dem wilden verglichen, gelehrt und vereinigt mit Zierlichkeit und Gelehrigkeit, Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die oft in Erstaunen setzt. Das bewirkt die Erziehung. Was wäre erst der Mensch ohne Erziehung, namentlich ohne christliche Erziehung? Verkrüppelt an Leib und Seele; oder wäre er auch dem Körper nach gesund und stark, so würden doch die Seelenkräfte unentwickelt und schwach bleiben; das Genie wäre ohne Erziehung ein seichter Kopf geblieben. Könnte sich Jemand ohne christliche Erziehung bis zur Höhe jener himmlischen Einsichten und göttlichen Gesinnungen erschwingen, welche wir an den Heiligen bewundern?

Die christliche Erziehung ist die Ergänzung der Taufe.

Das Beutelthier hat unten am Leibe einen Beutel, welcher mit einer Muskel geschlossen werden kann. In demselben befinden sich die Zitzen; die Jungen kommen unreif zur Welt, und werden gleich von der Mutter in den Beutel gesteckt. Hier saugen sie sich an den Zitzen fest und klammern sich mit den Vorderpfoten an. In dieser warmen und geschützten Lage bleiben sie, bis sie die gehörige Reife erlangt haben; dann fallen sie von selbst ab. — Ein ähnliches Bewandtniß hat es mit dem jungen Christen. Die Taufe ist seine Wiedergeburt, sie gibt ihm das geistliche Leben, er wird ein Kind Gottes und geht mit der Taufgnade in den Himmel ein. Doch vollendet ist der Christ noch nicht, er muß sich nach dem Vorbilde Christi zum Manne, zum Heiligen ausbilden. Diese Ausbildung fordert Aufsicht, Obhut, Leitung, Zucht und

Unterweisung in der Religion. Dieß ist die Aufgabe der christlichen Erziehung der Aeltern.

Erziehung erzielt gute Früchte.

Der Waschbär ist ein wildes Thier im wärmeren Nordamerika und hat noch die besondere Unart, daß er gegen Mißhandlungen sehr empfindlich ist und in diesem Zustande alle Zahmheit vergißt und sich rächt. Trotz dieser angebornen Wildheit, Tücke und Empfindlichkeit macht man ihn zahm und zum Hausthiere; ja er wird so anhänglich, daß er wie ein Hund an die Leute heranspringt, die er liebt, und daß er seinen Herrn durch Possierlichkeit ergötzt, wie ein Affe. Will er etwa zürnen, trotzen und sich vergessen, so hält man ihm Schweinborsten vor; diese fürchtet er und bequemt sich zu Allem. — Was kann erst Erziehung aus menschlichen Kindern machen, wenn sie mit christlichem Sinne, mit Einsicht und Sorgfalt gehabt wird? Aeltern können Kinder zu jeder Tugend gewöhnen und ihre Unarten heilen, wenn sie die Temperamente zu Hilfe nehmen, und ihnen das als Belohnung gewähren, was sie lieben, und das als Strafe über sie verhängen, oder damit drohen, was sie fürchten und verabscheuen; wenn sie belehrende Verweise und die Ruthe in Bereitschaft halten, um sie zu bändigen.

Uebertriebene Strenge in der Erziehung ist tadelhaft.

Der heilige Paulus will, daß die Aeltern ihre Kinder nicht erbittern und zum Zorne reizen sollen. Er meint nicht, daß sie dieselben nicht strafen sollen, weil keine Erziehung ohne Zucht gelingt, wenigstens bei härteren Gemüthern; er meint nur die grausame Behandlung, das unbarmherzige Züchtigen über die Schuld, das Harte ohne Liebe. Es muß Ernst mit Sanftmuth und Strenge mit Liebe vereint bleiben.

Ernst und Strenge machen gehorsam, Sanftmuth macht die Verweise fruchtbar, Liebe ist der Sporn zum Wohlverhalten und Belohnung desselben. Eine allzu harte Zucht macht tückisch, verschlossen, falsch. Die Hunde gehören zu den verständigsten und folgsamsten Thieren, besonders wenn sie eine gute Erziehung erhalten, denn ihre Anlagen sind einer großen Vervollkommnung fähig. Bis zu welchen Künsten und Leistungen bringt's eine verständige Abrichtung? Ist aber die Zucht zu hart, oder grausam, dann werden sie schläfrig, furchtsam, falsch und bissig. So geht es auch bei einer zu harten Behandlung der Kinder; sie verlieren die Liebe, das Zutrauen, werden schüchtern und ängstlich, fassen den Unterricht schwer auf und machen desto mehr Fehler.

Die Erziehung ist Sache der Aeltern.

In Deutschland hat man den Versuch gemacht, in Oefen durch eine gleichmäßige Wärme von zweiunddreißig Grad Reaumur Hühnchen im Winter zu erziehen. Die jungen Geschöpfe kommen allerdings zum Leben, aber unser Winter ist zu feucht und kalt; man konnte den jungen zarten Thierchen ohne Henne nicht die regelmäßige Wärme verschaffen und erhalten; die mehrsten

gingen ein und welche ihr Dasein fortschleppten, erlangten nie jene Vollkommenheit, Größe, Stärke und Fruchtbarkeit, wie jene, welche von einer Henne ausgebrütet und unter ihrer Führung und ihren wärmenden Flügeln groß gezogen wurden. So geht es auch mit Kindern in Findelhäusern; diese sind zwar eine Wohlthat; gleichwohl bleibt es für solche Mütter, welche ihre Kinder nicht selbst erziehen, eine schwere Sünde gegen die Natur. Der Schöpfer hat die Mutter zur Amme und Erzieherin bestimmt; fremde Personen werden die armen Geschöpfe nicht mit jener Liebe lieben, pflegen, erziehen, unterrichten, wie es eine leibliche Mutter kann und thut. In den meisten Fällen werden solche Kinder hart und ohne Gemüthlichkeit erzogen, sie lernen die süßen Gefühle einer Mutter nicht kennen. Bei einer kalten und ungemüthlichen Erziehung werden die Gemüthsanlagen, als: das kindliche Vertrauen, die kindliche Offenheit, die kindliche Unbefangenheit, das kindliche Wohlwollen, das Mitleid, die Theilnahme, das Mitgefühl, die kindliche Aufrichtigkeit nicht geweckt. Ihr Gemüthszustand bleibt unentwickelt und leidet einen unersetzlichen Verlust. Indessen bleibt es immerhin dankenswerth, daß die Regierung Findelhäuser errichtete und von zwei Uebeln, das kleinere wählte; denn ohne sie würden bei dem Sittenverderbniß unzählige neugeborne Kinder ermordet werden.

Ohne Erziehung kann kein Kind gut werden.

Die Kinder gleichen dem Weinstocke; er ist das edelste Gewächs, kann aber, sich selbst überlassen, seinen Ranken keinen Spielraum geben, nicht in die Höhe wachsen und sich erhalten; so das Kind ohne Erziehung. Dem Weinstocke müssen die überflüssigen Zweige abgebrochen werden; so müssen Kinder in Zucht gehalten werden. Der Weinstock weint, wenn er beschnitten wird; diese Thränen sind ihm jedoch heilsam, er trägt um so mehr, und um so bessere Trauben; so darf auch das Kind nicht ohne Strafe bleiben, wenn es gut werden soll. — Das Kind gleicht dem jungen Bäumchen; es muß Jahre lang angebunden und beschnitten werden, sonst beugen es die Winde, es wächst krumm, seine Krone wird buschig und Wurzelausläufer entkräften es. So müssen auch Kinder unter Zucht stehen, unter dem strengen Willen der Aeltern gehalten und gestraft werden; sonst entwickeln sich ihre angebornen Unarten und werden zu Lastern.

Drei Geheimnisse zu einer guten Erziehung.

Ein braver Landmann in Tirol, der 1825 seine goldene Hochzeit feierte und die Freude erlebte, zwölf wohlerzogene Kinder nebst einem zahlreichen Nachwuchs von Enkeln um sich zu sehen, wurde von einem Gaste über Tisch gefragt, wie er es angefangen habe, so viele Kinder gut zu erziehen, ohne daß eins von ihnen aus der Art geschlagen wäre. Er antwortete: Ich habe drei Geheimnisse, und mit ihrer Anwendung war dieß eine leichte Sache. Erstens: Man darf nur das erste Kind gut erziehen, die anderen erziehen sich von selbst; die älteren Kinder erziehen dann die jüngeren; die Kinder sind nämlich, müßt ihr wissen, wahre Affen, und was eins am andern sieht, das macht es nach,

im Guten, wie im Bösen. Zweitens: Das zweite Geheimniß ist, daß die Aeltern selbst überall mit gutem Beispiele vorangehen; denn Worte machen's nicht. Drittens: Und das dritte und größte Geheimniß ist, daß Gott seinen Segen gibt und diesen können alle Aeltern sich leicht erbitten.

Eine vernachlässigte christliche Erziehung hat böse Folgen.

Der Kindermord wird in England gegen gewisse Taxen von manchen Leuten förmlich geschäftsmäßig übernommen. Schon ist es in ländlichen Distrikten zum Sprüchwort geworden: Dieses Kind wird nicht lange leben, denn es ist in zu vielen Clubs, das heißt: es ist in zu vielen Sterbekassen und Lebensversicherungsclubs eingekauft und sein Ableben bringt Gewinn. Gegen diese gewohnheitsmäßige Gewissenlosigkeit der Habsucht helfen keine Gesetze. Eine Frau machte seit längerer Zeit ein Geschäft, ein Handwerk daraus, neugeborne Kinder unglücklicher Mädchen für vier bis fünf Pfund Sterling zu ermorden. Wenn du mir fünf Pfund Sterling geben willst, sagte Charlotte Windsor zu dem Dienstmädchen Mary Jane Harris, so will ich dir dein Kind aus dem Wege schaffen. — Wie kannst du dieß thun? — Nichts leichter; ein Druck auf die Halsader oder die Bettdecke reicht hin. Es ist eine Wahrheit, daß Kindermord in England dermalen eine Institution ist. Und zwar sind es nicht allein unverheirathete Mütter, die ihre Kinder umbringen oder umbringen lassen, auch verheirathete Weiber gewisser Klassen thun es. Die sogenannten zufällig erdrückten Kinder sind meistens nichts anders, als absichtlich im Bette erstickte Kinder. So schreibt Morning Stor. So sieht es aber nicht bloß in London aus, sondern fast überall im ganzen protestantischen England. In großen Städten, wie in kleinen Dörfern ist die Ermordung unschuldiger Kinder eine fast alltägliche und allnächtliche Sache. Ja, dieß sind die Folgen, wenn das Volk nicht mehr christlich erzogen wird; denn in England gibt es wohl in die Tausende, die in ihrem Leben von Jesus noch nichts gehört haben. Die englischen Geldmänner kennen nur Eine Erziehung des armen Volkes: für die Maschine, für die vielen Fabriken.

Die Erziehung soll nicht zu streng und nicht zu lax sein.

Sowohl bei zu strenger, als zu laxer Erziehung verderben die Kinder; dieß sehen wir an dem deutschen Kaiser Heinrich IV. 1050. Heinrich war erst ein Kind von fünf Jahren, als der Kaiser, sein Vater, starb. Anfangs übernahm seine Mutter in Gemeinschaft mit dem Bischof von Augsburg die Regentschaft und Erziehung. Diesen gönnte man das Ansehen im Lande nicht; das Kind wurde seiner Mutter geraubt und der Bischof von Köln übernahm seine fernere Erziehung; dieser behandelte ihn strenge und hart. Als Heinrich sechzehn Jahre alt war, wurde er mündig erklärt und Adelbert, Bischof von Bremen wurde sein Hofmeister, ein Mann, der weder Religion noch Gesetze achtete, keine Gebote kannte, als seinen Willen. Er pflegte zu sagen: ein König könne thun, was er wolle, dafür sei er König und Alle müßten vor ihm schweigen. Dabei wurde der junge Heinrich hochfahrend und da er in

Adelberts Hause Alles nach seinem Willen bekam, so wurde er eigensinnig und weichlich. Adelbert wurde zwar vom Hofe vertrieben, aber seine Grundsätze hatten in Heinrichs Seele tiefe Wurzeln geschlagen; er arbeitete nicht, sondern jagte, zechte, hielt an seinem Hofe die niederträchtigsten Schmeichler, Männer und Weiber und trieb so viel Schlechtes, als er nur aussinnen konnte. Um immer Geld zu seinen Ausschweifungen zu haben, verkaufte er geistliche und weltliche Aemter und mußte endlich abgesetzt werden.

Um ein Kind christlich zu erziehen, müssen die Aeltern fromm sein.

Damit der heilige Franz von Sales der heilige Mann werde, der er geworden ist, fügte es die göttliche Vorsehung, daß er nicht nur aus einer gräflichen Familie abstamme und die geeigneten körperlichen und geistigen Eigenschaften besitze, sondern überdieß aus einer Familie hervorgehe, in welcher die Frömmigkeit erblich war und von christlichen Aeltern abstamme, die mit besonderer Sorgfalt darüber wachten, ihn in der Reinheit der Taufe zu erhalten. Damit die Verderbtheit der Welt nicht etwa seine Seele beflecke, flößten sie ihm frühzeitig einen heiligen Abscheu vor der Welt ein, und er verachtete sie auch gar bald. Seine Mutter verwendete ihre ganze Sorgfalt auf seine Erziehung, verlor ihn nie aus den Augen und bildete ihn frühzeitig zur Tugend; sie nahm ihn mit in die Kirche, flößte ihm Ehrfurcht gegen das Gotteshaus ein, sowie für das Gebet, die Belehrungen und Andachtsübungen, die darin verrichtet werden; er mußte sie begleiten, wenn sie die Armen besuchte und ihnen das Almosen reichen, auch las sie ihm vor aus dem Leben der Heiligen und machte darüber passende Bemerkungen; später gaben ihn seine Aeltern zum Studiren in das Kollegium der Jesuiten. Dieß sind lauter Umstände, ohne welche der heilige Franz das nicht hätte werden können, was er geworden ist.

Eine übertreibende, auf den bloßen Schein gestellte Erziehung, arbeitet dem Teufel in die Hand.

Im Jahre 1647 kam ein Knabe von etwa acht Jahren mit seinem Erzieher, einem Ordensgeistlichen, nach Rom. Der Knabe hatte Sätze aufgestellt, worin die ganze Philosophie und Theologie des heiligen Thomas enthalten war, die er dem damaligen Papste Innocenz X. zueignete und vertheidigte sie in der Minervakirche vor vielen Cardinälen, Bischöfen, Prälaten, Theologen, Ordensleuten und Zuhörern aus allen Ständen. Alle betrachteten den Knaben als ein unerhörtes Weltwunder, nach Beendigung der Vertheidigung erhielt er von vielen Cardinälen reiche Geschenke und verließ nun mit seinem Lehrmeister die Stadt Rom, hochgeehrt und gefeiert. Beide gingen dann miteinander nach Loretto und da man sie auch dort in die Kirche einführen wollte, bemerkte man zuerst, daß der Knabe weder das Weihwasser nahm, noch auch das Kreuz machte. Als man den Knaben auch in das Haus der allerseligsten Jungfrau bringen wollte, erklärte sich der Teufel als Besitzer des Knaben. Der Erzieher entfloh und stürzte sich von einem hohen Thurme herab; der Knabe aber sagte

dem Teufel ab und verlor seine ganze eingegossene Wissenschaft; er ward in ein Kloster eingeschlossen, wurde unwissend und besserte sein Leben unter der Leitung eines katholischen und frommen Lehrmeisters. Diese unglückliche Geschichte eines Wunderkindes ist eine treffende Warnung gegen alle übertreibende, auf den bloßen Schein gestellte Erziehung, wie unsere Zeit, Aeltern und Bildungsanstalten, in einer solchen sich gar wohl gefallen. Um dergleichen gelehrte Ungeheuerlichkeiten durch eine Art geistiger Mastung hervorzubringen, werden alle Beweggründe der Eitelkeit und des Ehrgeizes angespornt und alle noch schlafenden Leidenschaften des Kindes in teuflischer Uebertreibung gespannt.

Beispiel einer verkehrten allzustrengen Erziehung.

Friedrich II., König von Preußen, bekam Franzosen zu Erziehern und Lehrern; durch sie lernte er die gottlosen französischen Schriften kennen, und wurde ein Freigeist, da der Unterricht in der Religion schlecht war. Der Prinz sollte gerade Soldatenspiele lieben, und alte Kleider tragen, da er Neigung zum Lesen und zur Musik hatte. Er wurde vom Vater nie geliebt; und wenn er und die Schwester sich ihm näherten, so erhielten sie Schläge. Mit der Mutter durften die Kinder nicht umgehen. Einmal schlug ihn der Vater mit dem spanischen Rohr so lange, bis sein Arm ermattete und ein andersmal schleppte er ihn bei den Haaren umher und schlang ihm eine Schnur um den Hals, um ihn zu erdrosseln. Diese Härte des Vaters trieb den Sohn bis zum Wahnsinn. Er heirathete eine Prinzessin, weil sein Vater es wünschte, eine sehr edle Seele; aber weil er sie hatte heirathen müssen, so lebte er immer von ihr getrennt, so sehr er ihren Tugenden auch Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieß waren die Früchte dieser barbarisch strengen Erziehung.

Eine gute christliche Erziehung hängt größtentheils von der Mutter ab.

Ludwig, der heilige, dankte seine Erziehung als Fürstensohn und als Christ seiner frommen Mutter Blanka. Sie stillte, nährte und pflegte ihr Kind mit mütterlicher Liebe selbst und flößte in sein zartes Herz schon früh die hohe Ehrfurcht für das Heilige, die lebendigen Gefühle für Tugend und Frömmigkeit und eine außerordentliche Liebe für die Keuschheit ein, welche Tugenden sein ganzes Leben zierten. Mit inniger Rührung sprach sie oft zu dem Liebling ihres Herzens: Ich liebe dich, mein Sohn, mit aller Zärtlichkeit, die eine Mutter gegen ihr Kind haben kann; aber lieber will ich dich todt zu meinen Füßen liegen und des Thrones beraubt sehen, als mit einer schweren Sünde befleckt. Diese Worte machten einen solchen dauernden Eindruck auf sein Herz, daß er oft gestand, er verlebe keinen Tag, ohne sich jener Worte zu erinnern, um sich gegen die Gefahren der Verführung zu bewahren. Beseelt von diesen Worten, fragte er einst seinen Freund, was ihm lieber wäre, mit dem Aussatze behaftet zu sein oder eine Todsünde begangen zu haben? Der Freund antwortete, daß er lieber dreißig Todsünden begangen haben, als aussätzig sein möchte. Darauf erwiederte der Heilige: Sie wissen gar nicht, was das sagen

will, Gott beleidigt zu haben. Bedenken Sie doch, daß es kein größeres Unglück gibt, als in einer Todsünde zu leben; denn wie groß auch immer die Reue sein mag, so hat doch keiner die Sicherheit, daß ihm Gott noch in der Todesstunde werde verzeihen wollen. Solch ein Abscheu gegen die Sünde gehört zum Heiligwerden und diesen brachte ihm seine Mutter bei; darum kommt auf die Mutter Alles an.

Ein Beispiel einer vernünftigen christlichen Mutter.

Die größte Sorge der heiligen Barbara in Bezug auf ihre Kinder ging dahin, sie für Gott und nach dem Willen Gottes zu erziehen; sie sagte oft zu ihnen: Ich liebe euch nur so weit, als ihr selber Gott liebet und ihm dienet, und wenn ich ein fremdes Kind wüßte, welches noch mehr Liebe zu Gott hat, als ihr, so würde ich jenes Kind noch mehr lieben, als euch. Sie ließ keinen Fehler ungerügt an den Kindern, am strengsten war sie gegen das Lügen. In ihrer Abwesenheit mußte eine vertraute Person die Kinder überwachen und der Mutter dann genau alle vorgekommenen Unarten mittheilen; ja, die Kinder wurden angehalten, sich selbst bei der Mutter über ihre Fehler anzuklagen. Mit den Dienstboten durften die Kinder nur bescheiden und freundlich reden, in vielen Dingen mußten sie sich selbst bedienen und da ihre älteste Tochter zum Hochmuth geneigt war, mußte sie oft die Treppe kehren. Weil zu einem christlichen Leben die Abtödtung nothwendig ist, so bekamen die Kinder beim Essen gewöhnlich nur von Einer Speise; sie durften nie sagen, was sie gerne äßen, sondern mußten Alles annehmen, was vorgesetzt wurde. In ähnlicher Weise durften die Kinder beim Anschaffen der Kleider nie selbst wählen. Eine Tochter, die besonders gescheidte Einfälle hatte, wurde von der Mutter oft scheinbar gar nicht angehört oder stillschweigen geheißen. Alle Kinder aber mußten sich genau an eine Tagesordnung halten, welche Barbara in Bezug auf Gebet, Lesung, Arbait, Erholung und Aufstehen vorgeschrieben hatte. Der Gehorsam aber, welchen sie von ihren Kindern in Allem genau und augenblicklich verlangte, wurde von diesen gern geleistet, weil ihnen die Mutter bei allem Ernst zugleich die größte Sanftmuth und Liebe zeigte. Das war eine vernünftige und nachahmungswürdige Mutter und Erzieherin.

Auf die Erziehung kömmt beim Menschen das Meiste an.

Plutarch, ein alter griechischer Weltweiser, erzählt zum Beweise, daß auf die Erziehung das Meiste, wo nicht Alles ankommt, folgende Thatsache von Lykurg, König der Spartaner. Er zog zwei junge Hunde auf, die von einer und derselben Hündin geworfen wurden. Er ließ beide abgesondert aufziehen; den einen im Hause, den andern auf dem Lande; diesen letzteren ließ er zur Jagd abrichten. Bei einer Volksversammlung ließ er die zwei Hunde vorführen, und forderte seine Landsleute auf, genau Acht zu geben, was sich begeben würde. Er setzte beiden Hunden zu gleicher Zeit eine Schüssel Suppe vor und ließ auch einen Hasen laufen. Der Hund, welcher im Hause auferzogen war, machte sich allsogleich über die Suppe her, ohne auf den Hasen zu achten; der

andere aber, der zum Jagen erzogen war, ließ die Speise stehen und jagte dem Hasen nach. Darauf sagte Lykurg: Sehet hier, was die Erziehung vermag; dieß sind zwei Hunde von Einer Mutter; daß sie aber so ungleich im ihrem Thun und Lassen sind, daß der Eine dem Fressen, der andere dem Hasen nachtrachtet, das macht die Auferziehung. Daraus zog er den Schluß: Wollt ihr euere Kinder gut haben, so erziehet sie gut. — Er hat ganz Recht, es kömmt auf die Erziehung mehr an, als man gemeiniglich glaubt und im Gerichte werden vielen Aeltern die Augen aufgehen, wenn ihnen Christus die Sünden der Kinder zur Last legen wird, die eine vernünftige christliche Erziehung hätte verhüten können.

Eine gute Erziehung muß auf die Bildung eines zarten Gewissens der Kinder hinarbeiten.

Ein kleines Mädchen, Namens Rosa, hatte einen Kanarienvogel. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Rosa gab ihm zu essen, Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker und täglich frisches, klares Wasser. Aber plötzlich begann der Vogel zu trauern und eines Morgens, als Rosa ihm Wasser bringen wollte, lag er todt in dem Käfig. Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thierchen und weinte sehr. Die Mutter kaufte ein anderes Vögelchen, das noch schöner war an Farben und eben so schön sang, wie jenes und that es in den Käfig. Allein das Mädchen weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah. Da verwunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinst du noch und bist so sehr betrübt? deine Thränen werden das todte Thierchen nicht wieder in's Leben rufen und hier hast du ein anderes, das nicht schlechter ist, als jenes. Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt und nicht Alles gethan, was ich konnte und sollte. Liebe Rosa, antwortete die Mutter, du hast es ja sorgfältig gepflegt. Ach nein, erwiederte das Kind, ich habe ihm noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen; die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Kindes, die aus einem zarten Gewissen kamen, auch that sie nichts, um die Vorwürfe des Gewissens zu beschwichtigen; sie schwieg und ehrte die Stimme des Gewissens im Herzen des Kindes.

Aeltern sollen ihren Kindern eine religiöse christliche Erziehung geben.

Die Kaiserin Maria Theresia liebte ihre Kinder so sehr, daß sie oft die konventionellen Schranken der Hofetikette vergaß. Der Hofmeisterin ihrer Tochter Maria Josepha gab sie unter anderen folgende auf Religion bezügliche Instruktion. Alle Tage geht sie öffentlich mit uns in die Kirche und speiset auch mit uns. Brod mag sie essen, so viel sie will, aber nichts Süßes und Gebackenes, und niemals Kipfel; selbst zu fordern, was sie essen möchte, ist ihr

nicht erlaubt. Den Rosenkranz soll sie in ihrer Kammer laut beten, an Sonn- und Feiertagen in unserer Kapelle. Mit der Andacht bin ich eine Zeit her sehr übel zufrieden gewesen, sie macht allerlei Bemerkungen über die Leute und hat etwas Rauhes und Widerwärtiges in ihrem Betragen, womit ich unzufrieden bin. Ich sehe nicht gerne, daß junge Fräulein zu ihr kommen; sie ist ohnehin noch sehr kindisch. Um sieben Uhr soll sie aufstehen, das Morgengebet beten, die geistliche Lesung machen, sich ankleiden und frühstücken. Von neun bis zehn Uhr ist Religionsunterricht; um elf Uhr in die Messe, um fünf Uhr den Rosenkranz. Sonntag geht sie mit uns in die Kirche. In der Früh soll sie etwas aus einem geistlichen Buche lesen. Bei dem Gebete soll sie allzeit knieen, ohne sich anzulehnen. Mit den kleinen Geschwistern kann sie umgehen, aber nicht viel mit den größeren. — So sollen christliche Aeltern auf eine religiöse und christliche Erziehung ihrer Kinder bedacht sein.

Eine gute Erziehung darf den Kindern keinen, besonders nächtlichen Unfug gestatten.

Ein Schriftsteller erzählt: In Rotterdam, einer großen Seehandelsstadt im Königreiche der Niederlande, bot sich mir einst folgendes, wohl interessante, keineswegs aber auferbauliche Schauspiel dar. Die Nacht war angebrochen, Betzeit längst vorüber, unzählige Gasflammen erhellten das Dunkel, bunt wogte eine aus aller Herren Ländern zusammengewürfelte Menge durch die Straßen, eine reiche Musterkarte von Trachten und Sprachen. Auf einmal höre ich in einer benachbarten Straße einen höllischen Lärm, der durch eine Seitengasse sich Bahn bricht, näher und näher kommt und endlich in unserer Straße sein Orchester aufschlägt. Welch ein Anblick! Eine Rotte von Kindern, mindestens einhundertundfünfzig an der Zahl, im Alter von acht bis zwölf Jahren, Buben und Mädchen, bunt durcheinander. An der Spitze dieser kannibalischen Rotte marschirt ein Knabe, der wüthend auf eine Trommel schlägt, und hinter ihm her singt und peift und schreit und heult und johlt und krohlt und lärmt und tobt und rast und zankt und balgt sich die liebe Schuljugend von Rotterdam. Es war ein fürchterlicher Spektakel, der nur mit den weiland Katzenmusiken des Jahres des Heils 1849 vergleichbar war. Es war ein trauriges Schauspiel: diese Kinder von acht bis zwölf Jahren, Buben und Mädchen, Nachts um neun Uhr (es war Frühling, den 18. April) in den belebtesten Straßen einer großen Stadt, ohne alle Aufsicht, so wild und unbändig, ausgelassen und frech! Was mag diese Brut für Aeltern gehabt haben, wie kann da von einer Erziehung, von Bildung, Gesittung, Gottesfurcht und Gebet die Rede sein? Was mag aus solcher Brut für eine Menschheit erwachsen! Wie weit es dann solche Jugend später bringt, davon konnte ich mich gründlich auf öffentlicher Straße überzeugen; ich bemerkte nämlich, daß bei der Mehrzahl der Erwachsenen die gemeinste Ausschweifung üblich war.

Essen.

Im Essen soll man keine Bravour machen.

In Hernals bei Wien ging ein junger Mann eine Wette ein, ein Pfund rohes Rindfleisch auf einmal zu essen. In dreizehn Minuten war er damit fertig. Er nahm allerhand schwere geistige Getränke zu sich und die Wette war gewonnen. Allein in seiner Wohnung stellte sich Fieber und Typhus ein, so zwar, daß derselbe ungeachtet der sorgfältigsten ärztlichen Pflege innerhalb einiger Stunden schon eine Leiche war. Mußte dieser Mann nicht als Selbstmörder vor dem Richterstuhle Christi erscheinen?

Unmäßigkeit im Essen ist Selbstmord.

Am 2. September 1866 starb in Baden bei Wien Herr Mathias Gullja, Kassier des Josephsbades, bekannt als der letzte der kaiserlichen Hofzwerge. Er war in Istrien 1814 geboren, der Sohn wohlgeformter Aeltern und gehörte mit seinem zwei Schuh zehn Zoll messenden und dreiundzwanzig Pfund wiegenden Körper, welche Größe er im fünften Lebensjahre erreicht hatte, und darauf stehen blieb, zu den merkwürdigsten und interessantesten Naturerscheinungen. Im Jahre 1833 wurde er zuerst in Wien in seiner Nationaltracht gezeigt, und erregte durch seinen Witz nicht minder Aufsehen, wie durch seine merkwürdige Erscheinung. Er sprach geläufig illyrisch, italienisch, kroatisch, auch deutsch, spielte Violine, blies fertig auf seinem Nationalinstrumente, eine Art Doppelpfeife und war ein geschickter Billardspieler, Maler, Reiter, Jäger und Pistolenschütze. Von Wien weg bereiste er England und Frankreich, hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er im Caffee de la Terrasse sehr besuchte Bälle gab. In den vierziger Jahren kehrte er nach Wien zurück, erhielt viele Gunstbezeugungen, und wurde gewöhnlich bei Hoftafeln den fremden hohen Gästen vorgestellt, mit denen er in eben so gentlemenischer als geistvoller Weise konversirte. Seine Majestät der Kaiser Ferdinand machte ihn zum Tafeldecker und als solcher genoß er bis zu seinem Lebensende die Pension. Gullja hatte einen höchst gutmüthigen und liebenswürdigen Charakter, ließ sich von kleinen Kindern, die ihn trotz seines Schnurr- und Knebelbartes für ihres Gleichen hielten, gerne herumzausen und spielte mit ihnen nicht ungern. Er hinterläßt eine Wittwe mit vier stattlich gebauten Kindern. Sein Leiden dauerte nur zwölf Stunden und er starb in Folge des Genusses von vierundzwanzig Zwetschgenknödeln, die wohl sein kleiner Magen nicht zu verdauen vermochte.

Vor und nach dem Essen soll man beten.

König Alphons von Spanien hatte gehört, daß seine Edelknaben das Tischgebet unterlassen. Er wollte sie belehren, lud die Edelknaben zu seiner Tafel, bestellte aber zugleich einen Bettler, den er zuvor unterrichtete, wie er sich zu benehmen habe. Plötzlich während der Tafel kommt ein Bettler; ohne zu grüßen, setzt er sich zur Tafel, ißt zum Ueberfluß und geht dann fort, ohne ein Wort zu sagen. Was dünket euch von diesem Bettler, fragte Alphons.

Sie erwiederten: Er ist ein grober Gesell, man hätte ihn sollen hinauswerfen, und streichen! Gerade so seid ihr, wie dieser Bettler, sagte Alphons, grob gegen Gott, bittet nicht, danket nicht, verdienet, daß ihr wie dieser Bettler ein andermal von Gott Nichts bekommet! Alle, die nicht vor und nach dem Tische beten, machen's mit Gott, wie dieser Bettler!

Eucharistie.

Eucharistie, ihre Nähe fühlen selbst die Leiber der Heiligen.

Als der Leib der heiligen Katharina von Bologna in der Kirche am Sakramente vorüber getragen wurde, sah man ihr Angesicht fröhlich lächeln und unverkennbare Zeichen der Freudigkeit von sich geben; worauf alle Gegenwärtigen sich an sie drängten und vom Anblick ihrer Schönheit wie außer sich, ihr Hände, Füße und Gewänder küßten. — Die heilige Theresia war einst zur Kommunion gegangen; da sie aber verzückt wurde und zu hoch in der Luft schwebte, konnte ihr der Priester die heilige Hostie nicht reichen; diese flog nun aus seiner Hand ihrem Munde zu. Eben so flog die heilige Hostie aus der Hand des Priesters in den Mund der heiligen Katharina von Siena. Als Simon von Alne einst zur Kommunion ging und die Hostie, die er empfangen sollte, zufällig an den Boden fiel, wollte der Priester sie aufheben; er aber bat ihn, sie so lange liegen zu lassen, bis er Gott im Gebete gefragt, ob der Herr seiner Sünden wegen seinen Mund gescheut. Da erhob sich wundersam die Hostie vom Boden und flog zu ihm auf bis zu seinem Munde. — Angela von Foligno erklärte ihrem Beichtvater: Wenn ich kommunizire, breitet sich mir die Hostie im Munde aus und sie hat weder den Geschmack des Brodes noch des Fleisches, sondern einen andern, überaus angenehmen, dem ich keinen sonst auf Erden zu vergleichen weiß; sie geht mit solcher Süße hinunter, daß ich sie auf's allerlängste im Munde behalten möchte. Dasselbe war der Fall bei der Abtissin Aleydis, beim heiligen Philippus Neri, und bei einem Cisterzienser, bei dem die Süße jedesmal drei Tage lang im Munde fortdauerte.

Das Genießen der Eucharistie an Thieren gestraft.

Vom heiligen Anno wird erzählt, wie er einst in der Messe die Hostie gebrochen und die Patrikel auf die Patene gelegt; sogleich aber sei eine große Schmeißfliege herbeigekommen, und habe einen Theil loßreißend, ihn im Fluge davon getragen. Der bestürzte Erzbischof habe darauf Herz und Auge auf Gott gerichtet und zu Ihm um Hilfe gefleht. Bald habe darauf das nahende Summen der Fliege Zeugniß von der Gewalt, die sie leide, abgelegt; sie habe ihren Raub wieder auf die Patene zurückgetragen, sei aber dann, als sie wieder zum Fortfliegen sich erhoben, todt auf den Altar niedergefallen. Wenn nun Gott schon unschuldige und vernunftlose Thiere tödtet, die das allerheiligste Sakrament angreifen und verzehren wollen, weil es nicht für sie eingesetzt ist, wiewohl sie es ohne Sünde thun; wie hochheilig muß dieses Sakrament sein und wie sehr sollten wir uns vorbereiten, um es ja nicht unwürdig zu empfangen! Wie groß wird die Sünde dessen sein, der es unwürdig empfängt?

Ewigkeit.

Sorge für die Ewigkeit.

Die Rollmaus trägt sich im Herbste einen großen Vorrath von Haselnüssen ein, obschon sie erst im Frühlinge wieder Nahrung bedarf, da sie im Winter schläft. Sie findet beim Erwachen sogleich ihr Futter, wo die Natur noch keine Nahrung bietet. Dieses Thierchen ist so vorsichtig; sollten wir nicht eben so weise sein und das kurze Leben, besonders das Alter, den Herbst unserer Tage, zu guten Werken benützen? Wir brauchen sie unumgänglich im andern Leben; denn wer Gutes thun kann und es nicht thut, dem ist es Sünde. Christus wird diejenigen verwerfen, die keine guten Werke aufzuweisen haben. O lassen wir uns nicht beschämen von kleinen unvernünftigen Thieren!

Um einer glückseligen Ewigkeit willen soll man alles Sündhafte vermeiden.

Im vierten Jahrhunderte vor Christi Geburt brachten Reisende süße, kostbare, goldgelbe Weinträuben aus Italien in's Land der Baiern und diese goldenen Weintrauben mundeten den Baiern so sehr, daß ihnen der Mund nach dem Lande wässerte, wo solche Früchte wuchsen. Sie entschlossen sich daher, ihre Heimath zu verlassen, über die schneebedeckten Alpen zu klettern, Italien zu erobern und sich dort niederzulassen, dort, wo Reben und Zitronen blühen; Und sie zogen wirklich hin und eroberten das Land. Solltest nicht auch du alles Sündhafte verlassen, um die glückselige Ewigkeit zu gewinnen?

Exercitien.

Nutzen der geistlichen Exercitien.

Der heilige Ignatius besuchte einst in einer Angelegenheit christlicher Liebe einen Doktor der Theologie, gleich ausgezeichnet durch seine Geburt, wie durch seine Gelehrsamkeit, von geregelten Sitten, aber nicht sehr andächtig, mehr den weltlichen Geschäften ergeben, als seiner geistigen Vervollkommnung. Er fand ihn Billard spielend. Der Doktor bat Ignatius, mit ihm zu spielen; er entschuldigte sich damit, daß er das Spiel nicht kenne; da aber Jener in ihn drang, und seine Tugend nie etwas Rauhes und Scheues an sich hatte, so sagte er dem Doktor auf eine angenehme Weise: Um was wollen wir spielen? Es ziemt sich nicht für einen Armen, wie ich bin, um Geld zu spielen und es macht kein Vergnügen, um gar Nichts zu spielen. Mir fällt aber ein Ausweg ein: wenn ich verliere, will ich Euch einen ganzen Monat dienen und Alles pünktlich thun, was Ihr mir befehlen werdet; wenn Ihr aber verlieret, so sollt Ihr nur Eins thun, das ich Euch dann sagen werde. Der Doktor, der sich zu ergötzen dachte, ging die Bedingung ohne Zaudern ein. Sie begannen das Spiel und Ignatius, der niemals Billard gespielt hatte, gewann. Der Doktor sah darin etwas Außergewöhnliches und Geheimnißvolles und fragte Ignatius, was er denn nun thun solle? — Dieser, die Gelegenheit benützend, verlangte, daß er die geistlichen Exercitien machen solle. Der Doktor willigte

ein. Er ergab sich einen Monat lang seiner Leitung und zog aus diesen Uebungen einen solchen Nutzen, daß er sich ganz änderte und ein frommer Mensch wurde.

Fähigkeit.

Auch mittelmäßige Fähigkeiten lassen sich sehr vervollkommnen.

In Madrid hatte man einmal einen Papagei, welcher ganze Erzählungen auswendig lernte und im Zusammenhange vortrug. Durch Uebung lernte er erst sprechen, durch fleißige Uebung erlangte sein Gedächtniß eine Stärke, wie sie manches menschliche Gedächtniß nicht hat. Darum, liebe Kinder, was ihr immer lernt, das lernt mit vielem Fleiße, übet euch recht darin, so werdet ihr es in allen Dingen über's Mittelmäßige bringen und geschickt werden. Fleiß und Uebung thut das Meiste; fleißige Uebung kann ein mittelmäßiges Talent zu großer Kraft und Fertigkeit bringen.

Mit seinen Fähigkeiten soll Jeder Gott ehren und den Menschen nützen.

Der Schöpfer hat seine Gaben verschieden unter die Menschen vertheilt; Sprachengabe, Gedächtniß, Scharfsinn, Denkkraft, Herrschergabe; Talent zur Musik, zum Handel, zu mechanischen Künsten; die Gabe der Erfindung, der Schönheit, Leibesstärke. Erhebe dich nicht deiner Talente wegen, danke Gott dafür, siehe es als seine Gabe an, benütze es zu seiner Ehre, mit Danksagung, zu deinem und deiner Mitmenschen Nutzen; verachte den nicht, dem dein Talent mangelt, vielleicht hat ihm Gott etwas Anderes verliehen. Betrachte die Spottdrossel; sie ist die merkwürdigste unter allen Drosseln, ja unter allen Singvögeln und man achtet sie in ihrem Vaterlande Amerika höher, als bei uns die Nachtigall; denn sie athmet täuschend die Gesänge aller Vögel nach, vom Adler bis zum Colibri, dessen Singen so leise tönt, als das Summen einer großen Fliege; auch die Stimmen vierfüßiger Thiere und die Töne lebloser Dinge, z. B. das Miauen der Katze, das Bellen der Hunde, das Meckern der Ziege und das Knarren der Windfahne am Dache ahmt sie nach. Die Mexikaner nennen sie den Vogel mit vierhundert Zungen. Dabei singt sie vom März bis August, fängt mit ihrer eigenen Melodie an und endiget mit dem Gesange aller Vögel, begleitet den Gesang auch mit Tanz, indem sie sich mit den Füßen erhebt, und mit den Flügeln schlägt. Bei diesem liebenswürdigen Talente ist der Vogel frei von dem Hochmuth des Pfaues, und sie singt ihrem Schöpfer zu Ehren des Nachts und in tiefen Wäldern, wo sie Niemand hört. Dem Menschen liegt die Eitelkeit nahe und er vergißt seines Schöpfers, da solche Gaben den Beifall und die Bewunderung der Menschen erhalten und höher bezahlt werden, als die nützlichsten Dienste. Wie nothwendig ist es also, stets den Gedanken fest zu halten: Es ist Gabe Gottes, zu Gottes Ehre, zu meinem und der Menschen Nutzen und Vergnügen mir verliehen! Wie nothwendig, alle aus solchen Talenten entspringende Ehre auf Gott zurückzuführen und ihm dafür zu danken.

Falschheit.

Falschheit ist schändlich und niederträchtig.

Die eroberungssüchtigen Römer handelten gegen die angegriffenen Völker falsch. Ein römischer Proconsul wollte eine spanische Stadt erobern. Die Einwohner erschracken und versprachen, sich gutwillig zu ergeben. Der Römer forderte hundert Talente und die Einnahme einer Besatzung. Die Stadt brachte das Geld zusammen, nahm die römische Besatzung ein und diese tödtete auf Befehl des Proconsuls die wehrlosen Menschen, zwanzigtausend an der Zahl und plünderte ihre Habe. Ein anderer römischer Feldherr verlockte ein Gebirgsvölkchen in Portugal und versprach, ihm eine bessere Landschaft anzuweisen; dann ließ er sie von seinen Soldaten niedermetzeln. Der römische Feldherr Pompejus Aulus war von den Numantiern so eingeschlossen, daß ihnen nicht ein Mann entrinnen konnte; er bat sie um freien Abzug und versprach, sie in Ruhe zu lassen; sie ließen ihn ziehen und des anderen Jahres erschien er wieder vor ihren Thoren. Kurz die Römer handelten niederträchtig falsch.

Familie.

Familien können durch Heirathen in sittlicher Beziehung verschlechtern.

In K. war eine Familie von alten Zeiten her religiös und gut katholisch; der letzte Sprosse derselben war ein Mädchen, ebenfalls fromm und gut katholisch. Da kam ein protestantischer lediger Uhrmacher von Berlin und ließ sich in K. nieder. Dieser lernte das Mädchen kennen, sie gefiel ihm, er ihr, sie heiratheten sich. Dieser Uhrmacher aß an jedem Freitag, ja selbst am Charfreitag Fleisch. Anfangs scheute sich die junge Frau, es ihm nachzuthun; nach einiger Zeit hatte er sie so beirrt, daß sie jetzt selbst, nicht nur an den Freitagen, sondern selbst am Charfreitage Fleisch ißt; daß sie in keine Kirche mehr geht und keine Messe mehr hört, sondern den Versammlungen beiwohnt, in denen ihr Mann lutherische Vorträge hält; daß sie die Verehrung Mariä Abgötterei nennt und die Katholiken Dümmlinge und Finsterlinge nennet, sich selbst aber rühmt, im Lichte zu sehen. In diesem Geiste werden auch die Kinder erzogen. Das kann eine gemischte Ehe bewirken.

Eine echt christliche Familie, wie sie sein soll.

Die Aeltern des heiligen Franz von Sales gehörten den edelsten und ältesten Häusern Savoyens an. Der Vater desselben war Franz, Graf von Sales, seine Mutter Franziska von Sionas; beide durch gleich edle Geburt, doch noch mehr durch ihre Tugend und ihre Frömmigkeit ausgezeichnet, zu welcher sie öffentlich sich bekannten. Die Rechtschaffenheit des Grafen war den ersten Zeiten des Christenthums würdig; seine Gewissenhaftigkeit ging bis in's Aengstliche; von der Pünktlichkeit, mit welcher er alle Pflichten des Christenthums erfüllte, sah man wenig Beispiele seines Gleichen; der Geradsinn seines

Herzens stand hoch über aller Verderbtheit seiner Zeit; und sein Eifer für den katholischen Glauben war um so lobwürdiger, als der Calvinismus, der gerade damals im Entstehen war, und zu Genf wie in seinem Mittelpunkte sich festgesetzt hatte, als eine bequeme Sekte und als die Religion der schönen Geister angesehen wurde. Seine Gemahlin vereinte mit diesen nämlichen Eigenschaften noch eine zarte und gefühlvolle Frömmigkeit, eine strenge Keuschheit, eine wunderseltsame Sittsamkeit und eine besondere Liebe zur stillen Zurückgezogenheit.

Fasten.

Das Fastengebot muß man strenge beobachten.

Eines Donnerstags Abends kehrte in Tyrol in einem Wirthshause ein Fremder ein und übernachtete. Freitag Morgens verlangte er Fleisch. Die Wirthin sagte: Sind Sie katholisch? — Allerdings. — Heute ist Freitag. — Was Freitag! Fleisch will ich; überall bekommt man Fleisch; seid ihr Tyroler allein so heilig? auch Andere sind gute Christen, wenn sie auch Fleisch essen. — Wird schon sein, sagte die Wirthin, aber weil wir in Tyrol sind, wollen wir mit den Tyrolern halten; hier wird das Fastengebot strenge beobachtet. — Ei, sagt mir doch, wenn die Tyroler so fromme Gotteskinder sind, woher kommt es denn, daß sie Gott so straft? kein Land wird so oft und so stark durch Hagel, Wasser und Feuer verheert, als Tyrol. — Das kommt daher, sagte die Wirthin, weil Gott diejenigen züchtiget, die er liebt. — Hierauf schwieg der Fremde und forderte kein Fleisch mehr.

Das Fasten und sein körperlicher Nutzen.

Karl der Große wußte in einem Alter von achtundsechzig Jahren noch nichts von Krankheit, denn er bewegte sich viel und war höchst mäßig in Speis und Trank. Stieß ihm eine Unpäßlichkeit zu, so heilte er sich durch Fasten.

Fasten und Abtödtung des Gaumens ist ein Sieg über seine Leidenschaften.

Der heilige Vinzenz von Paul war beflissen, alle seine Sinne abzutödten, besonders aber den Sinn des Geschmackes. Nie stand er vom Tische auf, ohne sich einen Abbruch gethan zu haben. Viele Jahre bediente er sich sogar eines sehr widerlichen Pulvers, welches er unter die Speisen mischte, um der Sinnlichkeit wehe zu thun. Dadurch hatte er die Lüsternheit des Gaumens so ertödtet, daß ihm alle Speisen beinahe gleichgiltig waren. Als er einst sehr ermüdet nach Hause kam, wurde ihm aus Versehen ein Paar ungekochte Eier vorgesetzt; er genoß sie ganz ruhig, ohne es im Geringsten zu ahnden. Selbst in seinem höchsten Alter und bei aller Kränklichkeit wollte er nicht zugeben, daß ihm eine besondere Speise bereitet würde; die Fasten hielt er sehr strenge; schon sein Mittagsmahl war an diesen Tagen sehr sparsam und am Abende genoß er Nichts, als etwas Obst und ein wenig Brod.

Das beste Fasten ist, sich täglich einen kleinen Abbruch zu thun.

Abt Poemen antwortete auf die Frage, wie man fasten müsse: Ich will, ein Mönch soll alle Tage etwas weniges essen, jedoch so, daß er niemals satt wird; denn ein zwei- und dreitägiges Fasten gibt leicht Anlaß zur Ruhmsucht und Eitelkeit. Die heiligen Väter haben nämlich dieß Alles versucht und gefunden, es sei am besten, alle Tage zu fasten und so wenig zu essen, daß man stets hungrig sei. Diesen Weg wiesen sie uns als den besten und leichtesten.

Das Fasten vertreibt unkeusche Gedanken und Begierden.

Ein Bruder bat einen Altvater um Rath, wie er die unkeuschen Gedanken und Begierden vertreiben könne? Der Altvater gab ihm zur Antwort: Ich bin in diesem Stücke niemals angefochten worden; denn seit ich Mönch geworden bin, wurde ich niemals satt, weder am Brode, noch am Wasser, noch am Schlafe und der Gedanke an dieses Alles befreite mich von jedem solchen Kampfe. Wenn ein Kaiser eine feindliche Stadt erobern will, so schneidet er ihnen zuerst die Lebensmittel und das Wasser ab, damit die Feinde durch Hunger und Mangel gezwungen werden, sich seinem Reiche zu unterwerfen. Ebenso werden die Fleischeslüste, wenn du fastest und Hunger leidest, entkräftet und verlieren ihre Stärke gegen deine Seele. Denn was ist so stark, wie ein Löwe? Und doch treibt ihn der Hunger in den Käfig und demüthigt alle seine Kräfte.

Die Katholiken im Fasten beschämt von Abyssiniern und Türken.

Die Abyssinier fasten strenge. Als die protestantischen Missionäre sich bemühten, sie zu bekehren, wendeten sie ein ganz verkehrtes Mittel an. Während einer ihrer feierlichsten Fasten stellten die Missionäre frisch geschlachtetes Fleisch im Missionshause aus, um die Armen und Hungrigen zu versuchen, gegen ihr Gewissen zu sündigen. Aber die hungernden Abyssinier wurden durch dieses Verfahren nur empört und es erregte so allgemeinen Unwillen und Verachtung, daß man die Missionäre für keine Christen erklärte und als sie endlich abreisten, hinterließen sie nicht einen einzigen Freund. Die protestantischen Missionäre sind Familienväter und von weltlichen Sorgen in Anspruch genommen; darum hassen sie das Fasten. Dadurch stossen sie nicht nur die Christen, sondern selbst die Türken und Heiden von sich. „Das Volk bringt mich um's Leben mit seinem Schwätzen über das Fasten," sagte ein in Afrika reisender Engländer. „Zwei junge Touarik-Mädchen kamen zu mir und fragten mich, da sie nie zuvor eine Person gesehen hatten, die nicht fastete: „Du, Christ, fastest du?" — „Nein; die Christen fasten nicht." — „Wissen die Christen nichts von Gott? Was können diese Engländer (Protestanten) nur sein? Sind sie Juden? Oder Muhamedaner, oder was sonst?" Und wenn einige schonend bemerkten, sie könnten möglicherweise eine Art verderbter Christen sein, so pflegten die Umstehenden zu entgegnen: „Christen? Unmöglich! Sie fasten ja nicht!"

So urtheilen Abyssinier, Türken und Heiden über jene Christen, die nicht fasten; sie fühlen, das Fasten gehöre zur Verehrung Gottes, und sei ein Mittel, die unordentlichen Begierden des Leibes unterthänig zu machen und für die Sünden Buße zu thun.

Fasten und Keuschheit verlängert das Leben.

Johannes der Einsiedler konnte aus langwierigem Gebrauche und steter Gewohnheit nur am Abend eine Speise zu sich nehmen und da nur wenige; denn er war vom Fasten ganz dürr und abgemagert am Leibe. Seine Haare und sein Bart waren dünn wegen Mangel an Feuchtigkeit, weil sie nämlich keine hinreichende Speise nährte, noch ein Saft in sie sich ergoß. Er aß auch im Alter von neunzig Jahren keine gekochte Speisen. Der heilige Antonius wurde über neunzig, der heilige Paulus über hundert, der heilige Apollonius über achtzig Jahre alt.

Fasten kann und soll man ohne Aufsehen.

Die heilige Barbara von Avrilliot übte sich beständig, aber unvermerkt in der Selbstbeherrschung, darum duldete sie längere Zeit eine Person um sich, deren Manieren ihr zuwider waren. Ihre Nahrung war so mäßig, daß sie immer noch mit einigem Hunger vom Essen aufstand. Was sie sich von ihrer Nahrung abzog, gehörte den Armen und diese erhielten immer das Beste, während sie das weniger Gute aß, ja sich an manchen Tagen mit Wasser und Brod begnügte.

Fasten schadet der Gesundheit nicht.

Der heilige Mauritius, Bischof von Angers, führte bis zu seinem Tode das ärmste Leben; das Brod der Armen war seine Speise, der Boden war sein Lager. In der heiligen Fastenzeit mahlte er das Getreide, das er zu seinem wenigen Brode bedurfte, selbst; und dieß rauhe Brod mit Salz und Wasser war sein Leckerbissen. Obschon er aber ein solch strenges Leben führte, erreichte er doch ein Alter von neunzig Jahren und war niemals krank; vielmehr war sein Angesicht immer wie eine blühende Rose und sein Körper immer rüstig.

Durch Fasten büßt man die Sünden ab.

Dem heiligen Rembertus erschien die Seele eines vor kurzer Zeit verstorbenen Priesters und bekannte, er werde im Fegfeuer wegen zu vieler Begierde nach Speis und Trank und wegen Verschwendung der Zeit hart geplagt, er könne aber erlöset werden, wenn der Heilige für ihn vierzig Tage in Brod, Wasser und Salz fasten wollte. Rembertus fing diese Fasten an, erlöste dadurch diese Seele, welche ihm hernach dafür dankte und die ewige Glorie verkündigte. Nadasi. 4. Feb.

Das Fasten ist gesund.

Viele Aerzte behaupten, daß Fieber am vierzigsten Tage ihr Ende nehmen; auch ist bekannt, daß Reisende, welche aus pestkranken Orten kommen, sich einer vierzigtägigen Kontumaz unterziehen müssen. Ueberhaupt ist die vierzigtägige Fastenzeit gesund. Ein vornehmer Herr wurde von übermäßigem Essen und Trinken krank und hatte allen Apetit verloren. Um seine Gesundheit wieder zu erlangen, reiste er auf Anrathen der Aerzte in ein Bad. Unterwegs wurde er von einem seiner Feinde gefangen und in ein Zimmer eingesperrt. Zur Mittagszeit kam ein Diener und brachte ihm Bohnen und Wasser. Darüber erzürnt, verlangte er bessere Kost, auch begehrte er mit dem Herrn darüber zu sprechen; doch man gewährte ihm weder das eine noch das andere. Bohnen mochte er nicht essen; lieber litt er Hunger. Da er aber nichts Besseres bekam und der Hunger ihn peinigte, aß er am Ende doch die Bohnen und trank Wasser. Nach und nach wurde er so gesund, daß er, als man ihn seiner Haft entließ, kein Bad mehr benöthigte. Durch das Fasten wurden die ungesunden und überflüßigen Säfte verzehrt. P. J. Antonius a S. Gerardo in seinem Lazarus J. Discuso.

Gott straft die Verspottung des Fastens.

Im Jahre 1592 hat sich bei Breslau ein lustiges Trauerspiel zugetragen. Ein dortiger Ketzer hat am Freitage Fleisch gegessen, dringt auch einem Bauern einen Brocken mit Gewalt auf und schmiert es ihm um's Maul herum; dieser will aber nicht essen. Nun nimmt der Ketzer das Fleisch wieder und sagt: Siehe, dieses Stückel wird mir gut schmecken und reißt zugleich das Maul weit auf. Aber die Strafe Gottes folgte unverzüglich nach; denn er konnte auf keine Weise mehr das weite offene Maul zusperren; aller Fleiß und Mühe der Doktoren war umsonst; er mußte ein steter Maulaffe bleiben. Hätte er doch sein Maul gehalten!

Das Fasten schwächt weder die Gesundheit, noch kürzt es das Leben.

Auf einer der Anhöhen, welche den Golf von Neapel umgeben, liegt ein Kloster der Kamadulenser. Die Thätigkeit dieser Leute besteht im Schweigen und Beten. Die einfachste Pflanzenkost reicht hin, den Verlust zu decken, den diese Anstrengungen nach sich ziehen. Mein Führer, so erzählt Professer Harsen in der Kirchenzeitung 1859 Nro. 17, welcher bei dem Aussehen eines Vierzigers siebenzig Jahre zählte, war der Jüngste seiner Genossen. Er versicherte, daß es unerhört sei, daß ein Kamaldulenser vor dem neunzigsten Jahre sterbe. Sehr Viele werden hundert überschreiten. Das Fasten schadet also nicht.

Faulheit.

Faulheit führt zum Diebstahl.

Die Wespen sind zum Einsammeln des Honigs zu faul und doch lieben sie Süßigkeit; daher fallen sie die fleißigen Arbeitsbienen an, beißen ihnen den Hinterleib ab und saugen den Honig aus; oder sie brechen gewaltsam in die Stöcke ein, und morden, um ihr Gelüsten zu befriedigen. So geht es den faulen und arbeitsscheuen Menschen; Müssiggang erzeugt allerlei Gelüste, namentlich Verlangen nach Essen und Trinken und Unterhaltung. Das Einkommen reicht nicht; daher werden sie Diebe.

Fegefeuer.

Das Fegefeuer ein Reinigungsmittel der Seele.

Die Menschen bei ihrem Tode gleichen den Erzen, wie sie aus der Erde zu Tage gefördert werden; manche Erze kommen in Stücken ganz gediegen vor, anderes mit Steinen versetzt. Dieses wird gepocht, gehämmert, geschlemmt, um das Erdige auszuscheiden, und kommt zuletzt in den Hochofen, wo es geschmolzen wird und als geläutertes Metall abfließt. So ist es mit den Menschen bei ihrem Tode beschaffen. Einige sind gediegen heilig und gehen ungesäumt in den Himmel ein; Andere werden erst im Fegefeuer geläutert; dieses scheidet aus der Seele das Irdische, das Sinnliche, das Eigennützige, das Eigenliebige und bewirkt, daß man Nichts will, als Gottes Willen unbedingt; daß man bereit ist, in die Hölle zu gehen, wenn es Gott will und so lange es Gott will; daß man nicht in den Himmel begehrt, wenn Gott nicht will und nur wenn Gott will; daß man Gott liebt, auch wenn er uns verstossen sollte, rein um seiner Selbst willen.

Das Fegefeuer ist ein Gefängniß.

Im Jahre 1541 ritt ein sehr ansehnlicher Adeliger aus dem mailändischen Gebiete allein durch eine Waldgegend; er nannte sich Pechio. Da stürzten plötzlich verkappte Menschen, gleich Räubern, aus dem Walddickicht hervor, fallen über ihn her, überwältigen ihn, stecken ihn in einen Sack, den sie über seinem Haupte zubinden und schleppen ihn fort; sein Pferd, mit Wunden und Blut bedeckt, reißt sich los und eilt waldeinwärts. Er war in die Gewalt eines ihm feindlich gesinnten Ritters gefallen, der ihn durch eine Oeffnung oben am Gewölbe in einen finstern Kerker hinabsenkte. Ein Stück Brod und ein Wasserkrug folgten ihm nach, dann schloß sich die Oeffnung. Der Unglückliche wußte nichts, was mit ihm geschehen, noch wo er sei; er tappte an dem engen Gemäuer umher, er stand und sann, er kniete und betete, er warf sich auf die Erde, er wollte verzweifeln, er klagte und stöhnte, er schwieg wieder und sann von Neuem. Nach einiger Zeit wurde Pechio vermißt, man suchte ihn überall vergeblich und schloß endlich aus seinem wiedergefundenen Pferde, daß er von Räubern erschlagen und verscharrt worden sei. Seine Söhne, Töchter und

Anverwandten weinen eine Zeit lang, seine Freunde trauern, seine Feinde frohlocken; endlich nehmen die Kinder sein Vermögen ruhig in Besitz, allmählig hört man auf, von dem traurigen Ereignisse zu reden, sein Andenken verlöscht allmählig. Wasser und Brod wurde ihm zwar täglich hinabgereicht, aber die dumpfe Luft, die Dunkelheit, der Gram und die Noth verwandelten seinen Leib in eine Schattengestalt; die Kleider sind vermodert und stückweise von ihm gefallen. Unausgesetzt betet er zu Gott und ruft Maria um Hilfe an und statt zu verzweifeln, glimmt vielmehr in seinem Herzen ein Funke von Hoffnung, den weder die Dunkelheit zu tödten, noch die langsam schleichende Zeit zu ersticken vermochte, für die er kein anderes Maß hatte, als die matten Schläge seines Pulses und die das Brod reichende Hand oben an der Oeffnung. Doch endlich zögerte diese Hilfe lange über die gewöhnliche Frist, und der gänzliche Mangel an Lebensmitteln drohte seinem kümmerlichen Leben ein Ende zu machen. Der Ritter, welcher ihn gefangen gesetzt, war gestorben, seine Dienerschaft verlief sich und unter ihnen auch der vertraute Knecht, welcher dem Pechio Nahrung brachte. Der neue Besitzer der Burg ließ das alte Gebäude auf einem besseren Fuße herstellen und die alten Gemäuer niederreißen. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf jenes unterirdische Gewölbe, in welches nur eine schmale Oeffnung Eingang gewährte. Da hörte man aus der Tiefe herauf seufzen und stöhnen, man stieg hinab und entdeckte beim Fackellichte eine dürre, zusammengekrümmte unkenntliche Gestalt mit weißen Haupt- und Barthaaren und langen Nägeln. Man tröstete und erquickte den Elenden und gewöhnte ihn allmählig an frische Luft, bis er im Stande war, zu erzählen, wer er wäre, wann und wie er hieher gekommen; worauf diese sonderbare Begebenheit untersucht und der längst vergessene Pechio durch den Landesherrn in seine früheren Rechte und in sein Eigenthum wieder eingesetzt wurde. Wie der Bischof Majolus, der ihn sah und sprach, berichtete, war es ihm vorgekommen, als wäre er mit lebendigem Leibe in eine andere Welt, in irgend einen dunklen Ort der Ewigkeit, etwa in's Fegefeuer versetzt worden, wo kein Tag mit der Nacht abwechselt, wo es weder Zeitmaß noch Zeit mehr gibt. Pechio hatte neunzehn Jahre also geschmachtet. Dieser Zustand des gefangenen Pechio ist ein Bild von dem Zustande der armen Seelen im Fegefeuer.

Das Fegefeuer brennt die moralischen Flecken der Seele aus.

In der vierzigtägigen Faste des Jahres 1073 ward dem heiligen Anno, Erzbischof von Köln, ein seltsames Traumgesicht gezeigt. Es war ihm, als ginge er in ein herrliches Haus, das außen und innen in krystallener Klarheit schimmerte. Drinnen in einem großen Saale saßen, auf herrlichen Sitzen, erhabene Gestalten, von denen er Einige persönlich, Andere dem Rufe nach gekannt hatte: Heribert, vordem Erzbischof zu Köln, Bardo, Erzbischof von Mainz, Eberhard, Erzbischof von Trier, Arnulph, Bischof von Worms, und noch viele Andere; Alle im bischöflichen Ornate und in schneeweißem Gewande. Sich selber auch sah er angethan mit ähnlichen kostbaren und weißen Gewanden; nur jener Theil des Kleides, der seine Brust bedeckte, erschien ihm häßlich,

beschmutzt und dunkel, so daß er, verwirrt und beschämt, diese Stelle mit der Hand zu verdecken sich bemühte. Er sah für seine Person auch einen herrlichen Sitz bereitet; wie er aber sich dahin begeben wollte, erhob sich Arnulph von Worms und wies ihn mit dem Bedeuten zurück: es wäre den übrigen Vätern mißfällig, ihn in ihre Versammlung aufzunehmen, weil sein Kleid eine Mackel hätte. Und als er nun tief bestürzt und weinend aus dem Saale ging, folgte ihm Arnulph und sprach: Sei getrost, Anno, und suche dein Gewand nur baldigst von jeder Mackel rein zu waschen, denn nur wenige Tage noch, so wirst du in unsere selige Gemeinschaft eingehen. — Anno erzählte dieses Traumgesicht seinem Freunde, der es ihm aufrichtig auslegte. Die Mackel an euerem Kleide, sagte er, bedeutet nichts Anderes, als die fortwährende Erinnerung an die Beleidigung, als euch im vorigen Jahre die Bürger aus Köln vertrieben; diesen hättet ihr vollkommen verzeihen sollen. Anno berief unverzüglich die strafbarsten Bürger in ihre Heimath, setzte sie in die kirchliche Gemeinschaft und in den Besitz ihrer Güter feierlich ein. Ein halbes Jahr nach jenen Traume entschlief er in Frieden. Wäre er nun mit jener gerechten Bitterkeit, die keineswegs in Haß und Rachsucht, sondern blos in innerer Kränkung bestand, hinüber gegangen, so hätte seine heilige Seele von jener Mackel im Fegfeuer gereinigt werden müssen. Mit Todsünden kömmt der Mensch in die Hölle, mit läßlichen Sünden und Fehlern, wie beim heiligen Anno, kömmt die Seele in's Fegefeuer und muß eine Läuterung überstehen, bevor sie in den Himmel eingehen kann.

Die befleckten Seelen wünschen selbst nicht ohne Reinigung in den Himmel einzugehen.

Wenn eine Jungfrau aus fürstlichem Hause, irgend einem mächtigen und glorreichen Könige zur Gemahlin bestimmt, mitten auf der Reise zu ihm von einem häßlichen Aussatze im Gesichte und an den Händen befallen würde, wird sie wohl ihre Reise fortsetzen wollen? Selbst auch, wenn der hohe Bräutigam dringende Botschaft sendete, daß sie ohne Bedenken nur kommen möchte, wird sie diese Bitte gewähren? wird sie nicht vielmehr bescheiden sich entschuldigen und um Verzögerung bitten, um nicht eher an seinem Hofe zu erscheinen, als bis sie ganz rein und geheilt wäre? Eben so, wenn einer Seele der Eingang in den Himmel mit kleinen Sünden gestattet würde, so würde sie Gott bitten, zuvor in's Fegefeuer eingehen zu dürfen, um die Mackeln ihrer Seele zu reinigen.

Den Seelen im Fegefeuer kann man durch Gebet helfen.

Es war eine Mutter, die hatte einen Knaben, den sie über Alles liebte, das Kind hatte die Mutter auch sehr lieb. Die gute Mutter starb, das Kind weinte den ganzen Tag, es konnte auch vor Leid nicht einschlafen. Um Mitternacht geht die Thüre ganz leise auf und wie das Kind sehen will, wer da hereinkäme, da steht die Mutter als Geist vor ihm, in einem Kleide schneeweiß und glänzend, nur an einem Aermel war ein kleiner schwarzer Tupfen. Freundlich

sagte sie dem Kinde: Gelt Kind, du kennst mich noch? — Ja freilich! sagte das Kind. — So weine nicht mehr, sagte die Mutter, sondern bete recht andächtig für mich einen Rosenkranz, daß mir das schwarze Flecklein da am Aermel vergehe, dann bin ich makellos und rein und komme in den Himmel. Jetzt hat mein Geist noch keine Ruhe, weil ich einmal ein Mäßchen Gerste geborgt und es nicht zurückgezahlt habe. So sprach die Mutter und verschwand. Das Kind betete darauf andächtig den Rosenkranz und wie es fertig ist, erscheint ihm die Mutter zum zweiten Male, aber ohne das schwarze Flecklein; über und über weiß wie Schnee und lieblich, wie ein Engel. Mit einer wunderfreundlichen Miene deutet sie lächelnd zum Himmel und spricht: Kind! jetzt kann ich hinauf! Und sie verschwand. Dem Kinde ward ganz wohl um's Herz. Hist. pol. Blätter. 28. B. 5. Hft. S. 322.

Die größte Pein des Fegefeuers ist die Verschiebung der Anschauung Gottes.

Aus dem, was die heilige Katharina von Genua an sich selbst erfahren hatte, schloß sie, daß die Seelen im Fegefeuer mit brennender Liebe von Gott gezogen werden, also, daß sie, obgleich unsterblich, dadurch vernichtet werden könnten, daß sie nicht auf sich, noch auf Anderes, sondern auf Gott allein schauen, der nicht aufhört, sie zu ziehen und zu entzünden, bis Er sie zur ursprünglichen Reinheit zurückgeführt. Die Seelen, welche dem Zuge der Liebe nicht folgen können, weil sie noch Sünden an sich sehen, erwägend, welche Pein es sei, von Gottes Anschauung ausgeschlossen zu sein, empfinden ein brennendes Verlangen, dieser Hemmnisse sich zu entledigen und diese Einsicht ist nach ihrer Ueberzeugung der Grund der Peinen, die die Seelen im Fegefeuer erleiden.

Der heiligen Maria von Dignys gönnte es Gott, ihr Fegefeuer hier zu überstehen.

Jakob von Vitry, Bischof von Akkon, sagt von ihr: Nachdem sie lange todt gelegen, ehe sie begraben wurde, lebte ihr Leib wieder auf, und es wurde ihr vergönnt, ihr Reinigungsfeuer auf Erden durchzumachen. Darum wurde sie lange Zeit vom Geiste Gottes getrieben, daß sie sich nun in's Feuer warf, dann zur Winterszeit lange Zeit im Eiswasser verweilte, bisweilen auch in den Gräbern der Todten einkehrte. Nachdem sie solche Buße geleistet, ward sie oft verzückt und begleitete die Seelen der Verstorbenen in's Fegefeuer und durch dasselbe hindurch.

Das Fegefeuer von Heiligen in Gesichten gesehen.

Der heilige Patricius, der Apostel der Irländer, bewohnte eine Höhle und Gott offenbarte ihm in einer Verzückung, daß Jeder, der diese Höhle wohl vorbereitet durch die Sakramente betrete, und darin einen Tag und eine Nacht zubringe, seine Reinigung in ihr bestehe, daß ihm seine Sünden vergeben würden; betrete sie aber der Unbußfertige, so komme er darin um. Einige, die sie betraten, sind nicht wiedergekehrt; die aber zurück kamen, sind fortan im Glauben

treu geblieben, lachten aber nie mehr, weil das, was sie dort schauten, alle Weltlust verbitterte. Es war ein gewisser Oenus, der im Kriege diente und nach vielen Jahren nach Irland zurückkehrte; dort überlegte er bei sich, wie er sein Leben in Sünden, unter Raub, Mord und Brandlegung hingebracht. Von Reue ergriffen, beichtete er seinem Bischofe und war nun auf Genugthuung bedacht. Als er nun darüber mit sich eins geworden, sagte er zum Bischof: Weil ich mich so schwer versündigt, so will ich auch eine Buße leisten, stärker als alle Bußen; ich will die Höhle oder das Fegfeuer des heiligen Patricius besuchen. Der Bischof rieth ihm ernstlich von diesem Wagstück ab; da er aber auf seinem Beschluße beharrte, wurde er nun um das Jahr 1152 unter Gebeten des Priesters in die Höhle gebracht und dort eingeschlossen. Hier mußte er nun nacheinander zehn Orte der Pein durchwandern. Was die Einbildungskraft irgend von Plagen und Martern denken kann, ist hier zu finden. Einige sind von feurigen Schlangen umwunden, Andere über Schwefelflammen aufgehängt, noch Andere in Bäder geschmolzenen Metalls versenkt. Wieder Andere klammern sich bleich und zitternd an Felsenspitzen, bis sie ein Sturmwind in einen eiskalten stinkenden Strom hinabschleudert; auch Ritter Oenus wäre darin ertrunken, hätte ihn nicht die Anrufung des Namens Jesu gerettet. Acht Peinen hatte er bisher durchgemacht. Nun wurde er in einen Feuerschlund geworfen, aus dem ihn die ausbrechenden Feuerflammen hinaus schleuderten und die zurückkehrenden wieder verschlangen, um ihn auf's Neue auszuwürgen. Endlich schleuderte ihn das Feuer auf Anrufung Jesu hinaus. Nun führten ihn die bösen Geister an eine Brücke, die über einen Strom von flüssigem brennendem Schwefel führte. Die Brücke aber war so hochgespannt und so schmal, daß es Entsetzen erregte, auch nur hinab zu sehen, und dabei so schlüpferig, daß, wenn sie auch die gehörige Breite gehabt hätte, doch Niemand auf ihr den Fuß zu halten im Stande gewesen wäre. Als er die Brücke betrat, erregten die Teufel Stürme und Wirbelwinde; doch unter Anrufung des Namens Jesu gelangte er glücklich hinüber, wo ihm dann vergönnt war, einen Blick in's Paradies zu thun. Da wünschen ihm die Heiligen Glück zu dem errungenen Siege, sagend: „Auf Bruder! Schon dämmert in deiner Heimath die Morgenröthe, erhebe dich daher eilig; denn wenn der Prior des Klosters, nach beendigter Messe, in Prozession zur Pforte der Höhle schreitet und dich nicht findet, und an deiner Rückkehr verzweifelt, dann verschließt er die Thüre, geht zurück und du mußt verhungern!“ Der Ritter befolgte den Rath, ist zur gehörigen Stunde bei der Pforte der Höhle und wird unter Lobgesängen in die Kirche zurückgeführt. Fünfzehn Tage lang verharrte er in ihr im Gebete, dann nahm er das Kreuz, besuchte mit Andacht alle heiligen Orte im gelobten Lande und trat dann in ein Kloster. Er konnte niemals vom Fegefeuer reden hören, ohne sogleich in's bitterste Weinen auszubrechen.

Görres, Mystik. 3. Thl. S. 94.

Ein Gesicht vom Fegefeuer als Sinnbild dessen, was dort vorgeht.

Tundal, ein irischer Kriegsmann, lebte früher wild dahin; dann aber schlug er in sich, erkrankte und starb an einem Mittwoch 1144. Weil man aber noch einige wenige Wärme um das Herz wahrnahm, blieb er bis zum Samstage unbegraben, wo er dann mit einem erschrecklichen Schrei wieder zu sich kam und seine Gesichte erzählte. Auch sein Weg hat durch Martern hindurch geführt. Im Geleite eines Engels mußte er einen hohen Berg ersteigen; auf der einen Seite unten war ein schwefelstinkendes Feuer, auf der andern unerträgliche Kälte; bald wurde er über den Berg weg in's Feuer, dann wieder hinüber in die Kälte geworfen; dann wurde er von einem großen Drachen verschlungen, in dessen Bauche ihn die Teufel in Gestalt reißender Thiere zerbißen, zerrissen, zerfraßen und zerfetzten. Durch sein Angstgebet erlöset, fand er den Engel wieder, der ihn zur Brücke über einen schrecklichen Feuerpfuhl führte. Diese war nicht bloß schmal und hoch, sondern auch mit Stacheln und scharfen Messern besetzt und der Engel sprach zu ihm: „Ueber diese Brücke sollst du gehen und zwar nicht allein, sondern du sollst eine muthwillige Kuh mit dir hinüberleiten, zur Strafe dafür, weil du deinen Verwandten eine Kuh gestohlen!“ Tundal fing an, bitterlich zu weinen und zu klagen: „Ach, ich Armseligster! wie will es mir nur möglich sein, über diese hohe und schmale Brücke zu gehen, dazu noch mit einer Kuh; ich werde ja unfehlbar hinunter fallen und diesen leidigen Teufeln unten zum Raube werden!“ Darauf entgegnete der Engel: „Es kann einmal nicht anders sein, du hast dieß mit deinem Diebstahle verschuldet und mußt nun dafür Buße leisten!“ Der Uebergang wurde angetreten. Die Kuh, bei den Hörnern gefaßt, sträubte sich und wollte durchaus nicht vorwärts; darauf ging es an ein Zerren hin- und herüber, bis Tundal die Widerspänstige zuletzt selbst auf die Brücke jagte. Mit Schrecken und Herzensangst wurden die ersten Schritte zurückgelegt; aber bald ergriff ihn Zagen und Schwindel, sein eigener Fuß gleitet von der Brücke aus, die Teufel unten frohlocken; aber durch Gottes Güte gelingt es ihm, indem er sich fest an der Kuh gehalten, sich wieder auf die Brücke hinauf zu schwingen. So ging er mit seinem Thiere in großer Angst fort und hütete sich vor dem Falle, soviel es ihm nur immer möglich war. Im Fortgehen gleitete nun die Kuh mit ihren hinteren Füßen von der Brücke hinab; er aber hält sie aus allen seinen Kräften und zieht so stark an ihr, bis es ihm gelingt, sie wieder hinauf zu bringen. Also gingen sie ihren Weg fort, thaten aber nichts mehr, als immer fallen; fielen jedoch niemals beide zugleich, sondern wenn Eins strauchelte, blieb das Andere stehen und also half Eins dem Andern wieder auf die Brücke. Jedermann kann sich leicht vorstellen, welchen unmenschlichen Schrecken Tundal auf dieser Brücke ausgestanden, auf welcher überdem seine Füße, von spitzigen Stacheln verletzt, aller Orten blutige Spuren zurückgelassen. Als er aber, je länger, je furchtsamer werdend, doch endlich auf der Mitte der Brücke angekommen, siehe! da begegnete ihm Einer, der eine schwere Last Garben auf seiner

Schulter hatte, die er auch gestohlen und zur Buße über die Brücke tragen mußte. Keiner kann dem Andern ausweichen, darum bat Jener, Tundal wolle mit seiner Kuh zurückgehen, damit er hinüber komme; Tundal aber begehrte seinerseits, ihm seine blutenden Füße zeigend, er wolle in Ansehung seiner größeren Gefahr ihn nicht verhindern, sondern durch Rückkehrung ihm den Weg eröffnen. So bat Einer den Andern und so standen sie Beide in großer Noth und wußten nicht, was anzufangen; selbst dem Genesenen zitterten noch alle Glieder und seine Sinne wollten ihm schwinden, wenn er dieses Zustandes gedachte und an das zunehmende Heulen der leidigen Teufel in der Tiefe sich erinnerte. Endlich, da sie lange in diesem Elende gestanden, erbarmte sich ihrer Gott und half Einem am Andern vorüber, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschehen war. So ging er den übrigen Weg glücklich fort und gelangte zum andern Ufer. Sind die Orte der Qual durchlaufen, so führt der Weg alsogleich in die Auen der Seligen. Als nun Tundal mit großem Frohlocken eine Weile dort verharrte, wurde ihm zu seinem Leidwesen angedeutet: er könne nicht hier bleiben, sondern müsse in seinen Leib wiederkehren, damit er das Geschehene Andern zur Warnung kund mache. Wie sehr er auch bat, es mußte geschieden sein. Während er mit dem Engel redete, merkte er, daß die Seele ihren Leib wie ein Kleid wieder anzog; er öffnete die Augen und befand sich auf Erden in seinem Hause. Dieses Gesicht zeigt sinnbildlich, was im Fegefeuer vorgeht. Görres Mystik. 3. Thl. S. 99.

Gesicht der heiligen Magdalena von Pazzis über das Fegefeuer und seine Strafen.

Magdalena war eines Abends mit einigen Schwestern im Garten, als sie entrückt und ihr nun das Fegefeuer gezeigt wurde. Man sah sie nun während des Verlaufes zweier Stunden den ziemlich großen Garten langsam durchschreiten, da und dort stehen bleibend, wenn sie irgend eine besondere Strafe eines Vergehens betrachtete. Sie rang dann aus Mitleid die Hände, erblaßte und gebückt wie unter schwerer Last einhergehend, gab sie bisweilen Zeichen des Entsetzens von sich, daß ihr Anblick Grauen erregte. Als sie an die Stelle gekommen, wo die Geistlichen litten, seufzte sie schwer auf und sagte: Guter Gott, auch ihr hier! und ging also, seufzend bei jedem Schritte, langsam durch sie hin. Diejenigen, welche unwissend gesündigt, und in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, wurden gelinder gehalten und ihre Engel standen ihnen tröstend zur Seite. Auf's Härteste wurden dagegen die Scheinheiligen mitten unter Schrecken, weit näher an der Hölle, gepeiniget. Die Ungeduldigen und Widerspenstigen erschienen ihr wie mit schwerer Last beladen und unter ihr beinahe erliegend, und während sie durch diese hinging, sah man sie das Haupt beinahe bis zur Erde neigen. Nun dahin, nun dorthin schauend, rief sie einmal, vom Entsetzen durchzuckt, zum Himmel um Hilfe. Nach kurzem Schweigen schritt sie dann weiter, dahin, wo den Lügnern geschmolzenes Blei in den Mund gegossen wurde; während die Geizigen, auf Erden nie mit Gütern zu sättigen, jetzt in Peinen gesättigt wurden; die

Unkeuschen aber fanden sich an Orten voll unleidlichen Gestankes. Zuletzt wurden ihr diejenigen gezeigt, die in keiner besondern Sünde sich zuvorgethan, aber in Allen Einiges geleistet und darum auch an den Qualen Aller, nur in einem linderen Grade, Antheil nahmen. Sie kam dann wieder zu sich, nachdem sie zuvor Gott gebeten, sie nicht wieder solches Elend sehen zu lassen, weil ihre Seele unter dem Leid erliege. Wenn schon das bloße Ansehen fremder Leiden so grauenhaft ist, wie schmerzlich werden wir die Peinen des Fegefeuers in der Wirklichkeit empfinden!

Den Seelen im Fegefeuer kann man durch heilige Messen helfen.

Die heilige Elisabeth hatte eine Tochter, mit Namen Constantia, welche an den König von Kastilien verheirathet wurde, aber bald starb. Als Elisabeth einst ausging, drängte sich durch ihr Gefolge ein Einsiedler an die Königin und sagte ihr: Constantia sei ihm erschienen, und habe ihn gebeten, es ihrer Mutter zu sagen, daß sie ein Jahr lang täglich eine heilige Messe für sie lesen lasse, dann werde sie erlöst sein. Die Königin gab einem Priester den Auftrag, durch ein Jahr hindurch täglich für Constantia Messe zu lesen. Nachdem das Jahr zu Ende war, erschien ihr Constantia in weißen Kleidern und sprach: Mutter, ich bin von der Strafe frei und nun gehe ich in den Ort, wo ich keine Pein mehr zu dulden haben werde; gelobt sei Gott in Ewigkeit! Als Elisabeth am folgenden Morgen in die Kirche trat, fragte sie der Priester, für wen er jetzt die heilige Messe aufopfern solle, da das Jahr zu Ende sei? Da erinnerte sich die Königin daran und erkannte, daß Constantia ihre Erlösung aus dem Fegefeuer dem heiligen Meßopfer zu verdanken habe.

Auch heilige Menschen müssen eine Zeit lang in's Fegefeuer.

Der gottselige Pater Salvator war ein außerordentlich frommer und heiliger Mann; er that viele gute Werke, litt viel, wirkte Wunder und Weissagungen. Nach seinem Tode war ein ungeheuerer Zulauf zu dem Leichname und die Menge riß sich um die armseligsten Dinge, welche ihm gehört hatten, wie um den kostbarsten Schatz. Außerordentlich viele wunderbare Heilungen geschahen an Solchen, die ihn um seine Fürbitte anriefen. Wohl wird Jeder glauben, daß eine so heilige Seele alsogleich nach dem Tode in den Himmel eingegangen sei. Der Beichtvater eines Klosters legte einer frommen Nonne auf, für die Seele des Pater Salvator zu beten. Diese that's und erblickte in einem Gesichte die Seele Salvators, auch wurde ihr geoffenbart, er sei nach einer Viertelstunde im Fegefeuer zu den himmlischen Freuden aufgenommen worden. Weßhalb hat nun Gott diesem treuen eifrigen Diener das Fegefeuer nicht ganz erlassen? In jenem Gesichte wurde der Klosterfrau geoffenbart, er habe darum auf kurze Zeit im Fegefeuer leiden müssen, weil er etwas ungedulbig war und sich etwas kaltsinnig dem Willen Gottes unterwarf. Wenn nun das am grünen Holze geschah, was wird erst mit dem dürren geschehen? Manche Seelen werden bis zum jüngsten Tage im Fegefeuer schmachten müssen!

Wir können den armen Seelen im Fegefeuer helfen.

Die heilige Odilia war die Tochter des Herzogs von Elsaß. Ihr Vater starb unter ihrem Beistande. Neun Tage darauf folgte ihm auch die Mutter nach. Indem nun Odilia lang und eifrig für ihre verstorbenen Aeltern betete, wurde ihr geoffenbart, daß ihr Vater im Fegefeuer noch große Pein leide. Darum suchte die heilige Tochter mit strengem Fasten, Gebet und Abtödtungen Gottes Gerechtigkeit zu versöhnen. Nach fünf Tagen sah sie die Seele ihres Vaters herrlich glänzend von einer Schaar Engel in den Himmel geführt.

Ein Eisterzienser-Abt, Namens Simon, zeichnete sich durch großen Eifer aus, war aber dabei schonungslos und hart gegen seine Untergebenen. Derselbe starb eines plötzlichen Todes. Die heilige Ludgarde war bestürzt darüber und suchte durch Fasten und Beten die Erlösung seiner Seele zu erwirken; sie bat Gott, Alles, was Er ihr an Trost bestimmt habe, dem Verstorbenen zuzuwenden. Endlich erschien ihr derselbe in großer Schönheit, dankte ihr für die Erlösung und sagte ihr, ohne ihr Gebet hätte er elf Jahre im Fegefeuer büßen müssen.

Die Peinen des Fegefeuers sind sehr groß.

Sancio, König von Leon, starb durch Verrath an Gift. Seine Gemahlin, die Königin Guda, betete Tag und Nacht eifrig für ihn und am Samstage fastete sie jedesmal zur Ehre der Mutter Gottes. Da erschien ihr Sancio gerade an einem Samstage in einem schwarzen Trauerkleide mit dem Ausdrucke erschrecklicher Pein. „Ach," sagte er, „wenn ich dir sagen könnte, wie erschrecklich meine Qualen im Fegefeuer sind, o wie würde da dein Mitleid mit mir noch zunehmen; ach bei der göttlichen Barmherzigkeit, hilf mir, hilf mir!"

Die Seelen im Fegefeuer wollen selbst nicht vor ihrer gänzlichen Reinigung zu Gott kommen.

Die heilige Gertrud sah im Geiste die Seele einer Nonne, welche ihr Leben in der Uebung der erhabensten Tugenden zugebracht hatte. Sie stand vor Christus in dem Schmucke der Liebe gekleidet, aber sie wagte nicht, die Augen zu Ihm zu erheben, sondern schlug sie nieder, als ob sie sich schämte, vor Ihm zu stehen und zeigte durch Geberden ihr Verlangen, fern von Ihm zu sein. Gertrud darüber verwundert, wagte die Frage an den Herrn: Warum nimmst Du diese Seele nicht zu Dir auf? Da streckte der Herr voll Liebe den Arm aus, wie wenn er die Seele näher an sich ziehen wollte. Aber sie zog sich mit tiefer Demuth und Bescheidenheit vor ihm zurück. Gertrud fragte nun die Seele, warum sie sich vor dem Herrn zurückziehe? Sie erhielt die Antwort: Weil ich noch nicht vollkommen von den Flecken gereinigt bin, die meine Sünden hinterlassen haben. Und wenn Er mir in diesem Zustande den freien Eintritt in den Himmel gewähren würde, so möchte ich es nicht annehmen; denn so glänzend ich in deinen Augen erscheine, so weiß ich doch, daß ich noch keine passende Braut für meinen Herrn bin.

Gott sieht es mit Wohlgefallen, wenn wir den armen Seelen helfen.

Wie angenehm Gott unsere Gebete für die Seelen im Fegfeuer seien, lehrt uns die heilige Theresia. Ein gewisser Bernardinus von Mendoza gab ihr für ein zu gründendes Kloster zu Valladolid ein Haus, einen Garten und einen Weinberg. Zwei Monate darauf, ehe noch die Stiftung vollzogen war, wurde er plötzlich krank und verlor die Sprache, so daß er nicht beichten konnte, obgleich er viele Zeichen von Reue gab. Er starb sehr schnell und fern von dem Orte, wo sich die heilige Theresia aufhielt; aber Gott offenbarte ihr, daß er gerettet sei, obgleich er große Gefahr gelaufen habe; denn Gott habe sich seiner erbarmt wegen der Gabe, die er dem Kloster Mariä bestimmte; jedoch werde diese Seele erst dann vom Fegefeuer frei sein, wenn die erste Messe in dem neuen Kloster gelesen werde. Theresia trat sogleich die Reise nach Valladolid an. Als sie einst betete, sagte ihr der Herr, sie solle mit dem Baue des Klosters eilen, denn die Seele leide große Schmerzen. Bei der ersten heiligen Messe, welche im neuen Kloster gelesen wurde, erschien die Seele Bernardinus im Glanze der Seligen und ging in den Himmel ein.

Die armen Seelen sind sehr dankbar gegen ihre Wohlthäter.

Wilhelm Frießem, Buchdrucker in Köln, druckte im Jahre 1649 ein Büchlein über die Liebe zu den armen Seelen im Fegfeuer. Da erkrankte sein vierjähriges Söhnchen und die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen. Da ging der Vater in die Kirche, betete und gelobte, hundert solche Büchlein umsonst zu vertheilen, damit recht viele Menschen zum Gebete für die Seelen im Fegefeuer aufgemuntert werden möchten. Als er hierauf nach Hause ging, hatte sich das Kind gebessert, es verlangte zu essen, da es doch mehrere Tage nichts hatte essen können und stand auf, als wenn ihm nichts gefehlt hätte. Der Buchdrucker übergab nun den Jesuiten hundert Büchlein zur unentgeldlichen Vertheilung. Kaum waren drei Wochen verflossen, so befiel seine Frau ein Zittern an allen Gliedern und sie fiel in Ohnmacht. Das Uebel nahm immer mehr zu; bald konnte sie nichts mehr genießen und verlor auch die Sprache; alle Mittel waren umsonst. Da ging ihr Mann wieder in die Kirche, um zu beten und gelobte, zweihundert Armenseelenbüchlein umsonst zu vertheilen. Da kamen ihm seine Hausgenossen entgegen und meldeten ihm, die Frau befinde sich besser. Sie erholte sich auch wirklich in Kurzem ganz. Auf dieses verschob er die Erfüllung seines Gelübdes keinen Augenblick, sondern übergab den Jesuiten die versprochenen zweihundert Büchlein zur unentgeldlichen Vertheilung, um die Liebe und Barmherzigkeit gegen die armen Seelen zu befördern, die seinem Kinde und seiner Frau das Leben und die Gesundheit erfleht hatten, aus Dankbarkeit für diese Büchlein. Sie sind sehr dankbar gegen ihre Wohlthäter.

Die Dankbarkeit der armen Seelen gegen ihre Wohlthäter.

In Neapel wurde ein armer Mann Schulden halber in's Gefängniß gesetzt; jetzt sollte das Weib allein für die Kinder sorgen und auch noch den Mann auslösen. Tief betrübt überreichte sie einem reichen und wohlthätigen Manne eine Bittschrift, erhielt aber nur ein kleines Geldstück. Durch diese Täuschung noch mehr niedergebeugt, ging sie in die Kirche, um zu beten zu Gott, dem Vater der Armen. Als sie da mit Bitten und Weinen ihr Herz vor Gott ausgoß, fiel ihr auf einmal, wie aus einer Eingebung des heiligen Schutzengels ein, daß die armen Seelen ihren Wohlthätern in der Noth große Hilfe leisten. Sie gab das empfangene Geldstück einem Priester, daß er seine heilige Messe Gott für die armen Seelen aufopfere; zugleich wohnte sie ihr bei. Als sie aus der Kirche trat, sprach sie ein alter ehrwürdiger Herr an und fragte theilnehmend, warum sie so bestürzt sei? Sie sagte ihm, was sie kümmere. Hierauf gab er ihr einen Brief, den sie zu einem Herrn in der Stadt tragen sollte. Als dieser den Brief in die Hand nahm, erkannte er aus der Adresse die Handschrift seines Vaters. Erstaunt fragte er das Weib, wer ihr den Brief übergeben habe. Sie beschrieb ihm die Gestalt und da sie zufällig auf ein Bild an der Wand sah, sagte sie, er sei diesem Bilde ganz ähnlich, nur viel heiterer und fröhlicher gewesen. Dieß war aber eben das Portrait seines Vaters. Mit klopfendem Herzen öffnete er den Brief und fand darin folgende Zeilen: „Mein Sohn! jetzt gleich steigt dein Vater aus dem Fegefeuer in den Himmel, vermittelst einer heiligen Messe, welche diese arme Frau hat lesen lassen. Ich empfehle sie daher dir sehr an; sei dankbar und belohne sie reichlich, denn sie bedarf es sehr dringend.“ Der Herr las diese rührenden Zeilen mehrmals mit Freudenthränen und versorgte dann das Weib mit allem Nothwendigen für immer. (P. Gregorius Carfura, regulirter Chorherr.)

Die Dankbarkeit der armen Seelen gegen ihre Wohlthäter.

Christoph Sandoval von Sevilla in Spanien war der Sohn eines Markgrafen. Dieser pflegte von seiner Kindheit an alles Geld, das er erübrigen konnte, zu Almosen für die armen Seelen zu verwenden. Als er später auf der Hochschule zu Löwen studirte, blieb einmal das Geld aus, das ihm sein Vater schickte; er konnte mehrere Tage nichts Warmes essen. Ein Armer bat ihn im Namen der armen Seelen um ein Almosen; da er Nichts geben konnte, ging er in die Kirche, um wenigstens für sie zu beten. Als er heraustrat, sprach ihn ein wohlgekleideter Reisender an und brachte ihm Nachricht von seinem Vater. Der Fremde lud ihn ein, mit ihm in's Gasthaus zu gehen. Dort wurden sie ganz vertraut und so erfuhr der Fremde, daß es ihm gänzlich am Gelde mangle. Da übergab ihm der Reisende einen Beutel voll Geld und bat ihn, sich dessen zu seinen Ausgaben zu bedienen, sein Vater werde es ihm bei der Rückkunft schon wieder ersetzen. Hierauf beurlaubte sich der Fremde unter dem Vorwande von Geschäften. Später suchte ihn Sandoval wieder, konnte aber weder dazumal in Löwen, noch auch später in Spanien etwas von

dem Fremden erfahren; auch wurde das Geld niemals zurückverlangt. Sandoval zweifelte nicht, daß dieser Reisende eine Seele aus dem Fegefeuer gewesen sei, verschwieg aber diese Begebenheit aus Demuth, bis er sie bei seiner Bischofsweihe in Rom dem Papste Clemens VIII. erzählte, welcher ihm befahl, sie bekannt zu machen, um die Gläubigen zu Liebeswerken für die armen Seelen aufzumuntern. Sandoval blieb sein ganzes Leben hindurch ein barmherziger Wohlthäter und Helfer der armen Seelen. (P. Martin Roa, a. d. G. J.)

Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter.

Die Cisterzienser-Chronik erzählt von einem Edelmanne, der sehr fromm war und viel für die armen Seelen betete, besonders wenn er vor einem Gottesacker vorbeiging. Eines Tages wurde er von Meuchelmördern verfolgt. In der Angst floh er auf den Gottesacker und betete da recht andächtig für die armen Seelen. Als ihn seine Feinde da entdeckten, drangen sie auf ihn ein und hatten schon ihre Schwerter gezückt, als sie zu ihrem Erstaunen den ganzen Gottesacker voll bewaffneter Männer erblickten. In der Ueberzeugung, daß dieß Geister seien, ergriffen sie die Flucht. Der Edelmann setzte seinen Liebeseifer für die armen Seelen fort.

Die armen Seelen helfen in der Noth.

Eine fromme Jungfrau mußte im Februar 1830 eine starke Tagereise machen. Als es schon Nacht zu werden anfing, theilten sich die Wege und sie wußte nicht, welcher der rechte sei. Da jammerte sie und sprach: Ach, wenn mir Jemand den Weg zeigte, wollte ich gerne von hier bis an meinen Bestimmungsort für die armen Seelen beten! So sprechend schlug sie auf's Gerathewohl einen Weg ein und ging weiter. Nach einer kleinen Weile rief ihr vom anderen Wege herüber ein Knabe zu: Jungfrau, wo wollt ihr hin? Als sie den Ort nannte, sagte der Knabe: Ihr gehet dort irre, ihr müsset diesen Weg gehen. Als sie wegen eines Strauches den Blick zu Boden senkte, dann aber hinüber ging, sah sie auf dem ganzen weiten flachen Felde keinen Knaben mehr. Eine arme Seele hatte ihr den rechten Weg gezeigt; sie betete nun für sie, bis sie ankam.

Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter.

Vor einigen Jahren gingen drei Männer, mit viel Geld versehen, über den St. Gotthard. Als sie im Walde anlangten, wo oft Räuber den Reisenden aufzulauern pflegen, beteten sie den Rosenkranz für die Armenseelen. Die Räuber waren auch wirklich da, aber sie konnten die Reisenden nicht angreifen, denn sie sahen bewaffnete Reiter vor und hinter ihnen, wovon die drei Männer nichts bemerkten. Die Reiter waren die armen Seelen.

Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter.

Drei Mädchen wohnten allein in einem Hause; sie beteten viel für die armen Seelen. In einer Nacht brachen Diebe ein und waren schon im

Vorhause. Da hörten sie ein Geräusch, als ob mehrere Personen über eine Treppe herunter kämen; weßhalb sie ausreißen mußten. Dasselbe geschah ihnen bei jedem Versuche.

Die armen Seelen erflehen ihren Wohlthätern geistliche Gnaden.

Papst Benedikt XIII. erzählt: Christoph Ugo war ein Jüngling von ganz verdorbenen Sitten, der im Spiel, in Ausschweifung und Feindschaft mit verhängtem Zügel der Hölle zurannte. Nur der einzige Zug von Frömmigkeit war noch in seinem Herzen zurück geblieben, daß er täglich die Bußpsalmen für die Abgestorbenen betete. Und siehe, eines Tages fühlte er plötzlich, ohne zu wissen wie, sein Herz umgeändert. Er trat in den Dominikanerorden und machte darin wunderbare geistliche Fortschritte.

Die armen Seelen im Fegefeuer erbitten ihren Wohlthätern Gnaden.

Papst Benedikt XIII. erzählt: Dem Pater Alphons Lortesi, aus der Gesellschaft Jesu, einem Manne von großer Vollkommenheit, wurde gleich dem heiligen Paulus, der Stachel des Fleisches als Engel des Satans beigegeben, der ihn mit den heftigsten Versuchungen plagte. Da nun der gute Mann schon so viele Mittel, um davon frei zu werden, fruchtlos versucht hatte, so nahm er seine Zuflucht zur Mutter der Reinigkeit, zur allerseligsten Jungfrau Maria, die ihm hierauf erschien und ihn aufforderte, für die armen Seelen im Fegefeuer recht eifrig zu beten. Als er nun dieses that, wurde er von der Versuchung frei.

Ein Mann war dem Trunke sehr ergeben. So oft er in's Wirthshaus ging, betrank er sich. Da faßte er den Vorsatz, statt zum Bier, auf den Kirchhof zu gehen und dort für die armen Seelen zu beten, wodurch er von diesem Laster vollkommen befreit wurde.

Die armen Seelen im Fegefeuer machen ihren Wohlthäter auf seinen nahen Tod aufmerksam.

Pater Maazin berichtet, ein Edelmann habe viel für die armen Seelen gethan. Einst wurde er im Schlafe geweckt und gemahnt, sogleich seine Beichte abzulegen, weil er nächstens sterben werde. Wirklich begab sich dieser ohne Verzug zu seinem Beichtvater und nachdem er gebeichtet und kommunizirt hatte, starb er. Mit Recht sagt der heilige Ambrosius: „Erwirb dir durch deine Fürbitten für die armen Seelen im Fegefeuer Freunde, die bei Gott für dich bitten, damit auch du selig werdest!“

Die armen Seelen im Fegefeuer stehen ihren sterbenden Wohlthätern bei.

Baronius erzählt: Ein Sterbender von großer Tugend wurde heftig von den bösen Geistern gequält. Da erschienen mehrere tausend Seelen, die für

ihn stritten und ihm Trost brachten. Auf die Frage, wer sie seien, antworteten sie: Wir sind die von dir aus dem Fegefeuer erlösten Seelen; wir sind gekommen, dir diese Wohlthat zu vergelten und dich mit uns in den Himmel zu nehmen. Nach dieser Ankündigung entschlief er sanft im Herrn.

Die armen Seelen des Fegefeuers stehen ihren Wohlthätern im Tode bei.

Pater L. G. Ricognoli, aus der Gesellschaft Jesu, erzählt, daß ein Laienbruder in seinem Gärtchen schöne Blumen zog, die er verkaufte, um von dem Erlöse Messen für die armen Seelen lesen zu lassen. Nachdem er diesen Liebeseifer bis zu seinem Tode fortgesetzt, erwiesen ihm die vielen von ihm erlösten Seelen aus Dankbarkeit einen Gegendienst, indem sie sich bei seinem Tode einfanden, um ihn zu trösten und seine Seele in den Himmel einzuführen.

Die guten Werke, die man für die armen Seelen opfert, sind nicht verloren.

Die heilige Gertrud hatte die Gewohnheit, früh Morgens alle Gebete, Bußen und guten Werke des Tages Gott für die armen Seelen aufzuopfern. Als es nun mit ihr zum Sterben kam, ängstigten sie die bösen Geister mit dem Gedanken, daß sie nun mit leeren Händen vor Gott erscheinen werde, weil sie alle ihre Verdienste den armen Seelen abgetreten habe. Da erschien ihr Jesus Christus, und sagte ihr, daß Er ihr alle Strafen schenke, welche sie hätte ausstehen müssen; auch wolle Er ihre Tugenden weit über ihr Verdienst belohnen, wegen der Barmherzigkeit gegen die armen Seelen. (P. M. Roa, aus der Gesellschaft Jesu.)

Das heilige Meßopfer hilft den armen Seelen im Fegefeuer am meisten.

Der heilige Nikolaus von Tolentino hörte einst die Stimme einer armen Seele, die zu ihm sagte: Vater Nikolaus, du Mann Gottes! ich bin die Seele jenes Mannes, der dir im Leben eine Zeit lang gedienet hat und jetzt im Fegefeuer schmerzlich gepeiniget wird; ich bitte dich um eine heilige Messe. Der heilige Nikolaus entgegnete, daß er am nächsten Tage keine Seelenmesse lesen könne, weil es Sonntag ist, wo er im Kloster das Amt halten müsse. Die Seele sprach darauf wehmüthig: Ich bin geschickt von einer großen Menge armer Seelen, welche dich alle um eine heilige Messe bitten; damit du es eher glaubest, komm mit mir. Der Geist führte den Heiligen hinaus auf ein weites Feld. Dort sah er eine große Menge armer Seelen, allenthalben mit Feuerflammen umgeben, die ihm einhellig zuriefen: Heiliger Vater, erbarme dich unser! heiliger Vater, erbarme dich unser! Dieses Schauspiel ging dem heiligen Nikolaus also zu Herzen, daß er bitterlich weinte und seinem Obern Alles erzählte. Dieser erlaubte ihm, nicht nur am nächsten Tage, sondern die ganze Woche hindurch für die armen Seelen Messen zu lesen. Der heilige Nikolaus verrichtete für sie auch noch Bußwerke. Nach acht Tagen erschien

ihm abermals jene arme Seele und meldete, daß nicht allein sie, sondern alle Seelen, die er gesehen, aus dem Fegefeuer erlöset seien und sagte ihm im Namen Aller Dank. (In vita S. Nicolai.)

Den armen Seelen im Fegefeuer hilft die heilige Messe am meisten.

Der heilige Abt und Kirchenlehrer Bernardus schreibt im Leben des heiligen Malackin: Einst hörte er des Nachts im Traume eine Stimme, die ihm sagte, seine verstorbene Schwester stehe in der Vorhalle der Kirche und habe schon dreißig Tage lang nichts genossen. Beim Erwachen verstand er sogleich, welche Speise ihr abging, die heilige Messe nämlich; denn eben waren es dreißig Tage, wo er die letzte heilige Messe für sie gelesen hatte. Von nun an las er öfters für sie heilige Messen. Bald darauf sah er sie einmal in Trauerkleidern zur Kirche kommen; sie durfte aber nicht hinein. Später sah er sie in einem etwas weißen Kleide in der Kirche; allein sie durfte sich dem Altare nicht nähern. Endlich sah er sie das dritte Mal in einem weißen Gewande unter einer Schaar Weißgekleideter, was ihm ihre Errettung bedeutete. Der heilige Bernhard schließt diese Erzählung mit folgenden Worten: Offenbar hat die heilige Messe die Kraft, die Sünden zu tilgen, die feindlichen Mächte zu überwältigen und den von der Erde Heimkehrenden den Himmel zu eröffnen.

Die kräftigste Hilfe für die armen Seelen im Fegefeuer gibt die heilige Messe.

Der selige Heinrich Suso, ein Dominikaner, hatte mit einem anderen Ordenspriester, der sein Studiengefährte war, das gegenseitige Versprechen eingegangen, daß derjenige von ihnen, der den andern überleben würde, ein Jahr lang wöchentlich zwei heilige Messen für den Verstorbenen lesen müsse. Nachdem nun der Jugendfreund gestorben war, vergaß Heinrich Suso für ihn die versprochenen heiligen Messen zu lesen; dagegen aber betete er und opferte für ihn seine strengen Bußwerke auf. Der Verstorbene erschien ihm darauf in einem ganz traurigen und abgehärmten Aussehen und beklagte sich bei ihm jämmerlich darüber, daß er es versäumt habe, ihm durch Entrichtung des heiligen Meßopfers beizustehen. Suso entschuldigte sich damit, daß er ihn doch beständig dem Herrn empfohlen und für ihn Buße gethan habe. Jetzt schrie der Verstorbene: „Blut, Blut, Bruder, das Blut Christi ist nöthig, damit mir Linderung werde! Messen, Messen, wie wir einander versprochen haben, sollen gelesen werden!“ Und in der That, nachdem der Selige mehrere Messen für ihn gelesen hatte, sah er ihn bald darauf als eine Lichtgestalt gegen den Himmel steigen; denn es ist nur allzuwahr, daß, wie der fromme Papst Benedikt XIII. hiebei bemerkt, nur Jesus Christus uns von unsern Sünden rein gewaschen hat. Es sagt daher der Kirchenrath von Trient: daß die im Fegefeuer behaltenen Seelen die kräftigste Hilfe durch das heilige Meßopfer erhalten. Gebete und gute Werke haben nur Verdienst, wenn man sie in der heiligmachenden Gnade verrichtet; die heilige Messe hat ihre Kraft in sich selbst.

Die Kommunion für die armen Seelen verrichet, gereicht ihnen zum Troste.

Einem frommen Diener Gottes erschien ein Verstorbener ganz in Flammen gehüllt, und zeigte ihm an, daß er deßwegen schrecklich leiden müsse, weil er mit zu wenig Vorbereitung den göttlichen Heiland in der heiligen Kommunion empfangen habe. „Darum bitte ich dich,“ fügte er hinzu, „mein lieber Freund, sei doch so gut, um der Liebe willen, die wir zu einander hatten, kommunizire einmal zum Heile meiner Seele, aber mit andächtiger Vorbereitung und mit großem Eifer, so hoffe ich sicher von den fürchterlichen Peinen befreit zu werden, die ich für meine Lauigkeit gegen das allerheiligste Altarssakrament wohl verdient habe.“ Jener erfüllte unverzüglich diese fromme Bitte und nachdem er die heilige Kommunion mit gehöriger Vorbereitung empfangen, erschien ihm diese Seele noch einmal, mit glänzendem Lichte umgeben, wie sie in den Himmel einging. Blos. in mon. sp. c. VI.

Auch Kinder müssen für ihre kleinen Sünden im Fegefeuer leiden.

Als die heilige Perpetua schon eine Marter überstanden und mit Anderen im Gefängnisse lag, hatte sie ein himmlisches Gesicht. Ihr Bruder, ein Knabe von sieben Jahren, war unlängst gestorben. Er hatte den Krebs im Gesichte, der ihm den Tod zuzog. Diesen sah sie mit eben diesem häßlichen Geschwüre im Gesichte, mit verwirrtem Haare, ungewaschenen Händen und schmutzigen Kleidern, eine Schale in der Hand, an einem Wasserbehälter stehen. Sie sah ihm den großen Durst und die peinliche Fieberhitze seines Innern an; sie sah ihn hinauflangen, um Wasser zu schöpfen, aber er war zu klein und seine Hand reichte nicht über den Rand des Wasserbehälters hinauf. Ganz betrübt ging er fort. Als sie beim Erwachen dieses Gesicht überdachte, erkannte sie, Gott wolle ihr damit anzeigen, daß ihr Bruder im Fegefeuer leide und wolle sie eben damit auffordern, für ihn zu beten. Sie betete nun mehrere Tage für ihn. Die Nacht vor ihrem Martertode hatte sie wieder ein Gesicht. Sie sah ihren Bruder, aber ganz anders, als das erstemal, nämlich mit reinlichen Kleidern, gekämmtem Haare, gewaschenen Händen und ganz heiter und fröhlich; das häßliche Krebsgeschwür war geheilt, der Rand des Wasserbehälters war so niedrig, daß der Knabe bequem Wasser schöpfen konnte; sie sah ihn mit Lust trinken und erkannte daraus, daß er nun erlöset sei.

Unsere Leiden in Geduld ertragen und für die armen Seelen im Fegefeuer aufgeopfert, nützen ihnen.

Eine gute Frau wurde von ihrem betrunkenen Manne täglich nicht nur mit Schimpfworten, sondern auch mit harten Schlägen unschuldiger Weise mißhandelt. Sie klagte dieses Leiden einem frommen Priester. Dieser gab ihr den Rath, alle ihre Leiden mit größter Geduld zu ertragen und Gott für die armen Seelen aufzuopfern, wodurch sie gewiß werde getröstet werden. Sie

befolgte diesen guten Rath und opferte alle Trübsale für eine gewisse arme Seele im Fegefeuer auf. Nach einiger Zeit dankte diese Seele dem Priester für seinen guten Rath; sie war dadurch erlöst. Diese Nachricht erfreute und tröstete das Weib überschwänglich und fuhr fort, ihre Leiden für alle armen Seelen aufzuopfern, deren sie noch viele erlöste.

Die kirchlichen Todtengebete nützen den armen Seelen im Fegefeuer.

Konrad von Offida, aus dem Orden der minderen Brüder, betete einst des Nachts in der Kirche vor einem Altare und sah dort einen Bruder des Klosters, der unlängst gestorben war. Dieser klagte ihm dann, daß er ein schmerzliches Feuer leide und bat ihn dringend um sein Gebet, das viel vor Gott vermöge. Er betete daher sogleich inbrünstig das Vaterunser für ihn mit dem Zusatze: „Herr gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“ Darauf sagte der Bruder: O Vater, wenn du wüßtest, welch eine Erleichterung meiner Pein ich durch dein kurzes Gebet empfinde, deine große Liebe würde dich bewegen, es noch einmal für mich zu verrichten. Offida that es und da der Verstorbene wieder eine gleiche Linderung seiner Schmerzen empfand, sagte er noch einmal bittend zu ihm: Ach, mein Vater! Fahre um Gottes Barmherzigkeit in diesem Gebete fort, das mein Leiden in Trost ver-verwandelt! Der Diener Gottes setzte darauf dieses Gebet ununterbrochen fort, wodurch nach und nach die Traurigkeit des Verstorbenen in Freude, seine bleiche Farbe in Glanz und sein aschfarbenes Kleid in ein schneeweißes Gewand umgewandelt wurde und nachdem es Jener hundert Mal gebetet hatte, stand der Verstorbene voll Freude ganz glorreich vor ihm, dankte ihm für seine schnelle Erlösung und fuhr gegen Himmel.

Die kirchlichen Todtengebete nützen den armen Seelen im Fegefeuer.

Ein gottseliger Bischof sah einst, als er bei Tage in einen leichten Schlaf fiel, im Traume einen Knaben, der mit einer goldenen Angel an einer silbernen Schnur eine schöne Frau aus einem tiefen Brunnen herauszog. Der er nach seinem Erwachen an's Fenster trat, sah er den nämlichen Knaben auf dem Friedhofe bei einem Grabe knieen. Als er ihn nun fragte, was er dort mache, antwortete der Knabe, er bete für die Seele seiner Mutter, welche da begraben liege, das Vaterunser und den Psalm: Miserere. Daraus erkannte der Mann Gottes, daß die Seele dieser Frau durch das Gebet dieses Knaben aus dem Fegefeuer erlöst worden sei und daß die goldene Angel das Vaterunser und die silberne Schnur das Miserere bedeutet habe.

Gebet und Bußwerke nützen den armen Seelen im Fegefeuer.

Sancio, König von Leon, starb durch Verrath an Gift. Nun legte die Königin ihren Schmuck ab und ging in ein Kloster, um da Gott zu dienen und mit größerem Nutzen seiner Seele helfen zu können. An einem Samstage

erschien ihr Sancio in einem schwarzen Trauerkleide, mit dem Ausdrucke erschrecklicher Pein. Er dankte ihr für ihr Gebet und bat sie, damit fortzufahren und es zu vermehren. Sie betete und fastete nun vierzig Tage. Darauf erschien er ihr wieder in himmlischem Glanze und sprach zu ihr: Jetzt bin ich befreit von meinen Peinen. Dieses verdanke ich dir, fromme Königin! Sei dafür ewig von Gott gesegnet! Beharre in deinen heiligen Uebungen! Betrachte die Strafen im andern Leben und vor Allem die Herrlichkeit des Himmels, wohin ich vorausgehe, um dich dort zu erwarten und dein kräftiger Fürbitter zu sein. (Vasquez in Chron. Anni 490.)

Die armen Seelen im Fegefeuer haben ein großes Verlangen, Gott zu schauen.

Der heilige Stanislaus, Bischof von Krakau, hatte vom Ritter Peter ein Gut für seine Kirche gekauft. Als Peter gestorben war, machten ihm die Verwandten dieses Gut streitig. Da der heilige Stanislaus keine schriftliche Urkunde über den Kauf besaß und die Sache schon beim König anhängig war, so betete und fastete der Heilige, ging dann zum Grabe Peters, der schon drei Jahre gestorben, erweckte ihn vom Tode und nahm ihn mit sich vor das Gericht des Königs. Dort legte Peter Zeugenschaft über den Kauf ab. Hernach ging er wieder zu seinem Grabe, wohin ihn Stanislaus mit Vielen begleitete. Da erbot sich der Heilige, es bei Gott zu erwirken, daß er am Leben bleibe, wenn er es wünsche. Der Verstorbene sagte: Heiliger Vater, ich verlange nicht mehr, auf der Welt zu bleiben, denn das Leben ist mehr ein Tod, als ein Leben zu nennen; mein ganzes Verlangen ist nach dem Ewigen, das Angesicht Gottes zu schauen. Aus gerechtem Urtheile Gottes befinde ich mich zwar noch im Fegefeuer; ich hoffe aber bald daraus erlöset zu werden und in den Himmel zu gelangen. Damit ich aber desto eher zu den Freuden des Himmels gelange, bitte ich dich, heiliger Vater und alle Anwesende um euer Gebet. Hierauf legte sich Peter wieder in sein Grab und starb. (Pater Mathias Faber in Auctorio Dom. IV. post Epiphaniam.)

Almosen ein kräftiges Mittel zur Erlösung der armen Seelen im Fegefeuer.

Nach seinem Tode erschien Papst Benedikt VIII. dem Bischof von Capua, sitzend auf einem schwarzen Pferde und that, als wolle er eilfertig von dannen reiten. Der Bischof erkannte alsbald den Papst und fragte ihn: Bist du der Papst Benedikt? Ach freilich, seufzte der Geist, ich bin es. Wisse denn, ich bin abgeleibt und befinde mich zwar im Stande der Gnade; deßungeachtet werde ich im Fegefeuer entsetzlich gequält. Darum bitte ich dich, sage meinem Nachfolger Johannes, daß er jenes Geld, (er nannte den Ort, wo er es verborgen), sogleich unter die Armen austheile, dann werde ich von meiner unleidentlichen Qual erlöst werden. S. Petrus Damianus epist. ad Nicolaum II.)

Almosen hilft den armen Seelen im Fegefeuer.

Als der Bruder der Mutter der heiligen Idda gestorben war, sagte sie zu seinen Kindern: Euer Vater wird entsetzlich gequält, ich weiß es aus einer Offenbarung; gebet also ein Jahr lang den Armen Almosen, Fleisch und Brod. Als dieses geschehen war, war der Vater von der Hälfte seiner Pein befreit. Sie übten diese Liebe noch ein Jahr lang gegen ihn. Nun zeigte ihnen die heilige Idda an, daß er von seiner Pein erlöst sei und nur noch ein Kleid von nöthen habe. Deßwegen bekleideten sie noch ein Jahr lang die Armen, worauf sie ihnen die tröstliche Nachricht gab, daß er nun die ewige Ruhe genieße. Das Kleid war die ewige Glorie, die ihm noch fehlte.

Es ist eine Wohlthat für die armen Seelen im Fegefeuer, ihre Schulden zu bezahlen.

Ein mächtiger und angesehener Herr war dem Schmiede, bei dem er seine Pferde beschlagen ließ, eine Summe Geldes schuldig, als er starb. Er erschien einem Diener mit glühenden Nägeln in der Hand und sagte: Gehe und bitte meine Gattin, dem Schmiede die Schuld zu bezahlen, um derentwillen ich im Fegefeuer leide. Die fromme Gattin that es und befriedigte nicht nur den Schmied, sondern alle übrigen Gläubiger ihres Gemahls. Nachher erschien er auch ihr, wie in ein Meer von Qualen versenkt, vom Kopfe bis zu den Füßen mit einem dicken Stricke gebunden und bat: Löse mich auf, o Frau, löse mich auf! Sogleich löste sie ihn auf, worauf er sprach: So war ich gebunden in der Pein, bis du für mich bezahlt hast, was ich schuldig war. Dieß erzählt Papst Benedikt XIII. und fügt hinzu, daß daraus nicht gefolgert werden darf, daß die Seelen, deren hinterlassene Schulden gar nicht bezahlt werden, deßwegen fortwährend im Fegefeuer bleiben müßten; sondern nur, daß sie durch die aus Liebe für sie geleisteten Erstattungen viel geschwinder, oft ganz geschwind erlöst werden. (Benedikt XIII. Brig. Serm. 22.)

Feindesliebe ist den armen Seelen im Fegefeuer nützlich.

Einer reichen adeligen Wittwe wurde ihr einziger Sohn umgebracht. Allenthalben suchte man den Mörder auf und konnte ihn nicht finden. Die Mutter wußte, wo er sich aufhalte. Allein sie verrieth ihn nicht, verzieh ihm von ganzem Herzen und schickte ihm durch ihren Diener ein Pferd und Geld, um sich durch eilige Flucht in Sicherheit zu setzen. Nach dieser heldenmüthigen Uebung der Feindesliebe begab sich die fromme Wittwe zum Gebete und flehte inbrünstig zu Gott, er wolle um ihrer Feindesliebe willen der Seele ihres Sohnes gnädig sein. Da erschien ihr der Sohn mit großem Glanze umgeben und sprach: Ich hätte viele Jahre im Fegefeuer leiden müssen; aber um der großen Liebe willen, die du unserem Feinde erwiesen, gehe ich nun ein in die ewige Glorie. (Speculum exemplorum. cap. II. tit. 3.)

Die den armen Seelen zugewendeten Ablässe sind ihnen sehr nützlich.

Die heilige Magdalena von Pazzis erkannte in einer Verzückung, daß eine Klosterschwester durch Zuwendung der Ablässe nach fünfzehnstündigem Fegefeuer erlöst war.

Kornelius Kolumbanus schreibt, daß im Jahre 1538 nächst Köln eine arme Seele dem Arnold von Bosmann erschienen sei und ihn inständig gebeten habe, jenen Ablaß, welchen er durch Erweckung eines gewissen Liebesaktes gewonnen habe, ihr zu schenken. Er that es willig und mit Freuden. Die arme Seele erschien ihm abermals, dankte ihm für die gütige Erlösung aus dem Fegefeuer, indem sie nun freudig in den Himmel eingehe und dort seiner gewiß nicht vergessen werde. So lesen wir auch vom Papste Paskalis, daß er durch den Ablaß, der bei der Geißelsäule der heiligen Praxedis in Rom gewonnen werden kann, seine Schwester vom Fegefeuer befreit habe.

Die Abtretung der eigenen Verdienste an die armen Seelen ist diesen sehr nützlich.

Die heilige Theresia schreibt von sich Folgendes. Ein Geistlicher, dem ich vielen Dank schuldig war, und der ehemals hier die Stelle eines Provinzials bekleidete, starb. Als ich nun seinen Tod vernahm, wurde ich sehr betrübt und obschon er fromm und tugendhaft gewesen, war ich doch um sein Seelenheil besorgt. Denn da ich wußte, wie gefährlich das Amt der Seelenführung ist, und wie schwer die Verantwortung, die auf demselben haftet, und da er zwanzig Jahre in der Ausübung desselben zugebracht hatte, konnte ich mich einiger Furcht für ihn nicht erwehren. Ich eilte also in meine Betstube, um den Herrn zu bitten, daß Er Alles, was ich etwa in meinem Leben Gutes gethan, ihm zurechnen und das Fehlende aus dem Schatze Seines Leidens ersetzen möge, um ihn aus den Qualen des Fegefeuers zu erretten. Nachdem ich auf diese Weise vom Grunde meines Herzens gebetet hatte, war mir, als sähe ich diese Seele aus der Tiefe der Erde zu meiner Rechten heraufsteigen und mit dem Ausdrucke der höchsten Freude zum Himmel fahren. Obschon dieser Priester in ziemlich hohem Alter stand, schien mir doch die Gestalt, die ich sah, wie die eines Mannes von weniger als dreißig Jahren, mit jugendlich glänzendem Angesichte. Die Erscheinung währte nur kurze Zeit, ließ mich aber getröstet zurück, weil ich von der Wahrheit derselben völlig überzeugt war; und ich konnte mich über seinen Tod nicht mehr betrüben. Da er an einem entfernten Orte starb, erfuhr ich später die näheren Umstände seines frommen Hinscheidens. (Leben der heiligen Theresia. 38. Hptst.)

Wer ein Almosen empfängt, um für die armen Seelen im Fegefeuer zu beten, soll dieß ja nicht unterlassen.

Der heilige Kardinal Peter Damiani (opusc. 23. c. 6.) führt hierüber folgendes Beispiel an: Eine fromme Frau schickte oft einem Priester, den sie

für sehr fromm hielt, ein gutes Mittagsmahl, damit er für ihren verstorbenen Mann bete. Allein dieser begnügte sich mit dem Empfange der guten Gabe und that nichts dafür, was durch das folgende Ereigniß an den Tag kam. Die Magd wurde nämlich überdrüssig, ihm so oft dieses Mahl zu bringen, ohne je von ihm eine Belohnung für ihre Mühe zu empfangen. Deßwegen verzehrte sie es einst, da sie ihn nicht sogleich gegenwärtig fand, in einem verborgenen Winkel selbst und verrichtete nachher knieend und mit aufgehobenen Händen folgendes Gebet: Allmächtiger Gott, der Du Speise gibst allem Fleische! Wie mein Leib durch diese körperliche Speise erquickt wurde, so werde auch durch Deine Barmherzigkeit heute die Seele meines Herrn im Paradiese gesättigt! In der folgenden Nacht erschien der Verstorbene seiner Gemahlin und dankte ihr für die gestrige Gabe. Da sie ihn dringend über seinen Zustand im anderen Leben fragte, fügte er hinzu: Bis gestern litt ich große Pein; und unter andern Beschwerden meiner Bedrängniß wurde ich besonders von einem grausamen Hunger geplagt; gestern aber, da du das Mittagsmahl zu Almosen gabst, wurde ich ausnehmend erquickt und ganz vom Hunger befreit, indem ich vornehme Speisen in Ueberfluß hatte. Hierauf verschwand er. Die Frau staunte nachher über die so spät erfolgte Hilfe und fand den Aufschluß darüber, als die Magd ihr das Geschehene offen gestand. Darum schreibt der heilige Thomas von Aquin: Zur Entrichtung des heiligen Meßopfers soll man die würdigsten und heiligsten Priester aufsuchen; denn wenn auch das heilige Meßopfer des guten wie des schlechten Priesters an und für sich den nämlichen Werth hat, so sind dennoch in Bezug auf die Gebete, welche dabei vorkommen, die von einem besseren Priester gelesenen heiligen Messen von einem größerem Nutzen, weil sie durch die Andacht des Priesters, welcher betet, eine größere Wirksamkeit erhalten.

Wehklagen und Prachtaufwand nützen den armen Seelen nichts.

Der gottselige Bischof von Kämmerich, Thomas Cantimpre, aus dem Predigerorden, schreibt: Eine zärtliche Mutter, Avola genannt, beweinte Tag und Nacht trostlos den frühzeitigen Tod ihres hoffnungsvollen und tugendhaften Sohnes. Allein bei allen diesen Thränen fiel es ihr niemals ein, dasjenige für ihn zu thun, was ihm geholfen hätte. Indessen seufzte der arme Sohn, der im Fegefeuer schmerzlich litt, bitter über diese übelverstandene Zärtlichkeit, die ihm mehr schadete, als nützte. Es gefiel aber dem barmherzigen Gott, sie über diesen Irrthum zu belehren. Mitten in ihrer Trauer schien ihr nämlich einst, sie sehe einen Zug von Jünglingen, die ganz fröhlich und raschen Schrittes einer sehr schönen Stadt zugingen. Sie suchte mit begierigen Augen unter diesen auch ihren lieben Sohn; und siehe, zuletzt erblickte sie ihn, wie er ganz betrübt und langsamen Schrittes den Andern nachfolgte, aber durch ein nasses, schweres Trauerkleid, das er trug, daran gehindert war; und er sprach seufzend zu ihr „Siehe da, Mutter! Dieses Kleid, das du mit deinen vielen Thränen benetzest und schwer machst, hindert mich, mit den Andern Schritt zu halten. Laß doch einmal vom Wehklagen ab und wenn du mich wahrhaft liebst, so

befleiße dich, mir mit Gebet, Almosen, Meßopfer und anderen guten Werken beizuspringen."

Man soll den armen Seelen geschwind zu Hilfe kommen.

Ein Dominikaner bat auf seinem Todbette einen Priester, der sein Freund war, inständig um die Güte, sogleich nach seinem Hinscheiden eine heilige Messe für ihn zu lesen. Kaum war er verschieden, so ging dieser in die Kirche und kleidete sich an; doch aber verschob er die Messe um eine Stunde und kleidete sich wieder aus. Da erschien ihm der Verstorbene und beklagte sich bitter bei ihm, er habe ihn dreißig Jahre lang hilflos im Fegefeuer brennen lassen. „Wie, dreißig Jahre?" erwiederte der Priester erstaunt; „es ist ja noch keine Stunde verflossen, seitdem du gestorben bist; dein Leichnam ist ja noch warm!" Hierauf antwortete der Verstorbene: „Lerne daraus, Freund! wie peinigend die Qual des Fegefeuers ist, da eine Stunde, die man darin leidet, dreißig Jahre zu dauern scheint, und lerne mit uns Mitleid haben!" (Fusignan tom. 4.)

Man soll die Buße für die Sünden nicht bis in's Fegefeuer verschieben.

Ein frommer Mann lag schon längere Zeit an einer schmerzhaften Krankheit darnieder. Endlich bat er Gott inbrünstig, er wolle einmal der Krankheit ein Ende machen, es möchte gehen, wie es immer wolle. Es erschien ihm sein heiliger Schutzengel und sagte, Gott gebe ihm die Wahl, ob er noch zwei Jahre also krank liegen und dann sogleich in den Himmel eingehen, oder ob er gleich sterben und drei Jahre im Fegefeuer leiden wolle. Er wählte das Letztere, starb und kam in das Fegefeuer. Nach einer Stunde suchte ihn sein Schutzengel im Fegefeuer heim. Da fing dieser gewaltig zu seufzen an, indem er sprach: „Ach, wie verfährst du mit mir? Du hast mir versprochen, ich werde da im Fegefeuer nicht länger leiden dürfen, als drei Jahre und siehe, ich leide schon so viele und viele Jahre unbeschreibliche Schmerzen!" „Nein," sprach der Engel, „du betrügest dich; siehe, du bist erst eine Stunde da; jetzt erfährst du, daß es leichter sei, im Leben auf Erden, als im Fegefeuer zu leiden."

Die frommen Vermächtnisse zur Hilfe und zum Troste der Verstorbenen soll man in möglichster Eile und mit großer Gewissenhaftigkeit ausführen.

Ein ergrauter Kriegsmann sagte vor seinem Tode seinem Enkel: „Ich habe nun sechzig Jahre dem Könige gedient und nichts erübrigt, über das ich jetzt verfügen konnte, als meine Waffen und mein Pferd. Ich befehle dir daher, das Pferd sogleich nach meinem Absterben zu verkaufen und den Erlös davon den Priestern und den Armen zu geben, damit mir durch heilige Messen und Gebete Hilfe in der andern Welt zukomme." Der Enkel versprach es ihm theuer; allein nach dem Hintritt desselben unternahm dieser zuvor noch mit dem Pferde einige Reisen und behielt es endlich ganz für sich, ohne des Oheims mehr zu gedenken. Nach sechs Monaten erschien ihm aber der Verstorbene und

bestrafte ihn mit folgenden scharfen Worten: „Treuloser! der du deine Schuldigkeit unterlassen und das Werk, welches ich dir aufgetragen und du mir versprochen, nicht vollzogen hast! Nun aber hat Gott sich meiner erbarmt; ihm sei ewiger Dank dafür! Meine Seele ist jetzt von der Qual befreit und fährt zur ewigen Freude; du aber wirst nach gerechtem Urtheile Gottes bald sterben und an eben diesen Ort der Peinen kommen, und so lange an meiner Statt zu büßen haben, als meine Strafe noch gedauert hätte, wenn sie mir Gott nicht gnädig nachgelassen hätte. Nebst diesem wirst du noch bezahlen müssen, was du für deine eigenen Sünden verdient hast." Nach dieser Erscheinung legte der erschütterte Enkel sogleich eine reumüthige Beichte ab und starb bald darauf. (Thomas Cantimpre, Bischof.)

Zu den Zeiten Karls des Großen, schreibt der heilige Antonin im ersten Theile seiner Erzählungen, befahl ein Soldat, mit Namen Romanikus, sterbend einem seiner Freunde, seine Waffen und Pferd zu verkaufen und mit dem erlösten Gelde seiner Seele ersprießliche Hilfe zu leisten. Jener verkaufte das Anvertraute, den Erlös aber verwendete er zum Lasterleben. Nach dreißig Tagen erschien der Verstorbene diesem Menschen im Schlafe, tadelte ihn und drohte ihm die schwersten Strafen Gottes, wenn er über diese und andere Sünden nicht Buße thue. Vom Schlafe erwacht, spottete Jener im Kreise seiner Kameraden über den Traum und siehe, zur nämlichen Zeit wurde er von den höllischen Geistern ergriffen, an einen Felsen geschmettert, die Seele aber in die höllischen Flammen abgeführt.

Martinus de Rio, aus der Gesellschaft Jesu, schreibt im vierten Buche vom Jahre 1601, daß ein Notar zu Corretto, da er zu Grabe getragen wurde, sich auf der Bahre aufgerichtet und mit, allen Begleitern vernehmlicher Stimme, bekannt habe, daß er verdammt sei, weil er ein gewisses Testament unterdrückt habe.

Im Kloster zu Palma auf den kanarischen Inseln starb Bruder Johannes de Via, ein Franziskaner, ein Mann von erprobter Tugend. Dessen Zelle besorgte ein frommer Novize. Nach dem Tode des genannten Ordensmannes sah sich der Novize, als er eines Tages betete, plötzlich von einem großen Lichte umgeben und an seiner Seite einen Mann stehen, der ganz vom Lichte strahlte. Es war Johannes de Via; er sagte: Ich bin durch die Barmherzigkeit Gottes zur Seligkeit auserwählt, zu welcher ich jedoch nicht zugelassen werde, weil ich während meines Lebens einige Offizien der Todten vernachlässigte. Ich bitte dich daher recht inständig, mir einige zu besorgen, die sie in meinem Namen erfüllen. Der Novize hinterbrachte dem Guardian die Bitte, der sie in möglichster Eile erfüllen ließ. Nachdem die Offizien gebetet waren, erschien Johannes von Neuem dem Novizen in noch herrlicherem Glanze in Begleitung des heiligen Franziskus und Bernardinus, und dankte ihm für diese Liebe.

Man soll sich nicht auf das verlassen, was Andere nach unserem Tode für uns thun werden.

Die traurige Erfahrung lehrt, daß die angeordneten Stiftungen und andere Leistungen, die der Verstorbene noch zu machen hätte, von dessen Erben nicht eingehalten und besorgt werden. Ueberhaupt soll man jene guten Werke im Leben selbst thun, die man wünscht, daß sie Andere für uns thun möchten, eingedenk der Ermahnung des gottseligen Thomas von Kempis: Verlasse dich nicht auf deine Freunde und Verwandten; denn die Menschen werden deiner viel schneller vergessen, als du glaubst. Wenn du jetzt für dich nicht besorgt bist, wer wird in Zukunft für dich besorgt sein? — Oder der des heiligen Gregorius: „Es ist ein viel sicherer Weg, wenn ein Jeder, so lange er lebt, dasjenige Gute für sich selbst thut, das, wie er hofft, Andere für ihn thun werden, da es ein größeres Verdienst ist, frei aus diesem Leben zu gehen, als nach dem Tode in den Ketten des Fegefeuers die Freiheit erst zu suchen. Zudem sind unsere guten Werke, die wir im Leben verrichten, zur Tilgung unserer Strafen weit wirksamer, als was Andere nach unserem Tode für uns thun." Dasjenige, sagt ein gottseliger Bischof, was du bei guter Gesundheit gibst, ist Gold; was du sterbend gibst, Silber; und was du nach dem Tode geben läßt, Blei. — Im nämlichen Sinne schreibt auch die heilige Katharina von Genua in ihrem Werklein über die armen Seelen: „Wer in diesem Leben seine Sünden abbüßt, bezahlt mit wenigen Pfennigen tausend Dukaten; wer aber die Abbüßung derselben in's andere Leben verschiebt, bezahlt mit tausend Dukaten wenige Pfennige."

Die Erlösung der armen Seelen im Fegefeuer erfolgt oft geschwind, oft lange nicht.

Der heilige Ludwig Bertrand versichert, die Seele seines Vaters sei acht Jahre lang im Fegefeuer gewesen und doch war sein Vater ein Mann Gottes, der sogar mit außerordentlichen Gaben, z. B. mit mehreren Erscheinungen der Heiligen, die mit ihm Umgang hatten, beehrt wurde. Zudem war sein Sohn ein großer Heiliger, der auf alle Weise bemüht war, das Leiden seines Vaters zu mildern. Er betete unausgesetzt für ihn, fastete außerordentlich streng, geißelte sich alle Tage bis auf's Blut, brachte das heilige Meßopfer dar; und doch konnte dieser Heiliger, dem Gott so leicht Alles gewährte, um was er bat, die Erlösung seines Vaters erst nach acht Jahren erlangen.

Der Schwester des gottseligen Nikolaus Wolf starb eine Tochter, die gleich nach ihrem Tode der Mutter erschien und mittheilte, daß sie etwa acht Tage im Fegefeuer bleiben müsse und wenn sie ihr Leiden und ihren Tod mit dem Leiden und Tode Jesu vereinigt hätte, so wäre sie alsogleich in den Himmel eingegangen. Mit Ernst fügte sie hinzu: „Ich wußte dieses nicht, Mutter, du hättest es mir sagen sollen."

Die Seele einer Verstorbenen, erzählt Nikolaus Wolf, erschien ihrer Tochter und sagte, sie solle den Leuten danken, die mit ihr zu Grabe gingen;

sie hätten viel für sie gebetet, und das sei ihr von außerordentlichem Nutzen gewesen.

Man soll nicht leicht einen Verstorbenen für verloren geben.

Der heilige Alphons von Liguori erzählt: An dem Orte, wo die Dienerin Gottes, die gottselige Schwester Katharina in einem Kloster wohnte, lebte eine Person, die Maria hieß, welche in ihrer Jugend eine große Sünderin gewesen war, und im Alter in Unbußfertigkeit und Verkehrtheit fortlebte, so daß sie aus ihrem Wohnorte verjagt wurde und fern von ihrer Heimath in einer Höhle ihre Zuflucht suchte, wo sie endlich elend und von Allen verlassen, ohne die heiligen Sakramente zu empfangen, starb. Deßhalb wurde sie wie ein todtes Thier im Felde begraben. Schwester Katharina pflegte auf das Angelegentlichste die Seelen der Verstorbenen Gott anzuempfehlen, aber nachdem sie das unbußfertige Ende dieser alten Frau vernommen, so dachte sie nicht daran, für sie zu beten, da sie, wie fast Alle, glaubte, sie sei gewiß verdammt worden. Schon waren vier Jahre vergangen, als ihr eines Tages eine Seele aus dem Fegefeuer erschien und sagte: Liebe Schwester Katharina, wie traurig ist doch mein Loos, du empfiehlst Gott die Seelen aller Verstorbenen und willst dich bloß meiner armen Seele nicht erbarmen! Wer bist du denn? fragte Katharina. — Ich bin die arme Maria, die in der Höhle starb. — Wie, du bist der Verdammniß entgangen? — Ja, durch die Barmherzigkeit Mariä bin ich selig geworden. — Wie ist das zugegangen? — Als ich dem Tode nahe war, erzählte die Seele, und meine vielen Sünden und meine Verlassenheit von Allen betrachtete, da wandte ich mich an die Mutter Gottes und sprach zu ihr: O meine Königin, du bist die Zuflucht der Verlassenen, siehe, jetzt bin ich von Allen verlassen, du allein bist meine Hoffnung, du allein kannst mir helfen, erbarme dich meiner! Da erlangte mir die allerseligste Jungfrau die Gnade, einen Akt wahrer Reue zu erwecken, ich starb und war gerettet, — ja, meine Königin hat mir sogar die Gnade erlangt, daß meine Strafe abgekürzt worden ist, da sie bewirkt hat, daß ich durch heftigen Schmerz im Leibe in kürzerer Zeit abbüßte, was ich sonst in weit längerer Zeit im Fegefeuer hätte abbüßen müssen, ja ich bedarf nur noch einiger Messen, um das Fegefeuer verlassen zu können. Ich bitte dich also, dieselben lesen zu lassen, und verspreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß sie auch dir beistehen. Die Schwester Katharina ließ sogleich die Messen lesen, worauf ihr, nach wenigen Tagen, dieselbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erschien und zu ihr sprach: Ich danke dir, Katharina, siehe, ich eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde.

Man soll nicht glauben, daß ein Verstorbener schon im Himmel sei und keiner Hilfe bedürfe.

Es sind auch solche, die im Rufe großer Heiligkeit starben und Wunder wirkten, im Fegefeuer gewesen. Baronius schreibt: Im Jahre 874 hatte Kaiser Ludwig II. diese Erscheinung: Als er einst zur heiligen Fastenzeit seine welt-

lichen Geschäfte bei Seite gesetzt hatte, um dem Gebete obzuliegen, sah er in einer Nacht im Traume seinen Vater, den Kaiser Ludwig, beängstigt, der in lateinischer Sprache ihn also anredete: Ich beschwöre dich durch unsern Herrn Jesus Christus, du wollest mich den Peinen entreißen, in denen ich mich befinde, damit ich doch einmal das ewige Leben erlangen möge. Dieß Gesicht hatte er dreißig Jahre nach seines Vaters Tode. Er ließ alle Klöster auffordern, für die Seele seines Vaters zu beten und das heilige Meßopfer darzubringen. Der verstorbene Kaiser Ludwig war ein heiliger Mann.

Auch die läßlichen Sünden werden im Fegefeuer strenge bestraft.

Man denke an die kleine Eitelkeit des Ezechias und die harte Strafe, an das kleine Mißtrauen des Moses und seine strenge Bestrafung. Matth. 5, 26: „Wahrlich, sage ich dir, du wirst nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast.“ Durch diesen Heller versteht er die kleinen Mängel, Gebrechen und läßlichen Sünden, nach St. Hieronymus. Die meisten Menschen achten die läßlichen Sünden gering. — Der heilige Bischof von Augsburg, Udalrikus, mußte in das Fegefeuer, weil er aus Liebe und Zuneigung gegen seine Verwandtschaft, Adalbero, den Sohn seiner Schwester, zum Nachfolger im Bisthum bestellt hat, da doch Adalbero heilig gelebt und heilig gestorben ist. Er sollte die Wahl seines Nachfolgers Gott überlassen. Vor seinem Tode soll Udalrikus gewaltig geseufzet haben, sprechend: „Ach, hätte ich Adalbero niemals gesehen! Denn weil ich in sein Begehren eingewilligt, wollen mich deßhalb die Heiligen Gottes nicht ungestraft in ihre Gesellschaft aufnehmen!“ (In vita S. Udalrici.)

Auch Heilige und Wunderthäter sind im Fegefeuer gewesen.

S. Gregorius Magnus lib. 4. dialog. c. 40. erzählt: Paschasius, Kardinal der heiligen römischen Kirche, wirkte Wunder, als sein Leib der Erde anvertraut war, und dennoch war seine Seele im Fegefeuer. Seine allgemein bekannte Heiligkeit ließ nicht an seiner Seligkeit zweifeln. Gott selbst offenbarte der Welt seine Heiligkeit, da bei der Berührung des Tuches, das seine Bahre bedeckte, der Teufel aus einem Besessenen wich. Nach Verlauf von einigen Monaten sah der Bischof Germanus einen zwischen Flammen leidenden Mann. Obgleich erschreckt, fragte er doch, wer er sei und hörte, es sei Paschasius, einstens Kardinal der römischen Kirche. Ueber diese unglaubliche Aeußerung sich verwundernd, fragte der Bischof weiter: Was ein Mann von solcher Heiligkeit und Verehrung an diesem Orte zu thun habe? „Ich leide,“ entgegnete Jener, „weil ich der Partei des Laurentius gegen Symachus bei der Papstwahl anhing. Aber ich bitte dich, flehe für mich zum Herrn, er möge mich aus diesen Peinen erledigen. Wenn du hieher zurückkehrst und mich nicht mehr findest, so bist du erhört.“ Germanus that, um was er gebeten wurde, und nachdem er Gebete und heilige Messen für ihn aufgeopfert hatte, fand er, an diesen Ort zurückkehrend, Niemand. Der heilige Gregorius bemerkt, daß

Paschasius nicht aus Bosheit gefehlt habe, sondern aus leicht verzeihlicher Unwissenheit, in der Ueberzeugung, Laurentius sei für die Kirche nützlicher, als Symachus.

Der Sünder muß sein Fegefeuer haben, hier oder dort.

Der heilige Geist sagt: Sei nicht ohne Furcht der erlassenen Sünden halber. Daher sollen wir, wenn auch die Sünden und die ewigen Strafen vergeben sind, nicht denken, daß alle Strafe nachgelassen sei und sollen die Bußwerke nicht vernachlässigen.

Dem Kaiser Mauritius wurden in einem Kriege zwölftausend Soldaten gefangen. Er konnte sie durch Geld aus der Gefangenschaft befreien, aber seine Kargheit unterließ es und so wurden sie Alle umgebracht. Kurz nach der Hinrichtung derselben sah der Kaiser in einem Gesichte alle zwölftausend ermordeten Krieger, wie sie ihn vor Gott wegen seiner Kargheit, wegen seines Geizes und seiner Ungerechtigkeit anklagten und um Rache riefen. Da aber der göttliche Richter sah, daß der Kaiser seinen großen Fehler erkannte und mit bitteren Thränen beweinte, ließ Er ihm die Wahl, seine Sünden hier in dieser Welt oder in der andern abzubüßen. Da bat Mauritius die göttliche Majestät, alle zeitlichen Strafen hier über ihn zu verhängen, nur in der andern Welt ihn zu verschonen. Sein Gebet wurde erhört. Mauritius wurde von dem Tyrannen Phokas seines Thrones beraubt und sammt seinen fünf Kindern zum Schwerte verurtheilt. Vor seinen Augen wurden sie enthauptet. Welch ein schmerzliches Leiden für ein Vaterherz! Wodurch er sich versündigt hatte, durch Aehnliches wurde er bestraft. So oft er ein Kind in seinem Blute vor sich liegend erblickte, rief er mit David: „Du bist gerecht, o Herr! und gerecht sind Deine Urtheile!"

Mit Geduld ertragene Leiden führen uns ohne Fegefeuer in den Himmel.

St. Augustinus pflegte zu beten: Herr, hier brenne, hier schneide, nur verschone in der andern Welt. — Eine kurze Trübsal von wenigen Tagen, sagt Lessius, mit Geduld ertragen, gilt oft so viel bei Gott, als die Erduldung des Fegefeuers vieler Jahre. — Der Schmerz einer Stunde, sagt ein Geisteslehrer, in diesem Leben geduldig ertragen, tilgt wie eine Feile, den Rost der Sünde, den viele Tage, vielleicht Monate und Jahre, und zwar in den bittersten Schmerzen im Fegefeuer nicht austilgen. — So hat die heilige Lidwina, die heilige Theresia, der heilige Petrus von Alkantara das Fegefeuer durch Buße und geduldige Ertragung der Leiden sich erspart, ebenso der heilige Laurentius Justinianus.

Cäsarius schreibt: Ein Geistlicher aus dem Cisterzienserorden erschien nach dem Tode seinem Prälaten und offenbarte ihm, daß er ohne Fegefeuer in den Himmel eingegangen sei. Auf die Frage, wie das komme, gab er zur Antwort: Die großen Schmerzen, Leiden und Beängstigungen, von welchen ich im Tode angefochten worden bin, haben bei mir statt des Fegefeuers gedient.

Dem gottseligen Jüngling Benediktus Fernandini half die Geduld in der Sterbestunde alsogleich in den Himmel. In seiner letzten Krankheit wurde er am ganzen Leibe dergestalt geplagt und gemartert, daß alle Anwesenden mit Schauder und Schrecken erfüllt wurden. Da die Gewalt der Schmerzen in etwas nachgelassen, gab er selbst die Ursache dieser Leiden an, indem er sagte: daß er jederzeit Gott inständig gebeten habe, ihn auf dieser Welt seine Sünden vollkommen abbüßen und sein Fegefeuer noch hier ausstehen zu lassen. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Denn nach geduldiger Ertragung dieser Schmerzen entschlief er sanft im Herrn und flog geraden Wegs den ewigen Freuden zu. — Denken wir also bei Leiden und Widerwärtigkeiten, bei Krankheiten, Mühen und Arbeiten an's Fegefeuer und tragen wir sie geduldig, um dem Fegefeuer zu entgehen.

Maria hilft ihren Verehrern aus dem Fegefeuer.

Der heilige Petrus Damianus berichtet, daß eine gewisse Frau, die Marozia hieß, nach ihrem Tode einer ihrer Freundinen erschien und derselben sagte, daß sie am Tage der Himmelfahrt Mariä durch dieselbe aus dem Fegefeuer befreit worden sei und dieses zugleich mit so vielen anderen Seelen, daß die Zahl derselben die Bevölkerung Roms übersteigen würde. Dionysius der Karthäuser behauptet, daß dasselbe an den Festtagen der Geburt und Himmelfahrt Jesu Christi geschehe und daß alsdann Maria, von vielen Engeln begleitet, sich in's Fegefeuer begebe und eine große Menge Seelen daraus befreie. Maria erschien dem Papste Johann XXII. und befahl ihm, er solle Allen, die das Skapulier tragen, verkündigen, daß sie am Samstag nach ihrem Tode aus dem Fegefeuer befreit werden würden. St. Liguori.

Wir können die Peinen der Seelen im Fegefeuer durch Gebet lindern.

In einem Kloster des heiligen Franziskus starb ein junger Religios. Bruder Konrad betete am Altare; da erschien ihm eine arme Seele. Bruder Konrad fragte: Wer bist du? Die Seele antwortete: Ich bin die Seele des jungen Bruders, der unlängst gestorben ist. Wie steht's um dich? fragte Konrad. Jener antwortete: Ich bin zwar nicht verdammt, aber unterschiedlicher Sünden wegen, die ich abzubüßen nicht Zeit hatte, erleide ich sehr große Pein im Fegefeuer; aber ich bitte dich, Vater, komm mir zu Hilfe und bete für mich etliche Vaterunser, weil dein Gebet in den Augen Gottes sehr angenehm ist. Als nun der mitleidige Konrad einmal für ihn das Vaterunser und: Herr, gib ihm die ewige Ruhe! sprach, da sagte die Seele: O liebster Vater, ich spüre viele Erquickung; ich bitte dich, bete es noch einmal! Konrad wiederholte das Vaterunser. Da sagte die Seele: O lieber Vater, wenn du für mich betest, fühle ich mich ganz erleichtert; ach fahre doch fort, für mich zu beten. Und Bruder Konrad sehend, daß sein Gebet ihm Erquickung verschafft, betete für diese Seele hundert Vaterunser. Darauf sagte die Seele: Ich danke dir, liebster Vater! durch dein Gebet bin ich von allen Peinen

befreit; jetzt gehe ich in den Himmel! Nach diesen Worten verschwand die Seele. Bruder Konrad erzählte dieses Gesicht allen seinen Brüdern zur Freude und zum Trost.

Im Fegefeuer ist die Pein Eines Tages so groß, als sieben Tage der größten Schmerzen im Leben.

Der Franziskaner-Bruder Johannes ging nach vollendeter Metten nie auf seine Zelle, sondern verharrte im Gebete in der Kirche bis an den Morgen. Als er in einer Nacht nach der Metten im Gebete verharrte, erschien ihm ein Engel und sprach zu ihm: Bruder Johannes, nunmehr ist das Ende deines Lebens erreicht, worauf du so lange gewartet hast; ich habe dir von Gott zu verkünden, daß du dir eine Gnade wählest, welche du willst; entweder Einen Tag im Fegefeuer oder sieben Tage voll Peinen in dieser Welt. Da Bruder Johannes lieber sieben Tage Pein in dieser Welt erwählte, so befielen ihn plötzlich mancherlei Krankheiten; es ergriff ihn das hitzige Fieber, die Gicht an Händen und Füßen, ein Schmerz in der Seite und viele andere Uebel. Was ihn noch mehr schmerzte, daß ein Teufel an seinem Bette stand und ein Blatt in Händen hatte, beschrieben mit all den Sünden, die er je gethan oder gedacht; derselbe sprach zu ihm: Wegen dieser Sünden, die du gethan in Gedanken, in Werken und mit der Zunge, bist du verdammt zum Abgrund der Hölle! Von da an konnte er sich an nichts Gutes erinnern, das er gethan, daß er reumüthig gebeichtet, daß er im Orden sei; vielmehr meinte er, verdammt zu sein. Und wenn ihn die Brüder fragten, wie er sich befinde, antwortete er: Schlimm, denn ich bin verdammt. Als die sieben Tage um waren, erschien ihm Jesus, und nahm ihn mit sich in den Himmel.

Die heilige Messe erlöset die Seelen aus dem Fegefeuer.

Bruder Johannes aus dem Franziskanerorden, ein heiliger Mann, las zu Allerseelen die Messe und opferte sie für die Seelen im Fegefeuer auf. Bei der Aufhebung der heiligen Hostie bat er Gott den Vater, die Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, aus Liebe zu Jesus Christus, der, um die Seelen zu erkaufen, am Kreuze gehangen. Da sah er alsogleich unzählige Seelen aus dem Fegefeuer hervorgehen in Gestalt unzählbarer Feuerfunken, als ob sie aus einem brennenden Ofen herfürkämen und sah sie durch die Kraft der heiligen Messe, welche für die Lebendigen und Todten geopfert wird, zum Himmel auffahren.

Im Fegefeuer sind große Qualen auszustehen.

Die Kostnitzer Chronik erzählt eine wundersame Geschichte. Im Jahre 1134 begab sich Albrecht, Freiherr von Zimmern, zum Herzog Friedrich von Schwaben, wie er früher schon öfter gethan und ritten nach Mannheim zum Grafen Gringen, wo eine Jagd veranstaltet wurde, weil sich vor mehreren Jahren in der Gegend ein Hirsch von ungeheuerer Größe gezeigt hatte, der aber seitdem nicht mehr gesehen wurde. Freiherr Albrecht mußte etwas auf die

Seite reiten, da sieht er plötzlich den ungeheueren Hirsch. Sogleich sprengt er ihm nach, so daß er sich weit vom Hofstaate des Herzogs entfernte und schon meinte er, den Hirschen zu erlegen, als statt dessen ein großer Mann vor ihm stand, worüber der Ritter nicht wenig erschrack. Der Mann, ein Geist, redete ihn also an: Fürchte dich nicht, ich bringe dir einen Befehl von Gott; reite mit mir und es wird dir eine unerhörte Sache geoffenbart werden. Da Albrecht von Gott hörte, weigerte er sich nicht, dem Geiste, obgleich mit Furcht, zu folgen. Sie kamen in einen herrlichen Palast, in dessen Mitte ein kostbarer Saal war mit einer Tafel voll hochansehnlicher, adeliger Gäste, welche sich Alle zeigten, jedoch mit höchstem Stillschweigen, als thäten sie essen. Wie nun Albrecht verwundert auf dieses Alles gesehen hatte, bekommt er vom Geiste Befehl, wieder weg zu gehen, welches auch geschah. Zuerst fragte ihn hernach der Geist, was er von dieser Sache meine, wer diese Personen seien? Albrecht erwiederte: er kenne sie nicht. Der Geist sagte: Diese sind aus deiner Verwandtschaft, sie sind vor Jahren schon gestorben, aber wegen gewisser Sünden seufzen sie in den Qualen des Fegefeuers. Hierauf verschwand der Geist. Albrecht wollte noch einmal den wunderschönen Palast anschauen, sieht aber denselben im völligen Feuer und in Flammen mit schrecklichem Prasseln, vernimmt wehmüthiges Schreien und Lamentiren, worüber er also erschrack, daß er, obgleich erst dreißig Jahre alt, in derselben Stunde eisgrau geworden ist, welches den Herzog von Schwaben in die größte Verwunderung versetzte. Später stiftete er an diesem Orte ein Frauenkloster.

Den armen Seelen im Fegefeuer kommt die Zeit wegen der großen Pein lang vor.

Zwei fromme Mönche machten unter sich den Vertrag, daß der, der den Tod des Andern erfährt, sogleich für ihn eine heilige Messe lese. Der Eine starb, der Andere las sogleich die heilige Messe desselben Tages. Nach derselben erscheint der Todte und wirft dem Lebenden seine Trägheit vor, indem er ihn zwanzig Jahre auf die heilige Messe habe warten lassen. Dieser entschuldigt sich, er habe die heilige Messe sogleich an seinem Todestage gelesen. Wenn dem so ist, erwiederte der Todte, so dünkt Einem eine halbe Stunde im Fegefeuer wie zwanzig Jahre!

Auch kleine Sünden müssen im Fegefeuer abgebüßt werden.

Im Kloster der Augustiner zu Mariabrunn bei Wien ist ein Laienbruder gestorben, von kleiner Statur, nur der fromme Thomerl genannt. Sein Leben war einfältig und man konnte ihm nichts nachsagen, als daß er in der Küche beim Abspülen der Geschirre manchmal murrte. Nachdem dieser gestorben, hörte man in der Küche etliche Nächte nacheinander abwaschen und Geschirre klappern und klirren. Als man die Küche öffnete, sah und hörte man nichts; war sie geschlossen, ging's wieder an. Man betete den Rosenkranz, las heilige Messen für den Thomerl und es war nichts mehr zu hören.

In der Cisterzienser Chronik liest man Folgendes: Ein Geistlicher, der

wegen seines frommen Wandels der Heilige genannt wurde, mußte im Auftrage seines Abtes eine Reise machen, kam zu einem Fluße und ward übergefahren. Der Fährmann verlangte einen Kreuzer, der Mönch hatte aber kein Geld und versprach sobald als möglich zu bezahlen. Der Mönch vergaß darauf und starb bald hernach. In der nächsten Nacht erschien er seinem Abte mit bleichem Gesichte und traurig. O Jesus! schrie dieser auf, Bruder Felix, bist du denn auch kein Kind der Seligkeit? Ach! antwortete dieser mit Seufzen, nach meinem Tode haben mich meine Verdienste gegen Himmel geführt, aber auf dem Wege lag ein winziger Kreuzer, dieser ward immer größer und als ich vor der Himmelsthüre stand, hat der Kreuzer durch seine Größe sie mir verschlossen. Da hat's geheißen, entweder den Kreuzer bezahlen, oder in's Fegefeuer. Da sage einer noch: kleine Sünden hätten nichts zu bedeuten!

Die meisten Christen müssen das Fegefeuer ausstehen.

Als Papst Innocenz noch Kardinal gewesen, besuchte er öfters einen heiligen Einsiedler. Einst fand er denselben in der Verzückung. Innocenz störte ihn nicht und hörte ihn also reden: O Gott! was für grausame Dinge habe ich gesehen; ich bin zur Hölle geführt worden und sah, daß die Seelen gleich dicken Schneeflocken hinunterfallen; zum Fegefeuer sind sie gefallen wie ganz dünner Schnee; in den Himmel sind in dieser halben Stunde nur drei gekommen: die Seele eines Bischofs, eines Karthäuserpriors und einer römischen Wittwe. Diese Personen hat er Alle mit Namen genannt. Innocenz erkundigte sich später und alle diese drei Personen sind richtig in derselben Stunde gestorben.

Fehlende.

Mit den Fehlenden muß man Geduld haben.

Wenn die Vorsteher der Missionshäuser baten, daß dieser oder jener Priester wegen seiner Fehler entfernt oder wo anders hinversetzt werden möchte, so empfahl der heilige Vinzenz von Paul ihnen Geduld und erinnerte sie, dieses sei das allgemeine Loos der Menschen, Fehler an sich zu haben. Leider gab es auch in seiner Versammlung Einige, die, nachdem ihr erster Eifer erkaltet war, durch ihre Unzufriedenheit und Tadelsucht dem Hause nur zur Last waren. Jedoch wollte Vinzenz vorher Alles versuchen, ehe er sie wegschickte. Wenn Andere ihm vorstellten, es sei gerecht und billig und das Wohl der Versammlung erfordere, daß er sie entlasse, so gab er zur Antwort: Sei es, aber jede Tugend hat ihre Zeit, laßt uns daher jetzt Geduld, Liebe, Sanftmuth und Beharrlichkeit üben, in Erwartung, daß sie sich bessern werden. Wenden wir indessen alle Mittel an, drohen, bitten, ermahnen wir sie, jedoch so, daß wir alle Hilfe von Gott allein erwarten, wenn es Ihm gefällig sein wird, durch Seine Gnade einzuwirken. Christus hat den Petrus auch nicht verstossen, obwohl er Ihn dreimal verläugnet hat, ja Er verstieß nicht einmal den Judas, obwohl Er wußte, daß dieser Ihn verrathen und in seinen Sünden sterben werde. Ich glaube daher, es werde Gott wohlgefällig sein, wenn auch die Versammlung ihre Liebe auf

Ungerathene ausdehnt, um nichts unversucht zu lassen, sie für Gott zu gewinnen. Wenn keine Besserung erfolgt, so muß freilich geschieden sein. Er hielt sich dabei an den Ausspruch des heiligen Gregorius, daß die Fehler des Nächsten vielmehr unser Mitleid, als unsern Unwillen anregen müssen und daß der wahre Eifer allzeit mehr zum Erbarmen, als zur Rache geneigt sei. Gleichwie die Disteln und Dornstauden wieder ihres Gleichen erzeugen, so sei es auch dem Menschen in seinem dermaligen verderbten Zustande eigen, Fehler zu begehen, indem er in Sünden empfangen und geboren wurde.

Weise Art, Fehlende zurecht zu weisen.

Der heilige Vincentius hatte eine besondere Art, Fehlende mit Sanftmuth zurecht zu weisen. Er hatte vernommen, daß ein Priester während der Mission zu unthätig sei und in seinen Predigten das Volk mehr mit Härte, als mit Liebe behandle. Diesem schrieb er und verlangte Bericht, wie viele Missionen er gehalten und wie sich das Volk seine Arbeiten zu Nutzen mache. Er theilte ihm mit, daß andere Missionen mit gesegnetem Erfolge arbeiten, bewunderte besonders den Priester N., der schon neun Monate auf dem Lande arbeite. Diesen guten Erfolg schrieb er einzig der Sanftmuth und Liebe zu, womit sich dieser Herr die Zuneigung des armen Volkes zu erwerben wisse. Er berief sich auf die ersten Missionen, welche bloß dadurch von Gott gesegnet wurden, weil die Priester allen Gattungen von Menschen mit Freundlichkeit und Demuth begegneten. Er stellte sich selbst zum Beispiele auf, Irrgläubige nur durch Geduld und Freundlichkeit bekehrt zu haben. Selbst die Galeerensklaven waren nur dadurch zu gewinnen; begegnete er ihnen hart, war Alles umsonst; wenn er sie hingegen bemitleidete, ihre Ergebenheit lobte, ihre Ketten küßte, an ihrem Unglücke Theil nahm, oder wenn er ihnen sagte, ihr Leiden sei ihr Fegefeuer auf dieser Welt, da hörten sie ihn an und bemühten sich, ihre Seele in einen guten Stand zu setzen. Er forderte ihn auf, für alle Sendungspriester zu beten, daß ihnen Gott die Gnade gebe, sowohl öffentlich als im Privatunterrichte gegen Jedermann, selbst gegen die verstocktesten Sünder Sanftmuth, Liebe und Demuth zu üben, und damit sie ja niemals beleidigende Worte, beißende Vorwürfe oder harte Strafreden gebrauchen. Er sprach die Zuversicht aus, der betreffende fehlende Priester werde eine solche äußerst ungeziemende Behandlungsart vermeiden, weil dadurch die Menschen nicht gewonnen und zu Gott geführt, sondern mehr entfernt und erbittert werden; Christus sei gegen alle Menschen die Lieblichkeit selbst gewesen; so müßten auch die Priester sein. — Auf diese schonende Art wußte Vincentius den Fehlenden zurecht zu weisen.

Fehler.

Man soll mehr auf die eigenen, als auf fremde Fehler sehen.

Der türkische Affe findet eine besondere Lust in dem eckelhaften Geschäfte, anderen Thieren das Ungeziefer abzulesen. Diese unsaubere Lust zieht ihm den doppelten Nachtheil zu, daß sich das Ungeziefer seines eigenen Körpers ungestört

vermehren kann, während es von fremder Haut auch noch Zuwachs erhält. Ist es doch, als ob der weise Schöpfer dem Thiere diesen Instinkt zur Beschämung mancher Menschen anerschaffen hätte; jener nämlich, welche ganz vergessen, was der Herr sagt: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden. Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst des Balkens in deinem Auge nicht gewahr? Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, alsdann sehe, wie du auch den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! Der Vorwitz mancher Menschen ist groß; sie wissen eines jeden Nachbars Fehltritte; sie hören nichts lieber, als wenn man ihnen mittheilt, was der oder jener Dummes und Sündhaftes gethan, welche Schande er sich bereitet, wie man seiner spottet und ihn tadelt. Dagegen wissen sie nicht, welche Fehler sie an sich selbst haben, wie sich ihre Kinder aufführen, wie es in ihrer Familie mit der Religion und Sittlichkeit steht. Gleichen sie nicht dem türkischen Affen? Lese zuerst das moralische Ungeziefer von dir, deinen Kindern und Dienstboten ab; um anderer Leute Fehler bekümmere dich nur in so fern, als du die deinigen vor Verführung zu bewahren, oder deinem Nächsten eine brüderliche Zurechtweisung gibst.

Jeder soll seine eigenen Fehler kennen lernen.

Die nothwendigste Kenntniß ist die Kenntniß seiner selbst. Man soll kennen das Maaß seiner Geistes- und Körperkraft; sonst überschätzt man sie und unternimmt, was man nicht leisten kann. Man muß kennen seine guten Anlagen, um sie zur Tugend auszubilden; man muß kennen seine schlimmen Anlagen und Fehler; sonst werden sie zu Lastern, und man bildet sich dennoch ein, gut zu sein. Menschen, die sich selbst nicht kennen, sind gewöhnlich ohne Tugend, voll der Fehler und Untugenden, und dabei doch voll Einbildung; so daß sie gerne anderer Leute Fehler bitter tadeln, obschon sie dieselben oder andere in noch größerem Maaße an sich haben. Sie gleichen dem Dachse, der einen so widrigen Geruch von sich gibt, daß ihn selbst die Hunde nicht vertragen; aber bei dem Allen, eben weil er nicht weiß, wie übel er riecht, ist er so eigensinnig, daß er sich lieber einen neuen Bau gräbt und seine alte Höhle verläßt, wenn sie der schlaue Fuchs durch seinen Unrath verunreinigt hat. Du bist so, der du deine eigenen Fehler nicht kennst! Du wirst den Splitter in deines Bruders Auge sehen, und dabei den mächtigen Balken in deinem eigenen Auge nicht gewahr werden.

Wir müssen die Fehler der Menschen gelassen ertragen.

Obschon die Katze nicht die Treue, Freundlichkeit und Anhänglichkeit des Hundes hat, so dulden wir sie doch und haben sie unter die Hausthiere aufgenommen, weil sie unschädlich und nützlich ist, und übersehen gerne ihre Genäschigkeit, Tücke und Falschheit. Ebenso müssen wir auch an unseren Mitmenschen die Untugenden, Unarten, Launen und widerlichen Eigenschaften erdulden und ertragen, da sie keine Todsünden, ja nicht immer läßliche Sünden sind. So z. B. das Kalte, Theilnamslose, Karge, Mürrische, Verdrossene, Langsame,

Verschlossene, das Derbe, Eigensinnige, Empfindliche, Unentschlossene, Aengstliche, Aufbrausende, Eitle mancher Menschen. Auf diese Weise erfüllen wir die Worte Pauli: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Wer diese widerlichen Eigenheiten geduldig ertragen lernt, lebt mit Allen im Frieden; wer sie aber nicht ertragen will, wird alle Menschen anfeinden und niemals zufrieden leben.

Wer Andere tadeln will, muß selbst ohne Fehler sein.

Wer Andere zurechtweisen will, muß von dem gerügten Fehler selbst frei sein. Ein Waldheger in P. war gut besoldet und konnte leben. Er ließ Niemanden, selbst nicht die Armen, auch nur dürres Reisig sammeln, sondern nahm ihnen die Bürde ab, zankte sehr und schlug sie wohl auch. Man entdeckte aber bald, daß er seinen Holzdeputat verkaufe; ja man erwischte ihn, wie er mit seinem Weibe Bäume fällte und die Scheiter nach Hause trug. Als dieses kund geworden, gingen die Armen und Holzbedürftigen ungescheut in den Wald. Kam er dazu, so erinnerte man ihn nur daran, was er selbst thue; klagte er bei der Obrigkeit, so berief man sich auf seine eigenen Mausereien. Was blieb ihm übrig, als zu schweigen?

Die Fehlenden soll man mehr sanft als strenge zurechtweisen.

Der heilige Franz von Sales hatte in einem Kloster eine nothwendige Reform vorgenommen und ihm einen eigenen Prior gegeben. Als er sich entfernt hatte, bereuten es diese Klostergeistlichen, die Reform angenommen zu haben; sie verjagten den Prior, ja sie lauerten ihm auf und schoßen auf ihn, ohne ihn zu treffen. Kaum waren sie zu sich selbst gekommen, so sahen sie die Folgen ein und wollten der Gerechtigkeit entfliehen. Als sie diesen Versatz ausführen wollten, sagte man ihnen: wie groß auch ihr Verbrechen sei, wäre dennoch die Großmuth des Bischofs noch größer; sie sollten zu ihm gehen, sich selbst anklagen und ihm alle Reue bezeugen, die eine so boshafte That verdiene; sie würden ihn gewiß rühren und er werde ihnen unfehlbar verzeihen. Alle Welt war so sehr von seiner Sanftmuth überzeugt, daß die Schuldigen selbst nicht daran zweifelten. Sie gingen also auf der Stelle hin, warfen sich ihm zu Füßen und bekannten ihm ihr Verbrechen mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue, daß der heilige Franz davon gerührt wurde; und wie schwarz auch ihre That war, sich nicht entschließen konnte, diese Elenden zu bestrafen, die ihre eigenen Ankläger und Zeugen waren. Da es jedoch gefährlich gewesen wäre, ihnen sein ganzes Mitleid zu zeigen, that er sich Gewalt an, ihnen einen Theil der Vorwürfe zu machen, die ihr Verbrechen verdiente. Die Schuldigen warfen sich dasselbe noch weit mehr vor, als er; sie unterwarfen sich allen Genugthuungen, die er ihnen vorschreiben wolle; und verurtheilten sich selbst zu einer lebenslänglichen Buße. Der Heilige legte ihnen keine andere Buße auf, als die Reform anzunehmen, die er in ihrem Kloster einführen wollte; sie verhießen es ihm und unter dieser Bedingung verzieh er und versprach ihnen, zu verhindern, daß die Strenge der Gerechtigkeit sie verfolgte.

Die Fehler der Menschen muß man geduldig ertragen.

Der heilige Vinzenz von Paul schrieb einem Obern eines Missionshauses, der sich über einen Priester beschwerte: Leider geht es nicht anders, man mag umgehen, mit wem man will, so gibt es etwas zu übertragen, aber auch etwas zu verdienen. Ich hoffe, er werde sich schon noch gewinnen lassen, wenn er mit Liebe ertragen und mit Freundlichkeit ermahnt wird, und wenn man zu Gott für ihn bittet. Hätte er diese Fehler nicht, so würde er andere haben und hätten Sie nichts zu leiden, so würde sich Ihre Liebe nicht üben können; auch würde Ihr Vorsteheramt wenig Aehnlichkeit haben mit dem des göttlichen Erlösers, der sich fehlerhafte und ungebildete Jünger erwählte, sowohl um seine Geduld und Liebe zu zeigen, als auch den Vorstehern ein Beispiel zu geben.

Die Fehler Anderer sollen uns demüthiger machen.

Ein Bruder fragte den Abt Pimenius: Was bedeuten die Worte des Apostels: „Den Reinen ist Alles rein." Der Altvater antwortete ihm: Wenn Jemand es so weit gebracht hat, daß er den Sinn dieser Worte versteht, so wird er einsehen, daß er geringer sei, als alle Geschöpfe. Der Bruder fragte wieder: Wie kann ich mich aber geringer halten, als einen Mörder? Der Altvater entgegnete ihm: Wenn ein Mensch den Sinn dieser Worte des Apostels erfaßt hat und er sieht einen Menschen, der etwa Jemanden getödtet hat, so spricht er bei sich selbst: Jener hat nur diese einzige Sünde begangen, ich aber begehe alle Stunden eine Mordthat an mir selbst. Und auf die Frage des Bruders, wie dieß geschehen könne, fuhr der Altvater fort: Die Gerechtigkeit des Menschen besteht einzig darin, daß er immer sich selbst tadle; denn nur durch Selbstverdammung wird er gerechtfertiget.

Man soll zuerst seine eigenen Fehler verbessern.

In dem Kloster Sina ließen die Mönche von ihrer strengen Zucht nach. Ein Bruder desselben wollte seinen Mitbrüdern einen Verweis darüber geben, darum ging er an einem Sonntage in die Kirche mit umgekehrten Rocke, so daß der Pelz herausgekehrt war. Als er nun so in der Kirche stand, kamen etliche Klostervorsteher zu ihm und fragten ihn: Warum kömmst du mit umgekehrtem Rocke in die Kirche. und machest uns so vor den Leuten zum Gespötte? Der Altvater aber antwortete: Ihr habt das Kloster Sina ganz umgekehrt und Niemand hat euch deßhalb ein Wort gesagt; aber kaum habe ich meinen Rock verkehrt angezogen, so sagt ihr sogleich zu mir: Warum hast du deinen Rock umgekehrt? Geht, verbessert euere Verkehrtheiten und ich will die meinen schon selber verbessern.

Der uns auf unsere Fehler aufmerksam macht, den sollen wir für einen Freund halten.

Der heilige Heinrich II., deutscher Kaiser, war sehr vorsichtig in der Wahl seiner Freunde. Jeden Schmeichler entfernte er von sich und nur, wer

ihn offenherzig auf seine Fehler aufmerksam machte, der war sein bester Freund. Unter diese zählte er den heiligen Odilo, Abt zu Clugny, den heiligen Poppo, Abt zu Stablo, und den heiligen Burkhard, Bischof zu Worms.

Gegen Fehlende soll man schonend sein.

Ein Einsiedler, mit Namen Timotheus, hörte, daß ein Bruder nachlässig sei. Als ihn sein Abt fragte, was er mit diesem Bruder thun solle, gab er ihm den Rath, ihn aus dem Kloster zu vertreiben. Da er verstoßen war, kam die Versuchung über Timotheus. Die Versuchung war so heftig, daß er vor dem Angesichte Gottes weinte und sagte: Erbarme Dich meiner! Nun erscholl eine Stimme, welche zu ihm sagte: Diese Trübsal, Timotheus, ist deßhalb über dich verhängt worden, weil du deinen Bruder zur Zeit seiner Versuchung verachtet hast.

Feiertag.

Feiertagsarbeiten sind Sünde und Gott straft sie.

Ein Weib, Berehata genannt, hat um das Jahr 1000 an einem Feiertage Garben abgeladen; plötzlich bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß ihre beiden Hände an einer derselben hängen blieben, und daß die Glieder der Hände und Finger sich so enge verknüpften und verkrampften um das, was sie festgehalten, daß man sie hätte durchschneiden müssen, um sie zu lösen. Da nun die Gebundenheit anhielt, wallfahrtete sie nach Til zur heiligen Walburgis, und wie sie vor dem Altare knieend ihr Gebet darbrachte, ward zuerst ihre Rechte vom Stroh gelöst. Sie warf sich dann auf die Erde und wälzte sich eine Zeit lang auf ihr herum und nun streckte sich auch die andere, und der Küster sah das Stroh vor dem Altare liegen. Sie dankte Gott und der heiligen Walburgis für ihre Heilung, bei der viele Zeugen zugegen gewesen und kehrte fröhlich in ihre Heimath zurück. Wie beschämend war diese Strafe Gottes; man denke sich diese Strafe bei einem Handwerker!

Feinde.

Man muß auch dem Feinde Gutes thun.

Um auch dem Feinde gerecht zu sein, verdient folgende edle That, als ein Lichtpunkt unter den vielen Schattenseiten in dem Benehmen der Preußen in Böhmen 1866 der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu werden, die ein Augenzeuge, wie folgt, erzählt: Als nach der Schlacht bei Königgrätz die Kaiserlichen ihre Verwundeten aufsuchten, um sie dem Verbandplatze zuzuführen, stand ihnen nur noch ein Wagen, jedoch ohne Bespannung, zur Verfügung, welcher mit sechs leicht und einem schwer Verwundeten beladen wurde. Um den letzteren vielleicht noch zu retten, war schleunige Hilfe nöthig, die aber nur am Verbandplatze geleistet werden konnte. In ihrer Verlegenheit wandten sie sich an die in ihrer Nähe befindlichen feindlichen Offiziere und Mannschaften des Gardehusaren und zweiten schlesischen Husaren-Regiments mit der Bitte um Aushilfe mit Bespannung für die Verwundeten. Da dieselben aber leider ebenfalls

ohne Bespannung waren, faßten sie unverzüglich den edelmüthigen Entschluß, ihre feindlichen verwundeten Kameraden selbst dem Verbandplatze zuzuführen, zu welchem Behufe ein Offizier und neunzehn Mann absaßen, sich vor den Wagen spannten und so dem Verbandplatze zueilten.

Der Christ muß den Feinden verzeihen.

Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, ein unerschrockener, eifriger und unermüdeter Kirchenfürst, zog sich durch seinen Eifer in Bekämpfung der Rohheit, Verwilderung und Laster, mächtige und erbitterte Feinde zu. Es wurde eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt und ein Meuchelmörder gedungen, der den Heiligen aus dem Wege schaffen sollte. Der Missethäter lauerte auf eine günstige Gelegenheit, seinen Mordanschlag auszuführen. Bald bot sich ihm dieselbe dar. Er schlich sich in die Hauskapelle, in welcher der Heilige jeden Abend mit den Hausbewohnern das Nachtgebet verrichtete und beschloß, denselben am Altare zu ermorden. Während nun Alles auf den Knieen lag und Psalmen sang, fiel ein Schuß, die Kugel hatte getroffen. Entsetzt umgaben die Diener den Heiligen; dieser aber befahl ihnen, das Nachtgebet fortzusetzen und blieb ruhig vor dem Altare knieen, obgleich er sich verwundet fühlte. Er wollte dem Mörder Gelegenheit geben, zu entfliehen. Bald war der Missethäter entdeckt, vor Gericht geschleppt und zum Tode verurtheilt. Da bat nun der Heilige selbst für ihn um Gnade und wendete alle Mittel an, ihm das Leben zu retten. War das nicht edel und großmüthig?

Ganz anders benahm sich ein Ritter, der in seinem Testamente festsetzte, daß er gerade innerhalb der Kirche beerdigt zu werden wünsche, damit ihm ja bei der Auferstehung der Todten sein Todfeind, der vor ihm gestorben und dessen Leib in der nämlichen Kirche beigesetzt worden war, nicht entrinnen könne. Dieser Narr wollte auch noch am jüngsten Tage sich rächen. Es wird ihm aber schon vergangen sein; denn da er mit diesem unversöhnlichen Hasse hinüberfuhr, werden ihn schwerlich die Engel in Abrahams Schooß getragen haben; wohl aber wird er ein Hauptmusikant in der höllischen Oper geworden sein, allwo Heulen und Zähneknirschen, ohne stürmisches Verlangen, aber auf höheren Befehl, ohne Ende da capo gespielt wird.

Mit dem Feinde muß man sich aussöhnen, bevor man zur heiligen Messe geht.

Thomas von Kempis erzählt: Ein Geistlicher eines Ordens reiste einst mit einem Weltlichen. Dieser sprach zu ihm: Ich will Euch etwas anvertrauen, was ich bis jetzt noch keinem Menschen anvertraut habe, ausgenommen meinem Beichtvater. Vor sechs Jahren bin ich wie Andere durch dreizehn Monate in die Kirche gegangen, habe aber unter der Wandlung nie die heilige Hostie gesehen. Ich dachte, mein blödes Auge sei Ursache, ging näher zum Altare auf die andere Seite, sah aber Nichts. Dieß hat mich erschreckt, ich dachte nach über meine Sünden und fand, daß ich über Jahr und Tag in Feindschaft lebe und meinen Nächsten nicht sehen und sprechen wollte. Ich

legte eine Generalbeicht ab und söhnte mich mit meinem Feinde aus und sah dann in der heiligen Messe bei der Wandlung wieder die heilige Hostie.

Unversöhnliche Feinde sind verdammt.

Cäsarius schreibt von zwei Bauern, die immer miteinander in Zank und Hader lebten und sich auf keine Weise aussöhnen wollten. Durch eine Schickung Gottes starben sie an Einem Tage und wurden in Ein Grab gelegt. Aber vor Aller Augen drehten sie sich im Grabe um und kehrten einander den Rücken zu. Ein Zeichen ihrer Verdammung!

Wir sollen alle feindseligen Gesinnungen fahren lassen.

Gott befiehlt uns, die Feinde zu lieben, sie zu segnen, für sie zu beten, ihnen Gutes zu thun. Eine Beicht bei fortgesetzter innerer Feindseligkeit, Haß und Rache ist ungiltig, und geht man mit solchen Gesinnungen in die Ewigkeit, so ist man verloren. Viele Christen sind in dieser Beziehung schlechter als giftige Thiere. Die Brillenschlange tödtet in wenig Minuten, so stark ist ihr Gift; sie beißt Alles, was ihr nahe kommt; dennoch läßt sie sich von indischen Gauklern abrichten und lernt nach einer Pfeife tanzen. Und als ob sie es gleichsam wüßte, daß sie gezähmt und abgerichtet nicht mehr schaden dürfe, entleert sie auf Befehl ihres Herrn willig ihr Gift in einen Lappen, in welchen sie beißt und in welchen sie das Gift fließen läßt. Und Christen achten nicht auf Gottes Gebot, lassen den Haß nicht fahren, verzeihen nicht! Bei der Brillenschlange sammelt sich mit der Zeit neues Gift in den Giftdrüsen. Eben so machen es Christen. Bei der Beichte beten sie ein Vaterunser für ihren Feind, geben einander die Hand, bitten es ab; doch nach einigen Tagen entbrennt der alte Haß, neue Feindseligkeiten beginnen.

Feindschaft macht beide Theile strafbar vor Gott.

Menschen, die gegen einander Feindschaft tragen, sind beide strafbar vor Gott und gehen gewöhnlich beide zu Grunde. Es geht ihnen, wie einem Kutscher, der seinen Herrn in Polen über die Weichsel führte. Während Pferde und Kutsche auf einem Prahme übersetzten, schwamm er nebenher im Flusse. Da kam ein sieben Fuß langer Wels und schnappte nach seinem rechten Arme, ihn mit seinen scharfen Zähnen festhaltend. Da er nicht loskommen konnte, so schob er seine Hand tiefer in den Rachen des Fisches, zerriß ihm den Magen und zerquetschte die Gallenblase und die Leber; der Fisch ließ aber nicht los. Nach langem Ringen gingen beide zu Grunde, jener ertrank und dieser verendete. Nach drei Tagen fand man sie in diesem Zustande des Kampfes beide todt. So geht es den unversöhnlichen Feinden; sie kommen beide in die Hölle.

Dem Feinde Gutes thun und sich nicht rächen, beschämt und bessert ihn.

Thue Gutes deinem Feinde, so beschämst und besserst du ihn. Lykurg, König von Sparta, gab strenge Gesetze und machte Einrichtungen, die den an

Wohlleben gewöhnten Reichen hart dünkten. Einmal entstand ein Aufruhr gegen ihn, in welchem Lykurg mit einem Stocke in's Auge geschlagen wurde. Der große Mann blieb ruhig stehen und zeigte dem Volke sein blutiges Gesicht. Scham und Reue ergriff Alle, die es sahen. Sie ergriffen den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Namens Alexander, und brachten ihn zum Lykurg. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf und beschämte ihn durch sein edles Benehmen, wovon der Jüngling täglich Zeuge sein mußte, so sehr, daß dieser, innig gerührt von der Güte seines Herrn, aus dem heftigsten Feinde der wärmste Freund und Lobredner desselben wurde. Das that ein Heide; thun wir Christen es um so mehr!

Wir können von Feinden geistigen Nutzen ziehen.

Die Chinesen führen auf ihren Schubkarren große Lasten; sie spannen Segel auf wie die Schiffe; von welcher Seite der Wind kommen mag, nur nicht gerade entgegen, wissen sie ihn in ihren Segeln so zu fangen, daß er den Karren vorwärts treibt. Was diesen die Winde leisten, das leisten uns die Feinde; durch ihre Beleidigungen üben sie uns in der Sanftmuth, Geduld und Selbstbeherrschung, in der Feindesliebe; ihre Vorwürfe zeigen uns unsere Fehler. Und auf diese Weise bringen sie uns vorwärts in der Tugend und nöthigen uns Verdienste für den Himmel auf.

Halbe Verzeihung versöhnt nicht den Feind, sondern volle Großmuth.

Um Feinde, die uns schaden könnten, zu versöhnen, gibt es nur Ein Mittel: volle Großmuth. Halbe Verzeihung gewinnt nicht ihre Freundschaft. Das erfuhren die Samniter mit den Römern. Die letzteren führten Krieg mit den Samnitern und waren so unklug, sich mit ihrem Heere in einen Engpaß locken zu lassen. Der Ausgang war mit Bäumen und Felsstücken gesperrt, eben so der Eingang; alle Höhen waren mit Samnitern besetzt. Wie vom Donner getroffen standen die stolzen Römer da, schweigend sieht Einer den Andern an, die Samniter spotten; kurz, das römische Heer war in die Falle gegangen und gefangen. Unterdessen wußten die Samniter selbst nicht, wie sie mit den eingeschlossenen Feinden verfahren sollten. Pontius ließ also durch einen Boten seinen alten und sehr einsichtsvollen Vater fragen, was zu thun sei und die Antwort war: „Laß alle Römer ungekränkt abziehen.“ Pontius meinte, der Bote habe sich verhört, schickte ihn gleich wieder hin und erhielt nun die Antwort: „Laß alle Römer niederhauen bis auf den letzten Mann.“ Einen solchen Widerspruch konnte man von dem alten Manne gar nicht begreifen, man ließ ihn persönlich in's Lager holen und da erklärte er sich also: „Meinen ersten Rath halte ich für den besten, denn so verpflichten wir uns das mächtige Römervolk durch eine große Wohlthat und durch diese Großmuth verschaffen wir uns Frieden und ewige Freundschaft; mein zweiter Rath schwächet die römische Macht auf lange Zeit; einen dritten Rath gibt es nicht.“

Pontius und die samnitischen Fürsten wollten nicht volle Großmuth erzeigen und die Römer ohne alle Kränkung entlassen, sie wollten sie auch nicht tödten, sondern schlugen den Mittelweg ein; das römische Heer mußte zu seiner Beschämung ohne Waffen unter einem Galgen durchgehen; so schenkten sie ihnen Leben und Freiheit. Es war nur halbe Großmuth; die Beschämung erbitterte die Römer so sehr, daß sie es für nichts achteten, Leben und Freiheit erhalten zu haben. Die Römer wurden von nun an unversöhnliche Feinde der Samniter und ruhten nicht, bis sie diese gänzlich unterworfen hatten. Volle Großmuth nach dem ersten Rathe des Alten würde ihnen die Römer zu Freunden gemacht haben. Was hier zwischen zwei Heeren der Fall war und was zwei Völker an sich erfahren haben, das bestätigt die Erfahrung an einzelnen Feinden; nur volle Großmuth kann den Feind versöhnen und unschädlich machen.

Feinde verdienen von uns beschenkt zu werden.

Der heilige Cyprian war der beste Christ in ganz Karthago und man wählte ihn wider seinen Willen zum Bischof. Der decianischen Verfolgung entzog er sich durch Flucht, um seiner noch jungen Kirche länger nützlich zu sein, aber in der valerianischen wich er dem Martyrertode nicht aus. Er wurde enthauptet und ließ vor der Vollstreckung des Urtheils seinem Scharfrichter fünfundzwanzig Goldstücke auszahlen. Warum? Weil er ihn unmittelbar in den Himmel versetzte. So sollten wir's auch mit unseren Feinden halten; denn sie sind eigentlich Werkzeuge Gottes, um uns in Tugenden zu üben, große Verdienste zu erwerben und uns in den Himmel zu schaffen.

Feinde müssen sich am Todbette aussöhnen.

Ehe der Blutrichter sein Amt thut, geht er erst zum Delinquenten in's Gefängniß, bittet um Vergebung wegen dessen, was er ihm thun muß. Um so mehr muß der um Verzeihung bitten, der Jemanden ein wirkliches Unrecht oder eine Beleidigung zugefügt hat; besonders sollen sich Feinde am Todbette versöhnen.

Feindseligkeiten sollen wir verhüten.

In Stuttgart hatte ein Student durch ein unvorsichtiges Wort einen andern Studenten beleidigt. Dieser forderte ihn auf's Duell. Zur bestimmten Stunde erscheinen beide mit tüchtigen Knitteln bewaffnet auf dem Kampfplatze. Ehe sie sich schlugen, sagte der Beleidigte: Daß du es weißt, Einer von uns muß auf dem Platze bleiben. Gut, sagte der Geforderte, so bleib also du da; ich gehe nach Hause. Mit diesen Worten drehte er sich um, ließ den grinsenden Gegner stehen und kehrte schnell heim. Mit dem Duell war's vorbei; auch der mordsüchtige Herausforderer mußte sich heimwärts trollen und diese witzige Abwendung des Duells wurde von allen Leuten gebilligt.

Feinde soll der Christ mit Geduld behandeln.

Perikles regierte fast vierzig Jahre das freie Athen; daß er sich so lange in seiner Würde erhielt, verdankte er seiner Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Klugheit. Ein unverschämter Bürger, der ihm abhold war, setzte demselben einen ganzen Tag auf dem Markte mit Vorwürfen und Schimpfreden zu und verfolgte ihn am späten Abend beim Heimgehen bis an seine Thüre. Und Perikles, der erste Mann im Staate, ertrug das ruhig und sagte noch zu dem Sklaven, der ihm aufmachte: Nimm doch die Leuchte und begleite den Mann hier nach Hause. So handelte ein Heide, wär es nicht eine Schande für uns, wenn wir nicht eben so gegen unsere Feinde und Beleidiger thäten?

Kaiser Titus erfuhr, daß ihn zwei Patrizier ermorden wollten. Diese lud er zu sich, gab ihnen Geschenke und behielt sie zum Essen bei sich. So handelten Heiden, ohne eine Vorschrift zu besitzen, die Feinde zu lieben und ihnen Gutes zu thun. Und wir, die wir das ausdrückliche Gebot Christi haben, Liebet euere Feinde; die wir Sein glorreiches Beispiel glänzen sehen, sollten schlechter sein wollen?

Man soll dem Ausbruche der Feindschaft durch freundliche Vorstellungen vorbeugen.

Arnulph von Baiern nahm den Königstitel an und sagte sich vom deutschen Reiche los. Das konnte Kaiser Heinrich nicht dulden, und rückte mit einer Armee in's Baierland ein. Heinrich ließ Arnulph bitten, mitten zwischen beiden Heeren zu ihm hervorzutreten. Arnulph kam, in der Meinung, ein Zweikampf solle entscheiden und legte die Hand trotzig an's Schwert. Aber Heinrich bot ihm treuherzig die Hand und blickte dem Gegner so milde in die Augen, daß er schon damit halb entwaffnete. „Freund," sprach er dann, „vor kurzer Zeit war ich noch ein deutscher Fürst, wie ihr, und ich bin nicht Kaiser geworden, die Freiheit meiner Mitfürsten zu unterdrücken. Wenn aber jeder Herzog sich zum König seines Herzogthums aufwerfen und vom Reiche sich losreißen will, so werden die Ungarn und Slaven leicht einen kleinen König nach dem andern unterjochen und das ganze deutsche Volk vernichten. Einheit muß unter uns sein, unter Einem Kaiser verbunden können wir den Feinden widerstehen. Möget ihr meinetwegen die königliche Gewalt in euerem Baierlande ausüben, nur leget die königliche Würde nieder und ehret das Wohl des Vaterlandes. Hier ist meine Hand, guter Arnulph! Lasset uns Freunde sein und kein Bürgerblut vergießen, sondern uns lieber in allen Nöthen beistehen." Diese Worte rührten den biedern Arnulph und beide Fürsten umarmten sich unter dem lauten Jubel der beiden Heere. So hat eine freundliche Vorstellung einen gefährlichen Bürgerkrieg abgewendet.

Wir sollen für unsere Feinde beten und ihnen verzeihen.

Der heilige Franz von Sales hatte beim Könige von Frankreich dahin gewirkt, daß die Ketzer den Katholiken die geraubten geistlichen Güter zurück-

geben mußten. Dieß erregte ihren Haß. Nur sein Tod, meinten sie, könne den Lauf der Sache unterbrechen. Es ward also beschlossen und man fand auch Mittel, ihn zu vergiften. Ein heftiges Fieber ergriff ihn auf der Stelle. Die Aerzte vermutheten gleich den Grund des Uebels und gaben ihm ein Gegengift, das Fieber ließ nach und er ward wieder gesund. Doch seine Natur wurde dadurch geschwächt und kürzte sein Leben. Mitten in seiner Krankheit betete er für seine Feinde und bemühte sich, zu verhindern, daß man sie nicht für das Verbrechen strafe, das sie an ihm begangen hatten. Diese so seltene Tugend wirkte so wohlthätig auf zwei Calviner, daß sie sich zum katholischen Glauben bekannten.

Den Feinden und Beleidigern soll man Gutes thun.

Der Senat von Chambrais zog die bischöflichen Güter ein, weil sich der heilige Franz von Sales als Bischof weigerte, einen ungerechten Beschluß durchführen zu helfen. Ein Senator kündigte ihm dieß auf so beleidigende Weise an, daß sich Franz nicht erwehren konnte, ihm zu sagen: man vergesse die Ehrfurcht, die seinem Charakter gebühre. Bei dieser Gelegenheit gab der Heilige einen Beweis großer Tugend. Der Senator, der zu ihm gekommen war, die Beschlagnahme seines bischöflichen Einkommens anzukündigen, hatte ihn auf's Aeußerste beleidigt; dennoch verlieh der heilige Bischof ein bei seiner Domkirche erledigtes Canonikat dem Neffen dieses Senators, den er als einen frommen Mann kannte, der auch sonst Verdienste hatte. Also rächte er sich an diesem Beleidiger, der seitdem nicht müde ward, die Tugend des heiligen Franz zu bewundern. Nichts schmerzt so empfindlich, als Beleidigungen von Menschen, denen man Gutes gethan, kommt vollends Verachtung zur Beleidigung, dann wird das Herz entrüstet und das Verzeihen wird um so schwerer.

Für Feinde soll man bei Gott und Menschen fürbitten.

Der heilige Franz hatte unter den Amtleuten des Herzogs von Nemours Feinde, die es sehr böse mit ihm gemeint hatten. Der Herzog war aus Ursachen sehr übel mit ihnen zufrieden und hatte beschlossen, ihnen ihre Aemter abzunehmen; denn er zürnte ihnen sehr. Da verwendete sich Franz mit milder Zudringlichkeit für sie beim Herzog. Dieser bewunderte ihn und konnte sich nicht enthalten, ihm mehrmals zu sagen: Die Mißhandlungen, die sie ihm angethan, verdienten die Güte nicht, daß er für sie fürspräche. Doch der Heilige ließ nicht nach, dringend für sie zu bitten und der Herzog, der ihm Nichts versagen konnte, bewilligte ihm endlich Alles, was er für diese Leute verlangte, die es so wenig verdienten.

Feinden soll man Gutes thun.

Die Nächstenliebe des heiligen Franz von Sales erstreckte sich auch auf seine Feinde; er begnügte sich nicht damit, ihnen nicht zu schaden, er erzeigte ihnen auch allerlei Gutes. Ein Edelmann, der, wie es ihm bewußt war, ihn haßte und Alles aufgeboten hatte, durch heimliche Verläumdungen ihn zu ver-

schreien, war durch einen schlimmen Handel zu Grunde gerichtet worden. Diesem kam er entgegen, gab ihm sechs Wochen hindurch Kost und Wohnung und beschenkte ihn dann mit einer bedeutenden Summe, die er ausgeborgt hatte, mit welcher dieser Mann sich wieder aufhalf.

Man soll Feindseligkeiten verhindern.

Der heilige Vinzenz von Paul war Hofmeister im Gondy'schen Hause. Gondy wurde einmal beleidigt und glaubte, seine Ehre fordere, sich im Duell zu schlagen und entschloß sich dazu. Vinzenz erfuhr es. Nachdem er vor der Familie die heilige Messe gelesen hatte, und der General Gondy seiner Gewohnheit nach allein in der Kapelle zurückgeblieben war, näherte sich ihm Vinzenz und sprach auf seinen Knieen liegend: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen in aller Demuth ein Paar Worte sage: Ich weiß, daß Sie im Begriffe sind, sich zu schlagen. Nun so sage ich Ihnen im Namen unsers Herrn, den ich Ihnen so eben bei der heiligen Messe gezeigt und den Sie da angebetet haben, stehen Sie ab von Ihrem bösen Vorhaben! Wenn nicht, so wird Gott an Ihnen Gerechtigkeit üben und an Ihrer ganzen Nachkommenschaft." Als er dieses gesprochen hatte, ging er weg und Gondy entsagte seinem gefaßten Entschluße.

Wie man sich gegen Feinde christlich benehmen soll.

Der heilige Vinzenz war Staatsrath und hatte geistliche Pfründen zu vergeben. Ein Cavalier bewarb sich für seinen Verwandten um eine Pfründe, wurde aber abgewiesen, weil Vinzenz den jungen Mann als unwürdig erkannte. Der erzürnte Herr stellte ihn öffentlich und mit Ungestüm selbst im königlichen Palaste zur Rede und überhäufte ihn mit den gröbsten Unbilden. Allein Vinzenz hörte ihn mit Geduld an und ging, ohne ein Wort zu erwiedern, seines Weges. Als die Königin davon hörte, ließ sie den Cavalier vom Hofe entfernen. Vinzenz war innig betrübt, daß dieser Mann in Ungnade gefallen sei; auf sein anhaltendes Bitten erhielt er endlich Verzeihung. So besiegte er die Bosheit mit Güte.

Einst kam ein Bettler zu ihm und fragte, ob er wissen wolle, was die Leute von ihm sagen? Freilich wohl, antwortete Vinzenz, sagt es nur geschwind, mein Freund. — Wisset also, sprach der Bettler, man sagt in der ganzen Stadt, Ihr seid Ursache, daß die Armen im Spitale verschlossen werden. — Gut, mein Freund, antwortete Vinzenz, jetzt will ich gleich gehen, um für meine Feinde zu beten.

Jemand bat ihn, seinen Prozeß den Richtern zu empfehlen. Vinzenz schlug es ab. Später überzeugte er sich, daß der Mann das Recht auf seiner Seite habe und nahm sich seiner im geheim an. Der Andere wußte nichts davon und hörte noch überdieß die falsche Nachricht, er habe den Prozeß verloren. Voll Zorn ging er zu Vinzenz und überschüttete ihn mit den bittersten Vorwürfen. Vinzenz kniete vor ihm nieder und bat ihn um Verzeihung. Der Andere ließ sich nicht besänftigen und ging zornig hinweg. Bald hernach erfuhr

er, was Vinzenz für ihn gethan. Beschämt kam er zurück und widerrief sein aus Uebereilung begangenes Unrecht.

Wie man Feinde behandeln müsse.

Der heilige Bischof Johannes der Almosengeber mußte einst zwei niedere Geistliche seiner Kirche bestrafen, indem sie einander geschlagen hatten. Der eine von ihnen nahm seine Strafe willig an und erkannte seine Schuld; der Andere aber zürnte seinem Bischofe und drohte, ihm zu schaden; er verrieth dem Patrizier Niketas die Gelder der Kirche, die dieser auch für den Kaiser wegnahm. Es ward also dem Bischof gemeldet, daß er auf Böses dächte, auf Rache sinne und gegen ihn böse Entwürfe schmiede. Johannes wollte den Mann rufen lassen und ihn von der Strafe erlösen, aber er vergaß darauf. Als nun der Heilige am nächsten Sonntage zum Altare gehen wollte, um das heilige Meßopfer darzubringen, fiel es ihm ein; zugleich an Jesu Worte denkend, schickte er Männer aus, den Geistlichen herbeizuführen. Als dieser kam, kniete zuerst der Bischof nieder und sprach: Verzeihe mir, Bruder! Der Geistliche, der den ehrwürdigen Bischof auf dem Boden knieen sah, kniete selbst nieder und bat um Vergebung und Erbarmen. Johannes sprach: Gott verzeihe uns Allen! Beide standen auf und Johannes feierte nun die Messe. Dadurch wurde jener Geistliche so zerknirscht und gebessert, daß er verdiente, die Priesterweihe zu empfangen.

Feinde sollen sich vor dem Abend versöhnen.

Der heilige Bischof Johannes von Alexandria kam einmal wegen einer Staatsangelegenheit mit dem kaiserlichen Statthalter Niketas in Streit. Dieser wollte auf dem Markte Einrichtungen treffen, die dem Staate viel eintragen sollten, der Bischof aber wollte das nicht zugeben, weil er für das Wohl der Armen sorgte. Sie wechselten lange Worte, blieben unbeugsam und schieden unzufrieden und unversöhnt. Das geschah früh um elf Uhr. Der Bischof eiferte und stritt für das Gebot Gottes, der Statthalter für den Geldgewinn; doch sagte Johannes: Man darf nicht zürnen weder aus einer gerechten noch ungerechten Ursache. Es kam die fünfte Stunde Nachmittags. Da ließ Johannes durch seinen Erzpriester, den noch ein anderer Geistlicher begleitete, dem Statthalter die denkwürdigen Worte sagen: „Herr, die Sonne ist dem Untergange nahe!“ Als Niketas dieß Wort hörte, bereute er seine Hitze, stand auf und kam zum Bischof. Da dieser ihn sah, sagte er: Willkommen, Sohn der Kirche, der du ihrer Stimme gehorsam bist! Da umarmten sie sich und setzten sich. Johannes sagte: Glaube mir, Herr! ich getraute mich nicht, selbst zu dir zu kommen, weil du sehr aufgebracht von mir gingst. Der Statthalter dagegen sagte: Glaube mir, mein Vater! Nimmer will ich wieder auf Diejenigen hören, die mich zum Streite mit dir reizen! So sollten es Alle machen, die sich entzweit haben.

Feinde sollen sich versöhnen, bevor sie kommuniziren.

Einmal erfuhr der heilige Johannes, Bischof von Alexandria, daß einer seiner Geistlichen, ein Diakon, einen Groll gegen Jemanden habe und sich nicht mit ihm versöhnen wolle. Am nächsten Sonntage, wo alle Geistlichen und das Volk aus der Hand des Bischofs die heilige Kommunion empfingen, ließ er sich diesen Diakon zeigen. Als nun dieser an den Altar trat, um nach der Ordnung seines Ranges die heilige Kommunion zu empfangen, hielt ihn der Heilige bei der Hand und sprach: „Gehe zuvor hin, versöhne dich mit deinem Bruder und dann komme, uneingedenk des Bösen und empfange die göttlichen Geheimnisse Christi! Der Diakon fürchtete sich, ihm vor so vielen Geistlichen zu widersprechen, besonders an diesem Orte und zu dieser schauerlichen Stunde und betheuerte, daß er verzeihe; und darauf gab ihm Johannes den Leib Christi. Von dieser Zeit an hüteten sich Alle, Geistliche und Laien, gegen einander einen Groll zu haben, weil sie fürchteten, er möchte auch sie beschämen, wie er dem Diakon gethan hat.

So oft wir das Vaterunser beten, sollen wir unseren Feinden verzeihen.

Der heilige Johannes, Bischof von Alexandria, hatte gehört, daß ein Fürst gegen einen Andern einen Groll hege und ermahnte ihn oft zur Versöhnung; dessen ungeachtet konnte er ihn nicht zur Eintracht und zum Verzeihen bestimmen. Da schickte einmal der Heilige zu ihm und ließ ihn zu sich bitten, als ob er mit ihm ein wichtiges Geschäft hätte. Da verrichtete er in seiner Privatkapelle das heilige Meßopfer, dem der Fürst beiwohnte; damals betete das Volk nach der Wandlung das Vaterunser laut mit dem Priester. Als sie nun nach der Wandlung das Vaterunser beteten und an die fünfte Bitte gekommen waren, gab er dem Diakon einen Wink, zu schweigen, er selbst schwieg auch, nur der Fürst allein betete: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ Auf der Stelle wendete sich der Patriarch um und sprach zu ihm mit freundlichen Worten: „Siehe zu, was du in dieser schauerlichen Stunde zu Gott sagtest: Wie ich verzeihe, verzeihe auch du mir!“ Da fiel der Fürst, nicht anders, als empfände er den Schmerz von einem Feuer, sogleich vor den Füßen des Heiligen auf sein Angesicht nieder und betheuerte ihm: Herr, was du immer haben willst, das wird dein Knecht thun. Und von dieser Stunde an war er mit seinem Feinde von ganzem Herzen ausgesöhnt.

Feinde versöhnt man sich durch Verdemüthigung.

In Aegypten war ein Altvater, welcher vor der Ankunft des Abtes Poemen daselbst bei Allen in großem Ansehen stand. Als aber Poemen aus Scythien dahin kam, verließen Viele jenen Altvater und kamen zu diesem; daher beneidete, haßte und verkleinerte er ihn. Als dieß Poemen hörte, wurde er sehr betrübt und sagte zu seinen Brüdern: Was sollen wir thun? Die Leute haben

uns in Verlegenheit gebracht, daß sie jenen Altvater vernachlässigen und mir, der ich nichts bin, anhängen. Wie werden wir diesen großen Mann besänftigen? Laßt uns ein wenig Speise bereiten und ein Krüglein Wein mitnehmen und zu ihm hintragen, damit wir mit ihm essen; vielleicht können wir damit sein Gemüth versöhnen. Sie machten sich also auf den Weg und klopften an seine Thüre. Der Schüler des Altvaters fragte, wer draußen sei. Sie sprachen: Sage deinem Vater, es komme Poemen, seinen Segen zu erbitten. Jener ließ antworten: sie sollten weiter gehen, sie seien ihm ungelegen. Poemen ließ aber zurücksagen: Wir werden nicht von der Stelle weichen, bis wir gewürdigt werden, ihm unsere Ehrfurcht zu bezeigen. Als der Altvater diese Verdemüthigung sah, öffnete er gerührt die Thüre, sie küßten einander und aßen zusammen. Jener sagte zu ihnen: Es ist nicht allein Alles wahr, was ich Gutes von Poemen gehört habe, sondern ich habe noch hundertmal mehr gesehen. Und von jenem Tage an wurde er sein bester Freund.

Verdemüthigung versöhnt den Feind am leichtesten.

Abt Muthues wurde in seiner Einsiedelei zu sehr von den Leuten überlaufen; er zog daher in eine andere Gegend; dort war ein neidischer Bruder, der ihm feindselig gesinnt war und ihm zürnte. Darum bezog er seine erste Zelle wieder. Nach einiger Zeit kamen die Einsiedler jenes Ortes wieder, brachten auch den feindlichen Bruder mit, um ihn zu bitten, wieder zu ihnen zurück zu kehren. Da sie aber fürchteten, er könnte sich weigern, wenn er jenen Bösgesinnten unter ihnen erblicken würde, so ließen sie ihn zurück. Als Muthues hörte, daß jener Bruder draußen stehe, lief er zu ihm hinaus, umarmte ihn, bat ihn um Verzeihung, wenn er ihn beleidigt haben sollte und führte ihn in seine Zelle. Obschon er beständig fastete, bewirthete er sie drei Tage, aß mit ihnen und reiste dann mit ihnen ab. Verdemüthigung versöhnt den Feind am besten.

Durch Verdemüthigung versöhnt man den Feind.

Es waren zwei benachbarte Bischöfe der ersten christlichen Zeit in Streit gerathen, von denen Einer besonders feindselig gesinnt war. Dem Andern war sehr daran gelegen, jenen mit sich auszusöhnen. An einem Tage, wo er wußte, daß jener eine Prozession in eine Kirche führe, nahm er seine Geistlichkeit, ging hin und befahl ihnen zu thun, was sie ihn würden thun sehen. Als nun die Prozession kam, fiel er dem Bischof vor die Füße und sprach: Verzeihe uns Herr, wir sind deine Knechte: Ueber diese Verdemüthigung erstaunte der feindselige Bischof, ging in sich, umfaßte seinerseits die Füße des Andern und sprach: Du bist vielmehr mein Herr und Vater! Und von dieser Stunde an war nicht nur alle Feindseligkeit verbannt, sondern sie lebten in Freundschaft, Liebe und Eintracht. Der gute Bischof sagte dann seiner Geistlichkeit: Thuet dieses immer, so oft ihr einen Feind habet!

Den Feinden soll man Gutes thun.

Ein Einsiedler stahl einem andern in dessen Abwesenheit Kleider, Bücher und Geschirre. Als der Bestohlene nach Hause kam und seine Zelle leer fand, ging er zu jenem Einsiedler, um ihm sein Unglück zu klagen. Als er die Thüre öffnete, sah er seine Sachen herum liegen, denn Jener hatte noch nicht Zeit gehabt, sie aufzuräumen; um ihn nicht zu beschämen, ging er wieder fort. Der Diebstahl wurde jedoch im Kloster bekannt, obschon der Bestohlene mit Niemanden darüber redete. Die Brüder ließen den Dieb in's Gefängniß setzen. Als nun der Bestohlene erfuhr, daß Jener verhaftet sei, ohne aber zu wissen, warum, bereitete er ihm eine Speise, trug sie ihm in's Gefängniß, ja er ging zu einflußreichen Personen und bewirkte seine Freilassung.

In Feindschaften muß man den für seine Feinde bittenden gekreuzigten Heiland im Andenken behalten.

Als Johannes Gualbertus noch in der Welt lebte, ermordete ein Edelmann seinen Bruder. Im Geiste jener Zeit faßte Johannes den Entschluß, an dem Mörder Blutrache zu üben. Einst ritt er mit seinen Dienern am Charfreitage nach Florenz. In einem Hohlwege begegnete er dem Mörder, der nicht entweichen konnte. Johannes zog voll Zorn das Schwert, um Jenen zu tödten. Dieser stieg vom Pferde, fiel dem Johannes zu Füßen und bat um Verzeihung und Schonung seines Lebens aus Liebe zum Gekreuzigten, der sterbend für seine Kreuziger betete und dessen Tod an diesem Tage gefeiert wird. Aus Liebe zum gekreuzigten Erlöser steckte Johannes sein Schwert in die Scheide und verzieh dem Mörder. Als er nun zu Florenz das heilige Kreuz verehrte, sah er deutlich, wie Jesus sein Haupt neigte zum Zeichen seines Wohlgefallens. Der Herr schenkte ihm so viele Gnaden, daß er die Welt verließ und ein großer Heiliger wurde.

Für verstorbene Feinde soll man beten.

Der portugiesische Minister Pombal veranlaßte die Aufhebung und Vertreibung der Jesuiten. Er ließ sie aus den portugiesischen Provinzen Amerikas, fünfhundertachtundzwanzig an der Zahl, gefangen nehmen und nach Europa schaffen. Sie wurden auf den Schiffen wie Negersklaven enge zusammen gepackt und unter dem Verdecke eingesperrt und mit außergewöhnlicher Grausamkeit behandelt. Wenn sie den quälendsten Durst litten und dem Sterben nahe waren, gestattete ihnen der Kapitän weder einen Tropfen Wassers, noch den Empfang der heiligen Sakramente. In Europa schmachteten diese Apostel achtzehn Jahre im Gefängnisse, wo sie nach und nach Alle starben. Pombal starb und wurde von Allen vergessen, nur von den Jesuiten nicht. Als der Orden wieder in Portugal eingeführt wurde, beteten die Jesuiten am Grabe ihres Feindes und Verfolgers. Ahmen wir sie nach!

Den Feinden soll man Gefälligkeiten erweisen.

Einst kamen drei Männer zum Abte Achilles. Einer von ihnen war ihm feindlich gesinnt. Da sprachen die beiden Gutgesinnten zu ihm: Vater, mache uns ein Netz zum Fischen. Achilles antwortete: Ich habe nicht Zeit. Da sprach auch der Uebelgesinnte zu ihm: Vater, mache mir ein Netz. Sogleich antwortete er: Ich will dir eins machen. Als nun später die Gutgesinnten allein mii ihm waren, fragten sie ihn, warum er ihnen die Bitte in Betreff des Netzes abgeschlagen, seinem Feinde aber alsogleich gewährt habe? Achilles antwortete: Euch verweigerte ich das Netz, weil ich wirklich keine Zeit habe und ich wußte, daß ihr mir nicht zürnen würdet; hätte ich aber diesem das Netz versagt, so würde ich ihn in seiner ungünstigen Meinung gegen mich bestärkt und seine feindselige Gesinnung nur vermehrt haben; um also die Feindschaft zu beenden, habe ich ihm diese Gefälligkeit versprochen.

Wie man sich gegen feindselige Menschen betragen soll.

Nach dem Tode ihres Mannes mußte die heilige Franziska mit ihren Kindern zum Schwiegervater übersiedeln. Dieser ließ sich von einer Magd mit fünf Kindern beherrschen. Bekamen die Kinder Streit, so mußten jedesmal die Kinder der heiligen Franziska Schuld sein und wurden von der Magd mißhandelt. Die zu befehlen hatte, mußte Sklavin sein. Franziska überwand die große Bosheit durch noch größere Güte. Sie besorgte die Kinder der Magd wie ihre eigenen, lehrte sie lesen, kämmte sie, kleidete sie und ließ sich durch ihre Grobheit und Unreinlichkeit nicht abschrecken. Allein dieß war bei der schlechten Person Alles umsonst, sie erlaubte sich noch Vorwürfe und Beschimpfungen. So duldete Franziska sieben Jahre.

Um Feindschaften zu vermeiden, soll man sich nicht schämen, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.

Als Rudolph von Habsburg noch nicht Kaiser von Deutschland war, hatte er eine Fehde mit dem Abte von St. Gallen; er schlichtete sie aber auf die treuherzigste Art. Ganz allein ging er nach Wyl, wo sich der Abt aufhielt, ohne Gefangenschaft zu befürchten und trat in das Zimmer des Abtes, der gewaltig erschrack. „Herr Abt,“ sprach er, „wir haben Fehde mit einander; ich dächte, wir trügen's in Güte aus und darum komm ich her. Schlagt ein und laßt uns gute Freunde sein!“ Der erstaunte Abt reichte seine Hand mit Freuden dar und die Ausgleichung kam ohne Schwertstreich und Blutvergießen zu Stande.

Wer mit Haß und Groll gegen seine Feinde stirbt, ist ewig verloren.

Nikolaus von Erfurt, ein ritterlicher Jüngling des fünfzehnten Jahrhunderts, bewarb sich mit noch einem Andern um die Hand eines adeligen Fräuleins. Die Eifersucht entbrannte in Beiden und es kam zum Zweikampf. Das Volk

war versammelt und in glänzender Rüstung sprengten sie in die Schranken. Beim ersten Ritt warf Nikolaus seinen Gegner aus dem Sattel, beim zweiten siegte Keiner; beim dritten entscheidenden Kampfe griff Nikolaus seinen Gegner mit solcher Macht an, daß dieser rücklings vom Pferde stürzte und sogleich seinen Geist aufgab. Ein Freudengeschrei erhob sich, das ganze Volk rief dem Sieger Beifall zu, sämmtliche Ritter und Damen beglückwünschten die Braut. Nikolaus hingegen schien von Allem nichts zu hören. Er hatte sich zu dem gefallenen Feinde hinab gebeugt und ihn angeschaut, dessen Gesicht im Sterben von Grimm und Verzweiflung verzerrt war. Gericht und Verdammniß schienen ihn aus diesen grauenvollen Zügen anzustarren und erschütterten sein Herz so mächtig, daß er plötzlich, ohne seine Braut zu grüßen, sein Pferd herumriß und geradenwegs zum Dominikanerkloster ritt, wo er um Aufnahme bat und sein Leben beschloß, Buße thuend, weil er mitgewirkt, daß sein Nebenbuhler im Haß starb und verdammt wurde.

Erbitterte Feinde versöhnen, ist ein gutes Werk.

Der heilige Franz von Sales erhielt die Nachricht, es hätten sich so eben zwei seiner guten Bekannten zum Stadtthore hinaus begeben, um sich auf dem Felde in einem Zweikampfe zu schlagen. Bei dieser Nachricht eilte er schnell hinaus. Schon hatten Beide indessen furchtbare Hiebe gegen einander geführt und die auf ihren Gesichtern abgeprägte Wuth ließ keinen Zweifel übrig, daß dieser Kampf mit dem Tode des Einen oder Beider enden werde. Franz trennte Beide mit Gefahr seines Lebens auseinander und stellte ihnen das ungeheuere Verbrechen des Zweikampfes, sowie die Gefahr des ewigen Verderbens eindringlich vor; so daß sie sich auf der Stelle versöhnten und auf sein Geheiß einander umarmten. Aber die Gnade, welche Gott mit seinem Apostelamte verknüpfte, wirkte noch mehr; sie wandelte Beide in andere Menschen um; Beide legten ihm eine Generalbeichte ab und änderten ihren Wandel. Dasselbe that der heilige Franz auch in Familien, wenn er wußte, daß zwischen ihnen Zwietracht herrschte.

Wir müssen unseren Feinden verzeihen und Gutes thun.

Der selige Forreri war Pfarrer in Lothringen. Ein schlechter Mensch in der Gemeinde hatte gegen seinen Pfarrer einen solchen Haß, daß er ihn einmal auf der Straße anfiel und mit Fäusten schlug. Das Volk wurde darüber so aufgebracht, daß es den Menschen zu todt gesteinigt hätte, wenn ihn Forreri nicht in's Pfarrhaus hineingezogen und vor der Wuth der Leute geschützt hätte. Da derselbe später wegen eines andern Verbrechens zum Tode verurtheilt ward, so wandte Forreri all sein Ansehen und Bitten an, um von der höchsten Stelle Begnadigung zu erwirken, welche auch erfolgte. — Einmal schlug ihn ein junger Mensch wüthend, weil er ein Mädchen, das mit dem Jüngling unerlaubten Umgang hatte, bekehrte und dieses seine Zumuthungen standhaft zurückwies. Da einige Pfarrkinder dazu kamen und dem Menschen nachliefen, Forreri aber Angst bekam, sie möchten seinen Feind mißhandeln, läutete er Sturm. Das

Volk lief zur Kirche, um zu erfahren, was es gebe; da betete er mit ihnen um die Bekehrung des Sünders; schon am andern Tage kam der Jüngling, fiel ihm zu Füßen, bat um Verzeihung, versprach Besserung und führte von da an einen musterhaften Wandel. — Besonders viele Gelegenheit zum Verzeihen gaben ihm zwei böse Weiber, denen er in mancher Angelegenheit zuwider handeln mußte. Er wurde von ihnen öffentlich beschimpft und verflucht. Da sie aber beide arm waren, gab er beiden reichliche Almosen. Eine derselben ging in sich und sprach: „Bin ich nicht ein böses Weib, daß ich einen so tugendhaften Mann beschimpft habe?" sie bat um Verzeihung. Die Andere schimpfte fort, ungeachtet aller seiner Gutthaten und sah diese noch als Geständniß seines Unrechts an. Als sie starb, sah Forreri ihren Tod als seinen Schaden an, „denn," sagte er, „jetzt habe ich Niemanden mehr, der mir so aufrichtig die Wahrheit in's Gesicht sagt, als jenes Weib." — Nur wer so von Herzen verzeiht, wie Forreri, kann hoffen, daß ihm Gott verzeiht. Wenn du aber auch nur einem einzigen Menschen nicht verzeihest, so kannst du daran merken, daß dir deine Sünden nicht vergeben sind; denn wo der heilige Geist die Sünden in einer Seele austilgt, da gibt er ihr jedesmal die Bereitwilligkeit, auch Andern zu verzeihen.

Den Feinden soll man Gutes thun.

Als der heilige Ulrich ein Kloster baute, wurden zwei benachbarte Pfarrer gegen ihn aufgebracht und fürchteten, ihr Einkommen könnte darunter leiden; sie nannten die Mönche giftiges Kraut, habsüchtige, boshafte Heuchler. Diese Verläumdungen kamen dem heiligen Ulrich zu Ohren. Nach einiger Zeit begab es sich, daß einer dieser Pfarrer auf seiner Reise von der Nacht überfallen wurde und keine andere Wahl hatte, als bei Ulrich einzukehren. Dieser ging ihm freundlich entgegen, führte ihn zuerst nach der Klosterregel zum Gebet, gab ihm dann den Friedenskuß und bewirthete ihn mit aller Liebe. Diese Aufnahme rührte den Pfarrer so sehr, daß er seine Schmähungen bitterlich bereute. Gleich am nächsten Sonntage lobte er von der Kanzel die Klosterbrüder und blieb von nun an in aufrichtiger Freundschaft ihnen verbunden, ja er half ihnen mit seinen Pfarrkindern den Klosterbau vollenden.

Die Feindseligkeiten böser Menschen läßt Gott zu zur Uebung in der Tugend.

Es hatte sich ein Mensch mit seiner Stiefmutter versündiget. Als er die Schande nicht ertragen konnte, ging er zum Bischof und bat ihn um Lossprechung und um eine Buße. Dieser schickte ihn auf etliche Wochen in's Kloster des heiligen Ulrich. Da aber sein Vergehen gerade in der Nähe geschah, so wanderte er vierzig Stunden weit in ein anderes Kloster. Da man nun den Menschen nicht mehr sah und er selbst seinen Anverwandten nichts von seiner Auswanderung gesagt hatte, so entstand in der Umgegend das Gerücht, Ulrich und seine Mönche hätten ihn lebendig begraben. Das erbitterte Volk beschimpfte sie auf jede Weise. In diesem Jahre gab es viel Regen und

viel Nebel, so daß Heu und Getreide verdarb. Da hieß es, die Mönche seien daran Schuld. Die Mönche beteten, Christus möge diesem Sturme Ruhe gebieten. Der Mensch kam nach überstandener Buße zurück und das Volk war von der Unschuld der Mönche überzeugt. Man ehrte sie jetzt um so mehr, je mehr man sie beschimpft hatte. Solche Anfeindungen böser Menschen sind für christlich gesinnte Personen gerade so nützlich, wie die Winde für die Pflanzen und Bäume; sie lassen die Säfte nicht stocken. So kann Jemand ein guter Christ sein und Jahre lang ein rechtschaffenes Leben führen; allein man gewöhnt sich daran und es macht keine Mühe; dabei schläft allmälig die geistige Kraft ein, der Eifer erschlafft, der Tugendsinn wächst nicht mehr. Da läßt Gott die Anfeindungen los, jetzt regen sich im beleidigten Herzen feindselige Stimmungen, die Versuchung hetzt, Böses mit Bösem zu vergelten; dagegen mahnt das Gewissen. Will nun der Christ nicht in schwere Sünden fallen, so muß er sich zusammenraffen, und gegen die Versuchung kämpfen; er muß beten, sich selbst verläugnen, nach Liebe, Geduld und Sanftmuth ringen. Und wenn er dieses thut, so wird sein Tugendsinn durch den Sturm viel frischer und kräftiger. Wenn du daher angefeindet wirst, so wehre dich tapfer, nicht gegen den, der dich auswendig anfeindet, sondern gegen den gefährlicheren inwendigen Feind der Gehäßigkeit, der Rachsucht und gegen das Gelüste der Wiedervergeltung. Läßt du dich auch zur Feindseligkeit fortreißen, so gleichst du dem hohlen Baume, den der Sturm umgebrochen.

Selbst Wilde üben gegen ihre Feinde Großmuth.

Ein armer Neger, an der Küste Afrikas gekauft, war nach den westindischen Inseln Amerikas gebracht worden. Er wurde Christ und da er sich bei seinem Herrn durch eine gute Aufführung beliebt gemacht hatte, schenkte ihm dieser sein Zutrauen und übergab ihm auch wichtige Geschäfte.

Eines Tages wollte der Pflanzer zwanzig Sklaven kaufen. Er begab sich also mit seinem getreuen Tom auf den Markt, wo diese Unglücklichen zum Verkaufe ausgesetzt waren und befahl ihm, diejenigen auszuwählen, die ihm geeignet schienen, die besten Arbeiter zu werden. Zu seiner großen Verwunderung stellte ihm Tom neben Anderen auch einen hinfälligen Greis vor, als einen, den man kaufen sollte. Der Herr gab seine Einwilligung nicht dazu, und der alte Schwarze würde nicht gekauft worden sein, wenn der Sklavenhändler nicht versprochen hätte, ihn umsonst in den Kauf zu geben, wenn man zwanzig andere kaufte. Das geschah auch.

Als man in der Pflanzung angekommen war, hörte Tom nicht auf, dem Greise die zärtlichste Sorgfalt zu beweisen. Er beherbergte ihn in seiner Hütte, nährte ihn an seinem Tische; wenn es ihn fror, so führte er ihn an die Sonne; beklagte er sich über Hitze, so ließ er ihn in den Schatten der Bäume sich setzen. Kurz, er that Alles, was nur immer ein zärtlicher Sohn seinem geliebten Vater hätte thun können. Erstaunt über diese auffallende Zuneigung, die Tom seinem Mitsklaven erwies, wollte der Herr die Ursache davon wissen. Ist's dein Vater? fragte er ihn. — Nein, Herr, er ist nicht mein Vater. —

Ist er vielleicht dein älterer Bruder? — Nein, er ist nicht mein Bruder. — Ist es vielleicht dein Oheim oder Jemand Anderer von deinen Verwandten? denn es ist nicht möglich, daß du einem ganz Fremden so viel zu lieb thun kannst. — Nein, Herr, er gehört nicht zu meinen Verwandten, er ist nicht einmal mein Freund. — Nun so sage mir, warum du dich so liebreich gegen ihn benimmst?

Er ist mein Feind, antwortete der Sklave; er hat mich den weißen Männern auf der Küste von Afrika verkauft; aber ich darf ihn nicht hassen, denn der Vater Missionär hat uns gesagt: „Liebet euere Feinde, thut Gutes Denen, die euch hassen und betet für die, welche euch verfolgen und verläumden, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt." Dieser Wilde wird vor uns in's Himmelreich eingehen, weil er in seiner Einfalt Feindesliebe übte, wir dagegen Feindeshaß!

Großmuth einer wilden christlichen Indianerin gegen die Mörder ihres Mannes.

Die Jesuiten hatten die Stämme der wilden Indianer Canadas in Nordamerika bekehrt. Da kamen die fanatischen Engländer, tödteten die Missionäre und die Wilden und zerstörten die katholischen Missionen. Da sah eine christliche indianische Frau, der die Engländer ihren Mann erschlagen hatten, einen verwundeten Engländer, und zwar den, der den Missionär erschlagen hatte, am Boden liegen. Theilnehmend schaffte sie ihn in ihre Hütte und pflegte ihn liebevoll. So oft dieser Engländer dann an seine Grausamkeit dachte, die er gegen den unschuldigen Missionär verübte, dem er am Altare die Hirnschale eingeschlagen, skalpirt, Mund und Augen mit Koth angefüllt und sich zugleich an die Feindesliebe einer wilden christlichen Indianerin erinnerte, die ihn so liebevoll pflegte und das Leben rettete, so oft vergoß er bittere Thränen bis zu seinem Tode. Diese Feindesliebe wird vielleicht nur selten von europäischen Christen nachgeahmt.

Was Feindeshaß und Feindesliebe thut.

Die selige Vineda stammte aus dem edlen Geschlechte Foschi zu Verrniale, im Bisthum Rimini. Sie glänzte durch Schönheit, noch mehr aber durch Frömmigkeit, Reinheit und Unschuld. Sie ehelichte einen vornehmen Jüngling, mit dem sie einen einzigen Sohn zeugte, weil er bald starb. Damals lebten die meisten Adelsfamilien Italiens in Zwietracht. Auch die Familie Foschi hatte ihre Feinde, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihre Rachsucht zu befriedigen. So lange ihr Vater und Gemahl lebten, wagten sie es nicht, Gewaltthätigkeiten auszuüben. Nach deren Tode aber goßen sie das ganze Gift ihres Hasses über die junge Wittwe und den letzten Sprossen Foschi aus. Um ihrem mütterlichen Herzen die bitterste Qual zu bereiten, mordeten sie ihr unschuldiges Kind; ja sie gingen in ihrem teuflischen Hasse so weit, daß sie das Herz des Kindes kochten und es der Mutter wie eine Speise vorsetzten.

die über den Tod ihres Kindes unwissende Mutter aß, ohne das Vorgesetzte zu kennen. Darauf hatten aber ihre teuflischen Feinde gelauert; sie fragten sie mit höllischer Schadenfreude, wie ihr das Herz ihres Sohnes gemundet habe? Man kann sich den Schrecken, das Entsetzen und den Abscheu der armen Mutter vorstellen! Man sollte meinen, sie würde die schrecklichsten Verwünschungen über ihre Feinde ausgestoßen haben; aber gerade diese unnatürliche That ihrer Feinde benützte Gott, ihr brechendes Herz mit himmlischer Kraft zu stärken. Statt ihren Feinden zu fluchen, blickte sie zum Himmel auf, Haß und Rache machten der Liebe Platz, sie verzieh ihren Feinden, betete für die Mörder ihres Sohnes und that ihnen sogar Gutes, eingedenk der Worte Jesu: „Liebet euere Feinde, thuet Gutes Denen, die euch hassen.“ Sie suchte Trost bei der schmerzhaften Mutter des Herrn, die ihr mit ihrem göttlichen Sohne erschien und sie tröstete. Später trat sie in einen Marienorden und beschloß ihr Leben heilig. So weit kann Feindeshaß gehen, solche heldenmüthige Feindesliebe vermag der Christ mit der Gnade Gottes zu üben.

Versöhnung mit dem Feinde besser als Fasten.

Einst schickte der Bischof Epiphanius von Cypern zu dem Abte Hilarion und ließ ihn bitten, er möchte kommen, um sich noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Nachdem sie zusammen gekommen waren, wurde ihnen bei Tische ein Gericht von Vögeln aufgetragen, welches der Bischof dem Hilarion anbot. Der Altvater aber sprach: Verzeihe mir, mein Vater! seit ich den Ordenshabit angezogen habe, aß ich noch kein Fleisch von einem getödteten Thiere. Epiphanius aber antwortete: Ich habe dagegen, seit ich Geistlicher bin, noch Keinen einschlafen lassen, der etwas gegen mich hatte und auch ich schlief niemals ein, wenn ich etwas gegen Jemanden hatte, ohne ihm verziehen zu haben. Da sprach der Altvater: Verzeih' mir, dein Lebenswandel ist weit vollkommener, als der meinige.

Man soll den Feinden verzeihen und Gutes thun.

Ein Einsiedler, mit Namen Addas, verschloß sich in einem entfernteren Theile der Wüste in einem großen Platanenbaume und machte sich ein Fenster, durch welches er mit den Leuten redete, die zu ihm kamen. Als aber die Barbaren einfielen und die ganze Provinz ausplünderten, zogen sie auch bei diesem Baume vorüber. Einer derselben sah den Altvater und zog sein Schwert, um ihn zu tödten; allein so wie er den Arm erhob, konnte er denselben nicht mehr zurückziehen, sondern er blieb unbeweglich in der Luft erhoben. Da dieß die übrigen Barbaren sahen, erstaunten sie und baten den Altvater, er wolle ihren Kameraden heilen. Hätte er nicht so viele Feindesliebe gehabt und nicht gebetet, so wäre der Arm in dieser Lage geblieben. Der Altvater aber betete für seinen Feind, stellte ihn wieder her und entließ ihn im Frieden.

Unversöhnliche Feinde werden verdammt.

Baronius und Spondanus erzählen, daß unter den Kaisern Valerianus und Galienus im Jahre 260 in Antiochia, ein Christ, mit Namen Sapricius, um des christlichen Glaubens willen gefänglich eingezogen wurde. Sapricius hatte einen Freund, mit Namen Nicephorus. Sie hatten sich entzweit und waren noch nicht versöhnt. Sapricius hatte bereits mehrere Martern überstanden und wurde eben zur Enthauptung hinausgeführt. Da kniete sich Nicephorus am Wege vor ihm hin und sprach: Sapricius, verzeihe mir, daß ich dich beleidigt habe! Dieser aber ging kalt vorüber und würdigte ihn keines Anblickes. Als Sapricius schon am Richtplatze angekommen und entkleidet war, um den Todesstreich zu empfangen, fiel Nicephorus nochmals vor ihm nieder und bat um Verzeihung. Doch vergebens; Sapricius verzieh nicht. Da wich der heilige Geist von ihm; er, der schon gemartert worden und so nahe daran war, in den Himmel einzugehen, schien wie aus einem Traume zu erwachen, er verlangte Weihrauch und opferte den Götzen. Als Nicephorus sah, daß sein verblendeter Freund lieber auf den Himmel verzichten und die Verdammniß wählen wolle, als verzeihen, weinte er bitterlich über den Untergang seiner Seele. Vom heiligen Geiste erleuchtet erklärte er sich als einen Christen und bot sich statt des abgefallenen Sapricius zum Martertode für Christus dar und er wurde enthauptet. Den Sapricius ergriff ein Fieber, er hauchte seine Seele am Richtplatze aus. Nicephorus, der versöhnliche, eroberte den Himmel, Sapricius, der unversöhnliche, stürzte in die Hölle; dort mag er seine Unversöhnlichkeit wohl bitter bereuen; aber es nützt ihm nichts, es ist zu spät!

Auf unversöhnliche Feindschaft folgt ewige Verdammniß.

Ein Pfarrer in Böhmen besuchte einen Kranken, der schon Jahre lang eine bittere Feindschaft gegen einen Nachbar im Herzen trug; er ermahnte ihn, sich auszusöhnen. Nein, sagte der Kranke, wir wollen unsere Sache in jener Welt bei den Teufeln austragen. Je mehr der Seelsorger ihm zuredete, desto verbissener wurde der Kranke und mit diesem Hasse starb er. Als man ihn begrub und über seiner Leiche in der Kirche das Requiem hielt, da sprang der Deckel des Sarges mit großem Krachen aus den Nägeln gerade bei den Worten des Dies irae: Huic ergo parce Deus: verschone ihn, o Gott! Die Verwandten meinten, der Tischler habe zu feuchtes Holz genommen, der Pfarrer aber erkannte darin ein Zeichen seiner Verdammniß.

Wir müssen die Feindseligkeiten böser Menschen als von Gott zugelassen ansehen.

Bei allen Anfechtungen böser Menschen müssen wir die Ueberzeugung festhalten, daß sie mittelbar von Gott kommen; denn obgleich Gott ihnen nicht den bösen Sinn eingibt, uns zu schaden, so könnten sie doch uns nicht das mindeste Uebel zufügen, wenn Gott es nicht zuließe und wenn er ihrer Bosheit

nicht uns zur Zielscheibe überließe. Darum ist es unvernünftig, den Feinden zu zürnen; denn mit eben dem Rechte könnten wir auch Gott zürnen. Wir sollen als Christen nicht dem Hunde gleichen, welcher in den Stein beißet, mit dem er geworfen wird, und nicht an den Werfenden denkt, gleich als ob der Stein der Schuldtragende sei. Was der Stein in der Hand des Werfenden, das ist der Feind in der Hand Gottes.

Um Feindschaft zu beenden, wirkt Gott ein Wunder.

Als der heilige Gregorius, von seinen vielen Wundern der Wunderthäter genannt, Bischof in Neucäsarea geworden, hörte er, daß zwei Brüder wegen eines Sumpfes in Feindschaft leben; denn ihre Felder gränzten an einander und der Sumpf lag in der Mitte; der eine Bruder dämmte den Sumpf auf seiner Seite so ein, daß sein Wasser bei vielem Regen nicht auf seine Aecker austreten konnte; der Andere konnte dieses nicht thun, darum trat das Fluthwasser desto weiter auf seinen Acker hinaus. Da nun der heilige Gregor dieß erfuhr, ließ er beide Brüder zu sich kommen, ging mit ihnen hinaus zum Sumpfe, ermahnte sie, den trockenen Sumpf brüderlich unter sich zu theilen; dann betete er und machte das Kreuzzeichen über das Wasser; alsogleich stieg ein dichter Nebel auf, auch schien es unterirdisch zu verlaufen; in einigen Tagen war der Sumpf ausgetrocknet und gab in einigen Jahren den fruchtbarsten Acker.

Feindesliebe belohnt.

Eine vornehme Frau, welche einen einzigen Sohn hatte, ward eines Tages benachrichtigt, daß derselbe ermordet worden sei und daß der Mörder zufälligerweise in ihrem eigenen Palaste eine Zufluchtsstätte gesucht habe. Da die fromme Frau nun betrachtete, daß Maria den Mördern ihres Sohnes verziehen habe, so wollte auch sie jenem Mörder aus Liebe zur schmerzhaften Mutter Gottes verzeihen. Aber sie verzieh ihm nicht nur, sie sorgte sogar dafür, daß er ein Pferd, Geld und Kleider erhielt, damit er sich retten könnte. Hierauf erschien ihr der verstorbene Sohn und sprach zu seiner Mutter, daß er selig sei und daß die göttliche Mutter um der Großmuth willen, die sie an ihrem Feinde geübt, ihn aus dem Fegefeuer befreit habe, in welchem er sonst lange Zeit hätte leiden müssen, und daß er jetzt im Begriffe sei, in den Himmel einzugehen. S. Liguori.

Wie rächen sich Heilige an ihren Feinden?

Der heilige Ignatius hatte sich einiges Geld gesammelt, um in Paris ungehindert den Studien obliegen zu können. Aus Liebe zur evangelischen Armuth behielt er kein Geld bei sich, sondern vertraute es einem seiner Kameraden an. Allein derselbe war nicht treu, er vergeudete einen Theil des Geldes und entfloh mit dem anderen. Ignatius war nun gezwungen, in's Hospital zu gehen, um Obdach zu haben und sein Brod von Haus zu Haus zu betteln, was nachtheilig auf seine Studien wirkte und viele Zeit raubte. Bald darauf

erhielt er Nachricht, daß sein Dieb in Rouen krank liege; der Dieb schrieb selbst, daß es ihm an Allem fehle und daß er ohne schnelle Hilfe jämmerlich umkommen müsse. Ignatius eilte zum Kranken, umarmte ihn, tröstete und bediente ihn, suchte ihm von allen Seiten Almosen und verschaffte ihm Mittel, nach Spanien zu reisen. Er besorgte ihm selbst einen Platz auf einem Kauffahrteischiffe, welches nach Spanien abgehen sollte und gab ihm Empfehlungsschreiben nach Barcelona. Also rächen sich die Heiligen.

Ein Beispiel großmüthiger Feindesliebe.

In der Kavallerieattaque der Brigade Pulz auf der Straße nach Villafranka gerieth ein Uhlane vom Regimente Trani in ein Gefecht mit einem feindlichen Reiteroffizier. Obwohl durch den forcirten Marsch, durch Hitze und einen angestrengten Kampf Mann und Roß bereits ermüdet waren, gelang es doch dem österreichischen Soldaten, den feindlichen Offizier so zu verwunden, daß er vom Pferde stürzte. Schnell war der tapfere Uhlane an seiner Seite, führte den schwer Verwundeten zurück, verband mit dem eigenen von seinem Leibe genommenen Leinen die blutenden Wunden und nachdem er denselben in guter Pflege und sicheren Händen wußte, ritt er spornstreichs zu seiner sehr mitgenommenen Abtheilung und nahm weiter Theil am hitzigen Gefechte.

Als die Kirche von Custozza vom tapferen Regimente Paumgarten erstürmt war, fiel ein Unteroffizier des Regiments vor Erschöpfung leblos auf einer Terasse in den Weinhügeln zu Boden. Wieder zu sich gekommen, quälte ihn ein brennender Durst und wüthender Hunger; rasch erhob er sich und siehe da! vor der Cisterne auf dem Abhange des Hügels fand er die Feldflasche eines todten Piemontesen noch viertelvoll mit rothem Weine. Er durchsuchte den Tornister des Gefallenen und wollte sich eben mit dem vorgefundenen Weine laben, als er ein leises Wimmern hörte. Er blickte um sich, ein verwundeter Bersaglieri lag verschmachtend hinter einem Ulmenbaume. Der gute Unteroffizier war schnell mit sich eins, träufelte Wein auf sein Brod, stützte den Kopf des Piemontesen auf seine Kniee und labte den Feind. Vor Mattigkeit schliefen dann Beide ein und wurden so Arm in Arm von der nachrückenden Abtheilung gefunden.

Felder.

Die Kirche segnet mit Recht die Felder mit Weihwasser und Gebet.

Als einst die Heuschrecken plötzlich in's Land einfielen und alle Saatfelder, Gärten, Wiesen und Wälder verwüsteten, kam ein frommer Mann zum Aphraates und bat ihn um Schutz für seinen einzigen Acker, von dessen Ertrag er mit Weib und Kindern leben mußte. Aphraates, mitleidsvoll, wie der Herr, hieß den Mann ein Krüglein Wasser herbeibringen, berührte es mit seinen Händen und betete zu Gott, er wolle es mit seinem Segen erfüllen. Hierauf befahl er dem Manne, das Wasser an den Grenzen seines Grundstückes auszusprengen. Dieser that, wie ihm befohlen worden und siehe, es wirkte, wie

ein heiliger unbesteiglicher Wall; denn das wie ein Kriegsheer zahlreiche Ungeziefer, welches überall umher kroch und flog, wich von diesem Acker zurück, als ob es den Segen, der darauf ruhte, fürchtete und scheute. Die heilige Kirche besitzt dieselbe Gewalt und thut dasselbe jährlich an den Bitttagen.

Findelkinder.

Findelkinder verdienen vor Allem Barmherzigkeit.

Zur Zeit des heiligen Vincentius war die Sittlichkeit in Paris sehr verfallen. Jährlich wurden drei- bis vierhundert uneheliche Kinder von ihren unnatürlichen Müttern ausgesetzt. Diese wurden von den dazu bestellten Polizeidienern aufgenommen und einer Wittwe übergeben, welche für einen äußerst geringen Lohn sie versorgen sollte. Diese Frau konnte wegen der geringen Zahlung nur sehr wenige Ammen halten, welche für so viele Kinder keineswegs genügten und welche deßhalb, um die hungernden Kinder zum Schweigen zu bringen, ihnen häufig betäubende Getränke gaben, wodurch die Gesundheit und das Leben der armen Säuglinge zerstört wurde. Sehr oft waren die Ammen schamlose Buhldirnen, die den Kindern, anstatt gesunder Milch, das venerische Gift darreichten, welches die schändliche Fleischeslust auszugähren pfleget. Kein Wunder, wenn die meisten dieser Unglücklichen schon in den ersten Monaten starben. Andere wurden um einige Groschen verkauft, um zu ärztlichen Versuchen und selbst zu Handlungen des schrecklichsten Aberglaubens verwendet zu werden. Ja die Uebernehmerin dieser Findlinge bekannte in der Folge, daß weder sie noch ihre Mägde eines dieser Kinder getauft oder die Taufe besorgt habe. Den heiligen Vincentius rührte dieses Elend dieser unglücklichen Geschöpfe zu Thränen und zum innigsten Mitleide; er ruhte nicht eher, bis er alle diese Findlinge in ein durch Wohlthäterinen gegründetes Versorgungshaus aufnehmen konnte.

Finden.

Was man findet, muß man dem Eigenthümer zurückgeben.

Der in Wien seit einigen Tagen anwesende griechische Bankier Danieli hatte im Dezember 1866 eine Anweisung von fünfunddreißigtausend Gulden bei einem Banquier einkassirt und den Betrag in die Seitentasche des Rockes gesteckt, das Portefeuille war aber zwischen Ober- und Unterrock geschlüpft und als Herr Danieli durch die Wipplingerstrasse ging, auf die Straße gefallen. Ohne es zu bemerken, ging der Verlustträger weiter, war aber erst wenige Schritte gegangen, als ihm eine ärmlich gekleidete Frau, welche die Brieftasche fallen gesehen und sie aufgehoben hatte, nachkam und ihm selbe überreichte. Jetzt erst bemerkte Herr Danieli den Verlust des Geldes, er fragte die Frau um ihre Verhältnisse, und als er erfuhr, daß sie ein armes Weib aus dem Volke, eine Wittwe sei, die kaum das Nöthigste für sich und ihre zwei Kinder erwerben könne, überreichte er der armen, aber ehrlichen Frau sechstausend Gulden, und versprach, auch weiter für sie und ihre Kinder zu sorgen. Bravo! wackerer Grieche!

Firmung.

Die Firmung gibt Kraft, darum Sieg oder Verwerfung für die Gefirmten.

Das Sakrament der Firmung trägt seinen Namen nicht umsonst; es heißt: Stärkung, weil es den Gefirmten im Glauben und in der Erfüllung der Gebote Gottes stärkt. Darum verlangt Gott von allen Gefirmten, daß sie starkmüthig seien im Glauben, daß sie die Gebote Gottes thun, gegen böse Begierden kämpfen und siegen. Der Besiegte wird verworfen. Gott macht es, wie einst Wallenstein und Pikkolomini nach den zwei Schlachten bei Leipzig. Beide zogen nach Prag und hielten Kriegsgericht. Wallenstein ließ auf einem schwarz beschlagenen Gerüste zwei Oberstlieutenants, einen Kapitän, einen Rittmeister, vier Lieutenants, einen Fähndrich und zwei Hauptleute enthaupten und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere an den Galgen schlagen. Pikkolomini ließ mehrere Offiziere absetzen und von den Gemeinen den zehnten Mann hinrichten, weil sie in der Schlacht zurückwichen. Wir sind durch die Firmung zu Streitern Gottes eingeweiht, und es heißt siegen oder unterliegen; dem Sieger ist die himmlische Krone bestimmt, ewiges Leben und Herrlichkeit; der Feige wird kassirt, des Himmels entsetzt, gerichtet, gestraft, verdammt.

Fleisch.

Der Geist soll über das Fleisch herrschen.

Statt daß der Geist über das Fleisch und seine sinnlichen Triebe herrsche, geschieht es oft gerade verkehrt, wie in folgender Geschichte. Ein Churfürst des deutschen Reiches hatte nach der Sitte der Zeit einen Hofnarren, der sich zuweilen sehr ungeziemend benahm. Bei einem solchen Anlaß gab der Churfürst Befehl, den Dreisten in den Kerker zu werfen. Der Beschließer führte den Verurtheilten zum Kerker und riegelte das Pförtlein auf; allein der Schalk weigerte sich, in die düstere Kammer einzutreten, er jammerte über die Härte des Steinpflasters, auf dem er unmöglich ruhen und schlafen könne und verschwur sich hoch und theuer, nicht früher einen Fuß hineinzusetzen, bis eine Schichte Stroh für sein Lager herbeigeschafft wäre. Der Schließer ließ sich bewegen und ging, um das Stroh herbeizuschaffen: als er es jedoch hineintrug, ersah sich der Narr seine Zeit, schlug hinter dem Rücken des Wächters die Thüre zu, verschloß sie sorgfältig, und brachte dem Fürsten, der eben bei der Tafel saß, die Schlüssel. Wie geht das zu, rief dieser, was gibt es da wieder? Habe ich nicht befohlen, daß der Beschließer dich in Gewahrsam bringe und nun hast du ihn eingesperrt? — Ja so, antwortete der Schalk mit erkünstelter Einfalt: es war also nur ein Mißverständniß. Prediger u. Katechet. S. 549.

An Freitagen soll kein Fleisch gegessen werden.

Anno 1018 ist vom Kaiser Heinrich I. ein Gebot ergangen, daß Niemand in der Faste Fleisch essen solle und wofern einer ertappt würde, seien

ihm zur Strafe die Zähne einzuschlagen. Wenn dieses Gesetz noch heut zu Tage bestünde, so würde das Beißen bald ein Ende nehmen. Nun statt des Kaisers wird Gott es thun.

Fleischeslust.

Gegen Fleischeslust ist Schmerz sehr heilsam.

Einst fiel dem Makkarius der Geist der Unzucht überlästig; deßhalb verurtheilte er sich selbst dazu, entblößt in einem Sumpfe sechs Monate lang zu sitzen, der in der wüstesten Gegend der Einöde liegt, wo es Fliegen gibt, die selbst die Haut der Wildschweine verwunden können, da sie so groß sind, wie die Wespen; diese zerstachen ihn so sehr am ganzen Leibe, daß er wie ein Aussätziger aussah. Nach einem halben Jahre kehrte er in seine Zelle zurück; allein nur aus seiner Stimme konnte man erkennen, daß er Makkarius sei. Welch ein Abscheu gegen die Unzucht und welch einen festen Willen hatte er, diese Sünde nicht zu begehen! Durch dieses Mittel erlangte seine Willenskraft einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit.

Der Fleischeslust muß man die Kraft benehmen durch Strenge gegen den Leib.

So strenge auch die Lebensweise des heiligen Hilarion war, so hatte er doch gegen schwere Versuchungen des Fleisches zu kämpfen und öfters gerieth er in Unwillen gegen seinen Leib und drohte ihm. „O du Esel," sagte er zu seinem Körper, „ich werde dich derart behandeln, daß du dich nicht mehr wirst empören können; ich werde dich verhungern und verdursten lassen, ich werde dich so beladen, daß du unter der Last erliegen wirst; ich werde dich der brennenden Hitze und der strengsten Kälte aussetzen, damit du mehr mit deinen Nöthen, als mit den Begierden einer unehrbaren Lust beschäftiget seiest.

Damit die Fleischeslust nicht erregt werde, muß man die Augen beherrschen und den Umgang mit Weibspersonen meiden.

Der selige Jordanus liebte die Tugend der Reinigkeit sehr; er bekämpfte und verabscheute Alles, was diese Tugend verletzen konnte; und da die Augen die Leiter zur unreinen Lust sind und Jordan durch eine Krankheit ein Auge verloren hatte, rief er die Brüder in's Kapitel und sprach zu ihnen die merkwürdigen Worte: „Meine Brüder! sagt mit mir Gott Dank, weil ich bereits Einen Feind verloren habe." Als zu einer andern Zeit ein Bruder angeklagt wurde, eine Weibsperson bei der Hand genommen zu haben und dieser zur Entschuldigung vorbrachte, das Weib sei fromm und sittenrein, gab der selige Jordan zur Antwort: „Der Regen ist gut und die Erde ist gut, auf welche er fällt; aber doch entsteht durch beider Vermischung häßlicher Koth; so nun, wenn die Hand des Mannes und des Weibes gut ist, entsteht doch aus beider Verbindung gewöhnlich häßliche Lust."

Fleischeslust ist mit allem Ernste zu bekämpfen.

Der selige Christian hatte im Erzbisthume Tours in Frankreich in einer Wildniß seine Zelle aufgeschlagen. Er hatte gewaltige Kämpfe mit dem Stachel des Fleisches zu kämpfen; aber vertrauend auf die Fürbitte und den Schutz Mariä und sein Fleisch durch Züchtigung und strenges Fasten kreuzigend, siegte er über alle Versuchungen. Er ging im Kampfe gegen die Reizungen seines Fleisches so weit, daß er mitten im strengsten Winter sich bis zum Halse in das kalte Wasser stellte, bis das unreine Feuer in ihm erloschen war.

Mit solchem Ernste müssen wir die Versuchungen zur Unkeuschheit überwinden. Ach wie wird es uns im Gerichte diesen Männern gegenüber ergehen, die wir nichts thun, als unsern Leib pflegen und nähren, ja mästen!

Der Christ muß sich üben in der Abtödtung der fleischlichen Begierden.

Der heilige Helenus wohnte in der Wüste und spürte einmal ein starkes Gelüsten nach Honig. Als er sich umwandte, sah er an einem Felsen einen Honigfladen hangen. Er sprach zu sich selbst: Hinweg, du betrügerische Begierlichkeit; sogleich verließ er den Ort und ging tiefer in die Wüste, um durch strenges Fasten die Begierlichkeit des Fleisches zu strafen. Da sah er verschiedene Baumfrüchte zerstreut herum liegen. Er sprach zu sich: Ich will sie nicht essen, nicht berühren, damit ich meinem Bruder, nämlich meiner Seele keinen Anstoß gebe. Nachdem er mehrere Wochen gefastet hatte, zeigte ihm ein Engel eine Quelle und Kräuter am Ufer, die er aß. Von nun an schickte ihm Gott Speise.

Die Fleischeslust würdigt den Menschen herab und erniedrigt ihn zum Sklaven.

Ludwig XV., König von Frankreich, hielt sich stets eine Beischläferin. Der König setzte sein Sündenleben bis zum Tode fort. Als die Pompadour todt war, beherrschte ihn die Gräfin Dübarry so sehr, daß er sich sogar unter dem Namen La France unter ihre Bedienten aufnehmen ließ und ihr täglich den Kaffee kochte, den er ihr an das Bett brachte. Einmal ließ er den Kaffee überkochen und sie fuhr ihn an: „So gib doch Acht, La France! Dein Kaffee läuft ja zum Henker!“ Konnte sich ein König mehr erniedrigen? Das machte die Fleischeslust aus ihm! Im Heidenthume nur findet man Aehnliches.

Um die Versuchungen der Fleischeslust zu ersticken, schickt Gott Kränkungen.

Gott macht's mit Denen, welche von fleischlichen Begierden allzusehr angefochten werden, wie einst ein Altvater mit seinem Schüler; er schickt Kränkungen und Sorgen über sie. Einst befand sich in einem ägyptischen Kloster ein Jüngling, welcher die Brunst seines Fleisches weder durch Fasten noch durch andere Strengheiten zu dämpfen vermochte. Als dem Abte des Klosters seine

Anfechtung hinterbracht wurde, half ihm dieser durch folgendes Mittel: Er ersuchte nämlich einen angesehenen Mann, ihn mit Vorwürfen und Beschuldigungen zu überhäufen und ihn nebstdem bei ihm zu verklagen, als sei er beschimpft worden. Nachdem dieser seinen Auftrag vollzogen hatte und überdieß die Zeugen für den Beleidigten sprachen, begann der Jüngling über diese Lüge und falsche Anklage zu weinen und konnte Tag und Nacht vor Schmerz nicht aufhören, zu seufzen; er suchte die Einsamkeit, und warf sich, von Allen verlassen, zu den Füßen Jesu nieder, um bei Ihm Trost zu suchen. Das Mittel wirkte, das wollte der Abt; es zog seine Gedanken von der Fleischeslust ab und wendete sie der Kränkung zu. Nach einem Jahre war der Jüngling von den Anfechtungen der Fleischeslust erlöset. Wenn dir Gott eine Kränkung oder Sorge schickt, so denke: Wer weiß, wie sehr ich ohne sie von bösen Begierden angefochten würde?

Fleiß.

Fleiß bringt es selbst bei mittelmäßigen Gaben zur Vollkommenheit.

Demosthenes bleibt ein ewig denkwürdiges Beispiel, wie weit es der Mensch durch anhaltenden Fleiß bringen könne. Demosthenes verlor seinen Vater früh und um sein Erbtheil betrog ihn ein treuloser Vormund. Er war dazu ein schwächlicher und kränkelnder Knabe und konnte deßhalb weniger die üblichen körperlichen Uebungen machen. Dadurch ward er seinen Mitschülern ein Spott und doch hat er sie nachher alle an Einfluß übertroffen. Einmal hörte er einem öffentlichen Redner zu. Er erstaunte über die Kraft der Beredsamkeit und als er am Schlusse der Versammlung den allgemeinen Beifall erschallen hörte, als er sah, wie das Volk den Redner jubelnd empfing und im Triumphe nach Hause begleitete, da stand in der Seele des Knaben der Entschluß fest, auch ein Redner zu werden und gleich fing er seine Vorübung an. Er verklagte und vertheidigte wie Themistokles seine Mitschüler und Alles, was ihm im Gespräche vorkam, machte er zu Hause gleich zu einer öffentlichen Rede oder setzte darüber etwas schriftlich auf. Dabei studirte er eifrig die Werke der besten griechischen Schriftsteller, ja den Thucydides soll er achtmal abgeschrieben haben, um dessen herrliche Sprache sich eigen zu machen und das sind jedesmal fünfzig Druckbogen. Dann besuchte er täglich die Schule des Plato und nahm in der Redekunst noch besondere Unterweisung. So wagte er endlich seine erste gerichtliche Rede, eine Anklage seines ungerechten Vormundes und sie fiel so gut aus, daß die Richter ihm sein väterliches Erbgut zusprachen. Nun trug er kein Bedenken mehr, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, sich auch öffentlich in der Volksversammlung hören zu lassen. Aber so sorgfältig er auch seine Rede ausgearbeitet hatte, der neue Redner ward ausgepfiffen. Das schlug ihn so nieder, daß er sich vornahm, nie wieder eine Rede vor dem Volke zu halten. Als er sich so grämte, begegnete ihm ein alter Mann, welcher zu ihm sprach: Schämst du dich nicht, guter Freund, daß du dein schönes Talent so vernachläßigst, und von einem mißlungenen Versuche dich abschrecken

lässest, da du doch ein Perikles werden könntest? Demosthenes mußte ihm versprechen, nächstens wieder aufzutreten, und er hielt Wort. Er entwarf eine treffliche Rede, lernte sie wörtlich auswendig und der Redner ward wieder ausgezischt. Er glühte vor Scham, verhüllte sein Gesicht, lief fort nach Hause und warf sich auf einen Stuhl. Seine kühne Hoffnung war ganz niedergeschlagen. Da trat ein bekannter Schauspieler ein. Demosthenes schmälte auf das alberne Volk, das gar keinen Geschmack habe. Du hast Recht, sagt jener, sei nur so gut, mir eine Stelle aus einem Dichter vorzutragen. Demosthenes deklamirte sogleich eine Reihe von Versen her. Nun wiederholte der Schauspieler dieselbe Stelle, aber mit einem so lebendigen Mienenspiele und mit solcher Melodie der Stimme, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte und wider seinen Willen ganz hingerissen wurde. Jetzt sah er ein, daß es ihm am äußern Vortrag noch durchaus fehle, und alsbald begann er eine ganz neue Vorübung.

Er hatte die lächerliche Gewohnheit, beim Sprechen zuweilen die eine Schulter in die Höhe zu ziehen und konnte das R nicht aussprechen, auch war sein Athem kurz und seine Stimme schwach. Er ging deßhalb an's Meeresufer, wo die Brandung am stärksten toste, und suchte das Brausen der Wellen zu überschreien. Er nahm Kiesel in den Mund und suchte dabei doch deutlich zu sprechen; er lief steile Berge hinauf und sagte unterdeß mit starker Stimme lange Sätze her, um seinen Athem zu längerer Ausdauer zu gewöhnen. Und endlich bezog er ein Zimmer unter der Erde, stand hier vor einem großen Spiegel, und übte sich in der körperlichen Darstellung, studirte eine schöne Haltung des Körpers und passende Mienen aus und über der zuckenden Schulter hing ein scharfer Dolch, der ihn verwundete, so oft er gedankenlos die Schulter in die Höhe zog. Um dieser Uebung nicht müde zu werden, machte er sich das Ausgehen auf eine Zeit lang dadurch unmöglich, daß er sich auf einer Seite den Kopf kahl schor. So war er Monate lang an sein unterirdisches Uebungszimmer gefesselt, in welchem er gegen die lange Weile Reden hielt. Als er aus seiner Höhle wieder zum Vorschein kam, belachte das Volk ihn nie wieder, sondern ließ sich von ihm hinreißen, wie es dem Redner beliebte. Man lasse daher nicht gleich den Muth sinken, wenn man eine Kunst oder Wissenschaft nicht mit leichter Mühe erlernen kann; durch Eifer und unausgesetzten Fleiß läßt sich fast Unglaubliches erreichen, wie wir an Demosthenes erfahren, welcher der berühmteste Redner seiner Zeit gewesen ist.

Fleiß erntet Beifall.

Als der heilige Franz von Sales zum Probste ernannt werden sollte, mußte er sich auf Befehl des Papstes einer Prüfung unterziehen. Als nun der bestimmte Tag der Prüfung erschien, begab er sich an den dazu erwählten Ort. Kurze Zeit hernach erschien der Papst in Begleitung des Kardinals Baronius, sieben anderer Kardinäle, einer großen Zahl Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Ordensgenerale und berühmter Doktoren, unter welchen sich auch der berühmte Jesuit Bellarmin befand, der später Kardinal wurde. Der Papst, der selbst

ein gelehrter Theologe war, eröffnete die Prüfung, die dann von den Kardinälen und Doktoren fortgesetzt wurde. Fünfunddreißig Fragen aus der erhabensten Theologie wurden ihm vorgelegt und Franz antwortete darauf mit so großer Gründlichkeit, Klarheit und Sittsamkeit, daß der Papst mehr als zufrieden mit seinen Fähigkeiten, von seinem Sitze sich erhob und ihn zärtlich umarmte. Hierauf erklärte er ihn zum Coadjutor von Genf, ernannte ihn zum Bischof von Nicopolis und ließ die Bullen ausfertigen. Nach dem Beispiele des Papstes gaben die Kardinäle und Prälaten ihm Beweise der höchsten Achtung und übertrafen einander in seinem Lobe. Diese Ehre hatte der heilige Franz seinem Fleiße zu verdanken, mit welchem er seine Studien betrieb.

Fluch.

Der Fluch Gottes und seine Wirkung.

Es gibt der ruchlosen Kinder sehr viele, welche ihre Aeltern beschimpfen, verfluchen, ja sogar mißhandeln. Schon ihr eigenes Wohl sollte sie von einer solchen Missethat abhalten; denn Gott der Herr hat ihnen seinen Fluch, Unsegen, Uebelgehen und baldigen Tod gedroht. „Verflucht ist," sagt Er, „wer Vater und Mutter flucht; verflucht ist, wer Vater und Mutter schlägt." Willst du sehen, was es heiße, Gottes Fluch auf sich haben, so betrachte die Schlange. Weil sich einst der Teufel der Schlange bediente, um die ersten Menschen zu verführen, so wurde sie mit dem bösen Geiste verflucht. „Verflucht sollst du sein, auf deinem Bauche sollst du kriechen und Erde sollst du fressen." Früher scheute sie den Menschen nicht, hatte auch für diesen nichts Abschreckendes. Schaue nun dieses Thier an, wie häßlich es aussieht, wie es Grauen erregt, wie boshaft und tückisch es ist, keiner Freundlichkeit fähig, unbezähmbar, wie es von allen Thieren gemieden, verabscheut und geflohen wird! Jeder, der sie findet, weichet ihr aus oder tödtet sie. Dieß ist eine Wirkung des göttlichen Fluches und darin siehst du, wie es dir ergehen wird. Gott wird dich der Unbußfertigkeit und Verstockung überlassen. Was du unternimmst, wird nicht gelingen, auf deinen Arbeiten ruht kein Segen, dein Vermögen wird abnehmen, Krankheiten werden dich quälen, jeder gute Mensch wird dich hassen, kein christlicher Vater wird dir seine Tochter zur Ehe geben, Jeder wird dich als einen Boshaften und Gottlosen meiden, Niemand wird dir Zutrauen schenken oder ein Geschäft mit dir anfangen wollen und wenn du krank, arm, verlassen eines frühen Todes sterben wirst, wird dich Niemand bedauern und dir helfen. Man wird auf deinem Grabe stehen und kein Vaterunser für deine Seele beten, denn Jeder hält dich der Fürbitte für unwürdig. Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden. Hüte dich, sie zu beleidigen und zu kränken, denn Gott hat seinen Fluch über solche Kinder verhängt.

Fluch der Aeltern und seine Wirkung.

Am 18. August 1865 ereignete sich in Paris in der Oper ein eigener Todesfall als Folge eines Vaterfluches. Man gab das Stück: Marie. Darin kam eine Scene vor, wo Marie von ihrem Vater verflucht wird, weil sie in

ihrem Ungehorsam sich mit einem Manne verband, den der Vater in jeder Hinsicht mißbilligte. Da ertönte plötzlich von einer Loge herab ein gellender Schrei. Die Dame, die ihn ausstieß, fiel in Ohnmacht. Es war eine Generalstochter mit dem Vornamen Marie, die, weil sie einen einfachen Unterlieutenant geheirathet, von ihrem Vater, der vor einigen Jahren gestorben ist, verflucht worden war und für ihre That nie Verzeihung erlangen konnte. Das Stück, das gleichsam der Spiegel ihres Lebens war, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie sich von der Ohnmacht nicht mehr erholte, sondern noch im Theater starb.

Der Fluch der Aeltern geht in Erfüllung.

In Cäsarea in Cappadocien wohnte eine nicht unansehnliche Familie, aus der Mutter, sieben Söhnen und drei Töchtern bestehend. Von jenen hatte der Aelteste der Mutter solche Unbill zugefügt, daß er sogar Hand an sie zu legen sich nicht gescheut und die Anderen hatten es, ohne ein Wort zu sagen, mit angesehen. Die Mutter aber, auf's Tiefste dadurch gekränkt, hatte beschlossen, durch Verwünschung ihn zu bestrafen. Als sie früh zeitlich zum Taufbecken ging, war ihr Jemand in der Gestalt ihres Onkels begegnet, der, als er ihren Vorsatz erfahren, sie leicht beredete, daß sie alle Kinder verwünsche. Sie war nun hingegangen, hatte mit fliegenden Haaren und entblößten Brüsten das Taufbecken umfaßt und von Gott besonders das erbeten: daß ihre Kinder unstät auf Erden allen Menschen ein abschreckendes Beispiel würden. Die Rache war ihrem Flehen bald gefolgt; den ältesten Bruder hatte zuerst ein Zittern ergriffen und die andern alle in der Ordnung, wie sie geboren, waren dann gleichfalls von derselben Strafe befallen. Als die Mutter aber die Folgen ihrer Verwünschungen erblickte, konnte sie ihre Gewissensbisse und den Schimpf vor den Menschen nicht ertragen und brachte sich mit dem Stricke um's Leben. Die ganze Familie, wie von Furien gejagt, zerstreute sich sofort in alle Welt. Der Zweitälteste erhielt seine Gesundheit erst spät in Ravenna beim heiligen Laurentius wieder. Der Sechste in der Ordnung, Paulus, der diesen Bericht gemacht, nachdem er fruchtlos in Italien und Afrika bei den Heiligen um Befreiung gefleht, wurde endlich mit seiner Schwester Palladia an den heiligen Augustin durch ein Gesicht verwiesen und Beide wurden in seiner Gegenwart vor allem Volke durch den heiligen Stephan nacheinander gesund, nachdem sie zuvor sinnlos niedergestürzt.

Der Aeltern Fluch geht in Erfüllung.

Daß der Fluch der Mutter unmittelbar zur Besessenheit geführt, darüber hat im päpstlichen Prozesse der Heiligsprechung des heiligen Yvo Trecensis, der einhundertundzwanzigste Zeuge, vom Orte Danguernano gebürtig, zwanzig Jahre alt und gleichfalls Yvo genannt, ein Zeugniß abgelegt. — Eines Abends brach seine Mutter in die Worte aus: Bist du derjenige, der mich vor den Leuten geschändet hat? Darauf kniete sie nieder, entblößte ihre Brüste und rief aus: Ich gebe dir meinen Fluch und den der Brüste, die du gesogen und der Ein-

geweide, die dich getragen! Was ich für Rechte über dich habe und haben kann, und was ich an dir geboren, das gebe ich und überlasse Alles dem Teufel! Er stürzte darauf nieder, wie ein anderer Zeuge ergänzend erzählte, so daß er ihn für todt gehalten; und als man ihn auf's Bett legte, fing er an, besessen zu werden und schrie wie ein Mensch, der von Sinnen gekommen: Mörder, ich gehe nicht mit euch, weil St. Yvo mich vertheidigt. Dabei wüthete er so sehr, daß kaum vier Menschen ihn zu halten vermochten. Er sah über sich im Bette zwei Teufel, groß wie Thürme, schwarz und furchtbar von Gesicht und Gestalt, ganz ziegenartig gestaltet. Diese bemühten sich, ihn zu fressen, rufend: Du bist unser; denn deine Mutter hat dich uns übergeben! Da erschien ihm der heilige Yvo, und sagte, auf seinem Bette sitzend: „Fürchte dich nicht; weil du an meinem Grabe gewesen, und meinen Namen trägst, darum komme ich, um dich zu retten! Deine Mutter konnte dich nicht dem Teufel übergeben, denn sie hatte kein Recht auf dich; dieses Recht geht nicht weiter, als das des Sackes auf die Frucht, die er befaßt." — Mit Tagesanbruch bat er seinen Vater und den Johann Doliga, daß sie ihn nach Trecora zum Grabe des heiligen Yvo brächten. Als diese ihn dahin führten, ging er bei der Wohnung der Mutter vorbei; und als er ihre Nähe fühlte, regte sich in ihm der Geist auf's neue. Der Vater hieß deßwegen die Mutter zurückgehen und nun hörte sogleich die Plage auf. Da sie beim Grabe angelangt waren, wurde er auf's Heftigste ergriffen, wie zuvor und das dauerte bis zum Abend. Da ließ ihn der Vater den Stein über dem Grabe küssen, und sogleich fühlte er sich befreit und entschlief. Er blieb etwa noch neun Tage in Trecora und ging dann genesen wieder heim. — Diesem nach können den Kindern selbst die stillen Klagen und Seufzer der Aeltern nicht von Nutzen sein.

Der Fluch eines Gerechten geht in Erfüllung.

Der selige Jakobus Nisibita kam einst nach Persien, um die jungen ersten Christen zu besuchen und im Glauben zu stärken. Als er an einer Quelle vorüberkam, traf er etliche Mädchen an, welche Tücher wuschen und Kleider reinigten. Anstatt aber den ehrwürdigen ernsten Fremdling mit Ehrfurcht zu behandeln, legten sie alle Scham ab und warfen leichtfertige freche Blicke auf den heiligen Mann, ohne ihr Haupt zu verhüllen oder die hochgeschürzten Kleider herabzulassen. Um hierüber sein Mißfallen zu äußern und Gottes Kraft zu zeigen, damit diese Weibspersonen durch ein Wunder gebessert würden, verfluchte der Mann Gottes die Quelle und sogleich versiegte das Bächlein. Auch die Mädchen traf sein Fluch und züchtigte ihre jugendliche Frechheit mit grauen Haaren vor der Zeit, so zwar, daß unmittelbar auf seine Strafrede die dunkle Farbe ihrer Haare erbleichte, wie junge Bäume, deren Blätter im Frühlinge verdorren. Als sie ihre Strafe erkannten, denn sie sahen den Bach vertrocknen und ihre Häupter in schnellem Wechsel ergrauen — eilten sie schnellen Schrittes in die Stadt und erzählten den Vorfall. Da die Einwohner herzu liefen und den heiligen Jakobus noch zur Stelle trafen, baten sie ihn, er möge seinem Unwillen Einhalt thun und die Strafe nachlassen; er aber

flehte ungesäumt zu Gott und befahl der Quelle, wieder zu fließen und sogleich sprang der Wasserstrahl, dem Heiligen gehorsam, wieder aus der Erde hervor. Auf die weitere Bitte der Städter, auch die Strafe der Mädchen aufzuheben, und ihnen die vorige Farbe der Haare wieder zu verschaffen, willigte er auch hierin ein, unter der Bedingung, daß die Mädchen zu ihm herauskämen; da sie jedoch auf seinen Befehl nicht erschienen, mußten sie, zur Strafe ihrer Ausgelassenheit und andern zum warnenden Beispiele, als Zeichen der göttlichen Allmacht, ihre grauen Haare behalten. Und dieses Wunder wirkte er nur durch das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dabei erscheint seine große Sanftmuth bewundernswerth; denn, statt wie einst Elisäus seine Spötter den wilden Bären preiszugeben, begnügte er sich mit einer unschädlichen Buße und strafte sie nur mit einer Verunzierung, wodurch sie Frömmigkeit und Zucht lernen konnten. Er handelte bei gleicher Macht so, wie es sich für Christus und das neue Testament geziemte.

Der Fluch der Gerechten geht in Erfüllung.

Der heilige Leutfried ging an einem Sonntage nach dem Gottesdienste aus dem Kloster und traf Landleute an, welche ohne Ehrfurcht vor diesem dem Dienste Gottes geweihten Tage ihr Feld bebauten. Tief seufzend sagte er zu ihnen: „Wie, ihr Unglücklichen, habt ihr euch zu einer solchen Regellosigkeit hinreißen lassen können?“ Hierauf erhob er die Augen gegen den Himmel, vergoß häufige Thränen und sprach zu Gott: „Herr, dieser Boden sei unfruchtbar in Ewigkeit und nie sehe man darauf Getreide oder Früchte!“ — Dieser Fluch hatte unfehlbare Wirkung und von jener Zeit an brachte dieses Feld nichts Anderes hervor, als Dornen und Disteln und auch kein Baum kam auf demselben fort.

Gotteslästerischer Fluch und jäher Tod als Strafe.

Die rheinischen Volksblätter theilen Folgendes mit: Es war heuer am 13. Juni 1866, an welchem Tage ich — so schreibt ein Soldat aus Rheinpreußen — in Begleitung mit elf andern Soldaten aus Deutz auf der Eisenbahn abfuhr. Meine Kameraden waren im Waggon so ziemlich überlustig und Jeder sang seine Lieder bunt durcheinander. Ein loser Bursche störte mich am meisten durch sein wildes Toben, namentlich aber durch das jeden Augenblick ausgestoßene: Gott verdamme mich! was er, ich möchte fast sagen, nach jedem dritten Worte herausstieß. Dieses ewige Fluchen machte mir den Aufenthalt im Coupé fast unerträglich. In seinem wilden Treiben öffnete der Unglückselige die Thüre des Waggons und ging während der Fahrt über die Steigebretter in ein Coupé zweiter Klasse. Es währte nicht lange, so kam er wieder zurück an das Fenster unseres Coupés, und rief: Jetzt fahr ich auch noch in erster Klasse, Gott verdamme mich! Er hatte diese letzten Worte kaum gesprochen, so trat er am Ende des Waggons zwischen die Steigebretter und fiel durch. Die Räder gingen über ihn und zermalmten ihn. Sein Fluch ging an ihm in Erfüllung; er ist verdammt.

Mittel gegen das Fluchen.

Ein Bauer hatte sich das Fluchen so sehr zur Gewohnheit gemacht, daß er unwissentlich fluchte, daß er von Morgens früh bis Abends spät fluchte, und keinen Satz sprechen konnte, ohne dabei zu fluchen. Sein Seelsorger traf ihn einst auf dem Felde, machte ihn auf diese sündhafte Gewohnheit aufmerksam, ermahnte ihn, das Fluchen zu meiden und gab ihm folgendes Mittel der Besserung an: statt der üblichen Fluchworte „in Gottes Namen" zu sagen. Er blieb noch einige Zeit auf dem Acker, hob den Finger empor, wenn der Bauer fluchen wollte, und setzte dann, statt des Fluchens stets selbst die Worte bei: In Gottes Namen! Und siehe da: Als der Seelsorger den Acker verließ, da sagte der Bauer stets: Hi, in Gottes Namen, wist, in Gottes Namen, hott, in Gottes Namen, kehrt, in Gottes Namen, oh, in Gottes Namen! Folge ihm nach!

Der Fluch der Aeltern geht in Erfüllung.

Ein Mädchen in Wien, sonst gut erzogen, fängt eine Liebschaft mit einem Polizeidiener an, ward von der Mutter endlich verflucht; dieser Fluch ging ihr im Kopfe herum, sie ward irrsinnig und faßte den Entschluß, sich zu ermorden. Die Furcht vor der Hölle peinigte sie. Endlich führt sie ihren Vorsatz doch aus, sie ging zur Donau, ging vorwärts, sank unter, sie wußte nichts mehr von sich. Sie erwachte in einem finsteren Zimmer, glaubte in der Hölle zu sein, sie hörte das Heulen Anderer und glaubte, die Verdammten zu hören. Endlich kamen Leute, sie gewahrt, daß sie im Irrenhause sei; sie freut sich darüber, nicht verdammt zu sein, ihre Heilung ging jetzt schneller. Es hatten Gensdarmen am Ufer das Mädchen bemerkt, sie für wahnsinnig gehalten, aus dem Wasser gezogen und in's Irrenhaus gebracht.

Flucher.

Die Flucher soll man brüderlich zurechtweisen.

Bei einer Zusammenkunft sehr angesehener Männer fand sich auch ein Kavalier ein, der dem Fluchen und Verwünschen sehr ergeben war. Da nun derselbe seiner Gewohnheit gemäß bei jeder Rede sagte: Hol mich der Teufel! so nahm ihn der heilige Vinzenz recht glimpflich beim Arme und sagte lächelnd: „Ach nein, dieses soll nicht geschehen, ich halte Sie für Gott zurück!" Der Kavalier fand sich dadurch nicht nur nicht beleidigt, sondern erkannte seinen Fehler und versprach zur Erbauung Aller sich zu bessern.

Der gotteslästerische Flucher ist schlechter, als ein Hund.

Der heidnische Geschichtschreiber Plinius erzählt folgende rührende Geschichte von einem Hunde. Ein Römer hatte einen treuen Hund. Sein Herr wurde in den Kerker geworfen, der Hund geht mit ihm in den Kerker; sein Herr wird hingerichtet, der Hund begleitet ihn zum Tod und weicht nicht von

seinem Leichnam. Man wirft dem Hunde einen Bissen Brod hin, er nimmt ihn und trägt ihn zum Munde seines Herrn, gleichsam, als wollte er ihn durch Nahrung wieder in's Leben zurückrufen. Der Leichnam wird in die Tiber geworfen; der Hund stürzt ihm nach und bemüht sich aus allen Kräften, seinen Herrn vor dem Untergange zu bewahren. Ist der gotteslästerische Flucher nicht schlechter als ein Hund? Der Hund beißt seinen Herrn nicht, wenn er auch von ihm geschlagen wird; wir aber lästern Gott mit eben demselben Munde, mit welchem wir die von ihm gespendeten Gaben, Speise und Trank, genießen.

Der heilige Ambrosius erzählt uns eine andere ebenso rührende Geschichte von der Liebe, Treue und Dankbarkeit eines Hundes, dessen Herr von Mördern erschlagen wurde. Der Hund wich nicht von dessen Leiche, winselte und heulte so jämmerlich, daß die schreckliche That bald ruchbar wurde, und viele Leute zur Stätte der Missethat herbeiströmten. Auch der Mörder trat hinzu, um heuchlerisch sein Mitleid und seine Entrüstung über den Mord zu erkennen zu geben. Kaum aber hat ihn der Hund erblickt, so stürzt er wüthend auf ihn los, zerreißt seine Kleider und beißt ihn allenthalben auf's ingrimmigste, wodurch das Verbrechen an den Tag kam. — Was thut aber der Flucher? Er fällt wüthend seinen Gott und Herrn an. Gott segnet ihn, und er flucht Ihm dafür. Gott liebt ihn und er haßt Ihn dafür; Gott stirbt für ihn und er verflucht seinen Erlöser; Gott reicht ihm Seine Hand, ihn zu retten und er stößt sie von sich; Gott läßt sich mit Vaterhuld zu ihm herab, er aber spuckt Ihm in's Angesicht.

Gott straft den Flucher.

In einer südlichen Stadt Schwabens saß in einem festen Thurm ein Raubmörder. Es zog ein schreckliches Gewitter über die Stadt; Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Da öffnet der Verbrecher das Fenster, ballt die Faust gegen Himmel und ruft: Wenn ein Herrgott im Himmel ist, so soll mich's Wetter erschlagen! Kaum hat er dieses schreckliche Wort gesprochen, so geht's auch schon in Erfüllung. Ein Blitz fährt vom Himmel, spaltet den Thurm von oben bis unten, erschlägt und schwärzt den verstockten Sünder am ganzen Leibe, so daß er fürchterlich aussah.

Ein französischer Offizier führte in den neunziger Jahren eine Abtheilung Soldaten gegen den Feind. Der Weg zog sich durch eine tiefe Hohlgasse hin, vor derselben aber wurde die Schlacht geschlagen. Der Offizier spricht nun seinen Soldaten, so lange sie im Sturmschritte den Hohlweg passiren, von Zeit zu Zeit Muth ein. Er ruft unter Anderem: Das Gewehr ist euer Gott Vater, das Bajonnet — Gott Sohn, und Pulver und Blei — der heilige Geist, der in Feuerflammen spricht. Im Namen dieses dreieinigen Gottes vorwärts! Mit diesen Worten tritt er aus dem Hohlwege und — eine Kanonenkugel reißt ihm den Kopf vom Rumpfe.

Fraß.

Fraß und Völlerei, ein Beispiel.

Der römische Kaiser Vitellius regierte sieben Monate. Er ist merkwürdig als der größte Vielfraß; denn er verzehrte in vier Monaten nicht weniger als achtundvierzig Millionen Thaler unseres Geldes. Er aß für sechs Mann und hielt täglich drei bis vier große Mahlzeiten, zu denen er sich durch wiederholte Brechmittel immer Luft machte. Er pflegte sich gerne bei guten Freunden zu Gaste zu bitten, zuweilen zu mehreren an einem Tage, und Keinem durfte eine Mahlzeit unter dreißigtausend Thalern kosten. Die Römer nannten ihn darum, statt Vitellius: Vitulus, das Kalb.

Freidenker.

Freidenkerei ist vom Teufel und gibt dem Teufel Gewalt.

Ein Einsiedler, Namens Ptolomäus, führte ein so strenges Leben, daß es fast unmöglich ist, dasselbe zu erzählen. Er wohnte in einer Wüste, wo sich Niemand aufhalten konnte, weil der nächste Wasserbrunnen achtzehn Meilen entfernt ist. Er sammelte den Thau in irdenen Gefäßen und blieb daselbst fünfzehn Jahre. Da er keinen Unterricht heiliger Männer suchte, sondern ihren Umgang mied, auch die heiligen Sakramente nicht empfing, wich er von der katholischen Lehre ab und verfiel auf die irrige Meinung, Alles geschehe durch blinden Zufall; mittelst dieses Irrthums gerieth er in die Gewalt des Teufels, der ihn, in der Lehre der Kirche unwissend, mit Hochmuth und Anmaßung erfüllte, daß er sich weiser und gelehrter dünkte, als alle heiligen Väter. Durch den Teufel wurde er ein völliger Freidenker, so, daß er sein bußfertiges Leben für unnütz hielt, daß er an keine Vergeltung glaubte, daß er die Drohungen der heiligen Schrift in Betreff des Gerichtes lächerlich fand. Von solchen teuflischen Gedanken umstrickt, wurde er im Geiste ganz verwirrt, floh die menschliche Gesellschaft, ergab sich der Völlerei und der Trunkenheit, ging schweigend am Markte herum und war den Heiden ein Gespött, und den Christen ein klägliches Aergerniß.

Dem Freidenker entzieht Gott im Tode die Gnade der Reue.

Ueber das Ende eines der verstocktesten Sünder wird aus Paris geschrieben: Am 5. Dezember 1866 wurde in Foix bei Toulouse Ferdinand Belangue, der seine leibliche Schwester erschlagen und einen Mordversuch auf einen Gensdarm und einen Feldhüter gemacht hatte, hingerichtet. Belangue, der während des ganzen Prozesses eine große Rohheit und Ruhe kundgegeben, spielte die Rolle, welche er angenommen hatte, fast bis zum letzten Augenblicke fort. Den Gefängnißgeistlichen, der ihn des Morgens fünf Uhr aufsuchte, um ihn auf seine letzte Stunde vorzubereiten, stieß er zurück und schrie ihm zu, seine Zelle zu verlassen. Man band ihm die Hände fest, er reichte sie den Kerkermeistern selbst hin: Ich werde euch nichts thun, auch Anderen nicht; ihr seid Bediente

und erfüllt nur euere Pflicht. Mit den Scharfrichtern scherzte er; er fragte sie, ob sie ihr Messer recht scharf gemacht hätten? Ihr werdet es bald abgethan haben, nicht wahr? ihr werdet mir nicht wehe thun? Sein Frühstück verzehrte er mit gutem Appetit und erzählte dabei Episoden aus seinem Soldatenleben. Dann auf andere Ideen übergehend, rief er die Erinnerungen des Jahres 1793 an: Es lebe 93! Es lebe Robespierre! Es gibt keinen Gott!... Gott ist das Uebel!... Eigenthum ist Diebstahl! Proudhon hatte ganz Recht! Dann seine Wuth gegen den Kaiser wendend, überhäufte er ihn mit den schrecklichsten Verwünschungen und bedauerte, ihn nicht statt seiner Schwester ermordet zu haben. Als er im Hofe die Wache erblickte, rief er: Achtung, linksum! Marsch! Den Weg nach dem Marsfelde, wo die Hinrichtung stattfand, legte er zu Fuß zurück. Neben ihm gingen die Scharfrichter; kein Priester begleitete ihn. Bis zum Schaffot rief er ohne Aufhören: Es lebe 93! Es lebe Robespierre! Es lebe St. Just! Angesichts der Guillotine entstellten sich plötzlich seine Züge; er wurde todtenbleich, seine Augen sahen stier vor sich hin. Dann faßte er sich: Darauf los! rief er und stieg die Treppe hinauf. Einige Sekunden später machte das Fallbeil seinem Leben ein Ende. Von einer Verworfenheit, wie sie dieser Mensch zur Schau trug, kann man in der That nur zurückschaudern. Gott hatte ihm alle Gnade entzogen.

Freidenker sind dumm.

Ein Freidenker, Namens Dr. W. F. A. Zimmermann, hat 1854 in Berlin ein Buch heraus gegeben, betitelt: „Die Wunder der Urwelt,“ welches mit mehr Fug und Recht den Titel tragen sollte: „Wunder der Urdummheit,“ das aber seiner Zeit mit viel Lob angekündigt war. Der Verfasser beschuldigt die Bibel des Wahnes und Aberglaubens, und behauptet, ihre Angabe schwebe in der Luft, wenn man von der Entstehung der Welt nichts Besseres hat. Er behauptet, der organischen Materie in ihrem Urzustande haftete die Fähigkeit an, Organismen aus sich selbst und ohne äußere Einwirkung zu erzeugen, ohne Keime und Eier. Nach seiner Ansicht hat sich also das erste Ei selbst gelegt und ausgebrütet. Er fährt fort und sagt: Allerdings sieht man jetzt eine solche Entstehung nicht mehr; allein das ist aus dem allgemeinen Naturgesetze herzuleiten, dem zufolge nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige geschieht. Ferner sagt er: Eine wichtige Frage ist: Wie sind die Thiere entstanden? Die Annahme, daß Gott sie willkürlich erschaffen, ist nicht nur zu wenig befriedigend, sondern unwürdig. Der Verfasser setzt seiner Tollhäuslerei die Krone auf, indem er sagt: „Der große Weltengeist, welcher Sonnensysteme und Milchstrassen schuf, kann sich mit Töpfergeschirr unmöglich abgeben, kann auch nicht Proben von Thieren machen und sie laufen lassen und sehend, daß sie nicht gut sind, andere machen, die besser sind.“ Wenn dieser Weltengeist nicht Alles erschaffen hat, was ist denn schwerer zu erschaffen: todte Sonnensysteme und Milchstrassen, oder lebendige Schmetterlinge und Käfer? Wozu gehört mehr Kopfzerbrechens, Akkuratesse und Planmäßigkeit: zur Bildung eines Menschen mit unsterblicher Seele oder der Milchstrasse? O Zimmermann! wärest

du beim Beile geblieben, das dir dein Name in die Hand drückt! Alle Freidenker sind Narren!

Alle Freidenker sind Narren.

Ein Schriftsteller schreibt: Ein Professor, denn ich gut gekannt, studirte so anhaltend und schrieb so viel, daß die stete Aufregung und Anstrengung des Geistes ihm ein Gehirnleiden zuzog, in Folge dessen er sich einbildete, er habe ein Wagenrad im Kopfe. Man gab sich alle Mühe, ihm diese fixe Idee auszureden, allein umsonst. Er blieb dabei: Es geht mir ein Rad im Kopfe herum, ich spür's ja! Da verabredeten sich zwei seiner guten Freunde, ihn von seinem Wahne zu heilen. Sie beauftragten einen Fuhrmann, schnell unter der Einfahrt des Hauses mit seinem beladenen Wagen durchzufahren, ein Rad hinten an den Wagen zu binden und dasselbe bei der Einfahrt loszulassen, damit es zu Boden falle; unterdessen wollten sie mit dem Professor zum Fenster hinaussehen und seine Heilung probiren. Der Wagen rasselt heran, der Professor und einer seiner Freunde sehen zum Fenster hinaus, während der dritte hinter ihnen steht. Kaum hat der Wagen die Einfahrt erreicht, so versetzte der dritte dem Professor eine derbe Ohrfeige, während der zweite schreit: Herr Je! das Rad fällt 'raus, da unten liegt's! Und richtig, unten lag's. Staunend sieht's der Professor und sagt: Gott sei Dank! das ist mein Rad! Er war geheilt. Doch nicht für lange; denn nach kurzer Zeit sagte ihm einer lachend, wie seine Kur unternommen worden und flugs hat der Professor das Rad wieder im Kopfe, und leider hat er's mitgenommen selbst in's Grab. So geht's den Freidenkern; wenn ihnen Einer auch noch so derb zusetzt, so sind sie doch gewöhnlich nur für kurze Zeit geheilt; denn sobald sie wieder ein kirchenfeindliches Buch oder eine derartige Zeitung lesen, oder dieses und jenes Histörchen aufgegabeln, so geht ihnen das alte Rad wieder im Kopfe herum.

Die Freidenker hassen die Priester.

Ein Schriftsteller erzählt: Einst reiste ich mehrere Tage in Italien mit einem protestantischen Professor aus N. Wir verstanden uns sehr wohl und kamen sehr gut miteinander aus, obgleich Keiner den Andern kannte, oder um seinen Namen und sein Metier fragte. Oft kam die Sprache auf die katholische Religion und da äußerte sich dann die protestantische Befangenheit und das Vorurtheil gegen dieselbe in recht greller Weise. Die allbekannten Lügen und Verläumdungen, Märchen und Erfindungen rappelten in diesem Professorenkopf so gut, wie in dem eines vierzehnjährigen Knaben. Doch der Mann ließ mit sich reden, er nahm Vernunft an, er ließ sich belehren und gab zu, daß allerdings Manches, was man der katholischen Religion nachsage, übertrieben und erfunden sein möge. Das ließ sich der Professor aber blos darum sagen und gefallen, weil er in mir nicht den katholischen Priester ahnte. Als ich aber an einem Sonntage in St. Peter die heilige Messe las, ging derselbe Professor mit seinem rothgebundenen Reisehandbuche am Altare vorbei, an welchem ich celebrirte. Wie versteinert blieb er stehen, durchbohrte mich mit

seinen Augen, schüttelte den Kopf, erwartete mich auf der großen Treppe vor der Kirche und sprach: Was! Sie sind ein Priester! Und dann, entgegnete ich, bin ich in Ihren Augen darum weniger werth und ein anderer Mensch! Machen Kleider bei Ihnen auch Leute! Kalt und schweigend ging der Professor von dannen, weil ich ein Priester war. Ja, mag ein Mann gelehrt, belesen, gebildet, umgänglich, heiter, freundlich, gefällig, unterhaltend u. s. w. sein, sobald derlei Freidenker merken: er ist ein Priester, so ziehen sie sich scheu zurück, es verschwinden alle guten Eigenschaften, er muß einen Bocksfuß haben, wenigstens Einen.

Des Freidenkers Tod ist schauderhaft.

Zur Zeit der französischen Republik wurde eine liederliche Weibsperson als Göttin der Freiheit verehrt. Der Arzt Lavergne beschreibt ihren Tod. Während des Deliriums wurde ich zu ihr gerufen, denn sie wollte ohne Priester und Arzt sterben. Das Gesicht einer Megäre ist mir nie so abscheulich vorgekommen, als das dieser Frau. Alle Ausschweifungen waren auf demselben abgeprägt. Ihr gelbes pergamentartiges Gesicht wurde mehrmal roth, ihre kleinen Augen sprühten Feuer, es verbreitete sich über dieses im Todeskampfe liegende Gesicht so viel Ruchlosigkeit, daß ich selbst erschauderte. Dieses durch Grausamkeit, Liebeshändel und seinen Republikanismus berüchtigte Weib verstand sich einige Tage später dazu, den Besuch eines Priesters anzunehmen und beichtete. Aber nie verstand sie sich dazu, das heilige Altarssakrament zu empfangen. Sie sagte: Die Vorwürfe meines Gewissens über meine vielen Sünden machen, daß ich einen hundertfachen Tod leide, ehe ich sterbe. Will mir Gott verzeihen, so mag er mich mit demselben Auge ansehen, wie meine Namenspatronin, die heilige Magdalena. Sie hat auch nicht kommunizirt. Endlich starb sie; eine häßliche Leiche, sagt der Arzt.

Freigebigkeit.

Freigebigkeit für Gott und die Kirche.

Zu Gottes und der Kirche Ehre muß man kein Opfer scheuen. Zu Schwyz in Tyrol sehnten sich die gesammten Einwohner, Jesuiten zu haben und bauten ein Kollegium. Die Kirche ward mit Eifer von Wohlthätern erbaut. Den Hochaltar zu errichten, haben die Jungfrauen übernommen; zu diesem Zwecke bildeten sie einen Verein, nachdem sie das Ihrige schon mit großmüthigem Herzen gethan. Viele opferten dem Herrn zu diesem heiligen Zwecke, sogar ihren Schmuck, ihr Gold und Silber. Da jedoch der edelmüthige Eifer des wenig bevölkerten Fleckens, der reicher ist an Glauben und Biedersinn, als an den Gütern dieser Erde, nur erst spät zum Ziele gekommen wäre, so ließen diese Jungfrauen eine Einladung drucken und vertheilten sie an Bekannte und Unbekannte und nicht ohne Erfolg. Es gibt noch vielen guten Sinn in der Christenheit und es bedarf zuweilen nur einer Anregung.

Freigeisterei.

Die Freigeister läugnen, was sie nicht verstehen.

Ein französischer Gelehrter wurde von seiner Regierung einst in die nördlichsten Gegenden Europas gesendet, um dort einige astronomische Beobachtungen anzustellen. In der Jahreszeit, da er nach Lappland kam, fand er die Menschen, die in diesem unwirthlichen Lande wohnen, noch in ihren finstern Winterquartieren, ihren unterirdischen rußigen Hütten, wo sie, in dichten Qualm gehüllt, bei ihren Feuern saßen. Neugierig drängten sich alsbald die Bewohner der ganzen Umgegend, Lappen und Samojeden, um den Fremdling her, betrachteten seine Zeichnungen und Instrumente, besahen kopfschüttelnd die Globen, das Astrolab, die Fernröhre, ließen sich diese Dinge erklären und brachen endlich in ein lautes Gelächter aus. Wahrhaftig, rief der Vornehmste unter ihnen, du, dein Gebieter und dein Volk müssen den Verstand verloren haben, daß sie sich mit solchen Albernheiten beschäftigen! Den Astronomen entrüstete dieser Spott gar sehr. Es wundert mich nicht, sprach er, euch so reden zu hören. Ihr, die ihr in immerwährenden Finsternissen wohnet, in Erdhöhlen schlafet und nichts, als Nebel, Schnee und Nordlichter um euch sehet, wie sollt ihr von höheren Dingen einen Begriff haben, wie könnt ihr anders, als darüber spotten? Als die Polarbewohner diese Worte hörten, die ihrer Ehre so nahe traten, erhoben sie ein wildes Geschrei und drangen auf den Sternkundigen ein, der Mühe genug hatte, ihren Händen zu entkommen. — Gerade so gewiß, als die Kenntniß der Astronomen, ist die katholische Religion; aber gerade so unwissend sind die Freigeister und Freidenker darin, wie die Lappen in der Kenntniß jener Wissenschaft und gerade so verfolgen und verhöhnen sie die Katholiken, wie jene den Astronomen; und gerade so eingebildet und voll Dünkel sind sie, daß sie glauben, sie allein hätten die Weisheit, alle Übrigen seien unwissend und dumm; manches Schulkind weiß mehr von der Religion, als die Freidenker.

Freimaurer.

Der Freimaurer ist ein schlechter Kerl.

Die Garibaldianer, diese italienischen Freimaurer, hatten in Südtyrol Alles in Beschlag genommen. Auch die ansehnlicheren Familien mußten ihre Lagerstätten hergeben, und sich mit einem Heulager begnügen. Namentlich hatten es die Garibaldianer auf jeden Pfarrhof abgesehen, da sie die Geistlichkeit beschuldigten, daß ihretwegen das Volk für die Piemontesen sich unthätig zeige. Größer, als die Last der Einquartierung ist der Schaden, den die Verwüstungen des Feindes angerichtet haben. Viele Felder sind total verwüstet. Auch andere Beschädigungen kamen oft vor. So wurden z. B. alle Heuschupfen aufgesprengt, das Heu weggeschleppt und zu Lagerstätten verwendet, was mit Rücksicht auf die hier vorherrschende Viehzucht von besonderem Nachtheile ist. Mehr aber, als die Verwüstungen in Haus und Flur empörte die Bevölkerung die sittliche Haltung der Garibaldianer. Von welch frivoler Gesinnung diese

Freischaaren waren, zeigen Hunderte von Thatsachen. Sie stießen fortwährend die abscheulichsten Fluchworte, Gotteslästerungen und die gräßlichsten Drohungen aus und erhöhten den Schrecken, den sie unter dem armen Volke verbreiteten, insbesondere noch durch ihr unvorsichtiges Umgehen mit geladenen Gewehren. Die Leute waren im Hause und auf dem Felde nicht sicher, unversehens erschossen zu werden. Selbst unter sich haben die Garibaldianer durch Unvorsichtigkeit im Umgange mit dem Gewehre Leute verwundet oder erschossen.

Freitag.

Der Freitag ist kein Unglückstag.

Der Freitag gilt Vielen als ein Unglückstag, weil der Heiland an diesem Tage von seinen Feinden gekreuzigt wurde. Man erzählt sich Geschichten und Anekdoten, welche diesen sechsten Wochentag als einen unheilbringenden darstellen, da man doch gerade diesem Tage alles Gute zutrauen sollte, weil ja der Heiland an demselben die Welt erlöset und uns alles Gute für Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit erworben hat. Columbus fuhr am Charfreitage mit seinen Schiffen aus und entdeckte Amerika, und einer der berühmtesten Industriellen Oesterreichs, einer der glücklichsten Emporkömmlinge, der erst vor Kurzem verstorbene Bierbrauereibesitzer zu Schwechat, Herr Dreher, hat, seiner eigenen Erklärung zu Folge, alle seine wichtigen Unternehmungen mit Vorliebe an einem Freitage begonnen. Der Marquis Jeremias von F. war an einem Freitage geboren. Als Kind sehr kränklich und rhachitisch, wurde er von seiner abergläubischen Mutter mit besonderer Zärtlichkeit gepflegt, besonders am Freitage bewachte die Mutter ihr Kind sorgfältig und nährte es selbst. So wuchs der Junge allmälig heran, bis er das zwölfte Jahr erreichte, ohne lesen und schreiben zu können. Das Einzige, was seine Mutter ihm zu thun gestattete, war das Reiten auf einem hölzernen Pferde. Dieses harmlose Vergnügen wurde für ihn verhängnißvoll. Eines Tages tummelte er sich unter Aufsicht der Mutter auf seinem Pferde auf einem Grasplatze herum, hatte aber das Unglück, zu stürzen, und am Rückgrat sich so zu verletzen, daß er sein Lebtag daran zu leiden hatte. Das geschah an einem Freitage. Dieser Fall war ein günstiger Wendepunkt im Leben des jungen Marquis. Von diesem Augenblicke an begannen sich seine geistigen Kräfte zu entwickeln, er fing an, ernstlich zu studiren und nach acht Jahren etwa sollte er die Universität von Padua besuchen. Der Lehrkurs begann an einem Montage, und um noch rechtzeitig anzukommen, sollte der Marquis an einem Freitage abreisen. Doch dieß gab seine Mutter nicht zu, deßwegen kam er zu spät. Er besuchte als freiwilliger Hörer die Kollegien. Nach der Anleitung seiner Mutter unternahm er nichts an einem Freitage. Es kam die Osterwoche heran. Fromm erzogen, besuchte er am Charfreitage die Kirche. Er begab sich in eine Kapelle, um zu beten und erblickte mit Einemmal neben sich ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit knieen, das aber die Blässe des Schmerzes auf ihrem Gesichte trug. Und gerade dieß machte sie in den Augen des Marquis so interessant, daß er sofort sich ihr näherte, ihre Bekanntschaft machte und bereits am andern

Tage um ihre Hand freite. Er dachte nicht daran, daß es ein Freitag war und er wartete nur auf die Erlaubniß seiner Mutter und auf die Flüssigmachung seines väterlichen Erbtheils, um zu heirathen. Da erhielt er einen schwarz versiegelten Brief. Und was las er? Sein künftiger Schwiegervater war gestorben und seine Braut war im Begriffe, in ein Kloster zu gehen. Der Brief machte ihm unbeschreiblichen Schmerz. Das Mädchen starb bald darauf im Kloster. Von da ab war er ganz melancholisch und er verübte derartige Streiche, daß er endlich von der Universität ausgeschlossen wurde. Ohne sich ein Lebensziel vorzustecken, lebte Jeremias als echter Landjunker auf seinen Gütern, sich bloß mit Jagd und Fischerei beschäftigend und er wäre in dieser Beschäftigung gestorben, wenn ihn nicht ein Zufall diesem eintönigen Leben entrissen hätte. Als er nämlich eines Tages von der Jagd heimkehrte, übergab ihm sein Sekretär einen Brief. Ein alter Onkel, der Bruder seiner Mutter, der sich sonst nie viel um ihn gekümmert hatte, lag auf dem Sterbebette, und wünschte nun plötzlich, daß sein Neffe ihn besuche, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die Einladung war dringend und obgleich sie an einem Freitage anlangte, beeilte sich Jeremias dennoch, sein Pferd zu besteigen und abzureisen, handelte es sich doch schließlich um eine große Erbschaft. Gleich am ersten Abend seiner Reise brach ein Donnerwetter los und der Regen goß in Strömen herab. Unserem Reisenden blieb nichts übrig, als sich in eine Hütte zu flüchten, welche am Saume eines Waldes lag. In dieselbe Hütte hatten sich aber kurz zuvor vier Räuber geflüchtet, welche ihn seines Pferdes, seiner Börse und seiner Kleider beraubten. Hierauf ließen sie ihn allerdings laufen und Jeremias mußte nun trachten, in diesem elenden Zustande das Schloß seines Oheims zu erreichen. Dieser war ganz erstaunt und gerührt, als er von dem Mißgeschicke seines Neffen hörte. Der Onkel starb und vermachte seinem Neffen seinen Namen und die Hand seiner einzigen Tochter. Eines Abends saßen der Marquis und seine junge Frau beisammen und den Gegenstand ihres traulichen Gespräches bildete — der Freitag. Ich glaube, sagte Jeremias, daß alle die kleinen Unglücksfälle, die mir an einem Freitage widerfuhren, sich immer zum Guten wendeten. Mein Sturz, den ich in der Kindheit that, hat mir allerdings das Rückgrat verletzt, aber andererseits meinen Sinn für die Wissenschaften ausgebildet; denn seit damals habe ich angefangen, mit Lust und Liebe zu studiren und habe Geschmack am Wissen gefunden. Was meine erste Liebe zu Pauline anbelangt, so hat sie mir ein Freitag gegeben und ein Freitag genommen und ich habe dafür zehnfachen und hundertfachen Ersatz an dir. Hätte ich die liebenswürdige, aber leider brustkranke Pauline geheirathet, so wäre ich jetzt vielleicht Vater von kränklichen Kindern. Und siehst du, fuhr er fort, mein Onkel hätte mir weder seinen Namen, noch deine Hand, noch hunderttausend Livres Rente hinterlassen, wenn ich nicht trotz alles Ungemachs, das mir an jenem Freitage widerfuhr, mich beeilt hätte, ihn am Krankenbette zu besuchen und seinen Segen zu erhalten. Und darum rufe ich aus: Es lebe der Freitag! Der Freitag ist ein Glückstag. Und wenn uns Gott einen Sohn schenkt, so wünsche ich nur, daß er an einem Freitage zur Welt käme.

Fremde.

Fremde beherbergen ist eine große Wohlthat, besonders im Winter.

Der heilige Franz von Sales mußte einst Ende Novembers nach Turin reisen, wohin er vom Herzog und vom päpstlichen Nuntius berufen war. Die ungeheuere Menge Schnee, die gefallen war, und ein furchtbarer Nordwind, der schneidend wehte, machte die Kälte unerträglich. Die überschneiten Wege waren nicht mehr zu erkennen und die Abgründe, von welchen sie umgeben waren, flößten selbst den Bewohnern dieser wilden Länder, die am meisten daran gewöhnt waren, Entsetzen ein. Täglich kamen Nachrichten von Menschen, die erfroren waren und die man am Wege todt gefunden hatte. Diese Hindernisse erschreckten selbst die Entschlossensten, und Niemand war, der nicht überzeugt gewesen wäre, der Herzog wolle diese Reise in dieser Jahreszeit nicht ernstlich. Die wenigen Freunde, denen er seine Reise mitgetheilt hatte, widersetzten sich vergeblich; er reiste ab, als man es am wenigsten vermuthete, nur von einem einzigen Diener begleitet, den er mehr bedauerte, als sich selbst, dessen er jedoch durchaus nicht entbehren konnte. Meist ging er ohne Wegweiser; was immer er anbieten mochte, konnte sie nicht bewegen, in einer so entsetzlichen Witterung zu gehen, und er war beinahe immer nothgedrungen, an die allgemeine Kenntniß sich zu halten, die er und sein Diener von diesem schauderhaften Lande hatten. Endlich kam er nach unsäglichen Mühsalen, mitten unter einem wüthenden Sturme im Kloster des St. Gotthartsberges an und sowohl er, als sein Diener und seine Rosse waren halb vor Kälte erstarrt. Dieses Kloster war für Reisende gestiftet, die über die Berge zogen und die Schweizer haben diese wohlthätige Stiftung in ihrem freigeistigen Sinne aufgehoben!

Die Fremden beherbergen die Wilden zur Beschämung der Christen.

Die wilden Susquehannahs-Indianer in Nordamerika übten die Barmherzigkeit gegen Fremde, ohne das christliche Gebot zu kennen, zur Beschämung mancher Christen. Ihre Art und Weise, ihre eigenen Dörfer zu besuchen, hat besondere Regeln. Der Reisende tritt nicht Knall und Fall in ihr Dorf ein, sondern gibt erst Kunde von seiner Annäherung. Sobald sie daher nahe genug gekommen, um gehört zu werden, halten sie und rufen sie an, hier abwartend, bis man sie zum Eintritt einladet. Gewöhnlich kommen zwei alte Männer heraus und führen den Fremdling hinein. In jedem Dorfe befindet sich eine leere Wohnung, das Fremdenhaus genannt. Hier wird man untergebracht, indeß die Alten von Hütte zu Hütte herumgehen, die Bewohner mit der Ankunft der Reisenden bekannt machend, welche wahrscheinlich hungrig und müde seien. Da sendet denn Jedermann herbei, was er an Lebensmitteln und Thierhäuten zum Ruhelager entbehren kann. Haben die Fremdlinge sich erfrischt, dann bringt man Pfeifen und Tabak, und dann und nicht eher beginnt die Unterhaltung mit den Fragen, wer der Gast sei, wohin des Weges, was Neues

es gebe? Und gewöhnlich endet sie mit Dienstanerbietungen, sofern man Führer oder sonstige Bedürfnisse zur Fortsetzung der Reise braucht und nichts wird verlangt für die ganze Bewirthung. So benehmen sich Wilde gegen Fremde ohne Christi Gebot zu kennen.

Fressen.

Das unmäßige Fressen ist eine Haupt- und Todsünde.

Einen vorzüglich guten Appetit zeigten die Preußen 1866 in Wlaschin in Böhmen. Siebenzehn preußische Kürassieroffiziere wurden während der Invasionszeit im dortigen Schlosse einquartiert. Was so ein Offizier brauchte, um den Anforderungen seines Magens gerecht zu werden, davon hat Niemand einen Begriff. Vor der Suppe nahm er eine halbe Bouteille Schnaps zu sich, der Suppe unmittelbar folgte eine Maß Pilsner Bier, das Mittagsmahl bestand aus vier Gängen, einer bis zwei Flaschen Rothwein und einer Bouteille Champagner, darauf folgte Kaffee. Abends begann dann das Gelage von Neuem. Minder wählerisch war die Mannschaft in ihren Genüssen. Zum Frühstück nahm der Einzelne eine Maß Bier zu sich, darauf folgten sauere Gurken, die zum Ueberfluß mit Butter, mit fein gehacktem rohem Schweinefleische bestrichen, zur Abwechslung auch oft bloß mit zerriebenem Lebkuchen bestreut wurden, als Magenschluß wurde dann eine Quart Rum, Cognac oder sonst ein geistiges Getränke eingenommen. Auf Butterbemchen waren die Preußen aber auch närrisch versessen, so daß in Ermanglung von Butter Rindsfett und Schweineschmalz als Surrogat aushelfen mußte, ja einige dieser Butterfreunde suchten bei einem Kaufmanne nach Käse, fanden keinen, dafür ein Fäßchen Preßhefe; man kostete, fand sie nicht übel, rief Kameraden herbei und in weniger als einer Viertelstunde war die Preßhefe als Brodbeleg in die preußischen Magen gewandert. Die preußisch-protestantischen Soldaten haben keinen Katechismus und wissen nicht, daß Völlerei im Essen und Trinken unter die sieben Haupt- und Todsünden gehört.

Freude.

Gott hat die Freuden weise vertheilt.

Jede Jahreszeit hat ihre Freuden; der Frühling Gesang der Vögel und Blumen; der Sommer reife Saaten; der Herbst Ernte und Obst; der Winter Schlittenfahrt, Zurückgezogenheit und leichte Beschäftigung in der warmen Stube. Eben so sind die Freuden im Leben vertheilt; die Kindheit spielt; die Jugend unterhält sich bei Tanz und in der Liebe; der Mann gründet sein Haus; das reifere Alter versorgt die Kinder; die Greise freuen sich der zarten Enkel, lieben sie und leben in ihnen gleichsam wieder auf.

Freund.

Wahre Freunde müssen zu Opfern bereit sein.

Im alten Griechenlande waren zwei Freunde, Orestes und Pylades, welche mitsammen eine Reise nach Tauris machten, wo man den Göttern auch Menschen opferte. Die Taurier feierten eben ein Fest, und sie beschlossen, einen von diesen beiden Fremdlingen zu opfern. Zu entfliehen war nicht möglich, daher bot sich Pylades großmüthig zum Opfer dar. Aber Orestes, ebenso edeldenkend als er, drängte sich heran, um für seinen Freund zu sterben. Dieser schöne Wettstreit rührte Jedermann, am meisten aber die Priesterin, die, selbst eine Griechin, für das Schicksal der beiden jungen Griechen innige Theilnahme fühlte. Als sie die Geschichte des Orestes vernommen, fiel sie ihm weinend um den Hals und rief: O du mein lieber Bruder, den ich in Windeln verließ, sieh mich an, ich bin deine Schwester. Laß uns fliehen, mein Bruder, die Mittel sollen uns nicht fehlen! Sie entdeckten ihre Schicksale dem Könige des Landes, der sie ruhig ziehen ließ.

Mädchen sollen ihre Freunde prüfen.

Manlius von Sinzerau hatte einen guten, ja besten Freund, der geschworen hat, für ihn das Leben hinzugeben. Manlius wollte ihn einmal prüfen und sagte zu ihm: Wir müssen unsere Freundschaft bethätigen, laß uns niederknieen und drei Glasel Wein austrinken! Sie knieen nieder, unterdessen fängt Manlius eine Geschichte weit und breit an und macht absichtlich kein Ende. Steh' doch auf, sagte der andere Freund, wer kann denn so lange knieen! Was, sagt Manlius, du bist mir ein sauberer Freund, du kannst nicht einmal eine Viertelstunde knieen und hast geschworen, für mich zu sterben! Jetzt sehe ich, daß du nur ein Weinfreund bist! — Wie oft hat dir, liebes Mädchen, dieser Jüngling versprochen: Ich will für dich sterben! Prüfe nur einmal seine Liebe, er soll für dich etwas Schweres thun; z. B. dich nicht anrühren, oder dich vier Wochen nicht besuchen; und du wirst sehen, daß er nicht dich, sondern nur sich selbst, seine Wollust geliebt hat.

Freundschaft.

Treue Freundschaft hat hohen Werth.

Unter dem Tyrannen Dionys in Sizilien lebte ein berühmtes Freundespaar, Damon und Pythias. Einer von Beiden ward zum Tode verurtheilt. Er bat den Tyrannen, ihm noch eine Frist von drei Tagen zu erlauben, um eine Reise zu den Seinigen zu thun, mit denen er noch einige wichtige Familienangelegenheiten abzumachen habe. „Zur Sicherheit, daß ich dir nicht entrinne, stelle ich hier meinen Freund als Bürgen in's Gefängniß; er wird an meiner Stelle sterben, wenn ich nicht zur bestimmten Stunde wiederkomme." Dionys erstaunte, als der Freund die Bürgschaft willig übernahm und um der Seltenheit der Sache willen ließ er den Andern reisen. Der Tag erschien, an

dem er zurückzukommen versprochen hatte, aber Niemand glaubte, daß er Wort halten würde, nur der Freund im Gefängnisse blieb ruhig. Die Diener schickten sich an, den Bürgen an der Stelle des Entlaufenen zum Richtplatze zu führen, als dieser eben kam, und sich den Henkern darbot. Der Tyrann erstaunte über diese Treue, schenkte Beiden das Leben und bat sie, ihn als den Dritten in ihre Freundschaft aufzunehmen. Ob sie das auch wohl konnten?

Wahre Freundschaft hat hohen Werth.

Eine Fabel erzählt: Ein Hund und ein Hahn schlossen Freundschaft und wanderten zusammen in die Fremde. Eines Abends konnten sie kein Haus erreichen und mußten im Walde übernachten. Da sah der Hund eine hohle Eiche, worin für ihn eine treffliche Schlafkammer war. Hier wollen wir bleiben, sagte er zu seinem Kameraden. Ist mir auch recht, sagte der Hahn, aber ich schlafe gerne in der Höhe. Damit flog er auf einen Ast, wünschte dem andern eine gute Nacht und setzte sich zum Schlafen. Als es nun Tag werden wollte, fing der Hahn an zu krähen; denn er dachte, es sei bald Zeit zum Weiterreisen. Das Krähen hatte der Fuchs gehört, dessen Wohnung nicht weit davon war und schnell war er da, um den Hahn zu fangen. Da er aber den Hahn so hoch sitzen sah, dachte er: Den muß ich durch gute Worte herunter locken, denn so hoch kann ich nicht klettern. Er machte sich ganz höflich herbei und sprach: Ei, guten Morgen, lieber Herr Vetter! Wie kommst du hieher? ich habe dich gar zu lange nicht gesehen! Aber du hast dir hier gar keine passende Wohnung gewählt und wie es scheint, hast du auch noch nicht gefrühstückt; wenn es dir gefällig ist, in mein Haus zu kommen, so werde ich dir mit frischem Brode aufwarten! Der Hahn kannte aber den alten Schelm und es fiel ihm nicht ein, herunter zu steigen. Ei, sagte er, wenn du ein Vetter von mir bist, so werde ich recht gerne bei dir frühstücken; aber ich habe noch einen Reisegefährten, der noch schläft; wecke ihn, so können wir gleich mit dir gehen. Der Fuchs, welcher meinte, er könne noch einen zweiten Hahn erwischen, lief schnell nach der Oeffnung, wo der Hund lag. Dieser aber war wach und hatte Alles angehört, was der Fuchs gesprochen hatte und freute sich, den alten Betrüger jetzt strafen zu können. Ehe der Fuchs es sich versah, sprang der Hund hervor, packte ihn an der Kehle und biß ihn todt. Dann rief er seinen Freund vom Baume herunter und sagte: Wenn du allein gewesen wärest, hätte dieser Bösewicht dich umgebracht. Aber laß uns aus dem Walde eilen! Es sind nicht alle Freunde, die freundlich thun; der wahre Freund hat großen Werth.

Frevel.

Frevel an Heiligen bestraft Gott schon hier.

Vor der Schlacht bei Wagram 1809 kamen französische Soldaten nach St. Veit in Oesterreich, unweit Wien, wo der Erzbischof ein Schloß hat, welches zu dieser Zeit zum Spital für Verwundete eingerichtet war. Die Franzosen kamen in die Kirche zu St. Veit, um zu plündern, fanden aber Nichts.

Am Altare stehen zwei Heiligenstatuen in Lebensgröße, der heilige Petrus mit den Schlüsseln und der heilige Paulus mit dem Schwerte. Da ging ein Soldat, ein Elsaßer, hin, betrachtete die Statue des heiligen Paulus und sagte: Was brauchst denn du, elende Figur, ein Schwert? Zu gleicher Zeit schlug er mit seinem Säbel nach der Statue und hieb den Arm mit dem Schwerte ab, so daß sie herab fielen. Gleich darauf fiel die Schlacht vor. Unter anderen verwundeten Soldaten kam einer in's Schloß nach St. Veit, dem der rechte Arm vom Ellbogen ab fehlte. Ach, sagte dieser Soldat zu seinen Kameraden, ich habe gefrevelt, habe dem heiligen Paulus den Arm mit dem Schwerte abgeschlagen, nun hat mir Gott durch eine Kanonenkugel ebenfalls zur Strafe meinen rechten Arm genommen. Er bekehrte sich und wurde ein Anderer.

Gott bestraft den Frevel an Todten.

Die immer mehr um sich greifende Glaubenslosigkeit führt die jetzige Menschheit nicht nur zur allmäligen Entsittlichung, zur Mißachtung der Religionsgebräuche, sondern auch geradezu zur Entheiligung geweihter Stätten. In einer Gebirgsgemeinde saßen am Sonntage spät in der Nacht mehrere junge Burschen im Gasthause bei vollen Weinhumpen, lärmend und prahlend; denn jeder derselben wollte der Unerschrockenste sein und keine Furcht kennen. Diese und leider wohl auch viele andere Burschen pflegen die Sonn- und Feiertage nicht zur religiösen, geistlichen und leiblichen Erholung zu benützen, sondern sie vergeuden die Zeit der Festtage zu Saufgelagen, zu Spiel, Zank, Streit und zur Entäußerung aller christlichen und menschlichen Gefühle. Die vorerwähnten Burschen also saßen und tranken und sprachen im tollen Uebermuthe über Dinge, die keinesfalls ein Wirthshausgespräch sein sollen und unter gesitteten Menschen auch nie sein können. Es sträubt sich die Feder, das ganze tolle Geschwätz zu Papier zu bringen, doch den Schluß zu besprechen, scheint mir gebotene Pflicht, damit sich Andere an dem unglückseligen Ausgange des Saufgelages spiegeln können. Es bot nämlich einer der Burschen einem zweiten eine Wette an, daß dieser sich nicht getraue, auf den Friedhof zu gehen, einen Todtenkopf zu holen und in der Gesellschaft vorzuzeigen. Die Wette kam zu Stande. Zwei der Burschen gingen zur Kontrolle dem frechen Wagling in der Ferne nach. Es schlug am Kirchthurme eben die zwölfte Stunde, als dieser, sich bekreuzend, in den Friedhof trat und am ganzen Körper bebend zwischen den Gräbern nach jenem Orte schritt, an welchem, wegen Mangel eines Todtenhauses die ausgegrabenen Knochen sich befanden. Da nahte er sich einem Grabe, an dessen beiden Seiten je eine Trauerweide steht, zwischen denen soeben im hellen Mondlichte eine hohe, in weißes Linnen gehüllte Gestalt mit der Hand drohte und sich gegen den Frevler zu bewegen begann. Diesen aber erfaßte der Schrecken, er rief: Jesus, Maria und Joseph stehe mir bei! Er wendete sich um, im rasenden Laufe verließ er die geweihte Stätte. Und als er einen über den Bach führenden Steg ohne Geländer überschreiten wollte, glitschte er aus, fiel in den Gebirgsbach, aus welchem er nach vollen zwei Stunden mit einem doppelten Beinbruche durch zufällig Vorüberkommende

herausgezogen und nach Hause gebracht wurde. Er ist jetzt noch an sein Schmerzenslager gebunden und hat somit Zeit, in der gerechten Strafe Gottes seinen Frevel zu bereuen. Die weiße Gestalt aber war Niemand Anderer, als einer der sauberen Brüder, welcher sich während der Wette unbemerkt entfernte, vor dem Frevler am Friedhofe ankam und ihn erschreckte. Doch auch diesen Burschen überkam eine Todesangst. Auch er ergriff die Flucht. Und als er in die Nähe der zur Kontrolle bestellten Bursche, mit dem Leintuche umhüllt, im rasenden Laufe herankam, da wurden auch diese beiden von panischem Schrecken befallen und liefen vor dem vermeintlichen Rachegeiste in wilder Hast davon. Der den Geist vorstellende Bursche liegt gegenwärtig an einem hitzigen Fieber schwer darnieder und meiden auch die anderen zwei Bursche seit der beschriebenen Nacht die Zechgelage. So wurden die Frevler schnell von der Strafe Gottes ereilt.

Gott straft frevelhafte Reden.

In Mindelheim wurde 1855 nach Ostern Mission gehalten. Der Missionär ermahnte die Leute, die Buße und Bekehrung auch nicht bis auf Morgen zu verschieben. Ein junger Bursche aus Baisweil machte sich lustig über die Worte: Ueber ein Jahr werden Viele, die jetzt hier versammelt sind, nicht mehr leben! An diesem Burschen ging es vorerst in Erfüllung; er ward noch an demselben Tage erschlagen. Er ging nach Hause, unterwegs kehrte er mit seinem liederlichen Schleppsacke ein, betrank sich, zankte zu Hause mit Vater und Geschwistern, wie immer, weil er ein Spieler und Säufer war und drohte ihnen sogar öfter mit dem Tode. Der eine Bruder war bereits zu Bette im oberen Stocke und hatte gesagt, heute nicht mehr hinunter zu kommen und möge der Bruder noch so wild thun. Aber der Skandal dauerte zu lange, der Bruder erscheint bewaffnet, der Betrunkene zieht das Messer, der Andere kommt mit einem Streiche auf den Kopf zuvor; am anderen Tage war der liederliche Bursche eine Leiche, ohne die heiligen Sterbsakramente empfangen zu haben. Hier ist die strafende Hand Gottes sichtbar!

Frevel gegen das allerheiligste Altarssakrament bestraft von Gott.

Bei Freiburg in der Schweiz ist ein Wirthshaus. Allda hatte sich 1346 eine Menge jungen Volkes versammelt, getanzt und allen Muthwillen getrieben. Ein Priester ging mit dem Hochwürdigsten Gute vorbei, der Sakristan läutet, sie wurden ermahnt, mit Tanzen aufzuhören, tanzten aber fort und eine Person sagte sogar: Meines Vaters Schweine haben viele solche Glöckchen anhängen. Da sie nun forttanzten, entstand sogleich ein Wolkenbruch, das ganze Thal wurde überschwemmt, alle Häuser wurden eingerissen, alle Menschen und alles Vieh ging jämmerlich zu Grunde. Auch hat man von den Todten nichts mehr gefunden als etliche kleine Kinder, die in ihren Wiegen auf Bäumen hängen geblieben waren.

Friede.

Frieden stiften unter Entzweiten ist christlich.

Der Sekretär, ein Raubvogel aus dem Geschlechte der Falken, läßt sich zähmen, und lebt sodann mit dem Hausgeflügel ganz vertraulich und friedlich; er selbst beleidigt es nicht, neckt und verfolgt es nicht, obwohl er der stärkere ist; er kann es aber auch nicht ruhig ansehen und dulden, wenn Streitigkeiten und Kämpfe zwischen ihnen vorfallen; er macht dann den Richter, den Versöhner, geht zwischen sie, treibt sie auseinander, schützt die Schwächeren, straft die Unversöhnlichen und Boshaften. Das thut ein Raubvogel, ein wildes Thier! Und der Mensch, der Christ zerstört den Frieden, beleidigt, fügt Unrecht zu, fängt wegen Kleinigkeiten Zank und Streit an! Der Mensch, der Christ sieht mit kaltem Blute seine Mitdienstboten, seine Geschwister, seine Kinder, seine Nachbarn in Feindschaft, in Streit und Haß leben, er sieht sie Rache üben und thut nichts, um sie zu versöhnen. Es wäre das zuweilen ganz leicht. Er dürfte dem Beleidiger bescheiden sein Unrecht begreiflich machen und ihn ermahnen, es gut zu machen; dürfte den Beleidigten durch das Beispiel Jesu zur Versöhnlichkeit ermuntern; dürfte jenen entschuldigen, sie allmählig näher bringen und die Aussöhnung vollenden. Dagegen sieht er ganz kaltblütig zu, wie sie sich hassen, verfolgen und zeitlich und ewig unglücklich machen. Ist das christliche Liebe? Wer Gutes zu thun weiß und es nicht thut, dem ist es Sünde.

Leidenschaftliche Gemüther gerathen leicht in Unfrieden.

Leidenschaften entzweien die Gemüther und verhindern die Aussöhnung; besonders Zorn, Habsucht, Stolz. Es gibt Keiner nach, jeder erboßt sich, jeder schimpft und lästert; die Gemüther entfernen sich immer weiter, die Feindschaft wird immer größer, die Aussöhnung schwerer. Sie gleichen zwei Elfenbeinkugeln auf dem Billard; wenn sie von den Spielern mit gleicher Kraft, in gerader Richtung gegen einander gestoßen werden, so prallen sie von einander ab, fliegen mit gleicher Geschwindigkeit rückwärts oder seitwärts und entfernen sich weit von einander.

Dem Christen muß der Friede über Alles gehen.

Einst erfuhr der heilige Vinzenz von Paul, daß der Vorstand einer geistlichen Genossenschaft auf ihn böse sei. Sogleich ging er zu ihm und bat ihn fußfällig um Vergebung, wenn er ihn sollte beleidigt haben. Allein statt sich aussöhnen zu lassen, begegnete ihm dieser mit Verachtung und beleidigenden Worten. Als man nach einiger Zeit einiger Paramente bedurfte, die man von eben diesem Vorstande bisher entlehnt hatte, fragten ihn die Seinigen, was zu thun sei. Vincentius antwortete: Gehet nur wieder hin zu ihm und bittet ihn in meinem Namen, daß er sie euch wieder leihen wolle. Als diese dem besagten Vorstande die Bitte des Vincentius vortrugen, rief er voll Verwunderung: Wie, denkt denn der Herr Vincentius nicht mehr daran, wie sehr ich ihn beleidigt

habe? Ist dieses die Rache, die er dafür nimmt? Es ist doch etwas Göttliches in diesem Manne, jetzt erkenne ich, daß der Geist Gottes in ihm wohnt. Dann ließ er ihnen nicht nur die erbetenen Paramente ausfolgen, sondern begab sich auch selbst nach St. Lazarus, wo ihn Vincentius mit innigster Freude empfing.

Den Frieden soll man mit äußerster Nachgiebigkeit zu erhalten suchen.

Der heilige Vinzenz mußte einst auf Befehl der Königin in Fontainebleau eine Mission halten und da diese sehr zahlreich besucht wurde, stellte sich dort auch ein Ordensmann ein, dessen Predigten aber wenig Beifall fanden. Kaum erfuhr Vincentius, daß sich dieser gute Mann dadurch gekränkt fühle, so erwirkte er von der Königin die Erlaubniß, seine Priester zurückrufen zu dürfen.

Der heilige Vinzenz wurde einst auf seiner Durchreise durch einen Flecken ersucht, zu predigen, weil der bestellte Prediger nicht ankam. Vinzenz weigerte sich; weil aber das Volk nicht aufhörte, in ihn zu dringen, gab er endlich nach, doch unter der Bedingung, die Kanzel wieder verlassen zu dürfen, wenn der Prediger indessen eintreffen sollte. Dieser kam wirklich, als Vinzenz seine Rede begonnen hatte. Nun konnte ihn nichts mehr bewegen, seinen Vortrag fortzusetzen. Aus Besorgniß, den Ankommenden zu betrüben und zu beleidigen, verließ er sogleich die Kanzel und stellte sich in die Reihe der Zuhörer. — Selbst bei Errichtung neuer Missionshäuser hatte er den Grundsatz, davon abzustehen, wenn er sah, daß andere Ordensstände es ungern hatten oder sich in ihrem bisherigen Wirken beeinträchtigt glaubten.

Um Frieden zu erhalten, soll man Unrecht geduldig leiden.

Zwei leibliche Brüder hatten beschlossen, in ein Kloster zu gehen. Der Teufel suchte sie zu entzweien. Da zündete der Jüngere wie gewöhnlich Abends Licht an und setzte es auf den Leuchter. Der Teufel warf den Leuchter um, daß das Licht erlosch und benützte diese Gelegenheit, Streit unter ihnen anzustiften, indem er den älteren Bruder zum Zorn reizte, daß er den jüngeren schlug. Dieser aber warf sich zur Erde nieder und bat den andern Bruder um Verzeihung, er wolle gleich wieder Licht machen. Weil dieser nun keine feindselige Antwort gab, entwich der böse Geist beschämt und ein Götzenpriester hörte diesen Teufel seinem Obersten berichten, er könne die Brüder nicht entzweien, weil der jüngere in seiner Friedfertigkeit lieber Unrecht leidet, als eine feindselige Antwort gibt. Als dieß der Götzenpriester hörte, wurde er ein Christ und befliß sich eifrigst der Demuth, der Sanftmuth und der Friedfertigkeit.

Den Frieden soll man um jeden Preis zu erhalten suchen.

Einst kam ein fremder Einsiedler nach Cellia, wo eine Menge Einsiedler in Zellen wohnten und wünschte da zu bleiben; da bot ihm einer seine leere Zelle an. Nach der Zeit kamen sehr viele zu dem Fremden, um von ihm das

Wort Gottes zu hören. Darum wurde jener neidisch und dachte: Schon so lange Zeit wohne ich hier und doch kommen meine Brüder nur äußerst selten an den höchsten Festtagen zu mir und zu diesem Eindringling kommen die meisten Brüder fast täglich. Er sagte daher zu seinem Schüler: Gehe hin und sage jenem, er soll meine Zelle räumen, da ich sie selbst nöthig habe. Dieser ging zwar hin, aber um Verdruß und Feindschaft zu verhüten, richtete er ihm die beleidigenden Worte seines Abtes nicht aus, sondern sagte: Mein Abt schickt mich zu dir, und läßt fragen, wie du dich befindest; denn er hörte, du seiest krank. Dieser ließ ihm zurücksagen, er solle für ihn beten, da er an heftigen Magenschmerzen leide. So schickte er seinen Schüler mehrmals mit beleidigenden Nachrichten zu ihm; der Schüler richtete sie aber nicht aus. Endlich ergriff jener Altvater, von Zorn und Neid entflammt, einen Prügel und machte sich auf den Weg, um den Fremden mit Schlägen auszutreiben. Sein Schüler aber, um den Ausbruch solcher Feindseligkeiten zu vermeiden, sprach zu ihm: Wenn du willst, mein Vater, werde ich vorausgehen und sehen, ob nicht andere Mönche auf Besuch bei ihm sind, damit sie dich nicht verachten, wenn sie dich so sehen. Der Schüler lief also voraus und sprach zum Fremden: Mein Abt kommt, dich zu besuchen, gehe ihm dankbar entgegen, da er aus Freundschaft zu dir kommt. Dieser that auch so, eilte ihm voll Freude entgegen und als er ihn schon von Weitem erblickte, warf er sich zu Boden und bezeigte dem Altvater seine Verehrung und Dankbarkeit, indem er rief: Der Herr vergelte dir mit ewigen Gütern, daß du mir um Seines Namens willen deine Zelle abgetreten hast und Jesus Christus bereite dir im Himmel eine herrliche Wohnung. Als der Altvater diese Worte hörte, die so ehrerbietig waren, ließ er allen Groll fahren; umarmte ihn und lud ihn zum Essen in seine Zelle. Später fragte der Altvater seinen Schüler, ob er dem Fremden alle Worte ausgerichtet habe? Dieser bekannte nun den Hergang der Sache. Da sprach der Altvater zu ihm: Von heute an sollst du mein Vater und ich werde dein Schüler sein, weil du durch deine Klugheit eine bittere Feindschaft verhütet hast.

Die Heiligen beflissen sich, Frieden zu erhalten und den gestörten wieder herzustellen.

Wenn die heilige Isabella merkte, daß der König durch Zuträger auf Jemanden aufgebracht war, bemühte sie sich, seinen Zorn zu besänftigen, indem sie ihm den wahren Sachverhalt vorstellte. Aber auch bei den Unterthanen gab sie sich alle Mühe, Frieden zu stiften, theils durch eigenes Zureden, theils durch Andere. Wo die Versöhnung nur durch Schadenersatz hergestellt werden konnte, der Schuldner aber zu bezahlen nicht im Stande war, da übernahm sie selbst die Entschädigung und kaufte recht gern um ihr eigenes Geld den Frieden für Andere. Als der König mit seinem Bruder Alfons in Zwietracht gerathen war wegen streitiger Güter und Rechte, vermittelte sie dadurch den Frieden, daß sie ein bedeutendes Besitzthum, das ihr angehörte, dem Alfons übergab. Als einmal eine Grenzstreitigkeit auskam und es zum Kriege kommen sollte, vermittelte sie es, daß der Streit durch einen Schiedsrichter geschlichtet wurde.

Frieden stiften ist ein gutes Werk.

Es entstand einmal zwischen zwei Dörfern Streit wegen der Grenzen. Da der heilige Apollonius das vernahm, eilte er hinab, um Frieden zu stiften; sie aber wollten in der Hitze keinen Friedensvorschlag annehmen, weil die eine Partei sehr viel Vertrauen auf die Stärke eines Räubers setzte, welcher den Streit entflammt zu haben schien. Da Apollonius diesen Friedensstörer sah, sprach er zu ihm: Wenn du, mein Freund, mir den Frieden bewirken helfen willst, will ich meinen Gott bitten, daß er dir deine Sünden verzeihe. Der Mann hörte das und ohne Verzug fiel er dem Heiligen zu Füßen, und bat ihn darum und dann wandte er sich zu seiner Partei und machte, daß Alle in Frieden weggingen. Nach der Entfernung blieb er beim heiligen Apollonius und wurde selbst ein Heiliger.

Im Frieden blüht auch der zeitliche Wohlstand.

Scilurus, König von Sicilien, hatte achtzig Söhne. Als sie an seinem Todbette versammelt waren, ließ er sich ein Bündel von achtzig Pfeilen bringen. Einer um den Andern mußte versuchen, den Bund zu zerbrechen, das konnte Keiner. Dann ließ er einen einzelnen Pfeil herausnehmen und den Versuch machen; jetzt gelang es leicht. Aus diesem Bilde nahm er Veranlassung, sie zur Eintracht und zum Frieden zu ermahnen. Schon der alte Seneca sagt: Durch Eintracht nehmen kleine Dinge zu, durch Unfrieden aber gehen auch große Dinge auseinander. Das kann man sehen in jeder Ehe, wo Mann und Weib in Unfrieden leben; die Kinderzucht leidet, die Wirthschaft geht zurück.

Um Frieden zu erhalten, Opfer bringen.

Der heilige Ignatius ließ stets so viel von seinem Rechte nach, als das Gewissen ihm gestattete, um den Frieden mit dem Nächsten zu erhalten. Das Refektorium des Profeßhauses zu Rom war sehr finster, weil ein grämlicher Nachbar nicht gestatten wollte, in einer gemeinschaftlichen Mauer ein Fenster anzubringen, obgleich man das Recht dazu hatte. Ignatius suchte aber dessen ungeachtet keinen gerichtlichen Beistand, sondern zog es vor, mehr als acht Jahr in einem Zimmer zu essen, in welchem man fast gar nicht sehen konnte, als den Frieden nur im mindesten zu stören. Er geduldete sich so lange, bis man im Stande war, das Haus des Nachbarn zu kaufen und der Eigenthümer es freiwillig verkaufen wollte. Ignatius war der Ueberzeugung, Gott pflege reichlich zu vergelten, was man um des Friedens willen aus christlicher Liebe aufopfere.

Friedfertigkeit.

In der Friedfertigkeit beschämen uns die Thiere.

Die Schafe beschämen den Menschen in Betreff der Friedfertigkeit; sie stehen im Stalle enge und doch ruhig beisammen, keins beleidigt das andere; sie drängen einander nicht vom Futter, sie stoßen einander nicht und wenn sie

ja zusammenrennen, so geschieht das nicht aus Zorn, sondern aus Scherz, zur Aufheiterung. So sollten die Menschen einander ruhig leben lassen, nicht beleidigen, nicht gleich schimpfen, fluchen, schelten, raufen und schlagen.

Zur Friedfertigkeit gehört Geduld und Nachsicht mit den Menschen.

Einige Zeit vor seinem Tode legte Kaiser Karl V. die Regierung nieder und zog sich in das Kloster St. Juste zurück. Hier bewohnte er sechs Zimmer, ging mit den Mönchen in's Chor, die Tagzeiten zu beten, baute ein Gärtchen und übte sich zur Erholung in mechanischen Arbeiten, im Drechseln und Uhrenmachen. Einmal kam er auf den Einfall, zwei Uhren zu machen, welche ganz gleichmäßig gehen sollten, konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Da soll er gesagt haben: Zwei Maschinen kann ich nicht nach meinem Sinne richten und ich wähnte, alle Menschen nach meinem Kopfe zu drehen! Da nun die Menschen in ihren Ansichten, Wünschen und Bestrebungen so verschieden sind, so gehört Geduld, Nachsicht und ruhige Belehrung dazu, um den Frieden zu erhalten.

Der Friedfertige gibt nach.

Der heilige Severin war Bischof zu Ravenna, früher aber verehelicht. Als ihm seine Tochter starb, ließ er ihre Leiche in das Grabmal seiner unlängst beerdigten Gemahlin legen. Da das Grab nicht für Beide Raum genug hatte, sagte er: Weib, warum bist du mir lästig? Warum machst du deiner Tochter nicht Platz? Auf diese Worte des Heiligen rückte der Leib der Mutter zurück und trat der Tochter ihren Ort ab. So soll Jeder zu sich selbst sprechen, wenn ein Zwist entsteht und so soll es Jeder machen, wie die Frau des heiligen Severus mit ihrer Tochter, nämlich: nachgeben, dann wird gewiß der Friede erhalten und nicht gestört.

Den Friedfertigen liebt und segnet Gott.

Als der heilige Franz von Sales eines Abends in Rom, wo er die ehrwürdigen Tempel der Martyrer besucht hatte, in seine Herberge zurückkehrte, die er am Ufer der Tiber gemiethet hatte, fand er seine Dienstleute in Händeln und Streitigkeiten mit dem Wirthe begriffen. Die Ursache des Streites war folgende: Der Wirth wollte durchaus, sie sollten wo anders hinziehen, um einigen Personen vom Stande die Wohnung zu räumen, deren Reisewagen so eben angekommen war. Bisher war es nur bei Beschimpfungen geblieben; aber es wäre gewiß zu Schlägereien gekommen, wofern ihnen nicht der friedfertige Heilige gesagt hätte, der Wirth sei Herr seines Hauses, und sie sollten seinem Wunsche nachgeben. Nun mußte ein anderes Quartier gesucht werden und dieser verdrießliche Vorfall stimmte keineswegs zur äußersten Ermüdung des Heiligen. Doch die göttliche Vorsehung hatte diesen Vorfall zugelassen, damit er die Friedfertigkeit übe und um ihn zur Belohnung dafür aus einer Gefahr zu befreien, worin er unfehlbar umgekommen wäre. Kaum war er in die neue

Wohnung eingezogen, als ein furchtbarer Platzregen begann, der die ganze Nacht hindurch dauerte. Die Tiber, die ohnedieß schon stark angeschwellt war, trat nun furchtbar aus ihren Ufern, riß das Haus um, aus welchem er ausgezogen war, und Alle, die darin waren, kamen um's Leben, Niemand ausgenommen. Als die Fluthen wieder fielen, ließ es sich kaum erkennen, daß an diesem Orte eins der besten Gasthäuser Roms gestanden hatte. Seiner Friedfertigkeit hatte Franz sein und das Leben seiner Dienerschaft zu verdanken.

Jede heilige Messe, die wir hören, ermahnt uns zur Friedfertigkeit.

Als einst der heilige Vincentius von Paul schon die Meßkleider angezogen hatte, erinnerte er sich, daß ein Ordensmann einen Unwillen gegen ihn gefaßt habe. Da legte er die heiligen Gewande wieder ab, besuchte den guten Mann, bat ihn wegen des obwaltenden Mißverständnisses um Verzeihung und versicherte ihn, daß er sowohl für seine Person, als auch für den Orden desselben alle Hochschätzung trage. Dann kehrte er zurück, und las die heilige Messe voll der Beruhigung, den Befehl des Erlösers buchstäblich erfüllt zu haben.

Friedfertigkeit macht beliebt, Zank und Streit verhaßt.

Ich sah einst einen Knaben eine Anzahl Kühe auf die Weide treiben. Einer derselben hatte man ein Brett an die Hörner auf die Stirne vor die Augen gebunden. Auf meine Frage, warum man mit dem armen Thiere so unmenschlich umgehe, antwortete der Knabe: Es geschieht ihr nicht zu viel; sie ist sehr stößig und verwundet die andern Kühe. Halt, dachte ich, da sieht man den Nutzen der Sanftmuth und Friedfertigkeit; der Zornige stört den Frieden, beleidigt seine Mitmenschen und zieht sich Haß und Strafe zu. Es ist also wahr: Selig sind die Sanftmüthigen und Friedfertigen, denn sie werden die Erde besitzen. Diese Kuh mußte den andern nachtreten, konnte sich nicht schöne Grasplätze suchen, und mußte grasen, wo es immer war.

Friedfertigkeit gefällt, den Unfriedsamen straft Gott.

Einst entstand ein Streit zwischen zwei Dörfern, von denen das eine von Christen, das andere von Heiden bewohnt war. Beide Theile zogen mit Waffen gegen einander aus. Der heilige Apollonius kam dazu. Da er sie zum Frieden ermahnte, widerstand ihm einer von den Heiden, der das Haupt und der Anstifter des Streites war, ein wilder trotziger Mensch, gewaltig, und sagte, er wolle bis zu seinem Tode nicht zugeben, daß Friede werde. Dann sagte Apollonius: „Es geschehe, wie du gesagt; Keiner wird umkommen, als du; auch wirst du ein Grab erhalten, wie du es verdienst, nicht in der Erde, sondern im Magen der Geier und wilden Thiere.“ Das Wort ward ohne Verzug erfüllt, denn Keiner aus beiden Theilen kam um, als dieser; er wurde dann im Sande begraben; aber als man am Morgen wieder kam, fand man ihn von wilden Thieren ausgescharrt, zerfleischt, und von Geiern gefressen. Alle

wunderten sich, daß die Rede des heiligen Mannes in Erfüllung gegangen sei und bekehrten sich zum christlichen Glauben.

Mit den Friedfertigen ist Gott.

Die Niederländer fielen von ihrem Landesherrn ab und dieser rief die Franzosen zu Hilfe. Als nun beide Heere sich gegenüberstanden, flog eine weiße Taube über die Heere hin und her. Man sah darin eine Mahnung Gottes, Frieden zu halten; darum ließ der Landesherr und der französische König den Niederländern den Frieden unter annehmbaren Bedingungen anbieten; aber die Niederländer verwarfen alle Friedensvorschläge und es kam zur Schlacht, während welcher die Taube nur über dem französischen Heere schwebte. Die Niederländer wurden gänzlich geschlagen und mußten sich die härtesten Dinge gefallen lassen; denn Gott war von ihnen gewichen.

Friedhof.

Mörder und Selbstmörder verdienen kein Grab auf dem Friedhofe.

Dieß erkennen selbst Protestanten, um so weniger darf man es der katholischen Kirche verargen, wenn sie derartige Sünder nicht in geweihter Erde begraben läßt. Im Frühlinge 1866 wurde der Bistrizer sächsische Bürger N. N., ein Riemermeister und Vater von fünf Kindern, als des Muttermordes verdächtig gefänglich eingezogen; da er aber nichts gestand, wieder aus der Haft entlassen. Zwei Brüder, die Erben der ermordeten Frau, verkauften das Haus; der neue Besitzer fand im Stalle die Mordwerkzeuge und lieferte sie der Behörde aus. N. N. wurde wieder eingezogen, erkannte die ihm vorgewiesene Axt als die seine an, gestand endlich sein Verbrechen und man fand ihn darauf todt in seinem Gefängnisse; er hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Nun handelte es sich um die Beerdigung. Dieselbe sollte mit Zustimmung eines Theiles der Pastoren auf dem allgemeinen Friedhof an einem abgesonderten Platze vor sich gehen. Als aber der Sarg, nur von einigen Gensdarmen geleitet, im Abenddunkel auf den Friedhof gebracht wurde, standen vor dem Eingange desselben gegen fünfhundert Bürger mit allerlei Werkzeugen bewaffnet und protestirten dagegen, daß ein solcher Verbrecher, Muttermörder und Selbstmörder zugleich, dort beerdigt werden sollte. Um Exzessen vorzubeugen, wurde der Sarg in's Kriminal zurückgetragen und des andern Tags auf der Richtstätte durch Gefangene in's Grab gesenkt.

Fromme.

An den Frommen ist Alles lehrreich.

An den Frommen ist Alles lehrreich; was sie reden, was sie thun, selbst ihr stilles Beispiel. Sie gleichen der Dattelpalme, an welcher Alles zu irgend einem Nutzen dient; die Früchte ißt man frisch, getrocknet und gekocht; der aus den Früchten gepreßte Saft liefert einen Syrup, den Abfall der ausgepreßten

essen die Armen, die Kameele und Pferde; auch zu Mehl werden sie vermahlen. Das Mark gibt einen Leckerbissen, die jungen Blätter liefern ein herrliches Gemüse, der Saft aus dem Stamme einen stärkenden Wein; das Holz dient zum Bauen und Brennen; aus den Blattstielen und Blättern flicht man Körbe, Matten, Hüte und das faserige Gewebe der Blattstiele kann zu Garn gesponnen werden. So ist der Fromme.

Die Frommen dienen den Uebrigen zum Vorbilde.

Im Kriege lassen die Feuerwerker in finsteren Nächten Leuchtraketen in die Luft steigen, damit sie das Lager beleuchten. Was den Kriegern diese Raketen, das sind den Christen die Seelsorger durch ihr Lehr- und Hirtenamt, das sind fromme Hausväter, fromme Nachbarn für's Haus und den Ort; das sind die Heiligen für ein ganzes Land, das sind die geduldig Leidenden für Alle, die sie sehen. An ihren Lehren, Ermahnungen, Warnungen, Zurechtweisungen und Beispielen können und sollen sich Andere spiegeln und zurechtfinden.

Die Frommen sollen den Spott der Gottlosen verachten.

Als die heilige Paula, eine fürstliche Frau aus Rom, in Bethlehem ein Kloster baute und sich mit ihrer Tochter Eustochium dahin zurückzog, blickte man in Rom wegwerfend auf sie herab und verspottete sie in den vornehmen Kreisen. Einer dieser Ohrenbläser, die ihre bösartigen Zuträgereien als Freundschaftsdienste betrachten, brachte ihr Kunde davon, daß man in Rom allgemein erzähle, sie sei wahnsinnig geworden, so daß man ihr mit kalten Umschlägen über den Kopf zu Hilfe kommen müsse. Die großmüthige Paula fand keine Kränkung in diesem Gerede; sie erwiederte bloß mit den Paulinischen Worten: Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen; wir sind Thoren um Christi willen!

Die Weltmenschen haben irrige Ansichten über die Frommen.

Der heilige Franz von Sales lebte sehr zurückgezogen. Dieses Leben betrachteten mehrere seiner Mitschüler als einen Vorwurf ihrer Ausschweifungen. Sie kamen auf den Gedanken, die beständig zurückgezogene Lebensweise rühre von seiner Furchtsamkeit oder von der natürlichen Schwäche seines Herzens her; sie glaubten nicht, daß er bei so großer Zurückhaltung Muth und Entschlossenheit haben könne. In dieser irrigen Voraussetzung fielen sie ihn eines Abends an, als er von einem einsamen Spaziergange zurückkehrte; denn sie bildeten sich ein, er würde alsbald die Flucht ergreifen und ihnen dadurch Gelegenheit geben, ihn als eine feige Memme zu verschreien. Als jedoch Franz, der wohl wußte, daß es erlaubt ist, sich zu wehren, den Degen zog und sie auf eine Weise zurücktrieb, auf welche sie nicht gefaßt waren, stellten sie sich, als hätten sie ihn verkannt, entschuldigten sich, baten um Vergebung und kehrten nach Hause zurück, nicht wenig über seine Festigkeit erstaunt.

Auch die Frommen haben ihre Schwächen; aber sie ergeben sich Gott.

Der heilige Franz von Sales war der erstgeborne Sohn eines Grafen und von seinen Aeltern dazu bestimmt und erzogen, die gräflichen Güter zu übernehmen und das Geschlecht fortzupflanzen. Als nun der heilige Franz sich zum geistlichen Stande entschloß und ihnen diesen Entschluß durch seinen Onkel eröffnen ließ, waren beide Aeltern sehr erstaunt; sie blickten einander an, ohne daß sie es vermochten, ein Wort zu sprechen; der Schmerz benahm ihnen alle Kraft, zu sprechen. Nachdem sie sich in etwas erholt hatten, sprachen sie in ruhigem Tone, er und die Gräfin bedürften einiger Tage, sich zu entschließen, er würde in kurzer Zeit Antwort erhalten. Nun fragte der Onkel, ob er nicht erlaube, daß der junge Graf selbst sie um ihre Einwilligung bitte; der Graf antwortete jedoch: Nein, sein Anblick würde mich zu tief ergreifen; ich werde Ihnen schon sagen, wenn es Zeit ist. Fühlte aber der Graf sich abgeneigt, in das Verlangen seines Sohnes zu willigen, so war dieß in noch höherem Grade der Fall bei der Gräfin. Von tiefem Schmerz gebeugt, verschloß sie sich in ihr Kabinet und man hörte sie mehrere Tage hindurch laut weinen und schluchzen. Endlich jedoch gewann die Frömmigkeit die Oberhand über die Natur; sie unterwarf sich dem göttlichen Willen und gewann es sogar über sich, ihren Gemahl zu bestimmen. Als nun der Tag erschienen war, wo sie ihre Einwilligung geben sollten, führte der Onkel ihren Sohn herbei. Der Anblick dieses so innig geliebten Sohnes erneuerte ihren Schmerz, den sie durch abermalige Seufzer und Thränen kund gaben. Kaum hatten die gräflichen Aeltern die Kraft, ihren Sohn aufzuheben, der sich ihnen zu Füßen geworfen hatte und nicht von dort aufstehen wollte, bis er ihre Einwilligung erhalten hatte. So groß war die Schwäche dieser Aeltern, ihren Erstgebornen Gott zu schenken, die doch sehr fromm waren und die außer dem heiligen Franz noch einen anderen braven Sohn hatten; aber die Frömmigkeit siegte, sie ergaben sich in Gottes Willen und willigten ein.

Tagesordnung für fromme Personen.

Der heilige Franz von Sales schrieb der heiligen Franziska von Chantal eine Tagesordnung vor. Nach dieser stand sie früh um fünf Uhr auf, kleidete sich allein und ohne Feuer zu jeder Jahreszeit an, und hielt dann eine Stunde innerliche Betrachtung, eine Uebung, die er ihr besonders empfahl. Hierauf weckte sie ihre Kinder, ließ sie, so wie die Hausleute, das Morgengebet verrichten, und führte sie dann in die heilige Messe. Nachmittags las sie eine halbe Stunde hindurch in der heiligen Schrift, unterrichtete ihre Kinder und Dienstboten im Katechismus, oder gab ihnen andere christliche Unterweisungen. Vor dem Abendessen hielt sie eine Viertelstunde geistliche Einsamkeit und betete dann den Rosenkranz. Am Abende zog sie sich um neun Uhr zurück, hielt mit ihren Kindern und Dienern Gebet und Gewissenserforschung, gab ihnen allen das Weihwasser und betete noch eine halbe Stunde allein. Die übrige Zeit ver-

wendete sie auf ihre Geschäfte oder auf Krankenbesuche, wenn es Kranke zu besuchen gab.

Fromme genießen den Schutz Gottes.

Als die Franzosen 1809 in Tyrol einfielen, sammelte das Volk der patriotische Andreas Hofer, der Sandwirth genannt, und führte es gegen dieselben. Obschon er kein Feldherrntalent besaß, jagte er sie doch aus dem Lande, denn Gott war mit ihm, weil er fromm war. Sein Aufruf lautete also: Liebe Brüder! Für Gott, den Kaiser und das theuere Vaterland! Wir wollen die Franzosen mit Hilfe der göttlichen Mutter fangen und erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilf; wollt ihr aber gescheidter sein, als die göttliche Fürsehung, so werden wir es ohne euch auch durchführen. Er hatte einen Kapuzinerpater bei sich, der täglich heilige Messe las, die er anhörte. Am Halse trug er ein Kreuz, auf dem Hute das Bild der Mutter Gottes. Unter Gottes Schutz schlug er die Franzosen und Bayern mehrmals aus Tyrol.

Warum geht es den Frommen hier schlecht?

Ein Einsiedler in der Wüste wurde von einem weltlichen Christen bedient. In derselben Stadt war ein reicher aber gottloser Mann. Der Reiche starb und die ganze Stadt, selbst der Bischof begleitete seine Leiche zu Grabe. Der Diener des Einsiedlers trug ihm eines Tages Brod hinaus; da fand er, daß ihn ein wildes Thier zerrissen habe. Darauf fiel er auf sein Angesicht und bat Gott um Aufschluß, warum dieser Gottlose mit so viel Gepränge zu Grabe getragen wurde, während der Einsiedler, der Gott Tag und Nacht diente, ein solches Ende nahm? Da erschien ihm ein Engel des Herrn und sagte ihm: Jener Gottlose hatte einige gute Werke auf dieser Welt verrichtet, daher hat er hier seinen Lohn empfangen, um jenseits keine Ruhe zu finden; dieser Einsiedler, der zwar mit allen Tugenden geziert war, hatte dennoch in Folge der menschlichen Gebrechlichkeit noch einige kleine Schulden abzutragen und empfing deßhalb hier seine Strafe dafür, um jenseits vor Gott rein befunden zu werden. Durch diese Worte getröstet, pries der Diener Gott in seinen Urtheilen, die wahrhaftig und gerecht sind.

Den Frommen führt Gott zu seinem ewigen Heile.

Die Mutter des heiligen Serafin war eine gottselige Frau, welche ihrem Sohne zum besten Erbtheile Frömmigkeit beizubringen suchte. Schon in frühester Jugend war dem Knaben nichts lieber, als der heiligen Messe beizuwohnen, das Wort Gottes anzuhören, den Rosenkranz zu beten und an einsamen Orten sich der Andacht hinzugeben. Da aber der Vater ganz arm war, verdingte er ihn zu einem Bauer, um das Vieh zu hüten. Hier verwendete Serafin nicht nur die Zeit des Hütens größtentheils zum Gebete, sondern auch, wenn er das Vieh heimgetrieben und mit den andern Dienstboten gegessen hatte, machte er sich auf die Seite, um seine Andacht fortzusetzen. Da der Vater gestorben

war, rief der ältere Bruder den jungen Serafin nach Hause. Hier sollte er Maurer werden. Aber der Bruder war jähzornig und grob; wegen jeder Kleinigkeit bekam Serafin Schimpfworte oder Schläge. Insbesondere wurde er oft mißhandelt, weil er sich in freien Stunden öfters entfernte, um zu beten, was der Bruder nicht leiden konnte. Serafin gewann dabei Geduld und deren Verdienst. Einst ließ ein Bürger der benachbarten Stadt, bei welchem gewöhnlich die Kapuzinersammler zu übernachten pflegten, durch den Bruder Serafins einen Bau aufführen. Die Tochter des Hauses las in freien Stunden dem Serafin etwas aus einem gottseligen Buche vor. Da er nicht lesen konnte, hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Einmal brach er erschüttert in die Worte aus: Wenn Alles so streng gerichtet wird, da muß man wohl ein Einsiedler werden! Ludovika erwiederte: Was redest du von Einsiedlern; da gehe zu den Kapuzinern! Ludovika beschrieb ihm den Orden und seine Regeln. Serafin ging heimlich fort und ließ sich aufnehmen und wurde darin ein Heiliger. Den Frommen lenkt Gott Alles zum Besten.

Frömmigkeit.

Frömmigkeit macht nicht freudenarm, sondern freudenreich.

Gemeine Menschen glauben, daß ein frommes heiliges Leben ein düsteres, freudenleeres und erbärmliches Leben sein müsse und daß fromm sein so viel sei, als unglücklich sein; aber das ist Täuschung. Je frömmer, reiner, gottliebender und heiliger Jemand ist, desto mehr Freuden, desto reinere Freuden, Freuden und Tröstungen des heiligen Geistes genießt er, nebst der Seelenruhe und dem guten Gewissen. Solche Menschen täuschen sich eben so sehr, wie Diaz und seine Matrosen, als sie zum ersten Male über die Linie hinaus schifften, wo die Sonne am Mittage gerade über dem Menschen steht. Auf ihrer ersten Fahrt 1471 glaubten sie, wenn man gerade unter der Sonne herfahre, müsse man lebendig verbrennen; wie erstaunten sie! Das Schiff verbrannte nicht und die Gewächse waren hier so grün, wie in Europa.

Frömmelei und Scheinheiligkeit gilt vor Gott nichts.

Scheinfromme gleichen mehr oder weniger dem Hassan, Pascha von Cairo, der den Plan gefaßt, sich durch Erbauung einer großen und prächtigen Moschee einen berühmten Namen zu machen, ohne doch dabei sein eigenes Vermögen zu schmälern. Er ließ aller Orten mit großem Gepränge kund machen, daß er jedem Pilger große Almosen spenden würde, um zu seinem Baue den Segen des Himmels zu erflehen. Am festgesetzten Tage erschien eine ungeheure Menge Pilger, welche nach dortiger Sitte ihr Geld im Turban oder im Gürtel eingenäht hatten. Die Pilger mußten ihre Kleider ablegen und bekamen dafür ein Hemde. Die Kleider ließ er verbrennen und das darin befindliche Geld und Silber reichte zum Baue hin. So sind alle Scheinfrommen.

Vorurtheile der Weltmenschen über die Frömmigkeit.

Der heilige Franz von Sales fuhr einst mit seinem geistlichen Hofmeister über das Meer. Es war eben ein Sturm vorüber, der eine Felukke versenkte. Der Hofmeister, ein frommer Priester, that ihm den Vorschlag, die kirchlichen Tagzeiten mit ihm zu beten. Kaum hatten sie angefangen, zu beten, so fing der Schiffspatron, der es bemerkte, an, darüber zu scherzen und zu spotten und sagte: Die Mönche und Andächtler hätten ihm immer Unglück gebracht. Bald hierauf drehte sich der Wind und es entstand ein beinahe eben so wüthender Sturm, als jener, in welchem die besagte Felukke untergegangen war. Bisher waren die Schiffsleute voll Freude, sie scherzten und lachten, aßen und tranken. Da wandelte sich die Freude, die bis jetzt im Schiffe geherrscht hatte, plötzlich in Entsetzen und Verzweiflung um; auch der Entschlossenste in der Schaar fing an zu beten; nur der Schiffspatron, der in seiner Rohheit verharrte, wiederholte öfter unter schrecklichen Gotteslästerungen, diese Frömmler mit ihren langen Gebeten wären nie zu etwas Anderem nütze gewesen, als den Sturm herbeizurufen und man sollte sie in's Meer werfen. Solche Vorurtheile unterhalten die Weltmenschen über die Frömmigkeit. Wie irrig! gerade das Gebet des heiligen Franz rettete das Schiff.

Die Eitelkeit hat Einfluß auf unsere Frömmigkeit.

In Konstantinopel lebten zwei Brüder fromm und in der strengsten Enthaltsamkeit. Da ging der Eine in die Wüste und wurde ein Einsiedler. Nach einem Jahre besuchte ihn der Bruder, welcher in der Welt zurückgeblieben war und bemerkte, daß der Einsiedler schon Nachmittags um drei Uhr aß. Darauf fragte er: Wie kommt das, mein Bruder? Als du noch in der Stadt lebtest, hast du an Fasttagen vor Sonnenuntergang nichts gegessen und jetzt als Einsiedler lebst du minder streng? Der Einsiedler erwiederte: Als ich noch in der Welt war, bewunderten mich die Leute und dieses Lob stärkte mich, bis nach Sonnenuntergang zu fasten; jetzt bin ich allein, es lobt mich Niemand und darum fühle ich den Hunger um so stärker. Wir müssen daher sehr wachsam gegen den Einfluß der Eitelkeit sein.

Frömmigkeit bringt Segen in's Haus.

Zwei Schuhmacher wohnten nicht weit von einander; aber im Glück waren sie weit von einander entfernt. Einer war sehr eifrig in seiner Arbeit, saß Tag und Nacht beim Werkstuhl und konnte doch kaum seine Familie ernähren. Der Andere arbeitete nicht gar so angestrengt und doch hatte er Ueberfluß, sang und pfiff. Da fragte der arme Schuhmacher, ob er nicht einen Schatz gefunden habe, da es ihm so wohl gehe. Ja, sagte dieser, und dieses Schatzes kannst auch du theilhaftig werden; ich werde dich morgen abholen und hinführen. Des andern Tages früh führte er ihn in die Kirche zur heiligen Messe. Sieh, das ist mein Schatz; diese höre ich täglich. Der Andere that dieß auch und es kam Segen in sein Haus. (In vita S. Joannis Elemos.)

Der heilige Isidor ließ seine Ochsen auf dem Acker stehen, wenn er zur Messe läuten hörte, ging in die Kirche und wohnte ihr bei. Er wurde beim Edelmanne verklagt, daß er die Arbeit im Stiche lasse und zur Kirche gehe. Dieser überzeugte sich aber, daß Isidor eben so viele Furchen geackert habe, als die Uebrigen; denn ein Engel führte in seiner Abwesenheit den Pflug.

Uebertriebene Frömmigkeit ist Gott nicht wohlgefällig.

Unter den Verehrern des heiligen Ignatius befanden sich zwei Frauen von Stande, Mutter und Tochter, beide Wittwen. Sie waren beide sehr weltlich gewesen, besonders die Tochter, die wegen ihrer Jugend und Schönheit mehr Aufsehen machte. Gleich in den ersten Tagen ihrer Bekehrung faßten sie den Entschluß, etwas Außerordentliches aus Liebe Gottes vorzunehmen. Wie die Frauen in Allem leicht übertreiben, so stellten sich auch diese vor, daß es nichts Schöneres und nichts Erbaulicheres gäbe, als sich als Bettlerinnen zu kleiden, durch ganz Spanien zu gehen, ihr Brod zu betteln und die Spitäler zu bedienen. Der heilige Ignatius, ihr Beichtvater, vermochte durch seine Vorstellungen zwar so viel, daß sie den Gedanken aufgaben, die Provinzen zu durchziehen und einwilligten, ihren Reichthum zu Werken der Barmherzigkeit anzuwenden; aber sie konnten sich nicht enthalten, eine Wallfahrt zu zwei sehr weit entlegenen Wallfahrtsorten zu machen, da doch die Sittlichkeit der Frauen dabei sehr gefährdet ist.

Wahre Frömmigkeit ist nur den Katholiken möglich.

Nach einem Schreiben des in Lassee im Marchfelde rühmlichst wirkenden Pfarrers erfährt man Folgendes: Wahrhaft wohlthuend ist es, unter den vielen Szenen brutaler Rohheit, die während der preußischen Invasion 1866 vorgekommen sind, auch einen Zug wahrer Religiosität und echt katholischer Nächstenliebe erlebt zu haben und ihn berichten zu können. In dem zur Pfarrei Lasse gehörigen Filialdorfe Schönfeld war auf der Durchreise ein Vorspannsbauer an der Cholera heftig erkrankt und ein armer Kleinhäusler, der leider wenige Tage darnach selbst sammt seinem Weibe ein Opfer der Cholera wurde, nahm aus Barmherzigkeit den Fremdling in eine Kammer seiner ärmlichen Hütte auf. Ich spendete dem Sterbenden den Trost der heiligen Sakramente und war soeben mit den Gebeten fertig, als die Thüre aufgeht, ein junger stattlicher Offizier in preußischer Uniform hereintritt und auf seine Kniee niederfällt, mit der an mich und die Anwesenden gerichteten Bitte, für den armen Sterbenden zu beten. Auf meine Erwiederung, daß er soeben die heiligen Sterbsakramente empfangen habe und wir soeben die Gebete vollendet hätten, blieb er noch einige Zeit andächtig betend knieen und sprach hierauf dem armen Leidenden mit solcher Theilnahme Worte echten katholischen Trostes zu, wie sie ein mit dem menschlichen Elende vertrauter Seelsorger nicht richtiger und rührender hätte sprechen können. Und wer war dieser Offizier? — Ein Katholik, der Sekond-Lieutenant im königlichen preußischen zweiten Gardeuhlanenregimente Prinz Radziwill, aus einem der ältesten, edelsten, mit königlichen

Häusern mehrfach verwandten Fürstengeschlechter Polens! Ehre, dem Ehre gebührt! Ueberhaupt machte das erste und zweite Gardeuhlanenregiment in Offizieren und Mannschaft eine ehrenvolle Ausnahme von vielen andern Regimentern der königlich preußischen Armee! Der Grund, warum nur ein Katholik echt fromm sein kann, liegt darin: weil die Frömmigkeit eine Gnadengabe des heiligen Geistes ist, der heilige Geist aber nicht bei Irrgläubigen, sondern nur in der katholischen Kirche seine Gnadenwirkung äußert; Protestanten wollen nicht fromm sein, sie können aber auch nicht!

Gaben.

Jeder Mensch hat etwas von den Gaben Gottes empfangen.

Der Uistiti ist unter seiner Gattung ein Zwerg. Während andere seines Geschlechtes bis vier Fuß lang sind, beträgt seine ganze Länge nur sechs Zoll. Dagegen ist sein Bau und seine Farbe so sehr niedlich, daß diese Eigenschaft allein ihn den Uebrigen gleichstellt. Eben so hat es Gott mit dem Menschen gehalten. Dem Blödsinnigen gab er Gleichmuth, Gutmüthigkeit, Zufriedenheit und Geduld; dem körperlich Verkrüppelten ersetzte er dieses Gebrechen durch Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit und größere Geistesgaben.

Die Gaben Gottes sind weise unter Alle vertheilt.

Wenn die Thiere eine allgemeine Versammlung abhalten könnten, um ihre Fähigkeiten, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zu produziren, so würde jede Thiergattung etwas aufweisen können, was eine andere nicht hat; aber keine Art könnte die andere beneiden, weil eine jede mit einem Vorzuge begabt ist, ohne die Vorzüge aller zu besitzen. Der Löwe würde seine prächtige Mähne, seine Stärke bei leichtem Baue rühmen; der Elephant seine Stärke, seinen Verstand, sein Gedächtniß, sein hohes Alter und seine Geschicklichkeit im Rüssel; der Tiger sein schönes Fell, seine Schnelligkeit und Stärke; die Schlange ihre Biegsamkeit, ihr Gift; der Adler seinen schnellen hohen Flug, sein scharfes Gesicht, seine Kraft im Schnabel, in den Füßen und Flügeln; der Auerhahn sein leises Gehör und seine Vorsicht; die Henne ihre Eier; die Gans ihr Federkleid; der Pfau und Flamingo sein prächtiges Gefieder; die Nachtigall und Lerche ihren schönen Gesang; der Hund seine Wachsamkeit und Treue; die Katze ihr nützliches Mausen; das Pferd seine edle Gestalt und seine Dienste; die Spinne ihre Webekunst; die Seidenraupe ihre Seide; das Schaf seine Wolle. Jede Thierart hat ihre Vorzüge, aber keine Gattung hat die aller andern zusammen. Eben so weise hat Gott seine Gaben auch unter die Menschen vertheilt; keiner ist übergangen. Dieser ist schön von Gesicht, jener schön von Gestalt; dieser ist nicht schön, aber er besitzt ein gutes Herz. Hier fehlen die Geistesgaben, aber dafür ist er gesund, genügsam, zufrieden. Hier herrscht das Gedächtniß vor, dort Verstand, bei einem dritten Vernunft und Denkkraft, bei einem vierten Witz und Scharfsinn. Dieser ist ein Sprachenmeister, dieser ein Mathematiker; dieser besitzt ein besonderes Talent für Musik, jener für mechanische Künste; dieser ist ein Redner, jener ein Kriegsheld; dieser ist immer

froher Laune, jener hat einen festen Charakter; dieser ist gefühlvoll, theilnehmend, jener offen und aufrichtig; dieser ist sanft und ruhig, jener voll Feuereifer, Muth und Ausdauer in jeder Arbeit. Die weise Vorsehung hat ihre Gaben so vertheilt, daß keiner alle besitzt, aber auch keiner übergangen ist.

Die Gaben des heiligen Geistes können verscherzt werden.

Tuda von Colmar pflegte im Gebete himmlische Harmonien zu hören, auch wurde ihr das Verständniß der Bibel, das sie zuvor nicht gehabt, zugetheilt; aber sie verscherzte diese Gabe nach zwei Jahren durch ein anmaßendes Wort. Die Schwester Anna von Winck wurde in ihren Gebeten mit Süße übergossen und dieß drei Jahre lang, aber sie verlor diese Gabe nur darum, weil sie etwas süßen Most von der Kelter weg gekostet hatte.

Große Geistesgaben machen zum Herrscher tauglich.

Hannibal war ein Feldherr, der an Geistesgröße und Heldenmuth in der Weltgeschichte nur wenige seines Gleichen hat. In ihm sahen die Soldaten mehr, als in seinem Vater Hamilkar; wie der Kriegsgott selbst schritt er durch ihre Reihen, aus dem Feuer seiner Augen blitzte die Kühnheit seines Geistes hervor, die Würde seiner Züge verrieth die besonnene Klugheit, Gang und Stimme den angebornen Herrscheradel. Keine Gefahr konnte seine Geistesgegenwart erschüttern, keine Strapaze seinen Körper ermüden. Unempfindlich gegen Frost und Hitze, gleichgiltig gegen die Vergnügen der Schwelger, nicht gebunden an bestimmte Zeiten des Wachens und Schlafens, begehrte er vor dem geringsten Soldaten nichts voraus. Oft schlief er unter seinen Wachen im Kriegsrocke auf bloßer Erde; in seiner Kleidung fand sich nichts, das ihn auszeichnete. Er war der Erste in's Treffen hinein, der Letzte auf dem eroberten Schlachtfelde. Murrte auch zuweilen der Soldat über die Beschwerden und Gefahren, in welche er ihn nachzog, ein Blick, ein freundliches Wort von Hannibal versöhnte Alles wieder.

Gott verleiht seine Gaben nicht nur zum Besten des Besitzers, sondern zum Wohl Anderer.

Der heilige Einsiedler Johannes brachte es in der Reinheit des Herzens so weit, daß er nicht nur die Wissenschaft der Gegenwart, sondern auch die der Zukunft erlangte. Gott ertheilte ihm die Gabe der Weissagung so reichlich, daß er nicht nur denen, die in seiner Nachbarschaft und Landschaft wohnten, die Zukunft voraussagte, wenn sie ihn darum fragten, sondern er weissagte auch dem Kaiser Theodosius öfters, wie der Krieg enden, wie er über die Empörer siegen und wie oft wilde Völker Einfälle unternehmen würden. Einst überfiel ein Volk aus Aethiopien das römische Heer bei Cyrene. Der römische Feldherr fürchtete sich, sich mit ihnen in ein Treffen einzulassen. Er kam zum Heiligen. Dieser bezeichnete ihm einen bestimmten Tag und sprach: Gehe ohne Sorge hin; an dem Tage, den ich dir nannte, wirst du den Feind schlagen, seinen Raub ihm abnehmen und noch eine reiche Beute machen. Er sagte ihm

auch voraus, daß er beim Kaiser in Gnade kommen werde. Und was er voraussagte, ward erfüllt. Aber er überhob sich nicht um der Gabe der Weissagung willen; er schrieb sie mehr den Verdiensten derjenigen, die ihn fragten, als seinen eigenen zu; denn der Herr, sagte er, verkünde dieses mehr zum Nutzen derer, die ihn hörten, als zu seinem.

Die Gaben des heiligen Geistes sind noch nicht ausgestorben.

Pater Roberts, ein Jesuiten-Missionär, besiegte die Vorurtheile der Indier, denen er predigte, durch eine äußerst strenge Lebensweise, wie sie irgend ein Brahmine führte. „Gelobt sei Jesus Christus!“ war der gewöhnliche Gruß, wenn sich die neubekehrten Christen begegneten. Das war aber erst der Anfang des Triumphes des Glaubens. Pater Anton Viro schreibt über ihn: Wenn auch die Meinung, die ich mir früher von der Fähigkeit Pater Roberts für das Werk der Heidenbekehrung gebildet hatte, sehr groß war, so blieb sie doch hinter der Wirklichkeit weit zurück, die ich, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, geneigt wäre, die ideale Vollkommenheit eines Missionärs zu nennen. Wie soll ich jene vollendete Wissenschaft schildern, welche ohne Mühe die schwierigsten Fragen der Theologie auslegt? Jene Elastizität des Talents, die, während sie dem Verständniß der Unwissenden die Wahrheit enthüllt, auch den Gelehrten zu reizen und zu fesseln versteht? Jene gewandte Beredtsamkeit, welche uns trotz der Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit der Dialekte dieses Volkes durch den Reichthum ihrer Sprache überrascht? Es ist unmöglich, sie nicht eher einer besonderen Gnade Gottes, einer außerordentlichen Gabe des heiligen Geistes, als den natürlichen Talenten des Pater Roberts zuzuschreiben.

Einer diene dem Andern mit seiner Gabe.

Ein Lahmer und ein Blinder kamen an einen tiefen Fluß. Hier ist zwar eine Furth, wie ich sehe, sprach der Lahme, aber das Wasser steht doch noch ziemlich hoch; meine Kräfte sind zu schwach, ich wage mich nicht hindurch. Hätte ich nur deine Augen, seufzte der Blinde, meine Füße wären wohl stark genug. Das Wasser, wenn es nur nicht zu reißend ist, sollte mich nicht umwerfen. Aber ich fürchte mich, seitwärts und in Tiefen zu kommen. Weißt du was? rief freudig der Lahme, nimm mich auf deine Schultern! Mein Auge soll dann dich leiten und deine Füße mögen mich tragen. Der Blinde war's zufrieden und sie kamen Beide wohlerhalten an das jenseitige Ufer. „Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes.“

Gastfreundschaft.

Edle Gastfreundschaft bei den alten heidnischen Griechen.

Herkules kehrte einst als Gastfreund bei Admet ein, dem eben seine treue Gemahlin gestorben war. Dieser nahm ihn unbedenklich auf, gab ihm Essen, Trinken, Nachtlager und ein Abschiedsgeschenk und fragte nicht einmal, wer der

Gast sei, aus Furcht, es möchte zufällig ein Feind der Familie sein, an dem er Rache nehmen müßte. Ihre Namen sagten sie sich erst später bei näherer Bekanntschaft und diese schöne Sitte der Gastfreundschaft ward so allgemein von den alten Griechen in Ehren gehalten, daß der für einen Nichtswürdigen galt, der den Bittenden nicht aufnehmen, oder ihm gar etwas zu Leide thun wollte. Admet nahm daher den ihm unbekannten Helden liebreich auf und verbarg seine Trauer vor ihm, um ihn nicht auch zu betrüben. Wie fein und edel! Diese edle Gastfreundschaft trifft man heut zu Tage unter Christen nicht.

Wie angenehm Gott die Gastfreundschaft sei, zeigt er durch ein Wunder.

Ein Einsiedler in Syrien, der nahe am Wege zur Wüste wohnte, machte sich's zum Geschäfte, alle Mönche, die aus der Wüste kamen, zu welcher Stunde es sein mochte, zu erquicken. Einst kam ebenfalls ein Einsiedler, und er bat ihn, bei ihm einzukehren und etwas zu genießen. Als aber dieser sich weigerte, und sprach, er wolle fasten, betrübte sich der Altvater und entgegnete ihm: Ich beschwöre dich, gehe bei deinem Knechte nicht vorüber und verschmähe meine Gabe nicht; laß uns vielmehr beten; denn siehe, hier steht ein Baum, unter diesem wollen wir zum Gebete niederknieen, und welchem der Baum sich zuneigt, dessen Wille geschehe. Hierauf kniete zuerst der Fremde nieder und betete, aber der Baum blieb unbeweglich. Sobald sich aber der Altvater, der ihn eingeladen hatte, niederkniete, beugte sich auch sogleich der Baum zu ihm. Als sie dieses sahen, erfreuten sie sich und dankten Gott, der so deutlich gezeigt hat, wie lieb ihm die Gastfreundschaft sei.

Gastfreundschaft der katholischen Maroniten.

Selbst Protestanten rühmen an den katholischen Maroniten die Freundlichkeit und Gastfreundschaft, die selbst gegen reisende Protestanten so allgemein war, daß jeder Engländer unter ihnen einer herzlichen Aufnahme sicher war. Besonders unvergeßlich ist ihnen die außerordentliche Zuvorkommenheit der maronitischen Geistlichkeit. Später wurden die protestantischen reisenden Missionäre wegen ihrer Selbstsucht und Unverschämtheit nicht nur verachtet, sondern verabscheut. Monro, ein Engländer, sagt, daß sich die Maroniten durch ihre biedere Gastfreundschaft von allen syrischen Völkern, sowohl christlich griechischen, als muhamedanischen vortheilhaft unterscheiden.

Gebärende.

Gebärende sollen Maria um Hilfe anrufen.

Im Jahre 1723 litt die Frau Apostolis, Postmeisterin in Marburg in Untersteiermark, in schweren Kindesnöthen. In der Todesgefahr rief sie Maria in Saal an und ward sammt dem Kinde gerettet.

Gebet.

Gebet und Wachsamkeit ist unerläßlich gegen die Anfälle des Teufels.

Der Herr sagt: Betet und wachet. Gebet ist nöthig, um Kraft zu erlangen, den Versuchungen und Fallstricken des Teufels zu entgehen; Wachsamkeit ist nöthig, um die Gefahren zu entdecken, in welchen man könnte versucht werden und in eine Sünde fallen. Wer nicht betet und wachet, dem geht es wie dem Dachse. Wenn er ausgeht und seine Höhle nicht verdeckt mit Gras oder einem Aste, und es kömmt der Fuchs und sieht seine Höhle offen, so findet der Schlaue die Wohnung für sich selbst sehr bequem; er vertreibt den künstlichen Baumeister durch List aus seinem Baue, indem er in demselben allerlei Unordnungen anrichtet, den Eingang mit seinen stinkenden Ausleerungen besudelt, die der Dachs nicht vertragen kann, so daß dieser sich endlich genöthigt sieht, seinen Bau dem Fuchse zu überlassen und sich anderswo einen neuen anzulegen. Dergleichen Spiel treibt auch der Teufel mit Denen, die nicht beten und wachen. Er verstrickt sie in Sünden, von der einfachen in die Gewohnheitssünde, verwickelt sie in die nächste Gelegenheit und die Seele ist verloren.

Wir sollen das Morgen- und Abendgebet verrichten.

Die Lerche steigt mit Tagesanbruch in die Luft empor und singt dem Schöpfer ihr Loblied, preiset Ihn, lobet Ihn, danket Ihm, betet Ihn an auf ihre Weise; sie wiederholt dieses Anbetungs- und Huldigungsopfer den Tag über und singt Ihm noch Abends in der Dämmerung. Für uns Menschen ist es eine wichtige Pflicht, dem Herrn täglich die schuldige Verehrung, Anbetung und Huldigung zu erweisen. Dieß geschieht durch ein andächtiges Morgen- und Abendgebet; auch über Tags soll man sein Gemüth öfters zu Gott erheben in kurzen Anmuthungen, in frommen Lobsprüchen und kurzen Dankgebeten. Ist es nicht eine Schande, daß das, was ein unvernünftiges Thier thut, von Christen versäumt wird! Sie nehmen sich nicht Zeit, Gott zu verehren, und wenn sie es thun, geschieht es während der Arbeit, mit Zerstreuung, ohne Andacht.

Das Gebet ist eine mächtige Waffe in allen Gefahren und Nöthen.

Wachet und betet, sagte der Herr den Aposteln, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Ohne Gebet gibt Gott keine Gnade, oder nur die hinreichende, nicht aber die wirksame Gnade, mit welcher man gewiß sieget; ohne Gnade aber ist kein Sieg denkbar. Wer bei der Versuchung immer dringend beten und zugleich mit der Gnade seine eigenen Kräfte anstrengen möchte; den könnte keine Versuchung überwältigen, kein böser Gedanke könnte ihm sein Wohlgefallen und keine böse Lust oder Begierde könnte ihm seine Zustimmung und Einwilligung entwinden. Wer die Stoßgebete bei Versuchungen in der Uebung hat und anwendet, der ist gegen die Sünde so sicher, als es der Schwertfisch im Meere ist, so lange er sein Schwert besitzt und braucht. Er hat unter den Seeunge-

heuern viele Feinde, auch stellen ihm die Menschen nach. Jene suchen ihn zu verschlingen und zu zerreißen; diese suchen ihn im Netze zu fangen, denn sein Fleisch ist zart und wohlschmeckend. Greift ihn ein Seeungeheuer an, das durchbohrt er mit seinem spitzigen, langen, scharfen Schwerte; umfängt ihn ein Netz, das zerschneidet er und entweichet. So ist Der unangreifbar von Seite der Sünde, welcher in der Versuchung dringend zu beten weiß und wenigstens Stoßgebete zu Gott schickt. Versuch's, die Erfahrung wird dich überzeugen. Hätte Petrus gebetet, so würde ihn der Herr vor Selbstvertrauen bewahrt haben, er wäre vorsichtiger und muthiger gewesen und würde sich entweder nicht unter das Gesindel im Hofe des Kaiphas gemischt, oder wenigstens den Herrn nicht verläugnet haben. Bete und du wirst siegen. Es ist aber der bösen Lust eigen, entweder einen Widerwillen gegen das Gebet zu erregen oder darauf vergessen zu machen.

Das Morgen- und Abendgebet ist fleißig zu üben.

Wie träge sind wir Menschen im Gebete! Wir stehen auf und legen uns nieder, ohne Gebet! Wir müssen uns schämen, da uns die Thiere weit übertreffen. Was ist der Gesang der Vögel, das Summen der Käfer und Fliegen und die Stimme jedes Thieres anderes, als ein Gebet nach ihrer Weise zum Schöpfer, womit sie ihm ihre Freude, ihre Liebe, ihren Dank, ihr Lob ausdrücken? oder womit sie ihm ihren Hunger klagen, ihre Angst und ihr Leid offenbaren und um Futter und Hilfe bitten. Die Cikade in wärmeren Ländern hat einen Gesang, der wie ein am Munde gespieltes Brummeisen klingt. Der heilige Franz von Assisi forderte eine derselben auf, mit ihm Gottes Lob zu singen; sie thaten dieß abwechselnd, er auf seine, sie auf ihre Weise. Nun loben diese Thierchen Gott so fleißig, Früh, Abends und über Tags. Nur der Mensch ist zu träge, um zu beten. Die Thiere werden sich einst gegen uns erheben und uns verklagen.

Ohne Gebet nützt weder menschliche Klugheit noch Stärke.

Nicht umsonst lehrte uns Jesus beten: Führe uns nicht in Versuchung! man vertraue ja nicht auf seine Klugheit und Stärke, sondern bete fleißig, daß Gott jene Versuchungen und Gelegenheiten fern halte, die uns überwinden könnten; denn hat man auch in dieser oder jener Versuchung standhaft ausgehalten, so kann man doch in einer andern Versuchung und Gelegenheit fallen. Der Diamant ist sehr hart; keine gewöhnliche Säure schadet ihm, kein Stein ritzt ihn, keine Feile greift ihn an; er muß durch seines Gleichen polirt werden; auch das Gold ist vor Rost und Grünspan sicher; aber dennoch verbrennt der Diamant im Feuer ganz und das Gold löset sich in Quecksilber und Königswasser auf.

Durch Gebet erhalten wir Alles von Gott, ohne Gebet nichts.

Jesus hat gesagt: Ein Jeder, der bittet, empfängt. Matth. 7, 8. Das ist ein göttliches Versprechen. Gott macht's, wie die Aeltern mit ihren Kindern,

die sie gewöhnen, um Alles zu bitten und die ungebeten nichts geben; Er macht's, wie die Menschen mit ihren Hunden, die da wissen, daß sie, wenn sie bitten, erhalten und deßhalb oft bitten. Und wir sollten empfangen wollen, ohne zu bitten, da wir doch gehört haben: Ein Jeder, der bittet, empfängt? Die Hunde sind klüger, als manche Christen!

Wir sollen Alles mit Gebet anfangen.

Wenn die Athener in Staatsangelegenheiten sich versammelten, so opferten sie zuvor den Göttern zwei Schweinchen und verrichteten ein Gebet. Das thaten Heiden. Um so mehr sollen wir Christen Alles, auch weltliche Geschäfte mit Gott und Gebet anfangen.

Um das Gebet gibt Gott Alles, ohne das Gebet wenig oder nichts.

Was das Geld unter den Menschen ist, das ist das Gebet bei Gott. Um's Geld kann man Alles haben, umsonst schenken die Menschen wenig oder nichts. Um's Geld kann man Studienanstalten besuchen, Bücher kaufen und Kenntnisse sammeln; um's Geld kann man schöne Kleider kaufen, schöne Häuser bauen; um's Geld kann man Diener halten, bequem leben, gut essen und trinken; um's Geld kann man Vergnügen genießen, Reisen machen, Concerten und Theatern beiwohnen, reiten und fahren. Was das Geld bei den Menschen ist, das ist das Gebet bei Gott. So wie die Menschen ohne Geld wenig oder nichts wegschenken, um's Geld aber Alles hingeben: so pflegt es Gott mit seiner Gnade und mit seinen himmlischen Gütern zu halten. Wer fleißig betet, erhält eine Gnade um die andere, Tugend um Tugend, Vergebung der Sünden, sogar die Krone der Tugenden, die Beharrlichkeit oder einen seligen Tod; dasselbe gilt auch von zeitlichen Gütern.

Das Gebet unschuldiger Kinder erhört Gott gerne.

In Monsburg in Baiern war ein schrecklicher Brand ausgebrochen. Ein vierjähriges Kind, dessen älterliches Haus allein vom Feuer verschont blieb, während die benachbarten Häuser alle in Flammen standen, schrie weinend vor dem Crucifix: „O lieber Herrgott! Laß doch unser Haus nicht verbrennen!" Dieses Flehen wiederholte das Kind oft und oft — und dieses Haus blieb unversehrt, während die Nachbarhäuser ringsum bis auf den Grund abbrannten. Dieses Kind ist nun nicht bloß die größte Freude der Aeltern, sondern der Liebling des ganzen Ortes geworden.

Das Gebet muß ohne Zerstreuung verrichtet werden.

Der heilige Bernhard begegnete einst auf seiner Reise einem Landmanne, mit welchem er sich in ein Gespräch einließ. Um seinem Reisegefährten nützlich zu sein, lenkte er bald das Gespräch auf einen religiösen Gegenstand. Er fragte den Landmann unter anderm, ob er den guten Gott liebe. O ja, ich schmeichle mir damit, war dessen Antwort. Betest du zu Ihm mit Andacht

und ohne freiwillige Zerstreuung? fragte der Heilige. O niemals, niemals habe ich Zerstreuungen, sagte der Landmann. Der Heilige merkte wohl, daß dieser Mann nicht verstand, was es heiße, zerstreut sein und weil er mit seiner Unwissenheit Mitleid hatte, so nahm er Gelegenheit, ihn zu belehren. Wohlan denn, mein Freund, sagte er zu ihm, lasset uns eine Uebereinkunft treffen: Wenn Ihr im Stande seid, das Vaterunser ohne Zerstreuung zu beten, so gebe ich Euch das Pferd, worauf ich reite. Der Landmann, voll Hoffnung, ein Pferd zu gewinnen, begann sofort das Vaterunser; aber kaum war er zur Hälfte gekommen, als er sein Gebet unterbrach und den Heiligen fragte: Werdet Ihr mir auch den Zaum geben? — Weder den Zaum noch das Pferd, antwortete der heilige Bernhard, weil Ihr in euerem Gebete zerstreut gewesen seid; anstatt an die Worte desselben zu denken, habt Ihr an den Zaum des Pferdes gedacht, also seid Ihr zerstreut gewesen. Da begann der Mann einzusehen, daß er nicht gewußt hatte, was es heißt: mit Andacht beten. So macht es Gott auch mit uns, wenn wir zerstreut beten; Er versagt uns das Erbetene. Daher müssen wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf's Gebet richten.

Mit welchem kühnen Vertrauen das Gebet der Heiligen unterstützt war.

Zum heiligen Antonius dem Einsiedler brachte man einst einen Jüngling, der von einem bösen Geiste der wildesten Art, welcher selbst den Himmel mit Verwünschungen und Beschimpfungen lästerte, besessen war. Als ihn Antonius angesehen, sagte er zu Denen, die den Kranken führten: Dieß ist nicht meine Sache, denn gegen diese Ordnung von Teufeln ist mir keine Gewalt gegeben; das ist die Gnade Pauls, des Einfältigen. Er führte also die Leute zu diesem hin. Paulus verrichtet ein wirksames Gebet, und befahl im Namen des heiligen Antonius dem unreinen Geiste, auszufahren. Dieser aber rief: Mit nichten werde ich ausfahren, Trunkenbold, Lügner, Wackelkopf! Zum zweiten Male wiederholte Paulus die Aufforderung; neue Schimpfworte gegen ihn und Antonius waren die Antwort. Da sagte zum dritten Male der Alte: Entweder du gehest, oder ich sag es Christo und der wird machen, das dir wehe geschieht. Da der Teufel hartnäckig blieb, ging Paulus aus seiner Zelle in die brennende Mittagshitze des ägyptischen Himmels, stehend wie eine Säule betete er zum Herrn, Ihm betheuernd: Wahrlich! ich werde nicht von der Stelle gehen, noch auch Speise nehmen oder Trank, und sollte ich darüber des Todes sterben, bis Du den bösen Geist ausgeworfen! Er hatte noch nicht vollendet, als der Dämon rief: Ich gehe, ich gehe, ich leide Gewalt, ich eile und werde nimmer wiederkehren.

Um des Gebetes willen weidet Gott das Vieh.

Die selige Oringa, geboren 1240 nahe bei Florenz, war ein armes Kind. Der Vater gab ihr oft den Stab in die Hand und sandte sie hinaus, das Vieh zu weiden. Sie that, wie ihr geheißen worden und führte das Vieh hinaus auf die Stelle, wo es gute Weide fand; verbot ihm mit kindlichem Vertrauen,

sich davon zu entfernen und in die nahen Saaten zu gehen und kniete dann etwa nieder unter einem Baume; die Heerde that nach ihrem Gebote und weidete da, wohin sie gewiesen war.

Wir müssen uns im innerlichen Gebete üben.

Die heilige Rosa von Lima hatte von ihrer frühesten Jugend an die Gabe des Gebetes; so daß sie in ihrem zwölften Jahre schon die höchste Stufe darin erstiegen hatte. Es schien gleichgiltig, ob sie schlief, oder ob sie wachte; immer waren die Augen ihres Gemüthes auf Gott gerichtet. Wenn sie nähte, webte, stickte; wenn sie mit Andern redete, aß, wandelte; in der Kirche, im Garten, zu Hause, auf der Strasse, überall dachte sie an Gott. Während der Gedanke an Gott alle ihre inneren Kräfte in Anspruch nahm, blieben ihre äußern Sinne völlig frei und ungebunden; so daß, während sie innen mit Gott redete, nach Außen nichts die Geschäftige hinderte, im Haushalt alles Nothwendige zu besorgen, auf alle an sie gerichteten Fragen zu antworten, klar und ohne alle Zerstreuung zu sprechen und mit derselben Leichtigkeit, besonnenen Raschheit und reger Aufmerksamkeit zu handeln, wie Solche pflegen, die nur den äußeren Geschäften mit Eifer obliegen. Ihre Gespielinen sahen mehr als einmal, daß, wenn sie mit Nähen beschäftigt war, und den Faden nach aufwärts zog, mit dem Arme auch ihr Geist sich zu erheben schien, mit ihm eine kleine Zeit schwebend sich erhielt und dann mit ihm zur Arbeit sich wieder niederließ, ohne daß die Spitze der Nadel auch nur um ein Kleinstes von dem Punkte abwich, von dem sie sich erhoben.

Wie gerne Gott den Heiligen ihre Gebete erhört.

Die Aeltern hatten der seligen Coleta von Gent in früher Jugend in Bezug auf ihre Andachtsübungen alle Freiheit gestattet und ließen sie im Vertrauen auf ihre Klugheit darin nach ihrem Gefallen leben. Das verdachten ihnen aber die unfrommen Leute ihrer Bekanntschaft, weil ihre überaus kleine Gestalt sie ihnen noch jünger erscheinen ließ, als sie wirklich gewesen. Darum betete sie, als sie einst im Verdruße darüber zur Kirche gegangen: Ach, mein lieber Gott! gefällt es dir denn, daß ich allzeit so klein bleiben soll? Sogleich als sie diese Worte ausgesprochen, fühlte sie, daß sie an Körpergröße zugenommen; und wirklich kehrte sie größer wieder nach Hause zurück, als sie ausgegangen. Dieselbe war von wundersamer Schönheit und lieblicher Freundlichkeit, weiß von Haut mit blühender Jugendröthe überflossen. Sie wußte lange nichts davon; da sie es endlich gewahrte, wurde sie betrübt deßwegen, weil sie Unheil davon besorgte und wendete sich um Hilfe dagegen zu Gott. Als sie ihr Gebet vollendet, schwand die Röthe, so im Antlitz, wie an Händen und am ganzen Leibe und nur die Weiße blieb auf ihre ganze übrige Lebenszeit.

Das Gebet im Namen Jesu erhört der Vater.

Kaiser Otto I. der Große war von großer Gestalt, hatte einen langen Bart, ein kahlen Kopf, röthliche Gesichtsfarbe, einen grimmigen Blick, wie ein

Löwe, aber auch Edelmuth, wie ein Löwe. Dreimal empörte sich sein jüngerer Bruder Heinrich gegen ihn und obschon er dreimal Verzeihung erhielt, fiel er doch zum vierten Male wieder in seine Treulosigkeit, verlor aber nochmals im Kampfe und wagte nun kaum noch Gnade zu hoffen. Da erschien er freiwillig vor seinem Bruder in der Weihnachtsnacht während der Christmesse und bat um sein Leben durch den neugebornen Heiland. Otto konnte sich der Thränen nicht enthalten; er hob den Bruder auf und gab ihm bald nachher das Herzogthum Baiern. Von nun an war Heinrich der treueste Vasall. Wenn nun schon ein Mensch die Bitte um Jesu willen nicht verweigerte, um wie viel weniger wird uns der himmlische Vater um Jesu willen unsere Bitten abschlagen.

Gebet kann mehr als alle menschliche Macht.

Arm und frei strebten die Schweizer nicht nach Macht und Ruhm, sie wollten nur ungekränkt und ruhig leben. Aber Leopold, Herzog von Oesterreich, ärgerte sich, daß die Schweizer als Angehörige des deutschen Reiches nicht seinen Bruder Friedrich zum deutschen Kaiser machen wollten und er beschloß, sie zu züchtigen. Mit einer gewaltigen Schaar brach er in die engen Gebirgspässe ein; sein Heer sah von fern wie ein Wald von Lanzen aus. Die Schweizer, nur eintausenddreihundert Mann stark, besetzten einen Berg. Als die Ritter in den engen Thalweg zwischen dem Berge und Aegerisee einzurücken begannen, sanken die Schweizer zuerst auf ihre Kniee und riefen Gott an und dann wälzten sie große Steinblöcke auf die Feinde herab. Zurückfliehen konnten die Ritter nicht, ihr eigenes hinter ihnen anrückendes Fußvolk füllte die Straße gänzlich. Nun kamen die Schweizer von dem Berge herunter und schlugen mit ihren Keulen, Morgensternen, Hellebarden und Schwertern auf die Oesterreicher los. Viele derselben ritten in den See und ertranken; mit Todesangst kehrte Leopold aus diesen mörderischen Schluchten zurück. Die Schweizer verfolgten ihn nicht, sondern waren zufrieden, den Feind aus ihrem Lande geschlagen zu haben und gingen still wieder nach Hause.

Das Gebet eines Gerechten vermag sehr viel.

Der heilige Franz von Sales bekam vom König den Auftrag, wichtiger Religionsangelegenheiten wegen nach Gex zu reisen; es führten nur zwei Wege dahin, entweder über die Rhone, oder über die Genfer Brücke. Die Rhone war aber wegen des Hochwassers ohne Lebensgefahr nicht zu befahren, daher entschloß er sich, durch Genf nach Gex zu reisen. Er hatte sich zwölf Personen zu Begleitern gewählt; diese alle widersetzten sich und riethen ihm, zurückzukehren und zu warten, bis die Rhone wieder schiffbar wäre. Der Eifer, der Religion aufzuhelfen, bestimmte ihn, sich über alle Gefahren hinauszusetzen. Die Gefahr, in Genf erkannt zu werden, war groß, denn er und seine Begleiter konnten von den fanatischen ketzerischen Genfern leicht erschlagen werden. Bevor der Heilige seine Reise antrat, nahm er seine Zuflucht zum Gebete; er fragte Gott um Rath, für dessen Ehre er im Begriffe stand, sich so augenscheinlichen Gefahren auszusetzen und flehte zu Ihm, ihn zu kräftigen, sein Wegweiser zu sein,

ihm die nothwendige Hilfe zu verleihen und Diejenigen, die ihn begleiteten, mit dem nämlichen Muth und Eifer zu beseelen, mit welchen er sein Herz erfüllt hatte. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so fand er seine Leute gänzlich umgewandelt; es waren nicht mehr jene furchtsamen Menschen, welchen die Angst alle Gegenstände vergrößert; sie erboten sich, ihm überall hin zu folgen; er aber benützte ihren guten Willen sogleich. Er kam gerade in dem Augenblicke in Genf an, wo man die Thore sperren wollte, weil es die Stunde der Predigt war. Der Offizier der Wache fragte ihn um seinen Namen; der Heilige, der an der Spitze der Seinigen ritt, antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, er sei der Bischof der Diözese. Der Offizier hatte weiter nicht Acht, schrieb seinen Namen auf und ließ ihn mit seinem ganzen Gefolge passiren. Also durchzog er die ganze Stadt Genf; als er aber an das andere Ende kam, wo die Pforte nach Gex war, fand er solche der Sitte gemäß verschlossen, weil die Predigt bereits begonnen hatte; er trat also in ein Gasthaus, um daselbst zu warten, bis das Thor würde aufgethan werden. Sein Gottvertrauen hielt ihn aufrecht; er verwirrte sich nicht und schien immer ruhig; doch nicht also verhielt es sich mit seinen Begleitern; sie hatten nicht sobald bedacht, daß sie in Genf eingesperrt wären und daß der geringste Mensch, der sie erkennen würde, sie könnte anhalten lassen, als ihre ganze Festigkeit sie verließ, und in der That war auch die Gefahr groß genug, ihre Furcht zu entschuldigen. Zwei Stunden vergingen auf solche Weise, bis endlich das Thor aufgethan ward. Da setzte sich der Heilige abermals zu Pferde, verließ Genf ohne Hinderniß und kam nach Gex, indeß seine Leute sich noch immer nicht von ihrem Schrecken erholt hatten. Zu Genf erstaunte man nicht wenig, als man aus dem Register ersah und aus der Aussage des Wirthes erkannte, daß Franz durch die Stadt durchgezogen war und während zwei vollen Stunden darin war eingeschlossen gewesen. Der Bischof der Diözese war nicht für Alle ein solches Räthsel, wie er es für den Offizier der Thorwache gewesen war; man bewunderte seinen kühnen Muth und damit man dessen sich erinnerte, schrieb man auf das Register: „Er soll nur wiederkommen!" Es war dieß jedoch kein Stück, das zweimal zu versuchen war. Solche Kraft besitzt das Gebet der Gerechten.

Das Gebet des Gerechten besitzt große Kraft.

Wie der heilige Gregorius der Große erzählt, hatte der heilige Benediktus, der erste Ordensstifter des Abendlandes aus dem sechsten Jahrhunderte, eine Schwester, die heilige Scholastika, welche eine Nonne war. Alljährlich einmal pflegten sich die heiligen Geschwister an einem Orte auf der Grenze der Besitzung beider Klöster zu besuchen. Als nun Benediktus mit seinen Brüdern wieder erschien und mit der Schwester den Tag in heiligen Gesprächen hinbrachte, bat Scholastika ihren Bruder, die heiligen Gespräche die Nacht hindurch fortzusetzen. Benediktus weigerte sich, weil ihm die Ordensregel verbiete, die Nacht außerhalb des Klosters zuzubringen. Der Himmel war aber so heiter, daß man nirgends ein Wölkchen sah. Als Scholastika die abschlägige Antwort des Bruders hörte, legte sie das Haupt auf den Tisch auf ihre gefalteten Hände

und bat Gott um Vermittlung. Als sie das Haupt wieder erhob, donnerte es auf einmal und es ergeß sich so viel Regen aus den Wolken, daß die Bäche zu reißenden Flüßen wurden, so daß Benedikt mit seinen Brüdern wider seinen Willen bei der Schwester bleiben mußte. Was hast du gethan, Schwester! sagte Benediktus; Gott der Allmächtige verzeihe dir! Darauf erwiederte Scholastika: Ich habe dich gebeten, daß du diese Nacht bei mir bleibest, und du hast mich nicht erhört; siehe, ich habe Gott gebeten und Er hat mich erhört; nun so gehe, wenn du kannst und verlasse mich! Sie verbrachten nun die ganze Nacht in gottseligen Gesprächen und am Morgen darauf schieden sie von einander. Am dritten Tage starb Scholastika und Benediktus sah ihre Seele in Gestalt einer weißer Taube zum Himmel fliegen. Er ließ ihre Leiche in sein eigenes Grab legen, um auch im Tode bei der Schwester zu sein.

Beim Gebet kommt es nicht auf schön gesetzte Worte, sondern auf Andacht und Heiligkeit an.

Eine alte Legende berichtet, daß einst in der Hofkirche König Philipps des Kühnen, eines Sohnes des heiligen Ludwigs, ein Sängerchor einen schönen Gesang zum Lobe Gottes aufführte. Es hatte sich, man wußte nicht wie, ein Unbekannter zu ihnen gesellt, der seine rauhe, heisere und krächzende Stimme so mächtig hören ließ, daß er den Gesang störte und auch bei den Zuhörern Murren und Mißfallen erregte. Als jedoch der Gesang beendigt war und einen Augenblick Stille herrschte, ward wie aus den oberen Räumen der Kirche eine Stimme vernommen, welche sich in den Worten aussprach: Keiner von diesen Sängern hat Wohlgefallen bei Gott gefunden, als allein der Heisere! Es kömmt beim Gebete nicht auf die schönen Worte, sondern auf innere Andacht und Heiligkeit an.

Das Gebet der Frommen wird von Gott gesegnet.

Im Jahre 1704 hatte Marlborough mit dem Prinzen Eugen bei Höchstädt eine Schlacht gegen die Franzosen und Baiern. Marlborough führte den rechten Flügel, immer heimlich betend, Eugen focht auf dem linken Flügel, wo die Baiern standen. Marlborough sagte nachher, nie habe er so viel gebetet, als bei Höchstädt. Am Abend lagen zwanzigtausend Franzosen und Baiern todt am Boden, fünfzehntausend waren gefangen, auch der Marschall mit achthundert Offizieren. Die Sieger erbeuteten die Kriegskasse, fünftausenddreihundert Munitions- und Fouragewägen, einhundertundvierzig Kanonen, dreihundert Fahnen und Feldzeichen. Diesen Sieg muß man als den Segen des Gebetes ansehen.

Das Gebet des Gerechten besitzt große Macht.

Einst besuchte der heilige Ephräm den heiligen Basilius. Als sie sich begrüßt hatten, sagte Ephräm: „Ehrwürdiger Vater, eine einzige Gnade bitte ich mir von dir aus und diese mögest du mir gewähren.“ „Nun so sage mir, was dir gefällig ist,“ entgegnete Basilius, „denn ich bin dir sehr verpflichtet

und zwar wegen deiner mühseligen Reise zu mir.“ Da versetzte ihm Ephräm: „Ich weiß es, mein heiliger Vater, daß dir Gott Alles verleiht, um was du Ihn bittest; so wollest du also Gott bitten, daß ich griechisch sprechen könne.“ „Da verlangst du von mir etwas,“ versetzte Basilius, „was über meine Kräfte geht; aber weil du so voll Glauben gebeten hast, so komme denn, mein Vater und Gebieter in die Wüste, wir wollen Gott bitten; er ist mächtig genug, dir deinen Wunsch zu erfüllen; es steht ja geschrieben: Den Willen derer, die Ihn fürchten, thut Er, und ihr Gebet erhört Er und erlöset sie.“ Psalm 144, 19. Da sie nun mehrere Stunden gebetet hatten und beim Aufstehen Basilius fragte: „Warum empfängst du die Priesterweihe nicht?“ Ephräm antwortete: „Weil ich ein Sünder bin.“ Zur Stunde konnte Ephräm griechisch reden und sie priesen Beide Gott, der so gerne das Gebet des Gottesfürchtigen erhöret.

Das Gebet der Gerechten erlangt Alles von Gott.

Einst kamen drei Mönche, Syrus, Isaias und Paulus, am Fluße Nil zusammen, gerechte, in der Enthaltsamkeit und Gottseligkeit geübte Männer. Sie wollten ein Kloster besuchen, das jenseits drei Tagreisen weit stromaufwärts entfernt war. Sie wollten über den Fluß setzen, fanden aber kein Fahrzeug. Da sagten sie zu einander: Wollen wir Gott bitten, daß Er unsere Reise, die wir zu einem guten Werke übernommen haben, gnädig fördern wolle. Sie wandten sich an Syrus und sagten zu ihm: Du vorzüglich bitte den Herrn; denn wir wissen, daß Er dich erhört und gibt, was du verlangst. Syrus aber ermahnte sie, mit ihm zu beten; auf ihr Angesicht niedergeworfen, beteten sie. Da sie ihr Gebet verrichtet hatten und aufstanden, sahen sie ein Schiff am Ufer, das schon ganz ausgerüstet war, um sie zu ihrer Reise aufzunehmen. Sie stiegen ein und fuhren stromaufwärts, so schnell, daß sie die ganze Reise, zu der sie drei Tage nöthig gehabt hätten, in einer Stunde vollendeten. Beim Anlanden sprach Isaias: Mir hat der Herr gezeigt, daß der Mann, zu dem wir eilen, uns entgegen kommen wird. Und mir, sagte Paulus, hat der Herr gezeigt, daß Gott denselben nach drei Tagen von dieser Welt hinwegnehmen werde.

Das Gebet des Gerechten erlangt Alles von Gott.

Ein heiliger Altvater schickte seinen Schüler fort, um Wasser zu holen. Der Brunnen war aber ziemlich weit von der Zelle entfernt und der Schüler hatte den Strick zum Wasser schöpfen vergessen. Als er daher zum Brunnen kam, betrübte er sich sehr; denn er hatte weit nach Hause und wußte nicht, was er thun sollte und doch wollte er nicht ohne Wasser zurückkehren. In der Angst seines Herzens warf er sich daher zu Boden, um zu beten und rief weinend aus: „Herr! erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit! Der Du Himmel und Erde und das Meer mit Allem, was darinnen ist, geschaffen hast, der Du allein alle Wunder gewirkt hast, erbarme Dich meiner um Deines Dieners willen, der mich abgeschickt hat! Hierauf stand er vom Gebete auf und rief: O Brunnen! O Brunnen! mein Abt, der Diener Jesu

Christi, hat mich abgesendet, Wasser zu schöpfen! Sogleich erhob sich das Wasser bis zum Rande des Brunnens und der Bruder füllte sein Geschirr und entfernte sich, die Allmacht des Herrn lobpreisend; das Wasser aber fiel wieder bis in seine vorige Tiefe zurück.

Das Gebet des Gerechten lähmt die Macht des Teufels.

Kaiser Julian der Abtrünnige stand mit dem Teufel im Bunde. Als er in den Krieg nach Persien zog, sendete er einen Teufel ab, damit er nach Westen eile und ihm von dort eine wichtige Botschaft bringe. Da aber dieser Teufel an einen gewissen Ort kam, wo ein Mönch wohnte, mußte er zehn Tage unbeweglich stehen bleiben und konnte nicht von der Stelle kommen, weil jener Mönch Tag und Nacht zu beten fortfuhr. Der Teufel kam also zum Kaiser zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben und sprach zum Kaiser: Ich habe mich verhalten und konnte nichts ausrichten; denn ich wartete zehn Tage lang, ob der Mönch Publius nicht etwa zu beten aufhören würde, damit ich an ihm vorüberkommen könne; daher kehre ich unverrichteter Sache zurück. Hierauf sprach dieser gottlose Kaiser ganz ergrimmt: Auf meiner Rückreise werde ich mich an ihm rächen. Allein nach wenigen Tagen ereilte ihn die Hand Gottes und er starb. Einer seiner Präfekten, die bei ihm waren, verkaufte sofort Alles, was er besaß, gab es den Armen und kam zu jenem Altvater, wo er ein großer Mönch wurde und heilig im Herrn entschlief.

Das Gebet eines Gerechten hat große Kraft.

Es war einst eine Jungfrau in Aegypten, mit Namen Piamun, welche ihr ganzes Leben bei ihrer leiblichen Mutter zubrachte und mit ihr erst am Abende aß und Linnenzeug nähte; auch besaß sie die Gnade, den Menschen die Zukunft vorherzusagen. Es geschah aber bisweilen in Aegypten, daß zur Zeit des Steigens des Nilflusses ein Dorf gegen das andere wegen der Austheilung des Wassers in so großen Streit kam, daß daraus Schlägereien und Mord entstanden. Bei einem solchen Anlasse überfiel ein volkreicher Flecken ihr Dorf, wo sie wohnte und es kamen viele Männer mit Lanzen und Stangen, um dasselbe zu zerstören. Da sie das voraus wußte, ging sie zu den Priestern des Ortes und sprach zu ihnen: Gehet hinaus und ziehet Denen entgegen, welche euch überfallen wollen und damit ihr nicht sammt dem Dorfe zu Grunde geht, so bittet sie, daß sie von ihrem feindlichen Vorhaben wider euch abstehen. Die Priester aber fielen ihr erschrocken zu Füßen und flehten sie an: Wir wagen es nicht, ihnen in den Weg zu kommen; denn wir kennen ihre Gewaltthätigkeit; willst du aber uns und dem ganzen Dorfe Barmherzigkeit erzeigen, so gehe du ihnen selbst entgegen und bewirke, daß sie friedlich abziehen. Sie aber willigte nicht ein, sondern kehrte nach Hause zurück und verharrte die ganze Nacht knieend im Gebete, indem sie sprach: „O Herr, der Du die Erde richtest und dem alle Ungerechtigkeit mißfällt, wenn dieses Gebet Dein Ohr erreicht, so möge Deine Kraft bewirken, daß jene Leute unbeweglich stehen müssen, wo du sie immer triffst." Nach diesem Gebete geschah, wie die heilige Jungfrau gesagt

hatte und die Feinde standen um sieben Uhr früh drei Meilen vom Dorfe entfernt, an den Platz geheftet, wie Säulen und konnten sich nicht von der Stelle bewegen. Auch wurde ihnen geoffenbart, daß dieses Hemmniß von dem Gebete der Dienerin Christi Piamun herrühre; daher sendeten sie Friedensboten in das Dorf, welche sprachen: Danket Gott und der Fürbitte der frommen Piamun, welche uns abhielten, euch großes Leid zuzufügen. O wie nothwendig, wenn wir erhört werden wollen, ist es, sich zuvor mit Gott zu versöhnen, bevor wir beten.

Das Gebet wird vor Gott angenehm durch die heiligmachende Gnade.

Die katholischen wilden Abenaken wurden von den Engländern bekriegt. Bisweilen begleiteten die Missionäre die Streifpartien als Feldkapläne, bisweilen blieben sie auch mit den Weibern und Kindern zurück. Bevor sie auszogen, empfingen alle Männer, Weiber und Kinder die heiligen Sakramente, damit die letzteren reine Hände zum Himmel emporheben könnten, während sie selbst im tödtlichen Kampfe mit den Feinden ihres Glaubens und Volkes begriffen wären. So lange der Feldzug dauerte, war ein ununterbrochenes Rosenkranzgebet im Gange. Diese wilden neubekehrten Katholiken geben uns gebildeten Christen ein beschämendes Beispiel. Wir tragen oft das ganze Jahr hindurch die Todsünden in uns herum, ohne zu beichten. Wie kann Gott unser Gebet lieb sein!

Die Christen sollen das Morgen- und Abendgebet fleißig betreiben.

Der Tag der wilden christkatholischen Irokesen in Nordamerika begann mit dem stillen Morgengebet in ihren Hütten zu früher Stunde. Um fünf Uhr früh kamen Alle in die Kapelle, um vor dem Tabernakel des Heilandes ein gemeinsames Frühgebet zu verrichten. Diese Andacht hing ganz von ihrer eigenen Wahl ab, sie ward aber allmählig zum unverbrüchlichsten Gebrauche. Bei Sonnenaufgange ward die heilige Messe gelesen; Gesänge erschallten dazu, wechselweise von Männern und Frauen angestimmt. Nach der Messe schlugen sie ihren Weg in Hütten und Feld ein, und gingen an ihre Arbeit und nun füllten die Kinder die Kapelle. Hatten sie während des Tages ein Geschäft im Dorfe, so schlugen sie gewiß immer den steilen Kapellenpfad ein, nahmen den Rosenkranz vom Halse und verrichteten vor der Jungfrau Maria ein kurzes Gebet. Die Mutter Gottes wurde von ihnen glühend verehrt. So hielten sie es selbst bei ihren Besuchen in Albany, wo sie Pelzwerk und andere Waaren umtauschten, allem Mißfallen der dortigen Bürgersleute zum Trotz. Wenn die sinkende Sonne die Indianer der Mission zur Ruhe rief, versammelten sie sich alle nochmals in der Kapelle zum Nachtgebete, ehe sie den Frieden der Dächer aufsuchten. Am Sonnabend gingen Alle zur Beichte und am darauf folgenden Sonntage zur heiligen Kommunion. So war es ihr Brauch in den Werketagen. O welch ein schöner Spiegel für alle katholische Christen.

Das Gebet des Gerechten hat große Macht.

Den heiligen Theon überfielen einst Räuber in der Nacht, weil sie Geld bei ihm vermutheten; aber er band sie bloß durch sein Gebet so fest, daß sie an seiner Thüre wie angeheftet waren und sich durchaus nicht mehr bewegen konnten. Als früh Leute kamen, wollten sie die Räuber dem Feuer übergeben, aber Theon gab es nicht zu, weil sonst die Gabe der Krankenheilung von ihm gewichen wäre. Die entlassenen Räuber thaten Buße und ließen sich im nahen Kloster aufnehmen, wo sie sich besserten und heilig lebten.

Wenn Gott das Gebet nicht erhört, so gibt er etwas Besseres als das Verlangte.

Kleopatra, eine fromme und gottesfürchtige Frau aus Palästina im dritten Jahrhunderte, hatte einen Sohn, der sich in die kaiserliche Leibgarde aufnehmen ließ, damit er zu einem tüchtigen Offizier gebildet werde. Zu ihrer Zeit ließ Kaiser Maximian viele Christen martern, unter andern auch den heiligen Varus. Kleopatra nahm des Nachts heimlich den heiligen Leib, salbte ihn, umhüllte ihn mit reinen Tüchern und begrub ihn in ihrem Zimmer unter ihrem Bette. Nachdem die Verfolgung nachgelassen, zog Kleopatra in ihr Vaterland, nahm den Leib des heiligen Varus mit sich, baute eine Kirche, ließ sie einweihen und legte den heiligen Martyrer unter den Altar. Bald wirkte der Heilige Wunder an Kranken aller Art. Kleopatra begehrte vom heiligen Varus bloß dieß, daß er ihrem Sohne eine hohe militärische Stelle bei Gott erbitte, für die Verehrung, die sie ihm erwiesen. Sie gab der Volksmenge, die zur Einweihung der Kirche gekommen war, Essen und bediente sie mit ihrem Sohne. Bald nach der Einweihung wurde der Knabe krank und starb. Ueber die Massen betrübt nahm sie den Knaben, lief in die Kirche, legte ihn auf den Altar des heiligen Varus und schrie: „O was für ein Lohn von dem Gerechten hier! O wie wird mir vergolten, was ich gethan! Gib mir meinen Sohn zurück, den ich mit Mühe ernährt habe, gib mir mein entrissenes Kind! O was für ein Undank dieses Heiligen, der mir meine Verehrung so belohnt; ich habe ja alles Dieses geopfert, damit er lebe und mein Trost werde! Gib mir den Entrissenen, bitte den Herrn, daß Er mir den Eingebornen wieder gebe; erwecke mein Kind in's Leben und nimm mich für ihn!“ Alle in der Kirche weinten mit ihr. Sie weinte dort den ganzen Tag und die Priester getrauten sich nicht, sie zu trösten. Gegen Mitternacht ruhte sie hingebeugt über den Knaben, denn sie war erschöpft von vielem Weinen. Da erschien ihr der heilige Varus, den Knaben an der Hand; sie waren gegürtet mit goldenem Gürtel, und ihre Gewänder waren wie von Licht und der Kranz um das Haupt eines Jeden war wie von Sternen. Der heilige Varus aber sprach: „Was schreist du gegen mich, o Weib, als hätte ich dir Unrecht gethan oder Böses für Gutes erwiedert? Ich weiß Alles, was du für mich gethan hast und auch um was du zu mir gebetet hast. Ich habe den Herrn gebeten und Er hat deinen Sohn nicht in das irdische Kriegsheer, sondern in das himmlische eingereiht, wie du siehst.

Und nun, wenn du willst, so nimm ihn zurück." Alsbald wandte sich der Knabe zu ihm und sprach: „Nein, mein Herr und Meister, ich will nicht wieder in die Welt der Ungerechtigkeit zurückgegeben werden, die ich kaum verlassen habe; nein, mein Herr, entziehe mir nicht deine Gesellschaft und die der Heiligen, bei denen wir wohnen." Zu der Mutter aber sagte der Knabe: „Weiche von mir, o Weib; gibt es auch ein Weib, die ihren Eingebornen beneidet und ihn herausnimmt von königlicher Herrlichkeit in die Armuth, von dem Lichte in die Finsterniß?" Und das Weib sprach zu ihnen: Nehmet mich mit, damit ich mit euch regiere; scheide mich nicht von meinem Eingebornen! Der heilige Varus sprach zu ihr: Jenseits wirst du bei uns sein, einstweilen aber bleibst du zurück gehe hin in Frieden und lege den Knaben zu mir in den Sarg und wir werden dich abholen, wenn es der Herr will. Das Weib beruhigte sich und diente dem Herrn in der Kirche mit unabläßigem Gebete. Nach sieben Jahren starb sie selig und wurde zu jenen beerdigt. Wenn Gott das Erbetene verweigert, so gibt Er etwas Besseres dafür.

Das Gebet des Gerechten bringt Segen in's Haus.

Der heilige Auxentius trat zu Konstantinopel in die Leibwache des Kaisers Theodosius. Er wurde seiner Tugenden wegen von allen Großen des Hofes hochgeachtet und ausgezeichnet. Das Leben am Hofe war gefährlich für ihn, aber sein heiliger Schutzengel bewahrte ihn und führte ihn mit noch zwei andern frommen Männern einem gottseligen Klausner in die Arme. Täglich vereinigten sich diese vier Freunde im Gebete, im Lesen der heiligen Schrift und in Abtödtungen und Bußübungen jeder Art. Am Vorabende der Feste des Herrn und Mariä durchwachten sie die ganze Nacht im Gebete. Er erschien täglich am Hofe und erfüllte die Pflichten seines Berufes auf's Pünktlichste. Einst ging er durch die Strassen Konstantinopels, wo größtentheils nur Handwerker wohnten. Einer derselben stand vor seinem Hause und jammerte laut, daß es ihm schon seit mehreren Wochen an Arbeit fehle und er und sein Gewerbe, wenn es so andauere, bald zu Grunde gehen müsse. Auxentius trat hinzu und fragte ihn, ob er ihn nicht auf einige Zeit als Gesellen oder Taglöhner in seine Dienste nehmen wolle; er werde jeden Tag mehrere Stunden bei ihm arbeiten, begehre weder Kost noch Lohn, sondern bloß drei Pfennige jeden Tag. Der Handwerker, welcher Auxentius nicht kannte, nahm das Anerbieten an, sagte aber, daß er jetzt und schon seit langer Zeit keine Arbeit habe. Auxentius trat nun in die ganz verödete Werkstube, schmiegte sich demüthig in einen Winkel und erhob im stillen Gebete sein Herz zu Gott. Es dauerte nicht lange, so kamen schon mehrere Leute und bestellten Arbeit; noch mehrere kamen am folgenden Tage und am dritten Tage war schon so viel Arbeit bestellt, daß der Handwerker nun wirklich mehrere Gesellen aufnehmen mußte. Als Auxentius sah, daß sein Gebet erhört sei, ging er nicht mehr in das Haus, aber der Segen, den sein Gebet auf die Werkstätte des Handwerkers herab gezogen hatte, blieb auf demselben ruhen.

Das wegen Liebeswerken und aus Gehorsam unterlassene Gebet ist keine Sünde.

Obschon der selige Clemens Caponius vom höchsten Adel stammte, war er doch ganz zufrieden mit dem Stande eines Laienbruders. Es freute ihn, alle niedrigen Arbeiten im Kloster thun zu dürfen. Einst mit Arbeiten mehr als gewöhnlich beschäftigt, konnte er vor dem Mittagsessen sein vorgeschriebenes Gebet nicht vollenden. Er begab sich also, während die übrigen Brüder speisten, vor ein Bild der lieben Frau und verrichtete dort sein Gebet. Siehe, da hörte er von dem Bild herab eine Stimme, welche ihn mahnte, in's Refektorium zu zu gehen und dort mit den Brüdern zu speisen. Es sei sein guter Wille schon Gott angenehm, wenn er mit den Liebespflichten, besonders auf Befehl des Oberen beschäftigt, die vorgeschriebenen Gebete nicht verrichten könne.

Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott.

In einem Nonnenkloster wurde täglich Nachmittag um drei Uhr die Glocke geläutet zur Erinnerung der letzten Stunde des Erlösers am Kreuze. Beim Schalle der Glocke pflegen alle Bewohnerinen des Hauses niederzuknieen, um Reue und Leid zu erwecken und drei Ave Maria zu beten zur Erinnerung an die drei Stunden, welche die Mutter Gottes am Fuße des Kreuzes zugebracht hat. Es hatte eine Dame Hemden zu nähen in's Haus gegeben; als sie fertig waren, fielen sie zufällig in den Abgrund und zwei Aermel wurden ganz mit Flecken bedeckt; man versuchte vergeblich, sie zu reinigen. In diesem Augenblicke warf eine der Büßerinen, welche eben einen beschmutzten Aermel in den Händen hatte, denselben in das Waschbecken, neben dem sie gerade stand, kniete nieder und sagte mit großer Einfalt: „Heilige Jungfrau, ich will nun die drei Ave Maria beten; hilf, du kannst es am besten!“ Kaum hatte sie die drei Ave Maria gebetet, als sie aufstand, einen in das Waschbecken geworfenen Aermel herauszog und denselben ganz weiß wie Alabaster erblickte. Sie legte dann nach und nach auch die andern hinein und sie wurden ebenso weiß. Man kann sich ihr Erstaunen und ihre übergroße Freude leicht denken. „O,“ sagte sie, „wenn die seligste Jungfrau sich mit dergleichen beschäftigt, so mögen die Aermel in den Abgrund fallen, oder man mag sie in den Koth legen, im Waschbecken werden sie doch wieder weiß.“ Sie nahm dann dieselben heraus und fand sie alle von blendender Weiße.

Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott.

Ein Mädchen, welches als Büßerin in das Haus der Mutter Maria Theresia aufgenommen worden war, um eine Zufluchtsstätte gegen die Gefahren zu finden, die ihr drohten und zugleich auch einen sichern Ort gegen ihre eigene Schwäche, hatte an Halsgeschwüren zu leiden. Nebst den Schmerzen und der Häßlichkeit, welche ihr die Krankheit verursachte, ward sie noch von dem Gedanken geplagt, daß sie die Oberin deßhalb entlassen könnte. Was that sie nun in ihrer Einfalt? Sie wendete sich zur Mutter Gottes mit jenem Glauben,

der Wunder wirkt; sie betete vor ihrem Bilde mit kindlichem Zutrauen, als wäre Maria ihre Mutter, sie legte die Hände an ihren Hals und zeigte ihr das Uebel und bat, sie zu heilen. „Wozu,“ sagte sie, „wäre sie denn so allvermögend, wenn nicht darum, daß sie Diejenigen erhört, die ihre Hilfe brauchen und sie mit Vertrauen anrufen?“ Sie hatte kaum ihr Gebet vollendet, als sie sich wieder zu ihren Mitgenossinen begab und wie erstaunten dieselben, als sie sahen, daß sie von ihren Geschwüren ganz frei sei. Man bemerkte ihr dieses, sie aber antwortete mit aller Einfalt, daß sie wirklich nichts mehr von den Geschwüren fühle; denn die seligste Jungfrau habe sie geheilt.

Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott.

Eine sehr arme Büßerin im Hause der Mutter Maria Theresia betete bei einer Gelegenheit in der Kirche des Hauses: „O meine gute Mutter,“ sagte sie zu Maria, „siehe meine Kleider an! Ich habe nichts, als was ich an meinem Leibe trage und dieß ist völlig abgenützt!“ Da sie so betete, zeigte sie der Mutter Gottes ihren Schurz, ihren Ueberrock und die andere Kleidung vor; sie that dieß mit desto größerer Freiheit, weil sie allein in der Kirche war. Sie erinnerte Maria an ihre Macht, an ihre Güte, und bat sie, ihr zu Hilfe zu kommen und ihr so viel zuzuschicken, daß sie ihre Lumpen, die sie bedeckten, mit etwas Besserem ersetzen könnte. Die Mutter Gottes ließ sie aber auch nicht lange warten. Es kam eine Dame in's Haus, die Oberin zu besuchen und brachte einen Pack mit einer vollständigen Kleidung für die ärmste Büßerin im Hause mit. Die gute Mutter beeilte sich, gerade dieses Mädchen, das so kindlich zutraulich zur seligsten Jungfrau gebetet hatte, zu sich zu rufen und gab ihr das, was der Mutter Gottes große Güte gerade zur rechten Zeit ihr zugeschickt hatte.

Das Gebet des Gerechten dringt durch die Wolken.

Nachdem der heilige Hilarion bereits zweiundzwanzig Jahre in der Wüste zugebracht, kam eine Frau, welche schon fünfzehn Jahre in der Ehe lebte und noch kein Kind geboren hatte, deßhalb aber von ihrem Gatten verachtet wurde, zu ihm. Sie wagte es, zu ihm hineinzudringen, der auf nichts Solches dachte. Zu seinen Füßen hingeworfen, sagte sie: „Verzeihe meiner Kühnheit, verzeihe meiner Noth. Warum wendest du deine Augen ab? Warum fliehest du die Flehende? Sieh mich nicht an als ein Weib, sondern als eine Elende. Dieses Geschlecht hat den Heiland geboren. Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken!“ Er blieb endlich stehen, sah eine Weile die Frau an und fragte, warum sie gekommen wäre und warum sie weine? Nachdem er die Ursache vernommen, erhob er die Augen zum Himmel, hieß sie getrost sein, und vergoß Thränen, da sie wegging. Nach einem Jahre sah er sie mit einem Sohne.

Das Gebet des Gerechten erlangt Alles von Gott.

Als der heilige Hilarion unweit von Aphroditen in der Wüste lebte, war der Himmel schon drei Jahre verschlossen und jene Länder waren ausgetrocknet. Der Ruf des Heiligen blieb auch den Bewohnern jener Gegend nicht verborgen und Männer und Weiber, ganz bleich und ausgehungert, baten wetteifernd den Diener Christi um Regen. Als er sie anblickte, empfand er einen großen Schmerz und er richtete seine Augen zum Himmel empor, hob seine Hände in die Höhe und erlangte sogleich einen Regen. Als aber jene dürstende und sandige Gegend vom Regen bewässert worden war, brachte sie plötzlich eine so große Menge von Schlangen und giftigen Thieren hervor, daß unzählig viele Leute verwundet wurden und sogleich gestorben wären, wenn sie nicht zum heiligen Hilarion um Hilfe gekommen wären. Er weihte Oel, mit dem die Ackersleute und Hirten ihre Wunden salbten und dadurch ihre volle Gesundheit wieder erlangten.

Die Heiligen verweigern ihr Gebet um nichtswürdige Dinge.

Zum heiligen Hilarion kam einst ein Christ und bat ihn um sein Gebet, damit er bei dem bevorstehenden Wettrennen den Sieg erhalte. Dem ehrwürdigen Greise schien es ungeräumt zu sein, um solcher nichtswürdigen Dinge willen das Gebet zu verlieren. O wie oft mögen sich die Heiligen im Himmel für uns zu beten weigern, weil wir Nichtswürdiges begehren.

Ein Gebet mit Gelübde erhört Gott.

Als die Römer mit den Mauritaniern in Afrika Krieg führten und besiegt die Flucht ergriffen und viele von ihnen getödtet wurden, da ging ein Mauritanier auf einen Römer los. Der Soldat fing an, zu Gott zu beten und sagte: O Herr, der Du Deiner Dienerin Thekla erschienen bist und sie aus den Händen der Gottlosen errettet hast, befreie auch mich aus dieser Noth; rette mich vom bittern Tod, so will ich in die Wüste gehen und ein Einsiedler werden mein Leben lang. Hierauf sah er sich um und erblickte keinen Feind mehr. Da begab er sich in die Wüste und wohnte mit Gottes Schutz und Gnade fünfunddreißig Jahre in einer Höhle.

Gott erhöret das Gebet der Gerechten für die Sünder.

Der heilige Augustin war in seiner Jugend in die manichäische Ketzerei verfallen und lebte mit einer Beischläferin in Unzucht. Seine heilige Mutter Monika weinte und betete Tag und Nacht um seine Bekehrung. Um sie zu trösten, hatte sie einen Traum von Gott; sie sah einen schönen, glänzenden Jüngling, einen Engel, der sie fragte, warum sie traure und sie tröstete. Sie stand auf einem erhöhten Brette. Da sprach der Engel: Gib Acht und schaue: wo du stehst, steht auch dein Sohn; sie sah wirklich ihren Sohn auf demselben Brette, auf derselben Höhe stehen. Als sie früh Morgens ihrem Sohne den Traum erzählte, erklärte ihn dieser dahin, daß einst seine Mutter ebenfalls den

manichäischen Irrthum annehmen werde. Nein, nein! sprach seine Mutter; der Engel hat nicht gesagt, wo dein Sohn steht, wirst auch du stehen; sondern, wo du stehst, wird auch dein Sohn stehen. Es dauerte noch neun Jahre bis zu seiner völligen Bekehrung; nach dieser Zeit bekehrte sich Augustinus und wurde ein Heiliger. Diese Gnade hatte ihm seine Mutter erfleht.

Die Macht des Gebetes der Heiligen.

Die Bandagen überfielen einst die jungen Christen der Fischerküste. Angst und Schrecken überfiel die Einwohner, sie flüchteten in's Innere, wo der König Kriegsvölker zusammenbrachte, und den Bandagen entgegen zog. Als dieß der heilige Franz Xaver vernommen hatte, betete er zu Gott um Schutz der jungen Christen. Nach diesem Gebete versammelte er eilig eine Schaar junger Christen und eilte mit diesen, das Kreuz in der Hand, der Gegend zu, woher die Feinde in Schlachtordnung anrückten. Sobald er ihnen nahe genug war, um gehört zu werden, stand er still und rief mit donnernder Stimme: Im Namen des lebendigen Gottes gebiete ich euch, Halt zu machen, umzuwenden und in euere Heimath zurückzukehren. Wie gebannt blieben die Feinde stehen, die Nachfolgenden wunderten sich über diesen Stillstand und fragten nach der Ursache. Diese sagten, sie sähen vor sich einen Mann in fremder schwarzer Kleidung, von mehr als menschlicher Größe, der schrecklich anzusehen wäre, und aus dessen Augen Blitze schößen. Die Kühnsten drangen vor, um sich zu überzeugen; doch auch sie wurden von Angst ergriffen und begaben sich in großer Unordnung auf die Flucht. Der König dankte dem heiligen Franz feierlich in Gegenwart des ganzen Heeres und setzte hinzu: So wie man mich den großen König nennt, sollst du künftig der große Vater heißen.

Das Gebet des Gerechten bekehret Sünder.

Unter denjenigen, welche der heilige Ignatius für die Frömmigkeit gewonnen hatte, war Einer, der im Guten wieder nachließ und sogar auf dem Punkte stand, Gott gänzlich zu verlassen. Der Heilige sparte weder Warnungen noch Ermahnungen, um die Tugend seines Schülers wieder zu beleben; da er aber nichts erreichen konnte, blieb er drei Tage lang, ohne zu essen noch zu trinken, weinend am Fuße der Altäre und betete ohne Unterlaß. Sein Fasten, seine Thränen und seine Gebete zogen den Segen des Himmels hernieder und gaben demjenigen den Geist des Eifers wieder, für welchen er Buße gethan hatte.

Gebete werden durch Gelübde verstärkt.

Als der heilige Ignatius seinen Orden vom Papst Paul III. bestätigen lassen wollte, widersetzten sich besonders drei Kardinäle. Dessenungeachtet setzte er seine Bewerbungen bei dem Papste mit großem Eifer fort und verdoppelte zugleich seine Gebete mit einem außerordentlichen Vertrauen, so daß, als wäre er des Erfolges sicher gewesen, er eines Tages Gott zum Danke für die Gnade, welche er zu erlangen hoffte, dreitausend Messen gelobte. Seine Hoffnung ward nicht getäuscht. Der heftigste Gegner unter den Kardinälen fühlte sich

auf Einmal anders gesinnt, ohne zu wissen warum, und diese plötzliche Veränderung erschien ihm selbst so befremdend, daß er gar nicht daran zweifelte, daß sie von Gott käme. Paul III. bestätigte den Orden am 27. September 1540 mit vielen Lobeserhebungen.

Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel.

Der heilige Franz von Assisi kam einst Abends spät zum Hause eines großen und reichen Edelmannes und er sammt seinem Gefährten ward von ihm wie Engel Gottes mit größter Höflichkeit und Liebe aufgenommen; der Edelmann umarmte und küßte sie, wusch ihnen die Füße, trocknete und küßte sie, ließ einheitzen, versorgte den Tisch mit vielen guten Speisen und bediente sie während des Essens mit heiterem Angesichte. Nach dem Essen sagte der Edelmann: „Sehet, mein Vater, ich bringe euch mich und meine Sachen dar; bedürft ihr einer Kutte, eines Mantels, oder welcher Sache immer, so kauft sie und ich werde sie bezahlen. Ich will für euch in jeder Nothdurft sorgen, denn Gott hat mir Ueberfluß an jeglichem zeitlichen Gute gegeben; darum gebe ich aus Liebe Gottes gerne den Armen davon." Der heilige Franz gewann den Edelmann sehr lieb und sagte beim Scheiden zu seinem Gefährten: Wahrhaftig, dieser edle Herr wäre gut für unsern Orden, er ist milde und die Mildigkeit ist eine von den Eigenschaften Gottes; ich möchte ihn zum Genossen haben, darum wollen wir nach einiger Zeit zu ihm zurückkehren und einstweilen Gott bitten, daß Er ihm das Verlangen in's Herz lege und die Gnade gebe, uns anzugehören. Wunderbar! Nach einigen Tagen kehrten sie zurück. Als sie nahe beim Schlosse waren, kniete der heilige Franz nieder und betete für den Edelmann. Dieser sah zum Fenster heraus. Da erblickte er Christum im Glanze vor dem heiligen Franziskus stehen und diesen in einer Höhe schweben. Da kam er heraus, lief auf den Heiligen zu, kniete zu seinen Füßen nieder und bat ihn um Aufnahme in den Orden. Als der heilige Franz sah, daß sein Gebet erhört sei, erhob er sich, umarmte und küßte den Edelmann, Gott inbrünstig dankend. Der Edelmann vertheilte all das Seinige unter die Armen, trat in den Orden des heiligen Franziskus und lebte in großer Bußfertigkeit und Heiligkeit.

Das Gebet des Gerechten erwirket für Andere große Gnaden.

Der heilige Franz von Assisi und Bruder Elias wohnten in demselben Kloster mitsammen. Da wurden dem Heiligen über Bruder Elias folgende drei Dinge geoffenbart: Daß Elias würde verdammt werden, daß er vom Orden abfallen und außer dem Orden sterben werde. Von nun an hatte Franziskus ein solches Mißfallen an Elias, daß er nicht mit ihm umging, nicht mit ihm redete und ihm absichtlich überall auswich. Das betrübte den Elias und er fragte eines Tages den heiligen Franz um die Ursache seines Widerwillens gegen ihn. Dieser entdeckte ihm nun die erhaltene Offenbarung Gottes. Elias erschrack und flehte den heiligen Franz inständig um seine Fürbitte an, mit vielen Thränen. Der mitleidige heilige Franz versprach ihm, für ihn zu

bitten und that es auch. Da offenbarte ihm Gott, daß sein Gebet erhört sei, daß Elias nicht werde verdammt werden, daß er aber gewiß aus dem Orden treten und außer dem Orden sterben werde. Es traf auch zu; denn Friedrich, König von Sizilien, fiel von der Kirche ab, wurde vom Papste in den Bann gelegt, sowohl er, als jeder, der ihm Rath gibt und Hilfe leistet. Bruder Elias, als einer der weisesten Männer auf Erden gekannt, ließ sich vom König Friedrich bewegen, sich zu ihm zu begeben; deßhalb ward er vom Papste mit dem Banne belegt und des Ordenskleides beraubt. Während des Bannes wurde Elias schwer krank. Da besuchte den Elias ein Ordensbruder und Freund. Diesen ersuchte Elias, zum heiligen Vater zu gehen und ihn zu bitten, daß er ihn vom Banne löse und das Ordenskleid wiedergebe. Der Papst gewährte die Bitte und ermahnte den Bruder, zum Elias zurückzukehren, und falls er ihn noch lebend antreffe, ihn vom Banne zu lösen und das Ordenskleid zurückzugeben. Der Bruder eilte zum Elias, fand ihn zwar lebend, aber beinahe in den letzten Zügen und löste ihn vom Banne, und während er ihm das Ordenskleid anlegen wollte, schied seine Seele aus dieser Welt. So ward seine Seele von der Verdammniß gerettet durch des heiligen Franziskus Gebet und Verdienst.

Das Gebet der Gerechten vermag sehr viel zur Bekehrung der Sünder.

Bruder Konrad, ein Franziskaner, war so fromm und so voll Verdienste bei Gott, daß ihn Christus sowohl im Leben als im Tode durch viele Wunder ehrte. Einmal kam Bruder Konrad als Gast in das Kloster zu Offida. In diesem Kloster war ein junger Bruder, der sich so kindisch, unordentlich und regelwidrig aufführte, daß er die jungen und alten Brüder im göttlichen Dienste störte und sich darüber kein Bedenken machte. Die Brüder baten nun den Bruder Konrad, diesen jungen Menschen zu ermahnen. Konrad betete für den Jüngling, nahm ihn eines Tages bei Seite und ermahnte ihn im Eifer der Liebe so eindringlich, daß derselbe mit der Gnade Gottes alsogleich an Aufführung aus einem Knaben ein Greis, und so gehorsam, gütig, sorgfältig, friedlich, dienstfertig und zu jeder Tugend eifrig ward, daß nun, wie durch ihn früher das ganze Haus gestört, jetzt sämmtliche Brüder durch ihn erbaut und erfreut wurden und Alle ihn gar sehr liebten.

Gebot.

Die Gebote Gottes beschränken die zügellose Freiheit auf eine wohlthätige Weise.

Der Mensch schäme sich nicht, von den Hausthieren zu lernen. Ein Naturtrieb sagt ihnen, es sei besser für sie, ihrer Freiheit zu entsagen und dem Menschen zu dienen, als frei und wild zu leben, Hunger und Durst zu leiden, ein Obdach zu entbehren und den reißenden Thieren ausgesetzt zu sein. Die gefangenen Elephanten empfinden gar bald das Behagliche einer so wohlthätigen

Unterthänigkeit und dienen ihrem Herrn mit aller Willigkeit und Treue, deren sie fähig sind. Eben so ist es mit den Geboten Gottes. Sie beschränken die menschliche Freiheit auf eine wohlthätige Weise. Man kann nicht mehr ohne Schranken seinen Neigungen folgen; aber eben darin besteht das Wohlthätige; denn was macht so unglücklich und elend, als zügellose Leidenschaften: der Trunk, die Unzucht, der Zorn, Haß und Rache, die Habsucht, das Spiel und die Liebe? Der Mensch lasse sich also die wohlthätige Einschränkung gerne gefallen, die ihm die Gebote Gottes auflegen.

Gottes Gebote halten ist der beste Weg.

Wer stets nach Gottes Geboten lebt, sich aus der kleinsten Sünde ein Gewissen macht, lebt zwar einigermassen unbequemer und beschwerlicher, als Andere, die nach ihren Gelüsten leben und sich aus keiner Sünde ein Gewissen machen. Sie müssen manches Vergnügen entbehren und manchen Kampf bestehen; dagegen genießen sie Gottes Beifall, das Gemüth ist voll süßen Friedens, heiter und ruhig. Diese Art von Vorseligkeit, von Vorhimmel, wiegt die Mühen und Beschwerden der Tugend weit auf. Die Weltmenschen lassen sich Gottes Gebote nicht schwer werden, leben aber in Gewissensbissen, in peinlicher Unruhe, verwickeln sich in Sorgen, Streit und Unannehmlichkeit, werden gehaßt, verfolgt und gezüchtigt von Gott und ihren Vorgesetzten. Das Leben des Gerechten und das Leben des Sünders gleichet in Bezug auf Beschwerden und Gemüthsruhe den Fußsteigen, welche durch lange herrschaftliche Wiesen führen. Man hat den Reisenden schon vorgezeichnet, wo sie gehen sollen, man hat den Pfad mit grobem Sande bestreut. Freilich drückt der grobe Bach- oder Flußsand und es geht sich ungleich weicher auf dem weichen Rasen daneben, auch macht der Fußpfad manchen Umweg und man käme viel näher, wenn man die Wiese gerade durchschnitte. Wer nun geht, wo er nicht soll, muß immer in Aengsten sein und wenn ihn der Wiesenheger bemerkt, wird er eingeholt, muß Strafe zahlen oder den Prügel kosten; wer aber auf dem harten Pfade bleibt, geht etwas hart, geht auch etwas um, darf aber keine Angst ausstehen, geht unbefangen und unangetastet seine Wege und kommt eher an's Ziel, als der andere. So ist es auch mit den Geboten Gottes.

Wenn die Gebote Gottes schwer werden, muß man sich mehr Gnade verschaffen.

Wer bergauf fährt und hat schwer geladen, kann mit seinem eigenen Viehe die Last nicht weiter führen, er muß Zugvieh zu Hilfe nehmen und vorspannen, damit die Kräfte der Lastthiere verdoppelt werden. So ist es mit den Geboten Gottes; sie werden zuweilen sehr schwer, das gewöhnliche Maß von Gnade reicht nicht hin; sie muß verdoppelt werden durch öftere Communion, durch inbrünstigeres Gebet, durch Anrufung Mariä und der Heiligen und durch Almosen. Wer diese Mittel anwendet, vermehrt in sich die Gnade und hat Kraft. Thut er das nicht, so wird er so wenig siegen, so wenig der Fuhrmann ohne Vorspann eine Last über den Berg führen wird, welcher seine eigenen

Pferde auf der Ebene gerade gewachsen waren; er wird nicht hinauf kommen und wenn er sein Vieh erschlüge.

Die Gebote Gottes sind der Schwerpunkt der Seele.

In unserem Körper gibt es einen Punkt oder eine Linie, worin sich gleichsam die ganze Schwere des Leibes vereinigt: der Schwerpunkt genannt. Beim menschlichen Körper fällt dieser Schwerpunkt beim Gehen und Stehen in die Füße; fällt er außerhalb derselben, so stürzt man. Alles Gehen, Bewegen, Tanzen, Springen ist nichts, als eine Gewandtheit, den Leib so zu tragen, daß die gesammte Schwere des Körpers in die Füße fällt; das Fallen ist nichts anderes, als ein Versehen, wobei der Schwerpunkt außerhalb der Füße zu liegen kommt. Auch die Seele hat ihren Schwerpunkt und dieser fällt auf die Gebote Gottes; er geht vom Verstande aus durch den Willen, das Gemüth, das Herz, das Begehrungsvermögen, Alles muß auf die Gebote Gottes gerichtet sein. Fällt der Wille auf etwas gegen den Willen Gottes, so macht die Seele einen Fall; bleibt der Wille stets auf die Gebote Gottes gerichtet und in Uebereinstimmung mit ihnen, so steht die Seele aufrecht. Wie wir also unsern Körper beim Gehen, Tragen, Heben vor- und rückwärts, links und rechts beugen, um den Schwerpunkt zu erhalten, so müssen wir uns in den Versuchungen winden, um immer mit Gottes Geboten und Willen übereinzustimmen.

Die Gebote Gottes sind ohne Gnade zu schwer.

Der Mensch in seiner natürlichen Kraft, nicht von der Gnade unterstützt, gleicht den Bauleuten, deren leibliche Kräfte nicht hinreichen, schwere Balken empor zu heben; sie brauchen deßhalb zur Fortschaffung und Emporhebung schwerer Körper Instrumente oder Hebel, mit deren Unterstützung sie die schwersten Balken in die Höhe ziehen. Eben so sind unseren natürlichen Kräften die Gebote Gottes zu schwer; der Christ muß übernatürliche Mittel zur Unterstützung seiner Kraft anwenden; unter diese gehören die heiligen Sakramente, namentlich das allerheiligste Altarssakrament und die Verehrung Mariä.

Gott straft die Sünden gegen das dritte und vierte Gebot zuweilen schon auf Erden.

Ein Schmied an einer sehr belebten Strasse arbeitete alle Sonn- und Feiertage in seiner Werkstatt. Es wurde dagegen gepredigt, er wurde vom Seelsorger ermahnt, endlich beim Amte verklagt. Sein Weib und seine Tochter, faul und klatschsüchtig, hatten den Seelsorger schon früher durch Verläumdung an der Ehre gekränkt. Als er vom Amte eingesperrt wurde, sprach er im Zorne diese Lästerung aus: „Der Pater wird mich nicht in den Himmel hocken!“ Nicht lange darauf ließ er seinen Ofen übersetzen, es fehlte an Kacheln; diese suchte er auf der Pfarrei zu erhalten; er kam, sprach darum an und erhielt sie; er kam wieder um Taschenziegel, man ließ ihn am Dachboden suchen und nehmen. Er suchte, brach durch, stürzte auf den Kopf herab, verletzte sich das Rückenmark und konnte Wochen lang nicht arbeiten; er

und die Seinigen mußten Noth leiden. So strafte Gott die Uebertretung des dritten und vierten Gebotes auf eine solche Art, daß der Sünder auf seine Sünden aufmerksam gemacht wurde.

Wir sollen die Gebote Gottes halten.

Der heiligen Rosa von Viterbo wurde als Kind von Gott befohlen, Buße zu predigen. Sie ging und that's, so schwer es ihr auch wurde. Uns befiehlt der Herr nur das Allgemeine, das Gewöhnliche, das Leichte, das, was Alle thun und thun sollen, das, was keine Schande und Verachtung zuzieht: Die Haltung der Gebote Gottes. Wie strafbar wären wir, wenn wir das nicht thun wollten!

Der Segen des vierten Gebotes bewährt sich auch unter den Heiden.

Unter den drei Herrschern der Römer: Oktavian, Antonius und Lepidus wurden eine Menge Personen des höchsten Ranges auf die Liste gesetzt und durch Soldaten enthauptet. Der junge Oppius trug seinen geächteten Vater, einen abgelebten Greis, auf den Schultern durch Italien nach Sizilien. Erst lange nachher wurde die edle That bekannt, welche das Volk so sehr rührte, daß es den guten Sohn zum Amte eines Aedils erwählte. Weil er aber in der Achtung alles Vermögen verloren hatte, so vereinigten sich Künstler, Handwerker und Taglöhner, unentgeldlich für ihn ein vollständig ausgeziertes Theater zu bauen und die Zuschauer warfen so reichlich Geld auf die Bühne, daß der junge Aedil durch seine Spiele sich bereicherte, während Andere durch die ihrigen einbüßten. Der Segen Gottes, der auf dem vierten Gebote ruht und unter Heiden so wohlthätig wirkte, ruht auch unter uns Christen auf den guten Kindern.

Strafe der Verletzung des vierten Gebotes.

Heinrich II., König von England, machte seinen Kanzler zum Erzbischof. Da dieser den Eid des Gehorsams gegen die königlichen Verordnungen verweigerte, weil sie gegen das Wohl der Kirche waren, vertrieb er ihn aus seinem Lande; durch Vermittlung des Papstes und Königs von Frankreich durfte er zwar zurückkehren, aber er wurde von vier Rittern ermordet, die da glaubten, dem Könige einen Gefallen zu erweisen. Weil sich der König gegen seinen geistlichen Vater empörte und ihn mißhandelte, so ließ es Gott zur Strafe zu, daß sich sein eigener Sohn gegen den Vater empörte und großen Anhang fand. Rath- und hilflos nahm er seine Zuflucht zu dem, den er früher verfolgte. Der alte König machte eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas; drei Meilen weit ging er barfuß im gemeinen Büßerkleide, so daß ihm das Blut aus den Füßen floß, warf sich am Grabe des Heiligen nieder, küßte den Boden, brachte einen Tag und eine Nacht mit Weinen hier zu und ließ sich sogar geißeln. Während er am andern Morgen die heilige Messe hörte, war sein Gebet erhört und seiner Noth abgeholfen; es wurde nämlich der König

von Schottland, welcher den rebellischen Sohn unterstützt hatte, gefangen, und der Sohn stellte sich selbst und bat den Vater fußfällig um Verzeihung.

Die Erfüllung des vierten Gebotes bringt den Kindern Segen.

Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlergehe! So sagt das vierte Gebot Gottes und wenn die Gemeinde-Zeitung schon wiederholt Erzählungen brachte, welche beweisen, daß es demjenigen, der seine Aeltern ehrt, auch wirklich wohl ergeht, so ist nachfolgendes Geschichtchen um so mehr geeignet, auf's neue als Beleg zu dienen. Hören wir also: Vor etwa zwei Jahren handelte es sich darum, für den Sohn des Kaisers Napoleon einen passenden Erzieher zu finden. Sobald der Entschluß des Kaisers bekannt geworden war, kamen Meldungen und Empfehlungen von vielen Seiten; aber Louis Napoleon ließ lange auf eine Entscheidung warten, der man natürlich mit großer Spannung entgegen sah. Eines Tages gelangte an einen jungen, bisher wenig bekannten Gymnasialprofessor ein Schreiben aus dem Ministerium des kaiserlichen Hauses, welches ihn ersuchte, sich zu einer angegebenen Stunde in den Tuilerien einzufinden. Der junge Mann erschien und wurde mit der Weisung, zu warten, in ein Zimmer geführt. Nach wenigen Minuten tritt der Kaiser durch eine Seitenthüre ein und macht dem erschrockenen Professor die Mittheilung, daß er ihn zum Erzieher seines Sohnes ausersehen habe. In höchster Ueberraschung sucht der Angeredete nach allerlei Einwendungen und erklärt, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei, daß er überdieß die ihm zugedachte Ehre auch darum ablehnen müsse, weil er seine arme Mutter nicht verlassen könne, die an ihm ihre einzige Stütze habe. Der Kaiser erwiederte dem jungen Manne, daß er auf diese Einwendung schon gefaßt sei und daß seine kindliche aufopfernde Liebe wesentlich zu seiner Erwählung beigetragen habe. Er brauche zur Erziehung seines Sohnes eben einen Mann, der in treuer Erfüllung der Kindespflichten den besten Beweis seines guten Herzens und seiner Befähigung zum Erzieher geliefert habe; seine alte Mutter solle ihn in die Tuilerien begleiten und dort bei ihm wohnen. Jetzt war eine Einrede nicht mehr möglich; der Professor nahm dankbar die hohe Stellung an und nimmt sie noch heute ein. Der kaiserliche Prinz macht nach Allem, was man von ihm hört und liest, seinem Erzieher viel Freude. Kaiser Napoleon hat eben eingesehen, daß, wenn er sein Kind zu einem guten Sohne erziehen will, er ihm auch einen solchen zum Lehrer geben muß!

Gebräuche.

Man soll geringe heilige Gebräuche nicht vernachlässigen.

In Neapel war Oviedo Rektor und Bobadilla Aufseher eines Jesuitenklosters. Beide waren heilig. Jener war streng und pünktlich, dieser nachgiebig; was Jener fest zu halten strebte, ließ dieser nach. So fand Bobadilla eine Art Erniedrigung darin, die Heiligkeit durch gewisse kleine äußerliche Gebräuche zu ordnen, und wenn man sich nur ernsthaft um die kernhafteren Tugenden bemühte, so kümmerte er sich nicht viel um das Uebrige. Oviedo

dagegen glaubte, daß es im Dienste Gottes nichts gebe, was klein sei und daß die festest begründete Tugend ohne jene unwesentlich scheinenden Aeußerlichkeiten nicht lange Bestand halten könne. Als der heilige Ignatius erfuhr, was sich in Neapel zutrug, nahm er dem Bobadilla seine Stelle und untersagte ihm, den Oviedo zu stören; diesem hingegen übergab er alle Gewalt, um die häusliche Zucht aufrecht zu erhalten, welche von Tag zu Tag mehr nachließ und aus deren Erschlaffung die unglückseligsten Folgen hervorgehen konnten.

Gedächtniß.

Man muß seinem Gedächtnisse die Kenntniß der Religion und Aussprüche der Schrift anvertrauen.

Paulus sagt: Alle Schrift ist nützlich zum Unterricht, zur Ermahnung, zur Erbauung und Besserung; das Wort Gottes hat eine eigenthümliche Kraft auf die Seele und durchdringt Mark und Bein. Gott befahl ehemals den Juden, die Gebete Gottes und die Sprüche der heiligen Schrift auf ihre Hände, auf den Saum ihrer Kleider und an die Thürpfosten zu schreiben; denn Hände, Kleider und die Thüre hat man immer vor Augen. Gott will also, daß man sich die heiligen Religionswahrheiten tief in's Gedächtniß einpräge und die Sprüche der Schrift auswendig lerne, um sich zur Zeit der Gefahr, der Versuchung und des Kampfes daran zu erinnern; weil diese Religionswahrheiten die Seele im Guten stärken, vom Bösen abhalten und zur Ausdauer im Kampfe ermuntern. Man muß es in dieser Beziehung dem Pelikan gleich thun. Er ist der größte Schwimmvogel, über sechs Fuß lang, mit ausgespannten Flügeln zwölf Fuß breit und bis fünfundzwanzig Pfund schwer. So ein großer Vogel braucht viel Nahrung. Er wohnt an großen Flüßen und Meeresküsten. nährt sich von Fischen und Fröschen, von denen er bei gutem Fange immer einen guten Vorrath für den nächsten Hunger in seinem Beutel aufbewahret. Unter dem Schnabel hängt nämlich ein gelber häutiger Beutel; diesen kann der Vogel zusammen ziehen, daß man ihn kaum bemerkt, aber auch so erweitern, daß er einen ganzen Menschenkopf aufnimmt. In diesem Beutel trägt er auch seinen Jungen Fische und Wasser zu. So klug ist das Thier, den vom Schöpfer gegebenen Beutel zu benützen, darin Nahrung zu sammeln und aufzubewahren für die Zeit des Mangels und des Hungers. Wäre es nicht beschämend und thöricht von uns, wenn wir unserem Gedächtnisse die Religionswahrheiten und Sprüche der Schrift nicht einprägen wollten? Womit hat sich der Herr in seiner Versuchung vertheidigt, als mit Sprüchen der Schrift?

Gedanken.

Den bösen Gedanken versage den Eingang oder wenigstens das Wohlgefallen.

Böse Gedanken gleichen dem Marder. Vermöge seiner biegsamen Glieder schlüpfet er durch die engsten Löcher, geht über die schmalsten Stangen, ja er

steigt an einer senkrechten Wand empor, wenn sie nur ein wenig rauh ist und er schwimmt auch geschickt. Geräth er in den Hühnerstall oder Taubenschlag, so bleibt nichts am Leben und er läßt immer seinen stinkenden Unrath zurück, so daß keine Taube oder Henne diese Wohnung wieder bezieht, wenn sie nicht gereinigt und besonders ausgeräuchert wird. So machen es die bösen Gedanken und Begierden; sie haben sehr viel Einschmeichelndes und Reizendes an sich, so daß das Wohlgefallen und die Einwilligung sehr leicht folgt; hat sich ihnen aber die Seele aufgethan durch Wohlgefallen und Einwilligung, dann tödten sie dieselbe, erzeugen die Sünde und böse That und hinterlassen ihren Unrath, geistigen Mord und Verwüstung, den Verlust der heiligmachenden Gnade, die Schuld der Todsünde, die Verschuldung der Hölle, den Verlust des Himmels, auch zeitliche Strafen und verstärken den Hang zur Sünde. Durch ernstliche Reue und aufrichtige Beichte, durch Bußwerke, durch geduldiges Ertragen der zeitlichen Leiden, durch Ablässe oder das Fegefeuer muß dieser Unrath hinweggeschafft und die Seele zu einer würdigen Wohnung für den heiligen Geist zubereitet werden. Darum versage standhaft den bösen Gedanken den Eingang oder wenigstens das Wohlgefallen und erwecke Abscheu dagegen; den bösen Begierden versage die Zustimmung und Einwilligung.

Man muß den bösen Gedanken und Begierden das Wohlgefallen und die Einwilligung standhaft versagen.

Ein Jeder wird versucht, wenn er von der bösen Begierde gereizt wird; hat die Begierde empfangen, dann gebärt sie den Tod der Seele. Sie erzeugt den Tod nicht durch die bösen Gedanken und durch ihren Reiz, sondern dadurch, daß sie unser Wohlgefallen, unsere Zustimmung und Einwilligung entlockt. Dieses Wohlgefallen, diese Einwilligung ist die Empfängniß der Sünde, diese bringt den ewigen Tod. Man muß demnach, um das Leben der Seele oder die heiligmachende Gnade zu erhalten, den bösen Gedanken das Wohlgefallen und den bösen Begierden die Einwilligung versagen. Man muß dießfalls die Sorgfalt vom Elephanten lernen. Sein sieben bis acht Fuß langer Rüssel ist seine Hand und zugleich seine Nase; da er hohl ist und weil er weiß, daß Mäuse und Nattern gerne in die Löcher einschlüpfen, so stemmt er ihn des Nachts, wenn er schläft, fest auf einen Stein oder harten Körper. So kann ein solches Thier nicht hinein. Würde aber eins einschlüpfen, so käme es in seine Lunge und er müßte ersticken. Wende du gleiche Sorgfalt gegen böse Gedanken und Begierden an; jenen versage den Beifall und erwecke Abscheu gegen sie, diesen versage die Einwilligung; so erhältst du das Leben der Seele.

Die Gedanken heiliger Menschen beziehen sich alle auf Gott.

Eine fromme, heilige, gottliebende Seele gleichet der Windharfe. Wenn sie gestimmt ist und in den Luftzug gestellt wird, so gibt sie wunderschöne Töne und Akkorde in unendlichen Variationen von sich und es ist eine Lust, ihr zuzuhören. Jedes Lüftchen bringt ihre Saiten in Bewegung und entlockt ihr angenehme Töne. Nach der Gestaltung der Luftwellen und deren Schwingungen

fließen ihre Akkorde sanft oder rauschend. So die menschliche Seele, wenn sie fromm ist und Gott zärtlich liebt. Alle ihre Seelenkräfte, Verstand, Gedächtniß, Wille, Gefühl und Empfindung sind wohlgestimmte Saiten, auf welche der heilige Geist seine Gnaden wehet. Ihre Gedanken betreffen Gott und die himmlischen Religionswahrheiten; das Gedächtniß erinnert an Gott, an seine Güte, Gaben und Wohlthaten, und an die göttliche Barmherzigkeit unseren Sünden gegenüber; der Wille ist mit Gottes Wille vereint in Freud und Leid, wie die Töne eines Akkordes; das Herz ergötzt sich nur an Gott und an der Hoffnung auf den Himmel; Gefühl und Empfindung sind lauter Liebe, Bewunderung, Anbetung, Preis, Lob und Danksagung gegen Gott. Alles, Alles erinnert sie an Gott, Alles erweckt in ihr himmlische Gedanken, Anmuthungen, Empfindungen und Gefühle. In diesem wunderschönen Spiele aller Geisteskräfte stellt die Seele in den Augen Gottes und der Heiligen das liebliche Spiel einer geistigen Aeolsharfe vor. So war es bei den Heiligen. Der heilige Franz von Assisi sah in allen Bäumen das Kreuz und dieß erinnerte ihn an den Gekreuzigten und fachte seine Liebe zu Ihm an; in allen Thieren sah er Gott und seine Güte, so daß seine Seele beständig in einem Kreise heiliger Gedanken und Empfindungen lebte. Daher athmeten alle Aeußerungen der Heiligen Liebe, Freude und Seligkeit; daher war all ihr Reden und Thun so schön und anziehend; man konnte sie nicht satt sehen, nicht satt hören, ihr Umgang hatte nichts Lästiges. O möchten wir doch recht fromm und heilig werden und von der Liebe Gottes durchdrungen sein! Wie schön muß es im Himmel sein, wo man nichts weiß, nichts denkt, nichts liebt, nichts empfindet, und von nichts redet, als Gott und von Gott!

Unreine Gedanken und Gelüste sind des Teufels Brut.

Sich in sündhaften Gedanken, z. B. der Feindschaft, der Rache, des Neides, der Eifersucht, der Unzucht und des Ehebruches mit freiwilligem Wohlgefallen aufhalten und seine Einwilligung geben, heißt sich der Kröte gleich machen. Diese unsauberen Thiere halten sich nicht im Sonnenlichte und im Trockenen auf, denn sie trocknen dabei aus; sie suchen dunkle, feuchte, schmutzige Orte, wo weder Luft noch Sonne eindringt. Dort saugen sie jene unreine Feuchtigkeit ein, welche sich zu dem ätzenden Safte ausbildet, den sie gegen ihre Feinde ausspritzen. Gegen böse Gedanken und Begierden ist nichts besser, als an ernste Wahrheiten der Religion denken, an den Tod, das Gericht, die Hölle, das Leiden des Herrn, die Folgen der Sünde; gegen böse Begierden dient die Erweckung guter Vorsätze und gottgefälliger Anmuthungen. Wer bösen Gedanken und Begierden nachhängt, kann der Sünde nicht entgehen; so wenig die Kröte gute Säfte in sich haben kann.

Böse Gedanken sind ein Zeichen von der Nähe des Teufels.

Der weise Schöpfer wollte in der Natur reißende Ungeheuer und giftige Schlangen erschaffen, er wollte auch die Verbosung der Teufel nicht hindern und ihre Versuchungen zulassen; auch will er die Verführung sittenloser Menschen

gestatten. Aber er sorgte dafür, daß sich die bösen Thiere verrathen, auch gab er uns Kennzeichen von der Nähe des Teufels an. Dem schrecklichen Krokodile gesellte der Schöpfer eine kleine Eidechse bei von zwei Fuß Länge; sie hält sich immer in der Nähe des Krokodils auf und verräth dessen Nähe durch sein Pfeifen. Weil sie nun Menschen und Thiere vor der drohenden Gefahr warnt, so heißt diese Eidechse: der Warner. Der Klapperschlange, welche Alles beißt, was ihr nahe kommt und deren Gift augenblicklich tödtet, gab der Schöpfer an die Spitze des Schwanzes eine Klapper, die aus pergamentartigen Blasen besteht, welche gliederweise an einander hängen. Damit klappert sie wie mit Erbsen in einer trockenen Blase, wenn sie einen Raub sieht und beißen will und eben dadurch warnt sie vor sich selbst. — Eben so verräth sich auch die Nähe des Teufels durch allerhand sündhafte Vorspiegelungen der Einbildungskraft, durch böse Gedanken der Hoffart, des Neides, Zornes, Hasses; durch unreine gesetzwidrige Gelüste, durch Widerwillen und Unlust zum Gebete und zum Guten, zum Gottesdienste und zum Empfang der heiligen Sakramente. Erkenne daraus die Nähe des Versuchers, und die Warnung Gottes mit Dank; wache und bete desto eifriger und dringender. Eben so hat Gott auch Warner gegen Verführer aufgestellt: Aeltern, Seelsorger, Beichtväter, Lehrer, Freunde. Wer auf das Pfeifen der warnenden Eidechse nicht achtet, nicht flieht, wird vom Krokodile verschlungen und wer auf die Warnung Gottes und guter Menschen nicht achtet, fällt in die Sünde, welche bei Vielen die ewige Verdammniß zur Folge hat. O wie gütig ist doch Gott! Es war Ihm nicht genug, uns Verstand und Gewissen zu geben und das Gute und Böse kennen zu lehren, Er stellt noch besondere Warner auf, damit Niemand seine Seele verliere!

Die Gedanken kommen aus dem Herzen und tragen dessen Beschaffenheit an sich.

Die Gedanken kommen aus dem Herzen; ist dieses voll Liebe Gottes und des Nächsten, so werden seine Gedanken auf die Ehre Gottes und auf das Wohl des Nächsten abzielen; ist aber das Herz kalt und liebeleer, oder voll Bitterkeit, Feindseligkeit, Haß, Eigennutz, Wollust und Hoffart, so werden auch seine Gedanken von dieser Art sein. Die Gedanken gleichen den Regentropfen, die aus den Wolken herabfallen. Ist die Luftschicht, durch die sie fallen, warm, so kommen sie als fruchtbarer Regen herab und erquicken die Pflanzen; ist sie aber kalt, so gefrieren sie im Durchgehen zu Schnee, Graupen, Hagel, ja es gefrieren oft mehrere Hagelkörner zusammen und machen großen Schaden. So sind die Gedanken, Pläne, Reden und Handlungen, je nach dem das Herz mit guten oder schlechten Gesinnungen und Empfindungen versehen ist. Reinigen wir daher das Herz, das Uebrige wird sich dann von selbst gut gestalten.

Unreine Gedanken soll man durch Gebet vertreiben.

Einst ging der Schüler des Einsiedlers Epiklet aus, ohne Geheiß und ohne Segen seines Altvaters, wie es üblich war, um Wasser zu holen. Da überfiel sein Gemüth im Gehen ein unreiner Gedanke und so fromm er auch

war, er konnte ihn nicht aus dem Herzen vertreiben und er ward traurig. Das sah ihm Epiklet an, auch merkte er, daß es nicht die echte Traurigkeit heiliger und büßender Menschen sei. Als er nun erfuhr, was den Schüler traurig mache, kniete er mit ihm nieder und betete. Da sah der Schüler einen schwarzen Knaben aus seinem Busen herauskommen und hörte ihn sagen: Dein Bekenntniß hat meine Kraft gebrochen und euer gemeinschaftliches Gebet hat mich wehrlos und schwach gemacht.

Man soll nicht müde werden, böse Gedanken zu vertreiben.

Ein Greis wurde zehn Jahre lang heftig von bösen Gedanken versucht, so daß er bis zur Verzweiflung getrieben wurde und zu sich selber sprach: „Ich habe meine Seele eingebüßt, und da ich ohnehin schon zu Grund gegangen bin, so will ich wieder zur Welt zurückkehren." Als er wirklich dahin zog, da kam ihm eine Stimme entgegen und rief ihm zu: „Die zehn Jahre, während welcher du gekämpft hast, die werden einst deine Krone sein; kehre zurück an deinen Ort, und ich werde dich befreien von allen bösen Gedanken." Und der Greis kehrte augenblicklich zurück und harrte aus im begonnenen Werke. Es ist also nicht gut, wenn man um der bösen Gedanken willen verzweifelt; denn sie bereiten uns sicherer die Krone, wenn wir sie uns zu Nutzen machend, unermüdet bekämpfen.

Den bösen Gedanken kann man den Zutritt nicht verwehren, wohl aber dagegen streiten.

Ein Bruder kam zum Altvater Pastor und sprach zu ihm: Es kommen mir viele Gedanken, die meine Seele gefährden. Da führte ihn der Altvater unter freiem Himmel hinaus, und sagte: Breite dein Kleid aus und fange den Wind auf! Jener antwortete: Das vermag ich ja nicht. Der Altvater versetzte hierauf: So wenig du dieß thun kannst, ebenso wenig bist du im Stande, den bösen Gedanken zu wehren, daß sie dir nicht einfallen; dagegen ist es dein Geschäft, ihnen Widerstand zu leisten.

Böse Gedanken und Begierden verunreinigen nach dem Maß des Wohlgefallens und der Einwilligung.

Ein Bruder fragte einige Altväter: Wenn Jemand an schändliche Dinge denkt, wird er dadurch verunreinigt? Einige sagten: Ja; Andere Nein. Der Bruder hielt diese Antworten nicht für genügend und fragte einen bewährten Altvater. Dieser sprach: Denke dir, hier liege etwas Werthvolles; das sehen zwei Menschen, denen beiden der Gedanke ankömmt: Das Ding möchte ich haben; der eine hält sich bei dem Gedanken gar nicht auf, sondern schlägt ihn sogleich aus; dieser ist nicht verunreinigt; der andere muß zwar mit diesem Gedanken länger kämpfen, aber er kämpft, hat kein Wohlgefallen daran, nimmt auch das Ding nicht; so ist auch dieser nicht verunreinigt. Nur das freiwillige Wohlgefallen und die Einwilligung, wenn gleich nur vorübergehend, verunreinigt.

Bösen Gedanken und Begierden muß man das Wohlgefallen und die Einwilligung versagen.

Als einst ein Bruder von unzüchtigen Gedanken angefochten ward, begab er sich zu einem großen Altvater und bat ihn: Erzeige mir die Liebe und bete für mich, da ich von der Unzucht angefochten werde. Der Altvater rief Gott für ihn an. Jener kam zum zweiten und dritten Male wieder und wiederholte dieselbe Bitte. Der Altvater betete zwar für ihn, bat aber auch Gott, ihm zu offenbaren, woher es komme, daß der Teufel so mächtig in diesem Bruder wirkt? Da offenbarte ihm der Herr, was in diesem Bruder vorging. Der Altvater sah ihn nämlich müßig sitzen und den Geist der Unzucht neben ihm, gleichsam mit ihm spielen; der heilige Engel aber, der zu seinem Beistande gesandt war, stand unwillig dabei und ärgerte sich über den Bruder, welcher sich nicht vor Gott niederwarf, sondern an diesen Gedanken Wohlgefallen fand und ihnen volle Aufmerksamkeit schenkte. Hieraus erkannte der Altvater, daß die Schuld nur bei dem Bruder sei und sagte zu ihm: Du willigst in deine Gedanken ein! Hierauf belehrte er ihn, wie er solchen Gedanken-Widerstand zu leisten habe. Der Bruder wurde durch die Belehrung und das Gebet des Altvaters gestärkt und fand Ruhe vor seiner Versuchung.

Böse Gedanken und Begierden soll man unverweilt aus dem Sinne schlagen.

Wenn uns ein Funke Feuer auf's Kleid fällt, so schlagen wir ihn alsogleich herab oder drücken ihn aus. So sollen wir es auch mit bösen Gedanken und Begierden machen, nämlich sie alsogleich aus dem Sinne schlagen. Der Funke setzt das Kleid in Brand, der böse Gedanke verdirbt die Seele und wird zur bösen That und zur Sünde.

Sünden in Gedanken können Todsünden sein.

Ranclinus Luniazensis erzählt: Eine junge Wittwe stand wegen ihrer Tugend und Freigebigkeit gegen die Armen in großem Ansehen bei dem Bischofe, ihrem Beichtvater. Einst warf sie die Augen unbehutsam auf einen ihrer Bedienten, hatte dabei üble Gedanken und Wohlgefallen daran, beichtete sie aber nie. Sie starb heiligmäßig und ward in die Kirche begraben. Der Bischof sah nun des Nachts das Grab dieser Frau über und über brennen, ja das Weib selbst erblickte er auf einem glühenden Roste, worunter die Teufel die Kohlen fleißig schürten. Der Bischof konnte sich nicht genug wundern. Da ließ sich aber die Seele der Verstorbenen hören und sagte, daß sie wegen eines unzüchtigen und nicht gebeichteten Gedankens verdammt sei. Jetzt sage einer noch, daß Sünden in Gedanken nicht Todsünden sein können.

Geduld.

Geduld rettet die Seele.

In der Geduld werdet ihr euere Seelen besitzen, sagt Jesus; mithin in der Ungeduld sie verlieren. Christus will, daß wir uns in Leiden, wie Krankheiten, in Gottes Willen ergeben, und sie aus Liebe Gottes ruhig, ohne Murren und Gotteslästerung ertragen; und daß, wenn uns Menschen Leid zufügen, wir sie ebenfalls als von Gott verhängt, annehmen, die Verfolger nicht hassen, nicht schmähen, ihnen nichts Böses zufügen, sondern ohne Zorn und Erbitterung Hilfe suchen und wenn diese ausbleibt, es Gott anheim stellen und dulden. Auf diese Weise besitzt man die Seele; auf die entgegengesetzte Weise, durch Ungeduld, Murren, Zorn, Rache, Erbitterung, Fluchen, Schimpfen, Verläumden, Gottlästern, begeht man eine schwere Sünde, verliert die heiligmachende Gnade und mit ihr die Seele. In der Geduld ist das Opossum, ein kleines Beutelthier, ein Vorbild. Wird es von Verfolgern angegriffen, so stellt es sich todt, besonders wenn es seine Jungen im Beutel hat. Es rührt sich nicht, athmet nicht, beißt nicht, tobt nicht, widersetzt sich nicht, es läßt sich martern und gibt kein Zeichen des Lebens von sich. Der Verfolger verläßt das vermeintlich todte Thier und so rettet es sich und seinen Jungen das Leben. Leide also auch du geduldig, so rettest du das Leben deiner Seele und Gott wird deinen Leiden einen guten Ausgang geben.

Der geduldige Heiland vergleicht sich mit dem Lamme.

Das Schaf ist ein sehr geduldiges Thier, besonders das Lämmchen; sie blöcken nicht wie das Schwein, wenn sie geschlachtet werden. So ist auch das Schaf, es läßt sich geduldig sein wollenes Vließ abscheeren, wird dabei oft geschnitten, aber es blöckt nicht und rührt sich nicht. Diesem gleich war unser gütigster Herr in Seinem Leiden; man merkte an Ihm nicht den geringsten Zorn über Seine grausamen Feinde und Verfolger, und so sehr Ihn die Verspottung und Kreuzigung schmerzte, so war Er doch ganz geduldig, schimpfte nicht, gab ihnen keine Verweise und machte ihnen keine Vorwürfe. Er hätte als der Allmächtige drohen können, Er verschmähte es aber. Wie ganz anders benehmen sich die Menschen in ähnlichen Lagen; sie wissen sich vor Ungeduld und Bosheit nicht zu fassen und thun einander Schimpf und Mißhandlung an.

Die Geduld im Leiden vermehrt die Gnade.

Gott hat uns so eingerichtet, daß die Tugend nur durch Anstrengung und das ewige Leben nur durch Geduld im Leiden zu erringen ist. Je mehr man sich anstrengt und nach Tugend ringt, je geduldiger und gottergebener man die Prüfungen des Herrn aushält, desto mehr legt Gott Gnade zu, desto mehr wächst die Kraft im Menschen. Der Mensch gleichet dem Aale. Er ist mit einer schlüpfrigen Feuchtigkeit bedeckt und seine Muskelkraft ist groß. Je schärfer man ihn anfasset, desto mehr verstärkt sich seine Muskelkraft. So im Menschen. Hält er die Prüfungen Gottes geduldig aus, bleibt er in schweren Leiden

gottergeben, so legt Gott Gnade zu, der Mensch schließt sich an Gott an, desto mehr wächst das Vertrauen und die Liebe Gottes. Brauche nur gleich dem scharfangefaßten Aale deine Kraft, wirke mit der Gnade, dulde vertrauend, liebend, ergebungsvoll, kämpfe und siege! Du wirst immer stärker und gottgetreuer, am Ende ganz unüberwindlich werden.

In der Geduld besitzt man die Seele.

Der Geduldige gleichet dem Golde im Feuer, der Ungeduldige dem Blei. Jenes kann noch so lange im geschmolzenen Zustande sein, es verliert nichts von seinem Gewicht und von seiner Güte; dieses aber überzieht sich im geschmolzenen Zustande mit einer Kruste, es zieht aus der Luft Sauerstoff an, verbindet sich mit ihm und wird Erde. Diesen zwei Metallen gleichen die Menschen in Trübsalen, je nachdem sie sie geduldig oder ungeduldig tragen.

Dem Geduldigen hilft Gott in jeder Beziehung wieder auf.

Auf hohen Gebirgen werden die Waldbäume oft stark mitgenommen; ungeheuere Schneemassen bedecken sie, oft überzieht sie eine drei Zoll dicke Eiskruste, heftige Stürme brechen die Gipfel ab. Doch die jungen Bäume haben noch Biegsamkeit genug, sie legen sich bis zur Erde nieder, der Schnee schmilzt, das Eis fällt ab, sie richten sich nach und nach empor; ja selbst die abgebrochenen Gipfel erzeugen sich wieder, indem einer der Zweige als Gipfel gerade in die Höhe wächst. So werden sie unter allen Beschwernissen groß und alt. Diesen Bäumen gleichen die Geduldigen, die Gott durch widrige Schicksale belastet, durch Verlust des Vermögens, durch Feuer, Tod und Krieg. Die Geduld und das Vertrauen auf Gott macht Alles gut. Den Wittwen geht es oft besser, als zu Lebzeiten des Mannes, und Waisen versorgen sich besser, als wenn der Vater am Leben wäre; nach schweren Kriegen erholen sich die Geplünderten durch Verkehr bald wieder und eine überstandene Krankheit dient oft zur Befestigung der Gesundheit. Den Geduldigen hilft Gott wieder auf, wie dem Hiob.

Geduld besitzt eine eigene Kraft.

Es gibt Körper, die sich von selbst wieder zusammen ziehen, wenn sie ausgedehnt werden, wie die Stahlfeder, die Nerven und Muskeln und das Gummi elastikum; und wieder solche, die sich selbst wieder ausdehnen, wenn sie zusammen gedrückt werden, wie die Federn, das Elfenbein. Gerade so eine Wirkung äußert die Geduld und Ergebung auf die Seele. Ist sie von Leiden niedergebeugt, kleinmüthig, verzagt, der Verzweiflung nahe, so richtet sie die Geduld und Ergebung wieder auf; wird die Seele zum Zorn, zum Haß, zum Murren, Fluchen, Schimpfen gereizt, so schlägt eben auch die Geduld und Ergebung diese Gefühle nieder.

Geduld in Leiden ist das einzige, was die Seele rettet und in der heiligmachenden Gnade erhält.

Wer in Kreuz und Leiden nicht geduldig ist, muß unausbleiblich in Sünden fallen; er wird Gott und den Menschen zürnen, murren, schimpfen, lästern, sie verwünschen; somit versündigt er sich schwer gegen die Liebe Gottes und des Nächsten. Der Mensch muß es in Leiden machen, wie jener, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt; wollte er aufrecht stehen, so würde ihn die Last rückwärts zur Erde ziehen; daher muß er sich bücken, nur so bewahrt er sich vor dem Falle und kommt vorwärts. So muß sich der Leidende vor Gott beugen in Geduld; er muß denken, wollen und sagen: Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Nur so bewahrt er seine Seele vor Verletzung der Liebe Gottes und des Nächsten; nur so wird er die heiligmachende Gnade, das Leben der Seele, die Seele selbst bewahren und besitzen.

Um die Geduld in Leiden zu bewahren, müssen wir den Himmel fest im Auge behalten.

Im alten Griechenland waren die sogenannten olympischen Spiele üblich, wobei sich die Jugend des ganzen Landes im Wettfahren, im Wettlaufen, im Wettringen betheiligte. Die Kämpfer traten zuvor vor den Rath, um ihre Namen aufzeichnen zu lassen; ferner mußten sie sich durch ein amtliches Zeugniß ausweisen, daß sie sich durch zehn Monate zum Wettkampf vorbereitet hatten; durch Uebung, durch Salben des Körpers, durch Fasten und eine eigene Lebensweise. Die Faustkämpfer waren um Brust und Schultern nackt und schlugen sich mit Fäusten, die mit Riemen umwickelt waren. Einmal wurden einem solchen die Zähne eingeschlagen; aber er verbiß den Schmerz und schluckte Blut und Zähne hinunter. Sein Gegner, der nun sah, daß sein Hieb nicht gewirkt habe, glaubte, einen so harten Mann nicht besiegen zu können und erklärte sich für besiegt. Und was war der Lohn für die zehnmonatlichen schweren Uebungen, Entbehrungen und für den mühsam errungenen Sieg? Eine Lorberkrone und der Beifall der Zuschauer. Und was erwartet uns jenseits, wenn wir hier geduldig leiden? Der Himmel, dessen Seligkeit unendlich ist. Und wer sieht unserem Kampfe zu? Gott, die Engel, die Heiligen, die den Geduldigen unter Freudenbezeugungen in ihre Gesellschaft aufnehmen. Also schämen wir uns und tragen wir unsere Leiden geduldig, immer des Himmels eingedenk!

Nur durch Geduld gehen wir in den Himmel ein.

Nach den Worten der Schrift ist der Himmel nicht ohne Leiden zu gewinnen und diese müssen geduldig und gottergeben ertragen werden. Das Leben des zum ewigen Leben berufenen Christen gleichet der Leiter der heiligen Perpetua. Die Kirche zu Karthago lieferte in der Verfolgung des Severus recht ausgezeichnete Bekenner, vier Jünglinge, Saturnius, Revocatus, Secundolus und Saturus, nebst ihnen zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas. Perpetua

und Saturus waren Geschwister, von hoher Familie; die junge Frau säugte noch ein Kind und Felicitas gebar noch im Kerker am Tage vor ihrer Hinrichtung. Ihr Vater war Heide und wollte sie im Kerker bereden, ihrer Religion zu entsagen. Perpetua blieb standhaft, aber ehrerbietig gegen ihren alten Vater. Da fiel er mit Faustschlägen über sie her, schämte sich aber seines Zornes, ging fort und besuchte sie in langer Zeit nicht wieder. Der Gram des Vaters war die härteste Prüfung, welche die heiligen Geschwister zu bestehen hatten und sie waren nur noch Christenlehrschüler; erst im Kerker erhielten sie die Taufe und mit ihr neue Stärke. Nun dachten die heiligen Bekenner bloß an den Himmel, sie träumten sogar davon und selbst wachend sah ihr Geist höhere Erscheinungen. Perpetua schaute einmal im Gebete eine goldene Leiter, welche von der Erde bis zum Himmel reichte, aber so schmal war, daß immer nur Eine Person an ihr hinaufkommen konnte; an beiden Seiten befanden sich so viele Schwerter, Dolche und Speere, daß man ohne Wunden nicht hindurch zu kommen vermochte, und unten lag ein furchtbarer Drache, der Jeden zu verschlingen drohte. Saturus ließ sich nicht schrecken, stieg die Leiter hinan und als er oben war, rief er: Perpetua, ich erwarte dich, aber hüte dich vor dem Drachen! Auch sie ging hin, setzte ihren Fuß auf den Kopf des Drachen, der ihr zur ersten Stufe diente und stieg hinauf. Als sie oben war, trat sie in einen großen herrlichen Garten, in dessen Mitte ein ehrwürdiger Mann saß, wie ein Schäfer gekleidet, umgeben von zahllosen Menschen, die alle schneeweiße Kleider trugen. Der Greis empfing sie ganz freundlich, legte ihr eine köstliche Speise in den Mund und sprach: Du bist mir willkommen, meine Tochter! Diese Erscheinung theilte Perpetua ihrem Bruder mit, sie schloßen daraus auf ihren baldigen Martertod und freuten sich des Himmels schon in ihrem scheußlichen Kerker, in welchen sie mit andern Bekennern so aufgeschichtet waren, daß sie sich kaum regen konnten. Wer bewundert nicht den Frohsinn dieser Dulder? Indessen hatte Perpetua noch einen harten Kampf mit ihrem Vater. Dieser besuchte sie noch einmal im Gefängnisse, begleitete sie sogar vor den Richter, und wollte nicht von ihr lassen, obschon sie laut Jesum bekannte. Mit Stockschlägen wurde er fortgetrieben, was der frommen Tochter sehr schmerzlich war. Im Gefängnisse versuchte er noch den letzten Angriff: er riß sich den Bart aus, warf sich auf den Boden, erhob Wehklagen, verfluchte sein Alter, daß seine Tochter hingerichtet werden sollte für ihre Hartnäckigkeit. Wie schwer mußten da der heiligen Perpetua die Worte Christi vorkommen: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth! Als endlich der Tag der Schauspiele erschien, wurden alle Bekenner den wilden Thieren preisgegeben. Saturus ward von einem Leoparden getödtet, Perpetua erst von einer wilden Kuh in die Höhe geworfen und ihr die Gedärme herausgerissen, endlich kam sie unter die Hände eines ungeschickten Fechters, der ihr viele Stiche gab, die nicht tödlich waren, bis sie selbst das Schwert an ihre Gurgel lenkte, um ihm die Stelle zu zeigen, wohin er stoßen müßte. So wurde das Gesicht der Heiligen erfüllt. Dieses Gesicht ist der Spiegel des Lebens eines jeden Christen; das Leben ist die Leiter, die

Dolche sind die Leiden, das Hinaufsteigen mit Verwundungen ist die Erfüllung der Gebote Gottes und die geduldige Ertragung der Leiden; golden ist diese Leiter, weil die Geduld die größten Verdienste gibt; der Garten ist das Paradies, in welches der Tod den Dulder einführt.

Wir sollen uns in unseren Leiden stärken durch den Gedanken an den Gekreuzigten.

Als Cortez die Stadt Mexiko eroberte, wollte der mexikanische Kaiser Guatimozin zu Schiffe entfliehen, wurde aber eingeholt und als Gefangener zurückgebracht. Obschon ihm Cortez eine anständige Behandlung versprochen hatte, so fanden doch die Spanier zu wenig Gold und Silber in Mexiko und kamen auf den Argwohn, die Einwohner möchten wohl ihre Kostbarkeiten in die See geworfen haben. Deßwegen spannten sie viele vornehme Gefangene auf die Folter, um die Stellen zu erfahren, wo das Gold versenkt sei, den Kaiser Guatimozin aber mit seinem ersten Minister brateten sie auf glühenden Kohlen. Der Minister wand sich auf seinem Roste zuckend hin und her, Guatimozin aber rief ihm tadelnd zu: „Liege ich denn auf Rosen?“ Cortez kam dazu und befreite die beiden Leidenden aus ihren Qualen. Jeder leidende Christ soll auf seinen gekreuzigten Heiland schauen und sich dadurch stärken; wenn der Herr leidet, wie will es der Knecht besser haben? Schmerzen dich die Leiden, so ruft dir Jesus vom Kreuze herab zu: Liege ich denn auf Rosen? O wenden wir nie den Blick vom Gekreuzigten!

Wir müssen unsere kleinen Leiden geduldig ertragen.

Alexander von Hales, ein großer Gelehrter seiner Zeit, ließ sich in den Orden des heiligen Franziskus aufnehmen. Lange konnte er sich nicht in das Klosterleben finden und er fand es sehr drückend, bis ihm der heilige Franz erschien und ihn an die großen Leiden des Herrn, der heiligen Martyrer und Anderer erinnerte und ihn aufmerksam machte, daß seine Leiden nur klein seien, im Vergleiche mit jenen. „Wie willst du in deinen Predigten Andere zur Geduld ermuntern und sie trösten, da du deine kleinen Beschwerden nur murrend erträgst?“ sprach er. Das gilt allen Ungeduldigen, welche die Kranken, Armen und Betrübten trösten wollen. Geh du Feigling, würde ihm der heilige Franz sagen, lasse das trösten, denn du trägst dein eigenes kleines Kreuz nicht geduldig.

Ein Beispiel einer geduldig leidenden Heiligen.

Lidwina von Schiedam genoß bis zu ihrem fünfzehnten Jahre einer guten Gesundheit. Als sie aber in diesem Lebensjahre nach der Weise der Mädchen in Holland auf das Eis ging, da kam eine Kameradin auf ihren Schlittschuhen an ihr vorbeigefahren und suchte, mit dem Falle bedroht, sich an ihr festzuhalten. Lidwina wurde durch den Anprall niedergerissen und brach, gegen einen Haufen Eisstücke hingeschleudert, auf ihnen eine der kleinen Rippen. Es bildete sich sofort ein inneres Geschwür, das innerlich immer mehr um sich fraß, was man auch äußerlich thun mochte; so daß sie dem Tode nahe kam, das aber

endlich barst, da sie sich einmal rasch ihrem Vater in die Arme warf, und das sich nun in einem gewaltigen Eitererguß durch den Mund entleerte. Von nun an blieb sie siech dreiunddreißig Jahre lang für ihre ganze übrige Lebenszeit. Sie lag da, unvermögend, sich zu rühren; man mußte ihre Schultern mit einer Binde umwinden, damit sie sich nicht auseinanderrenke, wenn man sie von der Stelle bewegen wollte; sieben Jahre lag sie unbeweglich auf dem Rücken und konnte nur das Haupt und den linken Arm rühren. Sie verlor dabei viel Blut aus Mund, Nase, Ohren; bald fühlte sie unausstehliche Kälte, bald glühende Hitze. In ihrem Leibe bildeten sich drei Oeffnungen, aus denen spindeldicke Würmer krochen. Bald trat eine Wassersucht ein, die neunzehn Jahre dauerte. Am rechten Auge war sie blind, am linken blöde, so daß sie kein Licht vertragen konnte. Bei allen den Leiden war sie arm und lebte von Almosen, die ihr gute Leute schickten. Bei allen diesen Leiden war sie geduldig und lobte noch Gott dafür.

Manche Heilige konnten mit Leiden nicht ersättiget werden.

Archangela Tarbera aus Sizilien um's Jahr 1608 wurde von häufigen Krankheiten, Krämpfen, Ohnmachten, Herzklopfen und großen Schmerzen sechsunddreißig Jahre lang heimgesucht, und ertrug Alles mit Geduld und Ergebung. In den vier letzten Jahren verlor sie noch dazu das Augenlicht und doch blieb sie immer freudig; endlich erhielt sie auch die Wundmale Christi. Sie aber war an Leiden noch nicht gesättigt und hielt auch um die Geißelung und Schläge Jesu an und ihr wurde willfahrt. Sie lag dann, durch lange Zeit kaum athmend, wie auf's heftigste geschlagen, mißhandelt und ausgerenkt und ihr Leib zeigte so viele Striemen, Contusionen, Ruthen- und Geißelschläge und Beulen, daß es schien, als werde sie sogleich den Geist aufgeben. Ihr unersättliches Verlangen nach Leiden dauerte bis zum Tode fort. Die wußte die Leiden und die Geduld zu schätzen!

Die Geduld zeichnet alle Heiligen aus.

Beinahe durch acht Jahre wurde der heilige Vinzenz von Paul durch ein heftiges Fieber geplagt, welches oft einige Monate anhielt. Später ward er mit einer Krankheit heimgesucht, die mit einem sehr heftigen Fieber begann, und sich dann auf das rechte Bein warf. Er konnte lange nicht mehr aus dem Bette und zwei Monate nicht aus dem Zimmer. Die letzten zwei Jahre verschlimmerte sich sein Fußübel, so daß er unbeweglich sitzen mußte und daß ihm jede Bewegung neue Schmerzen verursachte. Die Kniee schwollen an und die Füße brachen auf. Dazu kamen noch sehr empfindliche Steinschmerzen. Er übertrug Alles mit Ergebung in den göttlichen Willen. Nie hörte man eine Klage aus seinem Munde, sondern wenn die Schmerzen am heftigsten waren, erleichterte er sein Herz dadurch, daß er aufseufzte: O mein Jesus! Mein gütigster Jesus! Bei Ihm suchte er jeden Tag Trost und flehte Ihn an um die Gnade der Geduld. Zu diesem Zwecke hatte er immer das Bild des Gekreuzigten vor Augen, um sich stets zu ermuntern, Alles für Ihn und

mit Ihm zu leiden. Fragte man ihn, wie es ihm ginge, so sprach er so gleichgiltig von seinem Zustande, als wäre die Sache ganz unbedeutend, besonders setzte er bei, sein Leiden sei nichts in Ansehung dessen, was er verdient hätte.

Die Geduld soll man beweisen in der Arbeit.

Ein Mönch, Zachäus mit Namen, der lange Zeit sehr strenge gelebt hatte, bekam einst die Gelbsucht; er aß nur Brod mit Salz. Er verfertigte beständig Binsenmatten und war um Gotteswillen so geduldig, daß er durch das Flechten seine Hände so sehr verletzte, daß das Blut herabrann; und dennoch arbeitete er geduldig fort. Trotz der Entkräftung seines Körpers schlief er nie am Tage und kam gewissenhaft zu den Stundengebeten. Um Mitternacht stand er auf und betete bis zur Metten. Als ein Bruder einstmals seine durch zu viele und harte Arbeiten ganz verwundeten und blutigen Hände sah, sagte er zu ihm: Vater, warum kreuzigst du dich durch gar so harte Arbeit, da du an einer so bösen Krankheit leidest? Fürchtest du etwa Gott zu beleidigen oder die Sünde des Müssiggangs zu begehen, wenn du nicht arbeitest? Gott weiß ja, was du leidest und daß keiner, der so hart bedrängt ist, zu arbeiten vermag, besonders du, den keine Noth dazu zwingt. Da wir den Fremden und Armen um Gotteswillen Gutes thun, um wie viel mehr dienen wir dir mit der größten Liebe? Darauf versetzte Jener: Es ist mir unmöglich, nicht zu arbeiten; ich könnte dann die Geduld nicht mehr üben. Der Bruder beredete ihn, seine Hände mit Oel einzuschmieren; allein sie wurden davon noch schlimmer, so daß er nicht mehr arbeiten konnte. Der heilige Pachomius tadelte ihn, daß er in Betreff seiner wunden Hände mehr Vertrauen auf das Oel, als auf Gott gesetzt hat. Gott, sagte er, hat deine Hände wund werden lassen, damit du dich in der Geduld übest, um dir die ewige Belohnung der Geduld zu geben. Für diesen Fehler fastete er zwei Tage und aß gar nichts, auch weinte er ein volles Jahr darüber. Pachomius stellte ihn als ein Beispiel der Geduld in der Arbeit seinen Mönchen vor. So übte er Geduld in der Arbeit bis zum Ende und starb heilig im Alter und ging, für so große Schmerzen ewigen Trost zu empfangen, in das ewige Reich ein. Arbeiten auch wir geduldig um Gotteswillen in unseren Berufsgeschäften!

Geduld im Leiden vervollkommt den Menschen im geistlichen Leben.

Ein großer Altvater sprach einst zu seinem kranken Jünger: Betrübe dich nicht, mein Sohn! wegen der Schwäche und Plage deiner Krankheit; denn dieß ist die höchste christliche Vollkommenheit, wenn man die Krankheit geduldig erträgt und Gott dafür Dank saget. Wenn du Eisen bist, so verlierst du durch das Feuer der Schmerzen den Rost und wenn du Gold bist, so wirst du durch das Feuer bewährt und kannst von großer Vollkommenheit zu noch größerer vorwärts schreiten. Laß dich also nicht beängstigen, mein Bruder! O wer bist du, daß du es mit Ungeduld ertragest, wenn dich Gott am Leibe plagen

will? Sei also geduldig, und bitte Gott um Geduld, dann möge Er über dich verhängen, was Er will.

Auf Geduld folgt Hilfe.

Manchmal überfallen den Menschen so viele Trübsale und es häufen sich die Bedrängnisse von allen Seiten so sehr, daß er kleinmüthig werden und murren könnte. Gott ließ einst die Trübsal über einen Bruder kommen, indem er traurig wurde, wobei ihn Niemand beachtete oder grüßte, Niemand ihn beherbergte, Niemand ihm Brod gab oder auch nur lieh, so daß wenn er Abends von der Arbeit kam, er sich hungrig niederlegen mußte. Einst kam er wieder bei der größten Hitze von der Arbeit heim und hatte kein Brod; aber er murrte nicht über diese schmerzlichen Fügungen, trug sie geduldig, ja er dankte noch Gott dafür. Der Herr sah seine Geduld und endete seine Trübsal; siehe, plötzlich klopfte an seiner Thüre ein Mann, welcher ein mit Brod beladenes Kameel aus Aegypten mit sich führte. Als der Mann dieses sah, weinte er vor Rührung über die Güte Gottes und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, auch nur mäßige Trübsal zu leiden. Nachdem sein Bedrängniß vorüber war, nahmen ihn die Menschen wieder auf und labten ihn.

Geduld mit Kranken und Zornigen gibt hohes Verdienst.

Vom Abt Johannes dem Kleinen in der Thebäis, einem Schüler des heiligen Ammonius, wird erzählt, daß er zwölf Jahre einen kranken Altvater gepflegt und bedient habe. Der Altvater betrübte sich sehr seinetwegen, wenn er ihn so fleißig arbeiten sah. Ungeachtet Johannes doppelt arbeiten mußte und viele Mühe mit dem Kranken hatte, dachte oder sprach er doch nie: Möchtest du doch gesund werden! Als endlich der Altvater im Sterben lag, und die anderen Altväter bei ihm saßen, nahm er den Bruder Johannes bei der Hand und sprach dreimal: Möge es dir wohl ergehen! Dann empfahl er ihn den Vätern und sagte: Dieser ist ein Engel und kein Mensch. — Vom Abte Isidorus, dem Priester, wird erzählt, daß, wenn Jemand einen kranken, oder kleinmüthigen, oder schmähsüchtigen Bruder hatte, er jedesmal sagte: Führet ihn nur zu mir her! Das that er, um Geduld üben zu können. Dann behielt er ihn bei sich und heilte das Gemüth desselben durch seine große Geduld.

Geduld bei Diebstahl und Unrecht.

Einst kamen Räuber in die Einsiedelei eines Altvaters und sagten zu ihm: Wir sind gekommen, dir Alles zu nehmen, was du in deiner Zelle hast. Er antwortete ihnen: Nehmet immerhin, meine Söhne! was ihr sehet. Sie packten also Alles, was sie fanden, zusammen, und entfernten sich damit. Doch vergaßen sie ein Heiligthum, das in der Zelle verborgen war. Da nahm es der Altvater, eilte ihnen nach und rief: Kinder, da nehmt noch etwas, was ihr vergessen habet. Ueber diese Geduld des Altvaters erstaunten jene aber so sehr, daß sie ihm Alles in seine Zelle zurücktrugen und bußfertig ausriefen: Dieser ist wahrhaft ein Mann Gottes!

Geduld bei Beschimpfungen.

Zu einem Altvater in der Einöde kamen einige Brüder und fanden außerhalb des Klosters einen Knaben, der das Vieh hütete und auf den Einsiedler schimpfte. Sie sagten zu ihm: Mein Vater, warum duldest du solche böse Buben um dich und befiehlst ihnen nicht, eingezogener zu sein? Der Altvater sagte ihnen: Glaubet mir, meine Brüder! manchen Tag wollte ich ihnen schon das Schimpfen verbieten; allein dann wies ich mich selbst zurecht und dachte: Wenn du dieses Wenige nicht ertragen kannst, wie willst du eine größere Beleidigung oder Trübsal, die aus Zulassung Gottes über dich kommen möchte, ertragen? Darum sage ich nichts zu ihnen, um mich zu gewöhnen, Alles, was mich trifft, mit Geduld zu ertragen.

Geduld in Ertragung der Zornigen.

Ein Altvater hatte einen bewährten Schüler, den er einst im Zorne zur Zelle hinausstieß. Der Schüler blieb vor der Thüre sitzen und wartete. Als der Altvater aufmachte und ihn sah, that er Buße vor ihm und sprach: Von nun an bist du mein Vater, denn deine Geduld hat mich beschämt. Komm herein und sei fortan mein Vorsteher und Vater, ich aber will dein Jünger sein; denn deine Geduld hat mein Alter übertroffen.

Geduld in Ertragung fehlerhafter Menschen hat großes Verdienst bei Gott.

Ein Einsiedler hatte einen Schüler, und beide verfertigten täglich eine Matte, welche der Greis im nächsten Flecken verkaufte und das erlöste Geld im Weine vertrank. Dem Bruder brachte er nur ein Stücklein Brod zum Abendessen. Nachdem er es drei Jahre so getrieben hatte, sagte der Bruder noch immer nichts dazu. Dann aber sprach er bei sich selbst: Bleibe ich bei dem Manne hier, so habe ich nichts, als täglich ein Stücklein Brod und kann mich nicht einmal sättigen; darum will ich mich aufmachen und wo anders wohnen; aber wo gehe ich hin, dachte er weiter bei sich? Ich bleibe hier und will aus Liebe Gottes geduldig sein. Da erschien ihm alsbald ein Engel des Herrn und sprach: Du sollst nicht von hier weggehen; denn morgen werden wir zu dir kommen und dich abholen. An diesem Tage bat der Bruder den Altvater und sprach: Gehe heute nicht fort; denn es werden die Meinigen zu mir kommen und mich abholen. Als die Stunde kam, wo der Altvater in den Flecken zu gehen pflegte, sprach er zu dem Bruder: Es ist schon spät, die Deinigen werden heute nicht mehr kommen. Dieser aber versicherte ihm hoch und theuer, sie würden doch noch kommen und während er noch sprach, entschlief er im Frieden. Der Altvater aber weinte und rief: Wehe mir, mein Sohn! denn ich lebe schon so viele Jahre in Nachlässigkeit dahin; du aber hast in kurzer Zeit durch deine Geduld das Heil deiner Seele erlangt. Und von dem Tage an wurde er nüchtern und fromm.

Geduld mit fehlerhaften Menschen hat großes Verdienst bei Gott.

Zwei Einsiedler wohnten in der Nähe. Der Eine kam täglich in die Zelle des Andern und nahm ihm sein Brod. Der Altvater sah ihn, doch bezüchtigte er ihn nicht des Diebstahls, sondern plagte sich doppelt mit Matten flechten und dachte bei sich: Der Bruder ist bedürftig! Er arbeitete daher mehr als gewöhnlich und that sich noch größeren Abbruch, so daß er kaum genug Brod zu essen hatte. Als nun dieser Altvater auf dem Todtenbette lag, standen die Brüder um ihn her. Indem er jenen Dieb erblickte, sagte er: Neige dich zu mir her. Dann umarmte er ihn, küßte seine Hände und sprach: Ich sage Dank diesen Händen, denn sie eröffnen mir das Himmelreich! Jener aber ging in sich, that Buße und wurde gleichfalls ein rechtschaffener Mönch, indem er sich die Geduld dieses großen Altvaters zum Muster nahm.

Mit fehlerhaften Menschen soll man Geduld haben.

Der Abt Isak kam einst in ein Kloster, um nachzusehen, wie sie ihr Leben führten. Da fand er einen Bruder, der sich in etlichen Dingen verschuldet hatte und weil der Abt ein strenger Mann war, so verstieß er ihn aus dem Kloster, statt Geduld zu haben. Als er nun wieder in die Wüste ging, stand ein Engel vor seiner Zelle und wehrte ihm den Eintritt. Da sprach der Altvater: Warum willst du mich nicht einlassen? es ist ja doch meine Zelle. Der Engel antwortete: Mich hat Gott hieher gesandt, damit ich dich frage, wohin ich den Bruder bringen soll, den du ausgewiesen hast? Da erkannte der Altvater, daß er hätte Geduld haben sollen mit dem fehlerhaften Bruder. Er that Buße, suchte den Bruder auf, nahm ihn zu sich und gewöhnte ihn an ein frommes Leben.

Geduld gewinnt zuletzt selbst den Bösewicht.

In einer wilden Einöde lebte ein gottseliger Einsiedler, ausgezeichnet in der Geduld. Das hörte ein boshafter Mensch, welcher in einem Weinhause bei anderen Gesellen saß, welche die Geduld des Einsiedlers rühmten. Das verdroß den Boshaften und er sprach: Ich wette, daß ich den Einsiedler ungeduldig mache. Am andern Morgen ging er hin zur Wohnung des Einsiedlers. Dieser hatte ein kleines Hündlein, das des Nachts den Garten hütete und ihn weckte, damit das Wild keinen Schaden thäte. Als der Boshafte ankam, fing das Hündlein an zu bellen; sogleich kam der Einsiedler freundlich aus seiner Zelle und grüßte den Fremden; dieser aber ergriff das Hündlein und schlug es todt. Der Einsiedler sprach: Das Hündlein habe ich mir selbst aufgezogen, darum ist es mir leid, daß es dich erzürnt hat. Da blickte der Boshafte um sich und erblickte junge Bäume im Garten, die der Einsiedler gepflanzt hatte; diese brach er theils entzwei, theils riß er sie aus. Der Altvater sprach abermals: Es thut mir leid, daß ich dich beleidigt habe; denn auch diese Bäume habe ich selbst gepflanzt und mit großem Fleiße gepflegt. Da der Böse sah,

daß er den Einsiedler nicht ungeduldig machen könne, riß er das Dach des Häuschens ab und zerstörte dieses, so weit er konnte. Da lief der Einsiedler, holte Wasser und bot es ihm zum Trinken, damit er sich erquicke. Damit war der Wütherich überwunden; er fiel dem Altvater zu Füßen und sprach: Vater, verzeihe, was ich wider dich gethan habe; ich sehe, daß Gott mit dir ist; du hast Böses mit Gutem vergolten; von nun an will ich Gott dienen, behalte mich bei dir! Der Einsiedler behielt ihn bei sich; er besserte sein Leben, war ihm treu wie ein Hündlein, und konnte nicht müde werden, das Häuschen wieder in bewohnbaren Stand zu setzen, neue Bäume zu pflanzen und den Garten zu pflegen.

Geduld bei erlittenem Verlust.

Es wohnten zwei Einsiedler in einer Zelle beisammen, beide ausgezeichnet durch große Geduld. Ein Anderer wollte sich davon überzeugen und besuchte sie. Da führten sie ihn in ihr Gärtchen. Da zerschlug jener alles Kraut mit seinem Stabe. Das sahen die Brüder mit Geduld an und wurden nicht unwillig; vielmehr zeigten sie ihm auch das andere Gärtchen, wo er es eben so machte. Sie kochten nun die abgeschlagenen Blätter und sie schmeckten ihnen süßer als Honig. Der fremde Altvater sprach: Ich habe mich nur überzeugt, daß der heilige Geist in euch wohne, behaltet euere Geduld, sie erhöhet euch vor Gott.

Geduld bekehret die Wilden.

Der katholische Missionär Menard ging zu den wilden Seneca-Indianern. Der Häuptling war ihm zwar gewogen, aber das Volk nicht; denn wo er erschien, fielen ihn die Kinder an; noch lange Jahre nachher zeigte sein Gesicht die Schrammen von den Nägeln dieser kleinen Peiniger. Aber eben diese Geduld gewann bald ihre Herzen; seine Kapelle ward bald von horchenden Haufen erfüllt; es wurde auch mit den Kindern anders, sie wurden seine Gehilfen und führten ihn in die Hütten zu den Kranken und die Weiber brachten ihre Säuglinge zur Taufe; sie folgten seinem Unterrichte; beinahe in jeder Hütte konnte man eine Indianermutter hören, wie sie ihre Kinder ein Gebet an Jesus und Maria lehrte.

Geduld mit wunderlichen Dienstherren.

Die heilige Armella war eine Dienstmagd und bekam ein langwieriges Fieber. Darüber wurde ihre Dienstfrau verdrießlich und setzte sich in den Kopf, ihr Siechthum komme von Trägheit, Einbildung und übertriebener Frömmigkeit. Das wollte sie ihr nun austreiben, indem sie Armella mit übertriebener Arbeit belastete. Früh morgens mußte sie ziemlich weit vor die Stadt hinaus und einen Zuber Wasser holen; sie hatte davon Schmerzen, wie wenn bei jedem Schritte der Kopf zerspalten würde. Dann kamen die übrigen Hausarbeiten. Dabei bekam Armella keinen freundlichen Blick, sondern wurde immer gescholten; daß sie aber solches in stiller Geduld aufnahm, das wurde ihr als Dummheit ausgelegt. Einmal mußte sie sich legen; da kam die Frau, schimpfte

sie eine Faullenzerin, die sich nur verstellte und befahl ihr, Mist in den Garten zu tragen. Dieß that sie zwei Tage lang, mit solchen Kopfschmerzen, als drücke man so viele Dörner hinein, als sie Haare auf dem Kopfe hatte. Sie dachte an die Dornenkrone Christi und trug es geduldig. Nach einiger Zeit verbot ihr die Frau den Besuch der heiligen Messe, einmal nannte sie sie ein dummes Thier. Endlich erkannte man ihre Heiligkeit und behandelte sie freundlicher.

Geduld in Verläumdungen.

Der selige Heinrich Suso war ein Dominikaner. Ein schlechtes Weib beschuldigte ihn, der Vater ihres Kindes zu sein. Jahre lang mußte er die Verachtung und den Hohn seiner Mitbrüder und der Welt ertragen, bis seine Unschuld an den Tag kam. Von einem halbverrückten Mitbruder wurde er als Brunnenvergifter angegeben und gerieth deßhalb in Todesgefahr. Böse Zungen dichteten ihm allerlei Verbrechen an, von denen er nichts wußte, ja man hielt ihn sogar für einen Ketzer. Er aber trug still und geduldig seinem Herrn und Meister die Schmach, die ihn dadurch immer mehr reinigte und zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit erhob.

Geduld in Armuth und Noth.

Zu Cordova lebte Gonzalez Garcia, ein Wollspinner und Färber, im größten Elende und in den nothdürftigsten Umständen. Sein Weib lag an der Gicht krank und konnte keinen Kreuzer verdienen; seine Tochter war ebenfalls immer kränklich und noch dazu blödsinnig, so daß er sie zu gar keiner Arbeit brauchen konnte. Was er sich durch sein Geschäft verdiente, reichte kaum hin, die tägliche Nahrung, viel weniger noch die nöthige Kleidung für die Familie zu schaffen. Er war Alles im Hause, Brodvater, Krankenwärter und Koch. Sein Weib litt alle Schmerzen und die bittere Noth mit größter Geduld, aber die Tochter, weil ohne Verstand, machte oft noch Schaden in der ärmlichen Haushaltung. Dennoch hörte man den Mann nicht fluchen und lästern, nicht murren gegen Gottes Vorsehung, noch streckte er seine Hand nach fremdem Gute aus. Er arbeitete unverdrossen, duldete sein hartes Loos mit Ergebung in Gottes Willen und suchte seinen Trost im Gebete, absonderlich zur gebenedeiten Mutter Gottes, die er kindlich verehrte, und die ihm auch half, indem sie Frau und Tochter heilte.

Geduld in der Pflege der Kranken.

Eulogius, ein Gelehrter und Priester, hatte sich vorgenommen, der Welt zu entsagen. Während er nun so unruhigen Gemüthes und traurig war, und weder bei Andern sein, noch auch allein bleiben wollte, fand er einen unglücklichen Menschen, welcher weder Hände noch Füße hatte, auf dem Markte liegen. Dieser Krüppel konnte nur seine Zunge brauchen und die Vorübergehenden anreden. Eulogius blieb stehen, sah ihn mit unverwandten Augen an und schloß mit Gott folgenden Bund: Verleih mir, o Herr, Geduld, so will ich diesem Menschen dienen. Hierauf trat er auf den Unglücklichen zu und sagte zu ihm:

Willst du, daß ich dich in mein Haus aufnehme, dich nähre und pflege? Dieser antwortete: Ja, wenn du die Gnade mir erweisen willst; allein ich bin es nicht würdig. Eulogius schaffte ihn nach Hause, versorgte ihn fünfzehn Jahre lang mit allem Nöthigen, wusch, salbte ihn und pflegte ihn wie seinen Vater. Nach dieser Zeit focht der Teufel den Krüppel an und er wurde anmassend, unzufrieden, übellaunig und grob gegen seinen Wohlthäter, so daß dieser mit dem Gedanken umging, ihn zu entfernen. Bevor er dieses that, fragte er den heiligen Antonius um Rath. Antonius sprach mit ernster Stimme zum Eulogius: „Du willst ihn verstoßen? Siehe, sein Schöpfer verstößt ihn nicht. Wenn du ihn von dir weisest, wird Gott einen erwecken, der besser ist als du, daß er ihn aufnehme.“ Eulogius erschrack über diese Worte. Dann griff er den Krüppel mit scharfen Worten an und sagte: „Du Verstümmelter und Unreiner, unwürdig des Himmels und der Erde, hörst du nicht auf, Gott zu widerstreben und deinen Wohlthäter zu kränken? Weißt du nicht, daß Christus es ist, der dir dienet? Hat er sich nicht um Christi willen deinem Dienste gewidmet?“ Hierauf sprach er zu beiden: „Verweilet nicht länger mehr, meine Brüder, sondern gehet hin in Frieden und trennt euch nicht; leget alle Beschwerde ab und kehrt in Liebe in euere Zelle zurück; denn bald wird euch der Herr zu sich nehmen; der Teufel hat euch diese Versuchung bereitet, da er weiß, daß euer Ende nahe ist und ihr bald von Christus euere Kronen für euere Geduld erlangen werdet; du durch ihn, er durch dich. Denket daher an nichts Anderes mehr; denn wenn euch der Engel bei seiner Ankunft nicht beisammen findet, werdet ihr beide euere Kronen verlieren.“ Sie machten sich daher auf den Weg und kamen in Liebe nach Hause. Innerhalb vierzig Tagen starb Eulogius und drei Tage darauf verschied auch der Krüppel; beide seligen Todes.

Gefahr.

Wer sich unnöthig in Gefahr begibt, kömmt in der Gefahr um.

Dieß alte Sprüchwort gilt von geistlichen und leiblichen Gefahren; Gott und der heilige Schutzengel verlassen besonders Jene, die mit Frevelmuth, etwa gar in des Teufels Namen in dieselbe gehen. Es geht ihnen, wie den Tauchern, wenn in der Tiefe ein Ungeheuer ist; ehe er den Strick zerschneidet und aufgezogen werden kann, hat ihn der Haifisch schon verschlungen. Die Gefahr gilt von ketzerischen und unsittlichen Häusern, wo man Dienst nehmen soll.

In Gefahren soll man beten.

Der heilige Franz wollte über's adriatische Meer fahren; so eben hatte ein Sturm ein Schiff mit allen Menschen versenkt. Es ließ der Sturm nach, die Luft ward wieder ruhig und Franz fand eine andere Gelegenheit, sich einzuschiffen. Die Hoffnung einer glücklichen Schifffahrt hatte alle Reisenden zur Freude gestimmt. Der Patron, die Schiffer und überhaupt Alle waren nur bedacht, sich zu unterhalten, gut zu essen und zu trinken. Der Heilige allein, dessen Ahnungen selten fehl trafen, schien nachdenklich und nahm keinen Antheil

an dem, was im Schiffe vorging. Sein Hofmeister bemerkte es und fragte ihn um die Ursache. Er antwortete ihm: Ich wundere mich, wie diese Leute, da doch nur ein zwei Finger dickes Brett zwischen uns und dem Tode steht, sich der Freude überlassen können. Wir waren soeben Zeugen eines traurigen Schiffbruches; nichts ist unbeständiger als das Meer; das Ungewitter hat noch kaum aufgehört; diese Bucht ist durch die Stürme berühmt; wer weiß, ob wir nicht von einem Unglücke bedroht sind, ähnlich demjenigen, das sich vor unseren Augen ereignete? Beten wir, fügte er bei, zu Demjenigen, der den Winden und dem Meere gebietet! Mögen die Andern einer weltlichen Freude sich überlassen, die so wenig dem Zustande gemäß ist, worin wir uns befinden!

In Gefahren soll man beten.

In Yarmouth in England, einem Städtchen, durch welches ein Fluß mit einer Kettenbrücke geht, kam eine Seiltänzertruppe an, welche unter andern Lustbarkeiten auch ankündigte, daß Einer von vier Gänsen gezogen, hinüber und herüber fahren werde, oberhalb der Kettenbrücke. Zur bestimmten Stunde versammelten sich gegen sechshundert Personen auf der Brücke. So eben kamen die Gänse geschwommen und Alles rief mit läppischer Lust: Da kommen die Gänse! als die Kette riß, die Thürme einstürzten und alle Menschen in's Wasser fielen, wovon man bis hundertundfünfzig Todte aus dem Wasser zog. Ein einspänniger Fuhrmann, der zuvor, die Gefahr ahnend, ein Vaterunser betete, war gerade im Begriffe aufzufahren, sein Pferd hatte schon einen Fuß auf die Pfosten gesetzt, als er bemerkte, daß die Brücke stürze. Schnell riß er sein Pferd zurück, dankte Gott und er war gerettet.

Gefangene.

Gefangene erlösen ein gutes Werk.

Unter der Regierung des griechischen Kaisers Tiberius fielen die Mazizen ein, plünderten und verheerten die ganze Provinz, kamen auch in die Oase, tödteten einige Mönche, andere schleppten sie gefangen mit sich fort, unter diesen den Johannes, Eustathius und Theodorus, welche alle drei krank waren. Johannes bat die Räuber, ihn für vierundzwanzig Gulden loszulassen und ihn zum Bischof der nächsten Stadt zu führen, bei dem er die vierundzwanzig Gulden borgen wollte. Leider hatte der Bischof nicht mehr als acht Gulden; die Räuber waren damit nicht zufrieden und führten die Mönche fort. Da ließ sich ein anderer Mönch, der zur Zeit des Einfalls abwesend war, vom Bischofe die acht Gulden geben, eilte den Räubern nach und bot ihnen das Geld und für das Fehlende sich an. „Nehmet dieses Geld und mich dazu," sprach er, „aber lasset jene drei frei, da sie ohnehin krank sind und in der Wüste nicht fortkommen können; wenn ihr sie aber tödtet, so habet ihr offenbaren Nachtheil, während ich gesund bin und euch dienen werde." Die Barbaren nahmen also diesen Mönch und ließen die andern drei gehen. Als er aber eine Strecke mit ihnen gegangen war, konnte er vor Entkräftung nicht

mehr weiter; daher schlugen sie ihm den Kopf ab. So hat er sich durch dieses Liebeswerk die Martyrerkrone verdient.

Gefangene erlösen ein gutes Werk bei den alten barbarischen Rechtsgesetzen.

Miltiades führte einmal die Athener im Kriege und zog sich schimpflich zurück. In Athen sollte er sich rechtfertigen, konnte aber seiner Wunden wegen nicht ausgehen und übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Tisagoras. Dieser konnte ihn nur mit Mühe von der Todesstrafe erretten und die Richter verurtheilten ihn zur Erstattung der Kosten seiner verunglückten Unternehmung, die fünfzig Talente betrugen. So viel besaß er nicht, er mußte sich daher, so krank er auch war, in das Gefängniß tragen lassen, wo er bald an seiner Wunde starb. Nach athenischen Gesetzen sollte nun sein Sohn Cämon die Schuld bezahlen, der es aber eben so wenig vermochte und nun — grausam genug — gleichfalls zu ewigem Gefängniß verurtheilt ward. Er ging willig, Weib und Kinder verlassend, die Schuld seines Vaters zu büssen und würde vielleicht auch im Gefängnisse gestorben sein, wenn nicht zuletzt sein reicher Schwager die fünfzig Talente für ihn entrichtet hätte. Unter solchen barbarischen Rechtsgesetzen war es ein Werk der Barmherzigkeit, solche schuldlos Gefangene zu erlösen. Heute zu Tage findet sich zu diesem Werke aus dieser Ursache nur in Kriegszeiten Gelegenheit.

Gefangene erlösen ist ein Werk der Barmherzigkeit.

Eines Tages wollte der heilige Dominikus eine arme Frau trösten, welche weinte und schluchzte; aber sie wies jeden Trost von sich; denn ihr Bruder war im Lande der Sarazenen gefangen und ihr fehlte das Geld, um ihn loszukaufen. Was war zu thun? Dominikus hatte die Summe nicht, die zum Loskaufen des armen Christensklaven nöthig war, die Armen hatten seine Barschaft erschöpft. Aber sein Herz gab ihm ein Mittel an die Hand. Er bot sich selbst zum Verkaufe an, um mit dem gewonnenen Gelde den Gefangenen loszukaufen. Gott aber, der mit ihm höhere Absichten vorhatte, ließ es nicht dazu kommen.

Gefühl.

Die Gefühle des Menschen richten sich nach seinen Ansichten und Kenntnissen von Gott.

Tamerlan, der Mongolenführer, eroberte beinahe ganz Asien. Zweitausend Einwohner von Sebsewar ließ er lebendig übereinander schichten und statt der Steine mit Kalk zu Thürmen aufmauern. Siebenzigtausend fielen in einem Blutbade nach der Einnahme von Ißfahan. Hunderttausend Hindus ließ er niederhauen. Nach der Einnahme von Siwas wurden viertausend armenische Reiter lebendig begraben. Nach der Einnahme von Bagdad mußte jeder Krieger einen Kopf bringen, oder den seinigen verlieren, und es wurden neunzigtausend Köpfe gebracht. Dazu denke man sich die Millionen, die durch die Willkür

dieses Einen Hab und Gut ohne Schuld verloren, ihre Hütten in Rauch aufgehen, ihre Weiber und Kinder gemißhandelt sahen und endlich selbst eines martervollen Todes sterben mußten. Man denke die umgestürzten Reiche, das ganze aufgeregte Asien, die Unruhe, die Angst, die Flucht, die Hungersnoth! So ganz ohne Menschengefühl war Tamerlan, weil er von Gott und Religion gar nichts wußte; die Gefühle, besonders die besseren, entspringen aus der Religionskenntniß; daher auch alle Irrgläubigen der wahren edlen liebevollen Gefühle gegen ihre Mitmenschen unfähig sind, wie es alle ihre Religionskriege beweisen, die grausam waren gegen die Katholiken. Irrige Anschauungen und Begriffe über Religion leiten auch die Gefühle irre.

Gefühle werden erstickt durch Erziehung.

Das römische Volk war von Natur aus wild und grausam. Die Gewohnheit, Leib an Leib zu kämpfen, und dadurch sich mit Vergießung des Blutes und dem Geschrei der Sterbenden zu befreunden; die Gewohnheit, die Fechter sich unter einander tödten, oder gegen die wilden Thiere kämpfen zu sehen, und einen Genuß an ihren Schmerzen und Zuckungen zu finden; der den Herren über die Sklaven gewährte fürchterliche Despotismus; das den Vätern über ihre Kindern ertheilte Recht über Leben und Tod, das sie aus Privatrache gebrauchten; die zu häufige Anwendung von grausamen Strafen, bei welchen Unglückliche öffentlich mit Ruthen gehauen, an Kreuze genagelt, vom tarpeischen Felsen hinabgestürzt wurden; der blutige Prunk der Triumphe mit den den an die Gefangenen, die man in Ketten dabei mitschleppte, verschwendeten Beschimpfungen, und der gewaltsame Tod, der sie am Ende ihres Ganges erwartete; dieses Alles nährte die Grausamkeit eines von Natur harten Volkes und stumpfte seine besseren Gefühle ab. „Fortwährende Unmenschlichkeiten," ruft Cicero, „bringen uns um jedes menschliche Gefühl." Die Wildheit hatte ihre Seelen so grausam gemacht, daß es besser war, mit den wilden Thieren, als in diesem Freistaate zu leben.

Geheimnisse.

Nützliche Geheimnisse soll man mittheilen.

Es gibt so manche Dinge, die Anderen nützen können, ihnen aber noch unbekannt sind, z. B. Arzneien für gewisse Krankheiten, Vortheile zur leichteren Betreibung eines Handwerkes, Mittel, wodurch Handelsleute im Einkaufe, bei der Aufbewahrung und Verschleißung der Waaren gewinnen. Solche Dinge mitzutheilen, verlangt die christliche Liebe. Oder sollen uns wilde Thiere beschämen? Wenn die Schakale jagen, sind sie nicht so eigennützig, die Jagd im Stillen zu unternehmen, um allein Gewinn daraus zu ziehen; nein, sie kündigen ihr Vorhaben auch anderen Thieren durch ihr Kläffen an, damit auch sie Nutzen daraus ziehen und dadurch verschaffen sie dem Löwen manche Beute.

Gehorsam.

Gehorsam gegen Gott, Aeltern, Lehrer und Vorgesetzte ist Pflicht.

Kinder, gehorchet eueren Aeltern! Untergebene, gehorchet eueren Vorgesetzten! Dienstboten, gehorchet eueren Herren! Dieß ist Gottes Wille, welcher den Aeltern, Vorgesetzten und Herren Macht über euch verliehen, euch ihnen unterworfen hat. Wer sich der Obrigkeit widersetzt, sagt die Schrift, wer mithin seinen Aeltern, Vorgesetzten und Dienstherren in wichtigen Dingen ungehorsam ist, zieht sich die Verdammniß zu. Lasset euch nicht beschämen von einem Thiere. Der Elephant läßt sich von seinem Wärter durch Worte regieren, wird sechs Monate nach seiner Gefangennehmung nicht mehr eingesperrt und lauft doch nicht davon. Er erräth den Willen seines Wärters im Voraus und thut Alles, was demselben angenehm ist, mit Klugheit und Eifer. O wie viele Kinder, Untergebene und Dienstboten möchte man erst zu diesem Thiere in die Schule schicken, um von ihm gehorchen zu lernen.

Der Gehorsam gibt dem Menschen vor Gott Werth.

Nicht ein Jeder, spricht Christus, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters thut. Es geht daraus klar hervor, daß nicht sowohl die Andachtsübungen, als vielmehr der Gehorsam dem Menschen Werth vor Gott gibt. Je eifriger ein Mensch beflissen ist, in allem Thun und Lassen Gottes Gebote zu befolgen und das zu meiden, was Gott verbietet, desto mehr gefällt er Gott. Dieß ist der gute Wille, den die Engel rühmen, wenn sie bei der Geburt Christi singen: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind. Solche gehorsame Menschen will Gott haben, solche werden von Ihm geliebt. Sie gleichen dem abgerichteten Edelfalken, von der Größe eines Hahnes. Er wohnt auf den höchsten Bergen der Schweiz, Islands und Norwegens und schießt auf seinen Raub senkrecht herab. Er läßt sich zähmen und abrichten, gewöhnt sich an des Jägers Stimme, der ihn einübt, auf ein gegebenes Zeichen aufzusteigen und auf Thiere zu stoßen. Auf der Jagd trägt der Jäger den Falken, dessen Kopf mit einer ledernen Kappe verhüllt ist, auf der Schulter, und wenn sich ein Thier zeigt, so nimmt er ihm die Kappe ab; der Falke steigt sofort empor, stößt senkrecht auf das Thier hernieder, tödtet es und kehrt zu seinem Herrn zurück. Welch ein pünktlicher Gehorsam! So oft es ihm befohlen wird, stößt er auf die Thiere, verläugnet seinen Freiheitssinn und kehrt zu seinem Herrn zurück. Gezähmt und abgerichtet kennt er keinen anderen Willen mehr, als das Gebot seines Herrn. So sollen wir in allen Dingen Gottes Gebote zur Richtschnur nehmen und keinen Willen mehr haben; Gottes Wille soll unser Wille sein. Gleichwie aber die abgerichteten Falken von den Jagdfreunden geschätzt und nach dem Maße ihrer Folgsamkeit mit zehn, zwanzig, und besonders ausgezeichnete mit hundert Thalern bezahlt werden: eben so schätzt auch

Gott den Gehorsamen und liebt ihn in dem Maße, als sein Wille mit dem Willen Gottes in allen Dingen gleichförmig und treugehorsam ist.

Schon die natürliche Klugheit gebietet den Kindern Gehorsam gegen ihre Aeltern.

Die Ordnung Gottes verlangt, daß die Alten die Jungen mit ihrem Rathe unterstützen, und daß diese den Rath der Alten einholen und befolgen; weil diese in der Welt mehr erlebt, erfahren, gesehen und ausgestanden haben. Wenn Kinder und junge Leute immer diese Klugheit beobachten möchten, so würden sie immer gut fahren. Dieß beweisen die Kraniche, Vögel von der Größe eines Truthahns. Im Sommer wohnen sie in den nördlichen Ländern von Europa und Asien, selbst bis zu den Polarkreisen hinauf, im Winter aber in Afrika. Sie fliegen auf ihren Wanderungen in zwei Reihen, die vorn in einem spitzigen Winkel zusammenstossen. Einer macht die Spitze des Winkels, ein alter erfahrner Kranich, welcher die Reise schon mehrmal gemacht, des Weges kundig ist und die Plätze kennt, wo sie lagern und eine Mahlzeit finden und einnehmen können. Und sie stehen gut dabei, daß sie dem Führer gehorchen; sie finden so ihre Heimath ohne Umwege, sie finden auf der Wanderung Nahrung, bleiben bei Kräften und erreichen ihr Ziel. Es ist daher nicht klug, wenn Kinder nicht folgen; gewöhnlich haben sie dann Ursache, es zu bedauern. Hätte Roboam dem Rathe der alten Räthe gefolgt, so wären nicht zehn Stämme von ihm abgefallen.

Gehorsam gehört zum Gedeihen der Familien, der Kirche und des Staates.

Ordnung und Gehorsam ist die Seele jeder Haushaltung, so wie der Kirche und des Staates. Zur Ordnung gehört, daß jedes Geräthe seinen Ort habe, daß jeder sein ihm zugewiesenes Geschäft gut verrichte, und daß Alles zur rechten Zeit geschehe. Hat jedes Ding seinen Platz, so findet man es ohne Zeitverlust, selbst im Finstern; wo nicht, muß man lange suchen und es geht leicht verloren. Sind die Geschäfte gehörig vertheilt, so weiß Jeder, was zu thun ist; thut jedes Glied das Seinige treu, so werden alle Arbeiten gut verrichtet; geschieht Alles zur rechten Zeit, so erspart man Zeit und Alles gelingt; geschieht es zur Unzeit, so mißräth es, es fordert mehr Kraft und Kösten. Um aber solche Ordnung zu handhaben, müssen die Vorsteher mit Weisheit und Umsicht anordnen, die Untergebenen aber pünktlichen Gehorsam leisten. Diese Ordnung, diesen Gehorsam sieht man in den Bienen- und Ameisenkolonien. Die Königin ordnet die Geschäfte an, vertheilt die Arbeiten und alle Glieder dieses tausendfältigen Reiches gehorchen willig und pünktlich; jede Biene treibt mit Eifer ihr Geschäft. Dieser Gehorsam ist die Grundlage dieses bewunderungswürdigen Haushaltes. Da ist Alles auf seinem Platze, hier Honig, hier stehen Zellen für die Eier in Bereitschaft, hier sind Maden, hier liegen Puppen, hier die Arbeitsbienen, hier die Zelle für die junge Königin. Jede Biene weiß, was sie thun soll; diese begleiten die Königin, nähren, pflegen,

putzen sie, andere nehmen die Eier weg und legen sie in Zellen, andere liegen auf der Brut, andere füttern die Würmer, andere säubern die ausschlüpfenden Bienen, andere holen Wachs und Honig, andere verarbeiten das Wachs zum Wabengebäude. Dabei geschieht Alles zu rechter Zeit, Honig und Wachs sammeln sie zur Blüthezeit, die Brut legen sie an, wenn die meiste Nahrung zu haben ist, die Drohnen werden getödtet, wenn sie nichts mehr nützen, sondern nur zehren würden. Dieser Gehorsam, diese Ordnung erhält manchen gesunden Stock wohl zwanzig Jahre bei derselben Kraft und Anzahl. Wollen wir auch so pünktlichen Gehorsam leisten, damit durch Ordnung und Gehorsam Kirche, Staat und Familie gedeihe!

Der willige Gehorsam wird von Gott belohnt.

Jakobus, der Deutsche genannt, hatte Kriegsdienste genommen und begab sich auf die Heimreise. Zuvor bat er, vor einem Kreuze knieend, Gott, sein Führer zu sein. In Bologna gefiel ihm der Wandel der Dominikaner also, daß er nicht nachließ, bis sie ihn in seinem vierunddreißigsten Jahre aufnahmen. Er lebte im Kloster streng und bußfertig; vorzüglich übte er sich vielfach im Gehorsam und dieser sein Gehorsam war aufrichtig, schnell, fröhlich und allzeit auf den Wink seiner Vorgesetzten bereit. Einst zeigte der Prior einem sie besuchenden Prälaten die Gebäude des Klosters und Jakob begegnete ihnen von ohngefähr. Um dem fremden Herrn eine Probe von seiner Selbstverläugnung zu geben, sagte er zu ihm: Mein Sohn! eile und begib dich schnell auf den Weg nach Paris, um ein wichtiges Schreiben dahin zu tragen. Jakob erwiederte: Ich säume nicht, lieber Vater, und gehe gleich fort; aber ist mir nicht erlaubt, zuvor Hut und Stecken in meiner Zelle zu holen? Dieser selbe Jakob war nun auch ein auserlesener Künstler, Bilder auf Glas zu malen; die man, um ihnen die Farben zu geben, in den Schmelzofen bringen muß. Einst hatte er ein überaus schönes Bild der Art in den Glühofen gelegt; da hatte der Prior, um seinen Gehorsam zu prüfen, ihm geboten, seine schwarze Kappe zu nehmen, und in die Stadt auszugehen, um Almosen zu sammeln. Jakob, obgleich er wohl wußte, daß das Bild zu Grunde gehe, wenn er sich jetzt entferne, sagte doch kein Wort; sondern begab sich augenblicklich auf den Weg, um zu vollbringen, was ihm aufgetragen worden. Als er nun das Almosen beisammen hatte, und es nach dem Kloster gebracht, sah er nach seinem Werkofen und fand das Bild nach Verlauf vieler Stunden also schön und zierlich, und in allen Umrissen und Farben dermassen vortrefflich, daß gar nichts daran auszusetzen war. So belohnt Gott den Gehorsam.

Der Gehorsam hört auf, zu verbinden, wenn offenbar Böses befohlen wird.

Antonius Pius wurde vom Kaiser Hadrian adoptirt und beglückte die folgenden zwanzig Jahre seine Unterthanen mit Menschenfreundlichkeit. Jeder Unglückliche fand bei ihm sichere Hilfe. Als Antonius noch Prinz war, ließ Hadrian in seinem letzten Jahre, gefoltert von finsterer Melancholie, seinen

lang verhaltenen Hang zur Grausamkeit ausbrechen, indem er Blutbefehle gegen viele Römer erließ. Pius, der wußte, daß er dießfalls nicht gehorchen müsse, unterdrückte manchen Blutbefehl und warnte viele vor der Rache des Kaisers; daher wurde er der Fromme genannt. Wo eine Sünde befohlen wird, hört der Gehorsam auf, zu verpflichten.

Gehorsam ist gottgefälliger als die größte Arbeitsamkeit.

Als der heilige Pachomius die Klöster besuchte, kam man ihm entgegen. Einer von den Knaben, welche im Kloster erzogen wurden und entgegen zogen, sagte zu ihm: Wahrlich, Vater, seitdem du fort bist, hat uns Niemand weder Kohl noch Gemüse gekocht. Darauf erwiederte er: Betrübe dich nicht, mein Sohn, es wird schon gekocht werden. Nachdem er in das Kloster getreten war und das Gebet verrichtet hatte, ging er in die Kirche, und da er den Bruder, der die Küche über sich hatte, Matten flechten sah, fragte er ihn: Sag mir, Bruder, wie lange hast du den Brüdern schon keinen Kohl und Gemüse gekocht? Es sind beinahe zwei Monate, erwiederte Jener. Warum handeltest du wider meinen Befehl? sagte Pachomius. Demüthig sich rechtfertigend, sagte Jener: Ich wünschte zwar täglich meinen Dienst zu thun, Vater; weil aber die Brüder nicht aufzehrten, was ich kochte, da alle fasten und nur die Kinder gekochte Speisen genießen, so kochte ich, um Mühe und Kosten zu ersparen, kein Gemüse; damit ich aber nicht müßig gehe, beschäftige ich mich mit den Brüdern mit Verfertigung von Matten, wohl wissend, daß einer von denen, die mir beigegeben sind, dazu hinreiche, die wenigen Speisen, nämlich Oliven und Kräuter zur Erquickung der Brüder zuzubereiten. Als Pachomius dieß vernahm, fragte er: Wie viel Matten hast du bereits gemacht? Fünfhundert, erwiederte Jener. Bring sie alle hieher, damit ich sie sehe, sagte Pachomius. Als sie herbeigebracht waren, ließ er sie verbrennen und sprach: Wie du den Gehorsam gegen meine Befehle verachtet hast, so verachte ich deine Arbeit; Gehorsam ist verdienstlicher, als die angestrengteste Arbeitsamkeit nach eigener Willkür. Auch den Brüdern hast du geschadet; denn weil du ihnen nichts zu essen kochtest, so haben sie allerdings gefastet, aber nicht freiwillig, sondern gezwungen. Lerne künftig den Befehlen deiner Obern pünktlich gehorchen!

Gehorsam ist Gott sehr angenehm.

In einem alten ägyptischen Kloster war eine Nonne von fürstlichem Geblüte, Euphraxia mit Namen, welche ein außerordentlich strenges Leben führte. Als sie zwanzig Jahre alt war, war sie groß und stark und sehr schön, aber von vielem Fasten geschwächt. Um sie im Gehorsam zu üben, sprach die Abtissin zu ihr: Komm, meine Tochter, und trage diese Steine von dannen, und lege sie zum Backofen. Sogleich trat sie hin, um die Steine wegzutragen. Sie sagte nicht: Möchte mir doch eine andere Schwester helfen! Sie sagte nicht: Die Steine sind groß, ich kann sie nicht tragen; ich bin vom Fasten erschöpft und diese Arbeit ist für mich zu schwer; als Fürstentochter bin ich nicht daran gewöhnt. Mit Vertrauen auf die Kraft des Gehorsams vollzog

sie, was befohlen war. Darunter waren Steine, welche zwei Schwestern kaum hätten schleppen können; sie aber nahm sie auf die Schultern, ohne daß ihr Jemand half.

Der Gehorsam ist die erste Bedingniß zur Heiligkeit.

Unter den Jüngern des heiligen Antonius befand sich einer, mit Namen Paulus der Einfältige. Er sah es mit Augen, wie sein Weib auf ehebrecherische Weise mit einem Andern sich verging. Darüber verließ er stillschweigend sein Haus und ging betrübt in die Wüste, wo er ängstlich umherirrte und endlich zum Kloster des heiligen Antonius kam. Der Ort gefiel ihm, er bat um Aufnahme als Mönch. Antonius sagte ihm die Aufnahme zu, wenn er bereit sei, in Allem den pünktlichsten Gehorsam zu leisten. Paulus versprach's. Antonius wollte ihn über dieses Versprechen auf die Probe stellen und befahl ihm, da er noch vor der Thüre der Zelle stand: Warte hier und bete, bis ich aus meiner Zelle wieder herauskommen werde. Jetzt ging Antonius in seine Zelle und blieb daselbst den ganzen Tag und die ganze Nacht, schaute aber öfters verstohlens zum Fenster hinaus und sah wirklich, daß Paulus ununterbrochen bete und sich nicht von der Stelle bewege; er blieb stehen in der Hitze des Tages und im Thaue der Nacht und befolgte den erhaltenen Auftrag so gewissenhaft, daß er nicht ein Bischen von dem ihm angewiesenen Platze wich. Nach dieser Probe des Gehorsams nahm ihn Antonius auf und Paulus wurde ein großer Heiliger.

Eines Tages besuchten einige Brüder den heiligen Antonius und Paulus war auch zugegen. Da sie von himmlischen Dingen redeten, fragte Paulus in seiner Einfalt: ob Christus vor den Propheten gewesen sei? Antonius, der über diese ungeschickte Frage beinahe erröthete, sagte ihm freundlich: Geh und schweige! Paulus, der Alles, was von seinem Meister war befohlen worden, als ein Gebot Gottes anzusehen und zu erfüllen pflegte, ging in seine Zelle und redete kein Wort mehr. Dieß fiel dem heiligen Antonius auf; deßhalb befahl er ihm zu reden und die Ursache seines Stillschweigens anzugeben. Paulus antwortete: Du, Vater, hast mir ja gesagt, daß ich gehen und schweigen soll! Antonius wunderte sich abermal, daß Paulus seine Worte, die er nur so obenhin und ohne besondere Aufmerksamkeit vorgebracht hatte, so gewissenhaft beobachte und sprach zu seinen Brüdern: „Dieser verdammt uns Alle; denn während wir Denjenigen nicht hören, der selbst vom Himmel herab zu uns redet, beobachtet dieser selbst das geringfügigste Wort, das mir vom Munde fällt.“ So müssen wir gehorsam sein lernen.

Der Gehorsam ist verdienstlicher als gute Werke.

Einer der heiligen Altväter sah in der Verzückung vier Ordnungen der Heiligen vor Gott. Die erste Ordnung bildeten jene, welche in ihrer Schwachheit und Krankheit Gott dankten; die zweite jene, welche sich der leiblichen Werke der Barmherzigkeit befleißen; die dritte jene, welche einsam leben; die vierte endlich bildeten jene, welche sich im Gehorsam üben. Die Gehorsamen

bildeten also die oberste Ordnung und hatten vor Gott größeren Ruhm. Der Altvater sprach nun zu demjenigen, der ihm in der Verzückung diese vier Ordnungen zeigte: Warum hat denn die vierte Ordnung einen größeren Ruhm, als die übrigen? Und dieser antwortete ihm: Alle übrigen üben zwar gute Werke, aber sie üben sie nach ihrem Willen; der Gehorsame aber gibt seinen Willen auf, und hängt ab von dem Willen dessen, der ihm befiehlt; wegen dieser Willensverläugnung genießet er bei Gott höhere Ehre, als die Uebrigen.

Der Gehorsame wird von Gott am meisten geliebt.

Der Abt Sylvanus nahm zwölf Jünger in sein Kloster auf. Einer derselben, Namens Markus, war sehr gehorsam, darum liebte ihn der Abt mehr, als die übrigen elf. Da hinterbrachte Markus dem Abte, daß die elf sich betrüben, weil er sie weniger liebe. Dieß hörten auch die anderen Mönche. Da forderte sie Sylvanus auf, mit ihm zu den Zellen der zwölf Jünger zu gehen, was sie auch thaten. Er rief den ersten beim Namen und sprach: Komm heraus, Bruder, denn ich bedarf deiner! So gingen sie alle elf Zellen durch, aber keiner kam heraus und leistete Folge. Endlich, nachdem sie alle abgegangen hatten, kamen sie zur Zelle des Markus. Sylvanus klopfte an und rief ihn beim Namen. Markus ging sogleich heraus, als er die Stimme des Abtes hörte. Der Abt trat mit den Mönchen in die Zelle und sie fanden daselbst ein Buch, das Markus abschrieb; sie sahen, daß Markus den letzten Buchstaben halb vollendet zurück ließ, um dem Rufe des Abtes Gehorsam zu leisten; er wollte nämlich, als er die Stimme des Sylvanus hörte, den angefangenen Buchstaben nicht vollenden. Da sprachen die Mönche zum Abte: Du hast Recht, Vater, diesen Markus mehr zu lieben; auch wir lieben ihn; ja auch Gott liebt ihn wegen seines Gehorsams! Wundert euch also, ihr unfolgsamen Kinder, nicht, wenn euch die Aeltern weniger lieben, als den folgsamen Bruder oder die gehorsame Schwester; auch bei Gott geltet ihr weniger.

An dem Gehorsam hat Gott ein besonderes Wohlgefallen.

Ein Einsiedler lebte mit seinem Jünger in der Einöde und ein Mann aus dem nahen Dorfe brachte ihm Brod und was er sonst nöthig hatte. Nun traf es sich, daß dieser Mann einige Tage nicht erschien, so daß der Einsiedler weder etwas zu arbeiten, noch zu essen hatte. In dieser Noth sagte er zu seinem Jünger: Gehe hin in das Dorf. Dieser war ganz bereitwillig, nur fürchtete er, in irgend eine Gelegenheit zu gerathen und in die Sünde zu fallen. Da sprach der Altvater: Gehe nur getrost! ich vertraue auf Gott, daß Er dich vor aller Versuchung schützen werde. Er betete über ihn und entließ ihn. Der Jünger kam wirklich in das Dorf und fragte nach dem Manne, der dem Altvater diente. Als er das Haus aufgefunden und an die Thüre geklopft hatte, war Niemand zu Hause, als nur die einzige Tochter jenes Mannes. Diese öffnete die Thüre und der Bruder fragte sie um ihren Vater und warum er denn schon so viele Tage lang nicht gekommen sei? Die Tochter aber forderte ihn auf, zu ihr in's Haus zu kommen und fing an, ihn hinein zu ziehen.

Der Jünger weigerte sich, allein jene zog ihn mit Gewalt zu sich hinein. Der Bruder sah nun, daß hier für ihn eine nächste Gelegenheit zur Sünde sei, auch fühlte er schon, wie sich seiner unreine Gedanken bemächtigten. Er seufzte und betete in seiner Angst zu Gott: „Herr! um des Gebetes desjenigen, der mich geschickt hat und um des Gehorsams willen, rette mich in dieser Stunde!“ Als er dieses bei sich gebetet hatte, fand er sich plötzlich neben seiner Einsiedelei und ging ohne Befleckung zu seinem Altvater hinein, ihm mittheilend, welches Wunder Gott soeben an ihm gewirkt hatte.

Um den Gehorsam zu belohnen, wirkt Gott Wunder.

Zwei leibliche Brüder ließen sich einst in ein Kloster aufnehmen; der eine war sehr fromm, der andere übte einen vorzüglichen Gehorsam; er that Alles, was ihm der Abt befahl; er wurde wegen seines Gehorsams von allen Mönchen gerühmt. Sein Bruder, der Fromme, wurde neidisch und sprach bei sich selber: Ich will den Gehorsam meines Bruders auf eine Probe stellen. Und nun ging er zum Abte und bat ihn um die Erlaubniß, eines dringenden Geschäftes wegen ausgehen und seinen Bruder mit sich nehmen zu dürfen. Der Abt gestattete es und beide gingen mitsammen. Als sie nun an einen Fluß kamen, in dem sich viele Krokodile aufhielten, da sprach jener zu diesem: Steige hinunter in den Fluß und trete in's Wasser! Und der Bruder stieg hinunter in den Fluß. Da kamen die Krokodile aus der Tiefe, leckten ihn, thaten ihm aber nichts zu Leide. Als dieses der erstere Bruder sah, sprach er wieder: Steige herauf aus dem Fluße und laß uns weiter gehen! Als sie dahin gingen, fanden sie eine Leiche am Wege liegen. Da sprach jener Fromme: Wenn wir alte Kleider hätten, so würden wir sie über sie breiten. Da entgegnete ihm sein Bruder: Laß uns beten; vielleicht erweckt ihn Gott. Sie blieben im Gebete stehen und der Todte wurde wirklich lebendig, welches Wunder jener seiner Frömmigkeit zuschrieb. Inzwischen offenbarte Gott dem Abte Alles, was geschehen war, wie nämlich der Eine den Andern an den Krokodilen versucht habe und wie der Todte zum Leben auferstanden sei. Als sie nun in's Kloster zurückkamen, sprach der Abt zum Frommen: Warum hast du so gethan an deinem Bruder? Wisse es, um des Gehorsams dieses Bruders willen ist der Todte zum Leben erstanden.

Um des Gehorsams willen wirkt Gott Wunder.

Ein Mann entsagte der Welt und bat um Aufnahme in ein Kloster. Der Abt stellte ihm vor, daß die Klosterzucht in diesem Kloster sehr streng sei und daß man hier blind gehorchen müsse; er möge lieber in ein anderes Kloster gehen, wo die Satzungen leichter wären. Der Mann ließ sich jedoch nicht einschüchtern und versprach den willigsten Gehorsam in allen Stücken, selbst wenn man ihm in's Feuer zu gehen befehlen sollte. Der Abt nahm ihn auf und stellte seinen Gehorsam auf die Probe; er befahl ihm, nicht im Ernste, sondern nur, um seine Bereitwilligkeit zu sehen, in den geheizten Backofen zu gehen. Wider alle Erwartung sprang jener augenblicklich in die Flammen. Diese

wichen sogleich zurück, wie einst bei den hebräischen Knaben und plötzlich erlosch der Brand. Der aber, welcher hineingestiegen war und sich zu verbrennen wähnte, fühlte sich zur größten Verwunderung gleichsam von einem kühlen Thaue übergossen. So sehr gefällt Gott der Gehorsam. Merkt euch dieses, ihr Kinder!

Den Gehorsam belohnt Gott durch Wunder.

Ein Mann bat um Aufnahme in ein Kloster. Als ihm der Gehorsam als das erste Gesetz vorgestellt wurde und er in Allem, selbst in den beschwerlichsten Stücken gehorsam zu sein versprach, steckte der Abt eine verdorrte Storaxruthe, welche er zufällig in der Hand hielt, in die Erde und trug dem Neuling auf, diese Ruthe so lange mit Wasser zu begießen, bis sie in dem dürren Boden grüne, was doch gegen die Natur der Sache war. Der Bruder unterzog sich diesem strengen Befehle und trug das Wasser täglich in Schläuchen herbei, obschon er es fast zwei Meilen weit vom Nilstrome holen mußte. Schon war ein Jahr vergangen und der Eifer des Arbeiters ließ nicht nach; denn obwohl keine Hoffnung auf das Grünen vorhanden war, so währte doch die Tugend des Gehorsams bei dem Geschäfte fort. Auch das darauf folgende Jahr spottete der Mühe des Bruders. Im dritten Jahre endlich, als er im Verlaufe der Zeit weder bei Tage noch bei Nacht mit der Bewässerung nachließ, blühte endlich die Ruthe. Der dieses Wunder erzählt, sah selbst den Baum, der aus dieser Ruthe erwachsen war, welcher im Hofraume des Klosters mit grünenden Zweigen stand, gleichsam zum Zeugnisse, wie verdienstlich der Gehorsam sei und was der Glaube Alles vermöge.

Der Gehorsam eine gottgefällige Tugend.

Der selige Johannes diente von seiner Jugend an bis zum reifen Mannesalter einem Altvater, so lange derselbe lebte, und hing ihm mit solcher Demuth an, daß sein Gehorsam dem Greise das höchste Erstaunen verursachte. Als daher der Greis einst diese Tugend genauer auf die Probe stellen wollte, ob sie vom wahren Glauben und von tiefer Einfalt des Herzens stamme, trug er ihm öfters mehrere Dinge, darunter auch überflüßige und unmögliche auf. Einmal steckte der Alte ein Reisigbündel, zum Brennen bestimmt, in den Boden und gebot ihm, es täglich mit Wasser zu begießen. Obschon er das Wasser weit holen mußte, that es Johannes doch täglich. Als der Greis diesen Gehorsam ein Jahr lang im Stillen beobachtet hatte, riß er den Bündel aus der Erde und hieß ihn, die Bewässerung zu unterlassen. Ein anderes Mal gebot er ihm, ein Felsstück herbei zu wälzen; obschon dieß weit über seine Kräfte ging, stemmte er sich doch bald mit der Brust, bald mit dem Rücken an, so daß der Schweiß seine Kleider und den Stein benetzte; bis der Altvater ihn ablassen hieß.

Der Gehorsam soll pünktlich sein.

Abt Arsenius bewohnte mit dem Alexander eine Einsiedelei; der letztere diente ihm. Da sagte Arsenius: Wenn du deine Palmblätter verflochten hast, dann komm und wir wollen essen; sollten aber Fremde früher ankommen, so iß mit ihnen. Alexander pflegte seine Arbeit langsam und bedächtig zu verrichten. Als nun die Stunde des Essens gekommen war, blieben ihm noch etliche Palmblätter übrig und um das Gebot des Altvaters zu erfüllen, harrte er aus, bis er selbe verarbeitet hätte. Als Arsenius sah, daß jener so lange ausblieb, vermuthete er, es seien Fremde gekommen und aß allein. Nachdem Alexander fertig war, ging er zu Arsenius. Dieser fragte ihn, warum er so lange nicht gekommen und ob er etwa Fremde gehabt habe? Er antwortete: Weil du mir gesagt hast, ich sollte erst kommen, wenn ich keine Palmblätter mehr hätte; deßhalb kam ich nicht früher, bis meine Arbeit vollendet war. Arsenius bewunderte seinen gewissenhaften Gehorsam und hieß ihn, seine Arbeit schneller zu verrichten, damit er seinem Psalmengebete nachkommen und essen könne, sonst würde bald sein Leib geschwächt werden.

Gehorsam wirkt Wunder.

Johannes diente einem Einsiedler in der Thebais. Da nahm sein Altvater ein dürres Holz, steckte es in die Erde und sprach zu ihm: Nimm täglich ein Gefäß voll Wasser und gieße es um das Holz herum, bis es Früchte bringen wird. Es war aber das Wasser so weit entfernt, daß er jedesmal des Abends fortging und erst am andern Morgen wieder zurückkam. Nach drei Jahren aber fing das Holz an zu grünen und brachte Früchte. Da nahm der Altvater etliche von den Früchten, brachte sie in die Kirche und sagte zu den Brüdern: Nehmet hin und esset hier die Früchte des Gehorsams.

Gehorsam ist die gottgefälligste Tugend.

Einst kamen vier Brüder zum Abt Pambo. Sie waren sämmtlich in Thierfelle gekleidet und Einer verkündete die Tugend des Andern, wenn der, von dem die Rede ging, nicht eben zugegen war. Der Erste fastete viel; der Zweite besaß kein Eigenthum; der Dritte hatte eine große Liebe und der Vierte endlich lebte schon zweiundzwanzig Jahre unter dem beständigen Gehorsam gegen die Altväter. Pambo sprach sich so aus: Ich sage euch, die Tugend dieses Letzteren ist größer, als die aller Uebrigen; denn ein jeder von ihnen übt die Tugend, die er besitzt, aus freiem Willen, dieser aber hat seinen Willen verläugnet und sich zum Knechte fremder Willkür gemacht. Solche Männer sind die wahren Bekenner Christi, wenn sie so bis an Ende verharren.

Einst kam ein Mann zu dem Abte Sisoi und wollte ein Mönch werden. Der Altvater fragte ihn, ob er nichts in der Welt zurücklasse? Als Jener antwortete, er habe einen Sohn, sprach Sisoi zu ihm: Gehe hin, wirf ihn in den Fluß, dann komm und werde Mönch. Er ging auch wirklich fort, den Knaben in's Wasser zu werfen; allein der Altvater schickte ihm einen Bruder

nach, der ihn daran hindern mußte. Da er den Knaben ergriff, ihn in's Wasser zu werfen, sprach der Bruder: Halt ein, was willst du thun? Jener antwortete: Der Abt hat mir befohlen, den Knaben in den Fluß zu werfen. Der Bruder rief: Der Abt hat wieder befohlen, du sollst das nicht thun. Da ließ Jener seinen Sohn zurück, kam zum Altvater und wurde durch den Gehorsam einer der bewährtesten Mönche.

Wer den Gehorsam besitzt, wird erhört werden, um was er immer bitten mag und er wird vertrauensvoll vor Christus stehen; denn auch der Herr kam auf solche Weise an's Kreuz, indem er gehorsam ward bis zum Tode; wofür ihn aber auch sein himmlischer Vater erhöhte und ihm einen Namen gab, der über alle Namen ist, im Himmel und auf Erden, so daß sich in seinem Namen alle Kniee beugen.

Der Gehorsam wirkt Wunder.

Der heilige Benedikt hatte zwei Knaben zur Erziehung und Bildung in sein Kloster aufgenommen, den Maurus und Placidus. Eines Tages ging der Knabe Placidus an den See von Subjaco, um dort Wasser zu holen und stürzte aus Unbesonnenheit hinein. Der heilige Benedikt las in seiner Zelle und doch rief er eilig den Maurus und sprach: Gehe, mein Sohn, das Kind ist in das Wasser gefallen. Dieser erfüllte sogleich den Befehl, eilte an den See, kam an den Ort, wo Placidus schwamm, ergriff ihn bei den Haaren und brachte ihn glücklich an's Ufer. Jetzt erst bemerkte er, daß er auf dem Wasser hin und her gegangen war, wie auf festem Boden. Als Maurus bei seiner Rückkehr dem heiligen Benedikt dieses Ereigniß erzählte, schrieb dieser das Wunder dem willigen Gehorsame des Zöglings zu.

Der Gehorsam gegen den Beichtvater ist Gott lieb.

Die selige Johanna, aus dem Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, hatte die Gewohnheit, an den Festtagen Unserer Lieben Frau tausendmal das Ave und an den Festen selbst siebenmal die Marianischen Tagzeiten zu beten, so daß sie diese Tage nur auf das Lob der hohen Himmelskönigin verwendete. Am Feste Maria Verkündigung befahl ihr aber der Beichtvater aus gewissen Ursachen, daß sie an diesem Tage nur Einmal das Ave beten sollte. Johanna gehorchte und fand in den Worten dieses einzigen Ave solchen Trost, daß sie die ganze Nacht in Verzückung zubrachte.

Der Gehorsam gegen den Beichtvater ist Gott lieb.

König Ladislaus von Neapel hatte sich der Stadt Rom bemächtigt und verlangte von der heiligen Franziska von Rom den ältesten Sohn als Geisel. In dieser entsetzlichen Lage verließ sie mit ihrem Kinde heimlich ihre Wohnung, um zu fliehen. Auf dem Wege begegnete ihr ihr Beichtvater, der ihr vom Geiste Gottes geleitet, befahl, in die Muttergotteskirche Ara coeli zu eilen, dort werde sie ihr Kind retten. Aber gerade dort bei dieser Kirche wartete ihr Feind auf das Kind. Doch Franziska gehorchte, sie eilte hinauf zur Kirche

und übergab den Händen des Tyrannen ihr Kind. Dann ging sie in die Kirche und stürzte dort nieder vor dem heiligen Marienbilde, opferte der Königin des Himmels ihr Kind, ihr Leben, ihre Liebe auf und erleichterte mit einem Strome von Thränen ihr gepreßtes Mutterherz. In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren des heiligen Bildes von selbst, die Augen desselben belebten sich, hefteten sich auf Franziska mit dem süßesten Blicke und sie hörte deutlich die Worte: Ich bin hier für dich, fürchte nichts! Diese Worte richteten Franziska auf, sie wußte, daß sie ihr Kind wieder erhalten wird. Unterdessen hatte der Tyrann das Kind zu sich auf das Pferd genommen und wollte damit davon eilen. Allein das Pferd bleibt unbeweglich stehen, nicht Sporn, nicht Peitsche brachten es weiter. Vier Ritter sollten nach einander das Kind mit sich fortnehmen, doch vergeblich, ihre Pferde gingen nicht von der Stelle. Da ließ der grausame Räuber, durch dieses Wunder erschreckt, den Knaben zurück und dieser wurde der Mutter in dem Augenblicke zurückgegeben, als sie ihr Gebet vollendet hatte.

Der Gehorsam gegen den Beichtvater hält den Tod einer Sterbenden zurück.

Die heilige Magdalena von Pazzis lag schon dem Tode nahe auf ihrem Bette, als ihr Beichtvater hinging, um die heilige Messe zu lesen. Gerade, als er die heiligen Kleider anziehen wollte, brachte ihm ein Bote die Nachricht, daß Magdalena in den letzten Zügen liege. Der Beichtvater besann sich ein wenig und sagte dann mit großer Festigkeit: „Sagen Sie der Schwester Magdalena, daß, wie sie mir im Leben stets gehorsam gewesen, sie es auch in der Todesstunde sein müsse, deßhalb soll sie mit dem Sterben warten, bis ich die heilige Messe gelesen habe.“ Als die Heilige diese Worte vernahm, erwachte sie wie aus einem tiefen Schlafe, und sie, die schon die Sprache verloren hatte, lächelte jetzt ganz freundlich und sagte: Gott sei Dank! Hierauf nahm sie einige stärkende Tropfen, um noch mehr leiden zu können und wartete auf die Ankunft des Beichtvaters. Dieser kam endlich, betete nun die Sterbegebete und unter denselben gab Magdalena voll Ruhe und Frieden ihren Geist auf.

Gehorsam wirkt Wunder.

Der ehrwürdige Bruder Gerard Majella, aus dem Orden des allerheiligsten Erlösers, zeichnete sich durch den kindlichsten Gehorsam aus, und diese Tugend gefiel dem lieben Gott so sehr, daß er ihn öfters mit den größten Wundern belohnte. Er war krank; die Ruhr und ein heftiges Blutspeien führte ihn seinem Tode nahe. Am 6. September empfing er die letzte Oelung und er selbst hoffte am Feste Mariä Geburt zu sterben. Aber die Erfüllung seines Wunsches wurde durch die wunderbare Kraft seines Gehorsams gehindert. Als man seinen Tod erwartete, schickte ihm der Pater Rektor ein Billet zu, in welchem er ihm befahl, er solle das Blutspeien unterlassen und sich bessern. Gerard legte das Billet ehrerbietig auf die Brust, und sprach ruhig zum Arzte: „Der Pater Rektor befiehlt mir unter dem Gehorsam, das Blutspeien zu

unterlassen.“ „Gut,“ sagte der Arzt, „was wirst du also thun?“ Gerard gebot dem Blutspeien, aufzuhören, und sogleich hörte es auf. Da aber die Ruhr fortdauerte, sprach der Arzt: „Was hilft es, wenn das Blutspeien aufhört, aber die Ruhr fortdauert?“ Und Gerard antwortete: „Mir ist unterm Gehorsam geboten, das Blutspeien zu unterlassen, aber nichts weiter.“ So war es nöthig, daß ihm der Pater Rektor den weitern Befehl gab, nicht bloß das Blutspeien zu unterlassen, sondern ganz gesund zu werden und aufzustehen. Wirklich verschwand das Uebel, Gerard konnte das Bett verlassen und im Garten spazieren gehen. Alle erkannten hierin die wunderbare Kraft des Gehorsams und Gerard selbst sagte: „Ich hätte am Feste Mariä Geburt sterben sollen, aber der Herr wollte den Gehorsam verherrlichen und mir einige Tage darein geben.“ Doch bald darnach sagte er, daß er dennoch sterben müsse, und bald in der Ewigkeit sein werde. Am 15. Oktober wichen seine Augen nicht mehr von dem Bilde des Gekreuzigten und Maria, wobei er Akte der Reue und Liebe erweckte, bis er im Frieden verschied. Ein lieblicher Geruch verbreitete sich um seinen Leichnam.

Wir müssen den weltlichen Obrigkeiten pünktlich gehorsam sein.

Zur Zeit des heiligen Vincentius hatte sich in Frankreich der König die Jagd vorbehalten. Der heilige Vinzenz war selbst im Kleinen gehorsam. Einer seiner Laienbrüder hatte auf dem Gute, das der Gesellschaft gehörte, einige Rebhühnereier gefunden, die er von einer Henne ausbrüten ließ. Nachdem dieses geschehen war, brachte er die Jungen zu Vincentius, um ihm eine Freude zu machen. Dieser sagte scherzend: Wir wollen sehen, ob diese Thierchen auch laufen können. Er ging daher in den weiten Hofraum, öffnete das Körbchen und ließ die Rebhühner davon fliegen. Dieses schmerzte den guten Bruder sehr, weil er seine ganze Mühe verloren sah. Vincentius sagte aber: Wisset, daß sich der König durch das Verbot der Jagd nicht nur die Hühner, sondern auch die Eier vorbehalten hat und wir können in diesen zeitlichen Sachen den Fürsten nicht ungehorsam sein, ohne Gott selbst mißfällig zu werden.

Wir müssen den geistlichen Obern pünktlichen Gehorsam leisten.

Als der heilige Ignatius in Jerusalem angekommen war, theilte er dem Franziskaner Provinzial den Gedanken mit, in dem heiligen Lande bleiben zu wollen. Der Provinzial rieth ihm, sogleich nach Europa zurück zu kehren, nicht allein, weil die Almosen sehr karg wären, sondern auch, weil die Pilger in einem Lande, wo die Sarazenen herrschten, keine Sicherheit hätten; es seien vor Kurzem Einige zu Sklaven gemacht, Andere getödtet worden. Ignatius, der bereits mit dem Gedanken umging, den Barbaren den Glauben zu predigen, fand an diesem Rathe wenig Geschmack. Er erwiederte, daß er weder die Sklaverei, noch den Tod fürchte und daß allein die Furcht, Gott zu beleidigen, ihn bewegen würde, das heilige Land zu verlassen. Der Provinzial entgegnete mit der Miene und dem Tone eines Befehlenden: Ihr werdet also morgen abreisen; denn Ihr könnet Euch mir nicht widersetzen, ohne Gott zu beleidigen;

weil ich vom heiligen Stuhle die Gewalt habe, von den Pilgern zurück zu schicken, wen es mir gefällt und sogar jene zu exkommuniziren, welche mir nicht gehorchen wollen. Aus Gehorsam schickte sich Ignatius zur Abreise an, ohne die Bulle des Papstes einzusehen, welche der Provinzial ihm zeigen wollte.

Wir sollen den geistlichen Obern pünktlich gehorchen.

Der heilige Franz von Assisi ließ einen Bruder, der ungehorsam war, aller Kleidung berauben, in eine tiefe Grube werfen und begraben. Da die Brüder auf Befehl des Mannes Gottes die Erde auf ihn warfen, daß nur mehr das Haupt über der Erde blieb, trat der heilige Franz hinzu und sagte: Bist du nun gestorben? Bruder, bist du nun gestorben? Er, voll Reue über seinen Ungehorsam, antwortete: Ja, Vater, ich bin schon gestorben. Da sagte Franziskus: So stehe auf, wenn du wahrhaft gestorben bist und gehorche deinem Obern, wie du es schuldig bist, auf seinen Wink und widersetze dich in keinem Stücke seinem Gebote, so wie auch ein todter Mensch in nichts widerspricht. Ich will Todte zu meinen Jüngern und keine Lebendige. Er meinte Menschen, die keinen eigenen Willen haben, gleich den Todten.

Wann ist der Gehorsam vollkommen?

Da man den heiligen Franz von Assisi einmal fragte, wen man für wahrhaft gehorsam halten könne, so gab er zum Beispiel das Gleichniß eines todten Körpers. Nimm, sagte er, einen entseelten Leib und stelle ihn hin, wohin es dir beliebt. Du wirst sehen, daß er sich der Bewegung nicht widersetze, gegen die Lage nicht murre, gegen die Versetzung nicht schreie; wird er auf die Kanzel gestellt, so schaut er nicht nach der Höhe, sondern nach unten; wenn er in Purpur gekleidet wird, so erbleicht er doppelt. Dieser ist ein wahrhaft Gehorsamer, welcher nicht nach der Ursache frägt, warum man ihn bewege, nicht sorgt, wohin man ihn stelle, nicht darauf dringt, daß man ihn versetze; zu einem Amte befördert, bewahrt er die gewöhnliche Demuth; je mehr er geehrt ist, für desto unwürdiger hält er sich. Ich habe einmal einen Blinden gesehen, der zum Führer seines Weges Niemand hatte, als ein Hündchen. Er folgte überall hin dem Hündchen und ging, wie dasselbe ihn führte, ohne von seinem Führer die Art und Weise dieses oder jenes Weges zu begehren. Ging dieser über felsigen Pfad, so folgte er; ging das Hündchen auf Strassen und ebenen Wegen, so ging er ihm nach; wenn es ihn zur Kirche führte, so betete er; wenn es in die Häuser ging, so bat er um Almosen, so daß er Alles nach dem Willen seines Führers, des Hündchens, that, und ohne seine Leitung nirgends hinging. So muß der vollkommene Gehorsam beschaffen sein.

Geist.

Die Gaben des heiligen Geistes theilen sich durch die Priester mit.

Die Bischöfe und Priester haben die Gewalt vom heiligen Geiste, seine Gaben durch die sakramentalischen Zeichen mitzutheilen. Alle diese Bischöfe

und Priester mit den Gläubigen von den Aposteln an bis auf uns herab gleichen einer Kette, wo sich die Menschen fassen, von denen der erste die galvanische oder elektrische Batterie berührt. Die elektrische Kraft fährt in die Hand des Ersten und so fort durch die ganze Kette, wären ihrer auch tausend, mit derselben Kraft. Eben so empfangen die Gläubigen durch die Priester die Gnaden und Gaben des heiligen Geistes eben so ungeschwächt, wie die Apostel und ersten Christen.

Das Leben der Geister ist die katholische Wahrheit.

Das Leben der Geister ist die katholische Wahrheit; denn der Gerechte wird aus dem Glauben leben. Die Verschiedenheit des Ritus in der lateinischen und griechisch-unirten Kirche, die Verschiedenheit des Gottesdienstes, der Gebräuche, Ceremonien, der Feste und Andachten, welche in den Diözesen und Ländern nach Sitten und Verhältnissen wechseln, verhindern das geistliche Leben nicht, weil alle die katholische Wahrheit hören und glauben. Die katholische Religion als Lebenselement der Seelen gleichet der Luft. Alle Thiere leben von der Luft, aber sie athmen sie auf verschiedene Weise und mittelst anderer Organe ein; der Mensch und die vierfüßigen Thiere durch die Lunge; die Fische durch Kiemen, welche die im Wasser enthaltene Luft ausscheiden; die Insekten weder durch Lungen, noch Kiemen, sondern durch Luftlöcher, welche an ihrem Leibe angebracht sind. So hat die Raupe an jeder Seite über den Füßen neun Luftlöcher, womit sie athmet; bestreicht und verstopft man sie mit Oel, so stirbt sie alsogleich. Das Lebenselement für die thierischen Körper ist die Luft, für die Geister die katholische Wahrheit; die Art des verschiedenen Athems, so wie die Verschiedenheit der Organe schadet nichts; nur die Absperrung dieses Lebenselementes tödtet; nur Irrthum und Unglaube und Trennung von der katholischen Kirche nimmt der Seele das geistliche Leben; denn wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.

Die Gaben des heiligen Geistes besaßen die heiligen Einsiedler.

Der heilige Antonius wurde häufig von Leuten besucht, die theils die Verehrung, theils ein geistliches oder leibliches Uebel zu ihm führte; da geschah es oft, daß er Tage, ja Monate zuvor die Zeit ihrer Ankunft und die Ursachen, die den Kommenden zur Reise bestimmten, genau bezeichnete. So brachten sie ihm ein Mädchen von Busiris, das krank war. Als ihm die Brüder Meldung machten, wußte er's schon, kannte ihre Krankheit und heilte sie, ohne sie gesehen zu haben. Als er einst lehrend unter den Brüdern saß, heftete er mit einem Male die Augen an den Himmel, fing an zu seufzen, wurde dann, wie vom tiefsten Schmerze ergriffen, am ganzen Leibe zitternd, und warf sich an die Erde, unter vielen Thränen zu Gott flehend, als wenn er ein großes Uebel abwehren wollte. Gefragt von den Brüdern, was ihn so geängstigt, konnte er kaum zum Sprechen kommen und sagte endlich schluchzend: Großer, seit Jahrhunderten unerhörter Greuel droht dem Glauben; denn ich sah den Altar des

Herrn, umgeben von einer Schaar von Maulthieren, die durch wiederholten Hufschlag Alles auseinander warfen und es ging eine Stimme vom Herrn aus, rufend: Mein Altar wird geschändet werden! Zwei Jahre darauf begann die Arianische Irrlehre. Als einst zweien Brüdern, die sich aufgemacht hatten, den heiligen Antonius zu besuchen, das Wasser in der Wüste ausgegangen war, und der Eine schon verschmachtet dalag, der Andere aber den Tod erwartete, rief der Heilige schnell zwei Mönche herbei, hieß sie einen Schlauch mit Wasser füllen, und damit auf die Strasse von Aegypten eilen, um den Sterbenden zu retten. Sie thaten, wie ihnen geheißen worden und fanden die Beiden eine Tagreise von dem Orte, wo sie ausgegangen waren. Als Ammon in Nitria, dreizehn Tagreisen entfernt, gestorben war, sah er seine Seele zum Himmel fahren; die Brüder merkten sich Tag und Stunde und erfuhren dreißig Tage später durch Andere, die von Nitria gekommen, daß der Abt wirklich zu dieser Zeit hingegangen. Als der heilige Antonius einst mit den Brüdern sich eingeschifft, spürte er allein in der Nase einen abscheulichen Gestank. Die Brüder meinten, es möge von gesalzenen Fischen kommen, die im Schiffe seien; er aber sagte: der Gestank sei ganz anderer Art. Als er noch redete, sprang plötzlich ein besessener Jüngling, der sich unten im Schiffsraume verborgen, hervor und als ihn Antonius sofort geheilt, verstanden Alle, woher der Gestank gekommen.

Böse Geister erschienen den Heiligen, um sie muthlos zu machen.

Der heilige Antonius verschloß sich in seinem dreißigsten Lebensjahre in ein Grabmal; da bedrängten und mißhandelten ihn die bösen Geister so hart, daß er weder gehen, noch reden konnte; ja einmal fand ihn der Bruder, der ihm das Essen zuzutragen pflegte, wie todt an der Erde liegen und trug ihn deßwegen nach Hause in seinen Meierhof. Kaum aber wieder zu sich gekommen, ließ er nicht ab, bis er ihn wieder in seine Höhle getragen. Die bösen Geister wollten ihn von seinem Einsiedlerleben abbringen. Manchmal machten sie ein Getümmel; plötzlich war der ganze Ort voll von wilden Thieren: Nattern, Löwen, Wölfe, Stiere, Bären, Panterthiere und Skorpionen drängten sich durch einander; sie zischten, fauchten, heulten und brüllten ihn an; aber er ließ sich dadurch in seinem heiligen Vornehmen nicht wankend machen. Als er später schon Brüder um sich gesammelt hatte, hörten sie ein Getümmel von allerhand Stimmen, ein Getöse der Waffen und Rosse; Antonius vertrieb sie jedesmal durch sein Gebet. So ging es dem heiligen Pachomius und vielen andern Heiligen.

Der heilige Geist gibt Wissenschaft und Weisheit.

Ein Heiliger sah im Traume die englischen Chöre auf Gottes Befehl herabsteigen. Sie hatten ein Buch in der Hand, das von außen und innen beschrieben war, und sagten zu einander: Wem darf dieses Buch anvertraut werden? Einige nannten diesen, Andere jene; sie aber antworteten: Wohl sind

Beide wahrhaft heilig und gerecht, die ihr nennet, allein es darf ihnen doch nicht überlassen werden. Sie zählten noch viele andere Namen von Heiligen auf, endlich aber sprachen sie: Es darf Niemand Anderem anvertraut werden, als dem Ephrem. Der Altvater, der diese Erscheinung im Traume hatte, sah, daß sie dieses Buch dem Ephrem gaben. Am Morgen stand er auf und hörte den Ephrem lehren und sah gleichsam eine Quelle aus seinem Munde hervorsprudeln. Da erkannte der Altvater, daß die Wissenschaft und Weisheit, welche aus Ephrem's Lippen hervorkam, ein Werk des heiligen Geistes sei.

Der erkannten christkatholischen Wahrheit widerstreben, ist eine Sünde in den heiligen Geist.

Trasimund, König der Vandalen in Afrika, hing der arianischen Ketzerei an, welche die allerheiligste Dreifaltigkeit läugnete. Vierundzwanzig Jahre hatte die Stadt Karthago keinen Bischof, endlich wählten die Katholiken mit Bewilligung seines Vorgängers den heiligen Eugen, welchen Trasimund gefangen nahm. Dieser König that sich etwas zu gut auf seine Gescheidtheit und seinen Verstand. Als wolle er selbst gründlich die Wahrheit untersuchen, ließ er den obersten Bischof der Arianer, Cyrilla, kommen, damit dieser mit Eugen in seiner Gegenwart über die streitigen Glaubenswahrheiten eine Besprechung halte. Eugen widerlegte hiebei den arianischen Irrthum gründlich; ja es kam noch ein Ereigniß hinzu, wodurch Gott selbst der katholischen Wahrheit Zeugniß gab. Weil es nämlich eine allbekannte Sache war, daß vor mehreren Jahren ein Blinder sehend geworden war, als Eugen ihm das heilige Kreuz auf die Augen machte, so wollte nun Cyrilla seinem falschen Glauben durch ein scheinbares Wunder auch Ansehen verschaffen und durch Betrug den Irrthum befestigen. Cyrilla beredete einen Arianer, sich blind zu stellen, und zahlte ihm fünfzig Goldstücke; sobald ihm dann Cyrilla die Hände auflege, solle er thun, als habe er jetzt wieder sein Augenlicht erhalten. Der arianische Bischof ließ nun diesen Menschen herbeiführen, um in Gegenwart des Eugen und der Versammlung diese verabredete Komödie aufzuführen; aber es wurde ein fürchterlicher Ernst daraus. Sobald nämlich der arianische Bischof jenem Manne die Hände auflegte, wurde er plötzlich blind und zwar unter so heftigen Schmerzen, daß er meinte, die Augen fielen ihm heraus. Indem er auf diese Weise leiblich blind wurde, gingen ihm die Augen des Geistes auf; er erkannte, daß Gott seiner nicht spotten läßt, gestand seinen Betrug und wie ihn Cyrilla dazu bestochen habe; er erklärte, von nun an dem katholischen Glauben anhängen zu wollen und bat den heiligen Eugen, sich seiner anzunehmen. In Gegenwart der Arianer, welche die Dreieinigkeit läugnen, machte Eugen das Kreuz auf die Augen des Blinden und sprach: „Deine Augen sollen sich öffnen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, an welche wir Katholiken glauben als den Einzigen wahren Gott in drei gleichen Personen von gleicher Allmacht.“ Auf diese Worte folgte sogleich die Wirkung, die Schmerzen hörten ganz auf und er bekam sogleich sein Gesicht wieder. Allein weder der König Trasimund, noch der Betrüger Cyrilla dachten daran, an die katholische Lehre zu

glauben, sondern sie wurden nur noch starrköpfiger in ihrer Verblendung. Das ist eine Sünde in den heiligen Geist.

Der heilige Geist wird durch schwere Sünden vertrieben und kehrt auf Buße wieder zurück.

Ein gewisser Bruder eines alten ägyptischen Klosters wurde von der Unzucht angefochten. Da kam er zufällig in ein ägyptisches Dorf und sah die Tochter eines heidnischen Priesters. Er verliebte sich in sie und bat ihren Vater, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben. Dieser aber antwortete, er könne sie ihm nicht geben, ohne zuvor seinen Götzen gefragt zu haben. Damit begab er sich zu dem Teufel, den er verehrte und sprach zu ihm: Siehe, ein gewisser Mönch kam zu mir, und will meine Tochter ehelichen; soll ich sie ihm geben? Der Teufel antwortete: Frage ihn, ob er Gott, seine Taufe und die Ordensgelübde abschwören will? Der Götzenpriester sagte daher zu ihm: Verläugne deinen Gott, deine Taufe und deine Mönchsgelübde, so will ich dir meine Tochter geben. Jener verstand sich hiezu. Er sah aber bei der Einwilligung eine Taube aus seinem Munde herauskommen, welche in den Himmel hinaufflog. Der Götzenpriester ging wieder zum Teufel und sagte: Der Mensch ist bereit, diese drei Dinge abzuschwören. Der Teufel antwortete: Gib ihm dessenungeachtet deine Tochter nicht zum Weibe; denn Gott hat ihn noch nicht verlassen, sondern wird ihm noch beistehen. Der Priester kam zurück und sprach zu dem Bruder: Ich kann dir meine Tochter nicht zum Weibe geben; denn dein Gott steht dir noch bei und hat dich nicht verlassen. Als der Bruder dieß hörte, sagte er bei sich selbst: Wenn Gott gegen mich so große Güte zeigt, da ich doch Ihn selbst, die Taufe und meine Ordensgelübde verläugnen wollte und wenn der gute Gott selbst einem so bösen Menschen, wie ich bin, noch beisteht, warum soll ich Ihn verlassen? Er ging daher in sich, besann sich eines Besseren und eilte in die Wüste zu einem großen Altvater, dem er den ganzen Vorfall erzählte. Der Altvater antwortete ihm: Komm mit mir in diese Höhle und faste drei Wochen lang ohne Unterlaß, so will ich Gott für dich bitten. Und der Altvater betete eifrig für den Bruder und sprach: Ich beschwöre dich, o Herr! schenke mir diese Seele und nimm seine Buße gnädig auf. Gott aber erhörte das Gebet des Altvaters. Nach Verlauf der ersten Woche besuchte der Altvater den Bruder und fragte ihn: Hast du etwas gesehen? Er antwortete: Ja, ich sah eine Taube hoch oben am Himmel über meinem Haupte schweben. Der Altvater sprach: Hab Acht auf dich und bete beständig zu Gott! Nach der zweiten Woche fragte er ihn wieder: Was hast du nun gesehen? Er antwortete: Ich sah die Taube ganz nahe über meinem Haupte. Da befahl ihm der Altvater, er solle fortfahren im Fasten und Beten. Am Ende der dritten Woche kam der Altvater wieder und fragte den Bruder: Hast du nichts weiter gesehen? Dieser antwortete: Ich sah die Taube kommen und sich auf mein Haupt niederlassen und als ich die Hand ausstreckte, sie zu fangen, erhob sie sich und flog mir in den Mund. Nun sagte der Altvater Gott Dank und sprach zu dem Bruder: Siehe, Gott hat deine Buße gnädig

angenommen; habe aber übrigens auf dich selbst Acht und sei besorgt! Der Bruder aber antwortete: Mein Vater! von nun an will ich bei dir bleiben bis zu meinem Tode. Unter dem Bilde der Taube zeigte sich der heilige Geist, wie er durch schwere Sünde vertrieben wird und von uns weicht, in Folge der Buße aber wieder in uns zurückkehrt. Es versteht sich von selbst, daß dieser Bruder zuvor gebeichtet hat.

Die Heiligen fürchten die bösen Geister nicht.

Als der Erzbischof von Mailand, der heilige Docius, von Konstantinopel nach Korinth reiste, kehrte er unterwegs aus Mangel einer Herberge in einem Hause ein, in welchem schon viele Jahre wegen der vielen Geister und Gespenster kein Mensch wohnen konnte. Als der heilige Mann im besten Schlafe lag, fingen die höllischen Geister in Gestalt der Löwen, Bären, Tiger, Wölfe und allerlei wilder Thiere zu wüthen an; worüber der Heilige erwachte, der diese Verruchten nur auslachte; indem er sprach: Ihr wolltet früher dem Allerhöchsten gleich sein und jetzt seid ihr so verächtliche Thiere. Dem heiligen Benedikt erschien der Teufel in Gestalt eines Doktors; Benedikt vertrieb ihn durch einen Backenstreich.

Böse Geister beunruhigen gewisse Häuser und Zimmer.

Als der heilige Ignatius nach Alkala kam, wohnte er im Hospitale und es kostete ihm wenig Mühe, trotz der Menge von Armen ein Zimmer zu erhalten; denn dasjenige, welches man ihm überließ, war seit längerer Zeit verlassen und es wagte Niemand, darin zu schlafen; man sagte, es erschienen Geister darin und es war auch nicht ganz ungegründet; als wenigstens Ignatius die erste Nacht darin schlief, hörte er einen schrecklichen Lärmen und sah auch gräßliche Gespenster, die ihn ein wenig erschreckten, so dreist er von Natur auch war. Er nahm aber seine Zuflucht zum Gebete und hörte und sah die folgenden Nächte nichts mehr.

Geistliche.

Geistliche verspotten straft Gott.

In Cita di Castello in Umbrien wollten die Italianissimi oder die italienischen Freimaurer die Parodie einer vom Papste den Prälaten gewährten Audienz vorstellen. Diese Nachäffung geschah auf öffentlichem Platze in mehreren Scenen, deren eine satanischer war, als die andere. Als der Ruchlose, welcher den Papst vorgestellt hatte, nach geendeter Vorstellung und nach Ablegung der Vermummung sich nach Hause begab, wurde er, noch bevor er die Schwelle betreten, vom Schlage gerührt, stürzte zusammen und konnte nur noch die Worte sprechen: „Geschwind einen Priester!" Und ein Priester, der nicht weit vom Hause vorüberging, eilte schleunigst herzu; der Elende war jedoch schon eine Leiche. (Gemeindezeitung II. Jahrg. Nro. 14. 1863.)

Feinde der Geistlichkeit und ihre Bestrafung von Gott.

Zufall oder — Baron Ricasoli, der frühere piemontesische Ministerpräsident, der seiner Zeit die Besitzergreifung Roms betrieb und selbe schon sehr nahe glaubte — ist erblindet; sein Nachfolger, Farini, der klug berechnende, ist verrückt geworden. Die Heilsanstalt, in welcher sich der arme Mann befindet, ist eines der ältesten Klöster Italiens, welches, wie die übrigen, durch das Gesetz vom 29. Mai, aufgehoben wurde. Die A. Z. bemerkt dazu: Wer hätte geglaubt, daß Farini, der damals mit seinen andern Kollegen für die Aufhebung des Klosters stimmte, wenige Jahre nachher dasselbe in einem so traurigen Zustande bewohnen würde? In seinem Wahnsinn ruft er öfters: Ho il diavolo addassa. (Ich habe den Teufel im Leibe.) (Gemeindezeitung Beilage Nro. 18. 1863.)

Schmähung der Geistlichkeit straft Gott.

Perego redigirte die veronesische Zeitung und schrieb Artikel gegen Kirche, Klöster und Geistliche. Die Bischöfe baten ihn, dieß zu unterlassen. Es half nichts. Sie verboten ihren Gläubigen das Lesen dieser Zeitung. Dieß erbitterte Perego. Er protestirte und behauptete: Recht, die Bischöfe aber: Unrecht zu haben; hiezu forderte er Gott auf, den Richter zu machen zwischen ihm und den Bischöfen. Es erschien der erste Theil eines Schmähartikels, der zweite nicht; denn Gott hat gerichtet. Es traf ihn der Schlag in dem Zimmer, wo er arbeitete. In vier Tagen war er todt. Gebeichtet hat er aber doch noch.

Die Geistlichen müssen ohne Nahrungssorgen sein.

Unter seinen so häufigen Regierungsgeschäften ließ sich der Kaiser Heinrich, der Heilige, göttliche und himmlische Dinge besonders angelegen sein. Aus diesem Grunde war er sehr freigebig gegen die Klöster und die Geistlichkeit überhaupt. Er sah sie als Mitgehilfen an, die vorzüglich beitrugen, Gottes Ehre zu befördern und damit sie dieses ungehindert thun könnten, dachte der weise Monarch, müssen sie sich dem Dienste Gottes ganz widmen können und also der Sorge für ihre Nahrung und andere Bedürfnisse enthoben sein. Gemäß dieser Ansicht hatte er die vielen Bisthümer gestiftet und sie gehörig dotirt.

Haß der Geistlichkeit und Kirche von Gott mit jähem Tode bestraft.

Der Herzog Otto von Baiern war Anfangs ein rechtschaffener und gerechter Fürst; später aber kam er mit der katholischen Kirche in Zwiespalt, wurde vom Papste exkommunizirt und verfolgte die Geistlichkeit. Damals kam auch der berühmte Prediger Berthold nach Landshut, um daselbst zu predigen; er verweilte am Hofe des Herzogs, um daselbst zu predigen und denselben zu bewegen, sich mit der Kirche zu versöhnen und abzustehen von seiner Gehäßigkeit gegen die Geistlichkeit. Zu derselben Zeit meldete sich auch ein armer Bauer am herzoglichen Hofe und begehrte, bei dem Fürsten vorgelassen zu werden,

indem er ihm eine Offenbarung mitzutheilen habe. Allein der Bauer wurde abgewiesen; deßhalb ging er zu Bruder Berthold und offenbarte diesem seinen Auftrag. Er sei nämlich in verflossener Nacht des heiligen Michaelfestes zu einem Richterstuhle geführt worden und habe gehört, wie der Herzog Otto daselbst angeklagt und zum Tode verurtheilt worden sei, und wenn er nicht schnell ablasse von Verfolgung der Kirche, der Geistlichkeit und der Armen, so werde bald das Gericht über ihn kommen. Ungeachtet nun Bruder Berthold dem Herzog die Androhung des göttlichen Gerichtes mittheilte, und ihm, wie ein zweiter Johannes, scharf in's Gewissen redete, so wirkte solches eben so wenig, als einst bei Herodes. Was geschah nun? Am Vorabend des nächsten Andreasfestes saß Herzog Otto mit Frau und Freunden fröhlich beisammen, als er plötzlich umstürzte und eines jähen Todes starb, ohne sich mit Gott versöhnt zu haben.

Geistliche, gut genährte, sind nicht sicher vor der Sünde.

Zwei Brüder, welche von bösen Gedanken angefochten wurden, kamen zum Abte Elias. Da dieser Greis sah, daß sie wohlbeleibt seien, sprach er lächelnd zu seinem Schüler, als rede er nur zu ihm: Wahrlich, Bruder, ich erröthe für dich, daß du deinen Leib so gut genährt hast, während du dich doch für einen Mönch ausgibst, dessen Züge Magerkeit und Bläße in Demuth sein sollte. Ein Mönch, der viel ißt, obgleich er viel arbeitet, ist nicht sicher vor Versuchung und Sünde; ein Mönch aber, welcher wenig ißt, darf, wenn er auch wenig arbeitet, getrost sein, und männlich handeln.

Unverbesserliche Priester mit baldigem Tode bestraft.

Gennadius, Patriarch von Konstantinopel, war ein Mann von großer Sanftmuth, Reinigkeit des Herzens und Enthaltsamkeit. Als einst Viele über einen sehr sündhaften Geistlichen, Namens Charisius, Klage führten, ließ der Patriarch ihn kommen und wollte ihn gerne bessern. Da aber Ermahnungen und Vorwürfe fruchtlos blieben, verhängte er die väterlichen und kirchlichen Strafen über ihn. Da aber der Patriarch sah, daß auch die nachdrücklichen Worte und Strafen den Uebelthäter nicht besserten, denn er war ein Mörder und Zauberer, befahl der Oberhirt seinem Erzdiakon, er sollte dem heiligen Martyrer Eleutherius, in dessen Kirche Charisius Lekter war, sagen: „Du Heiliger Gottes, Eleutherius! Dein Diener Charisius ist ein großer Sünder; daher wollest du ihn entweder bessern oder verstoßen." Der Erzdiakon ging also in die Kirche des heiligen Eleutherius, stellte sich vor den Altar und sprach mit erhobenen Händen vor dem Grabmale des heiligen Martyrers: „Der Patriarch Gennadius läßt dir, heiliger Martyrer Christi Eleutherius, durch mich Sünder melden, daß dein Diener Charisius viele Sünden begeht. Bessere ihn daher oder verstoße ihn gänzlich aus dem geistlichen Stande." Am andern Tage wurde der lasterhafte Charisius todt gefunden und Alle erstaunten hierüber und priesen Gott. Das Aergerniß, welches lasterhafte Geistliche geben, ist größer als das von Laien.

Geistliche und Mönche unterstützen bringt Segen.

Roger, Graf von Sizilien, baute für den Orden des heiligen Bruno Klöster und schenkte ihnen die nöthigen Einkünfte. Auf die Fürbitte des Heiligen erhielt der Sohn desselben eine besondere Gnade, und als der Graf Capua und die Lombarden belagerte, ließ sich einer seiner Feldhauptleute bestechen, den Grafen im Gewühle des Kampfes gefangen zu nehmen und auszuliefern. In der Nacht erschien ihm der heilige Bruno, gab ihm Kenntniß des Verrathes und sagte ihm, wie er angreifen müsse. Der Graf rief seine Kriegsobersten unter die Waffen, um zu sehen, ob das Gesicht keine Täuschung sei. Die Verräther, vom Schrecken ergriffen, flohen. Roger setzte ihnen nach, holte sie ein und entdeckte zu seinem Erstaunen die Wirklichkeit der Verrätherei. Er erstürmte Capua. Dieß war der Segen für die Unterstützung der Geistlichen und Mönche.

Geistliche soll man nicht herabsetzen.

Der heilige Franz von Sales war während der heiligen Fastenzeit einmal genöthigt, eine kleine Reise zu machen, wo er in eine Kirche der Kapuziner seines Sprengels kam, um daselbst einer Predigt beizuwohnen. Der Prediger sprach über die Kleiderpracht und tadelte mit großer Heftigkeit die Bischöfe und Prälaten, weil sie mit prächtigen Seidengewanden und breiten Gürteln, in vergoldeten Wagen umherfahren, statt Andern mit dem Beispiele der Demuth vorzuleuchten und wie die Apostel zu Fuß zu wandeln. Der Heilige hörte ihn mit Ruhe an und begab sich nach der Predigt in die Sakristei, wo der Mönch nicht wenig erschrack, als er seinen Bischof vor sich stehen sah, der, ihm unbewußt, seine Predigt angehört hatte. Da er sich mit ihm allein befand, sprach der heilige Franz mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth liebreich zu ihm: Lieber Pater? Sie haben heute viel Erbauliches gesprochen und es ist wahr, daß manche Sünden auf uns geistlichen Vorgesetzten lasten, von welchen ihr frommen Klosterleute frei seid. Indessen bedünkt es mich doch nicht gut, daß Sie derlei Dinge dem Volke so öffentlich entfalten; denn der äußerliche Glanz ist den Kirchenfürsten in vieler Hinsicht nothwendig und zudem können Sie ja nicht wissen, was unter dem seidenen Talar und dem breiten Gürtel verborgen ist. Nach diesen Worten öffnete er den oberen Theil seines Talars und entblößte seine Brust. Da sank der Mönch zitternd auf die Kniee; denn er sah zu seinem Schrecken, daß der Heilige ein rauhes härenes Bußkleid auf bloßem Leibe trug, welches seine Haut angriff. Der heilige Franz erhob ihn sanft und sprach: Ich habe Ihnen dieß nur zeigen wollen, um Sie zu überzeugen, daß die Demuth und Buße sich ganz wohl mit einem seidenen Kleide verträgt, damit Sie künftig etwas vorsichtiger in Ihren Reden sein möchten.

Wer die Geistlichen hasset, den hasset Gott auch und verläßt ihn im Tode.

Ein Schriftsteller erzählt: Ich habe selbst Einen gekannt, der sich ganz übermüthig rühmte: er sähe einen grätzigen Juden lieber, als einen Geistlichen.

Nach vielen Jahren ist er plötzlich tödtlich krank geworden und schickte sogleich einen Diener in's nächste Kloster um einen Beichtvater. Der Priester geht schnell fort, es ist ihm die Wohnung so gut bekannt, wie die Stephanskirche dem Wiener, er lauft durch Gottes Schickung nichts desto weniger durch zwei Stunden in allen Gassen Wiens herum; endlich kommt er zum Hause. Da sagte der Diener: Der Herr ist eben jetzt gestorben. Siehe da die Strafe Gottes für seinen Haß der Geistlichen. Gott hat ihn bei seinem Tode die Gnade der Versöhnung entzogen und ließ ihn in seinen Sünden sterben.

Geiz.

Der Geizige kann nicht ohne Sünde bleiben.

Die Geizigen gleichen in ihrer Begierde den Raben, den Elstern und Dohlen. Diese Vögel besitzen die Eigenheit, daß sie alles Glänzende, als Goldstücke, Glas, Porzelanscherben in ihr Nest tragen. Können sie auch keinen Gebrauch davon machen, es nicht verzehren, so wollen sie es doch haben, um es zu haben; in Folge welcher Begierde sie schon manchen Diebstahl ausgeführt haben. So sind die Geizigen. Der Geiz ist eine unordentliche Begierde, zu besitzen. Die Begierde zu haben, ist zwar dem Menschen angeboren; läßt man sie aber zu stark werden, dann nimmt sie das Herz ganz ein; sie verdrängt dann jeden religiösen Gedanken, jedes christliche Gefühl; sie erstickt die besseren Gesinnungen und erfüllt die Seele nur mit Gedanken des Habens, Erwerbens, Gewinnens, Besitzens; nur mit Freude an irdischem Besitze, schätzt nur zeitliches Gut; die höheren Güter werden verschmäht. Der Geiz kann auch nicht bestehen mit Uneigennützigkeit, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit; vielmehr verleitet er zur Gewinnsucht, zum Neide, zum Betrug, zum Lügen, zur Falschheit, zum Diebstahl und zur Ungerechtigkeit.

Der Geizige geht ewig zu Grunde.

Der Affe läßt das nicht los, was er einmal in seiner Hand hält; lieber läßt er sich schlagen, gefangen nehmen und erschlagen. Um seinen Geiz zu seiner Gefangennehmung zu benützen, bohrt man kleine Löcher in die Bäume und legt etwas Eßbares hinein. Das Loch ist gerade so groß, daß er mit ausgestreckten Fingern hinein kann, aber nicht mit geballter und gefüllter Hand. Er ergreift nun das Hineingelegte, läßt es nicht mehr los, bringt aber auch die Hand nicht mehr heraus und wird gefangen. So gehört der Geizige schon dem Teufel; denn auf Werke der Barmherzigkeit, womit er sich Gnade und Verzeihung seiner Sünden verschaffen könnte, verwendet er nichts; eben so wenig ersetzt er das ungerechte Gut; mithin kann ihm Gott nicht verzeihen; er geht verloren.

Der Geiz gleichet in seiner Wirkung dem Feuer; je mehr man Holz zulegt, desto stärker wird der Brand, desto mehr Holz will es haben.

Der Geiz verhindert alle guten Werke.

Die Geschirre, in welchen Flüssigkeiten aufbewahrt oder dargereicht werden, als: Krüge, Töpfe, Gläser, Flaschen, äußern einen gewissen Grad der Anziehung auf diese Flüssigkeiten, besonders auf die dichtern, als Honig, Syrup und Oel. Man muß das Geschirr stark neigen, ja oft umstürzen, und doch bleibt Vieles im Gefäße kleben, oder es läuft am Geschirre herab und wird vergossen. Gerade so eine Anziehung an das irdische Gut übt der Geiz auf das Herz. Freiwillig gibt der Geizige nichts; er muß stark bei der Ehre gepackt werden, wenn er ein Almosen geben oder eine Gabe zu einem wohlthätigen Zwecke beitragen soll. Was er von Rechtswegen geben muß, gibt er niemals zu rechter Zeit, immer das Schlechte, behält es gern zurück, läugnet wohl auch seine Schuld ab. Lieber vergeudet er's in muthwilligen Prozessen, als daß er freiwillig gäbe, was er schuldig ist. Ich kenne einen Sohn, der es mit seinem leiblichen Vater in Betreff des Ausgedinges gerade so gemacht hat.

Der Geizige sucht und findet leicht Scheingründe für seine Ungerechtigkeit.

Der geizige Pizarro war mit einer kleinen Kriegsmacht in Peru gelandet, zu einer Zeit, wo der König Atahualpa seinen Bruder Huaskar, der mit ihm wegen der Theilung des Reiches in Streit gerathen war, gefangen hielt. Huaskar ließ den Pizarro um Hilfe ansprechen; das merkte Atahualpa, schickte dem Pizarro reiche Geschenke und bat ihn, auf seine Seite zu treten. Der Geiz regte nun den Pizarro an, sich der Schätze des Königs zu bemächtigen. Um dieses Vorhaben auszuführen, suchte er ihn gefangen zu nehmen, und ließ ihm sagen, er möge persönlich vor ihm erscheinen, weil er ihm wichtige Dinge von seinem Monarchen mitzutheilen habe. Der König erschien wirklich. Aber welchen Grund hatte Pizarro, ihn gefangen zu nehmen? Das ist dem Geize nicht schwer, Scheingründe aufzufinden; dem Pizarro mußte sogar die hochheilige göttliche Religion zum Vorwand dienen. Er ließ ihm durch seinen Feldpater die christlichen Hauptwahrheiten vortragen. Der Dollmetscher konnte natürlich keine Worte finden, dem König Alles verständlich zu machen, weil die peruanische Sprache gar keine Begriffe der Art kannte. Der Feldpater rief aber: Dieses Buch sagt es — und wies seine Bibel vor. Darüber verwunderte sich der König, ließ sich das Buch reichen, und hielt es an's Ohr, um zu hören, was es sage. Es redet ja nichts, sprach er endlich verdrießlich und ließ das Buch auf die Erde fallen. Das benutzte Pizarro, gegen ihn Gewalt zu brauchen, denn er hatte schon vorher beschlossen, ihn gleich beim ersten Besuche gefangen zu nehmen. „Gottloser Heide," schrie Pizarro, „Gottes Wort wirfst Du zu Boden? Habet ihr's gesehen, Spanier? Auf, ergreifet den Frevler!" Atahualpa wurde gefangen. Da versprach der König, der die Habsucht des Pizarro und der Spanier erkannte, für seine Freilassung das Zimmer mit Gold anzufüllen. Pizarro versprach, ihn freizulassen. Auf diese Nachricht brachten die Peruaner so viel Gold herbei, daß das Zimmer voll wurde. Er hielt sein Wort nicht;

er wollte das ganze Königreich haben; darum beschloß er, ihn zu tödten. Aber woher wollte er einen Grund finden zu dieser schreienden Ungerechtigkeit? Scheingründe zu finden ist dem Geizigen nicht schwer. Dem geizigen Pizarro diente eine ungewollte Beleidigung von Seite des Königs als Grund zu des Königs Ermordung. Atahualpa bewunderte nichts so sehr, als die Kunst der Spanier, zu schreiben und zu lesen. Einmal ließ er sich von einem Spanier das Wort: Gott, auf seinen Nagel schreiben und versuchte, ob alle Spanier diese Zeichen auf dieselbe Art aussprächen. Alle, die ihn besuchten, mußten ihm das Wort von seinem Nagel lesen und Alle sagten ihm zu seinem Erstaunen dasselbe Wort. Als aber auch Pizarro dasselbe Wort lesen sollte und da er erwiederte, daß er nicht lesen könne, meinte Atahualpa, dann müsse er auch noch wenig gelernt haben. Dieß erbitterte den Pizarro so gewaltig, daß er ihn zu ermorden beschloß. Atahualpa sollte verbrannt werden und nur weil er sich taufen ließ, wurde er zuvor erdrosselt. Viele Spanier wendeten mit Abscheu ihre Augen weg von dieser Greuelthat, wozu gar kein rechtlicher Grund vorhanden war, wozu jedoch der Geiz Scheingründe zu finden wußte. Wer Unrecht thun und seinen Geiz befriedigen will, findet leicht Vorwände und Scheingründe, das Unrecht zu bemänteln und zu beschönigen. Freilich galten sie vor Gott nicht.

Zu welchen Grausamkeiten der Geizige fähig ist.

Zu Aci Reale bei Catania in Sizilien verlor vor sieben Jahren ein gewisser Salvator Lanza seine Frau, die ihm eine Tochter mit einem Erbe von sechstausend Franken hinterließ. Um diese sechstausend Franken behalten zu können, sperrte er das Kind in den Keller und gab vor, es sei wahnsinnig, er habe es in eine Irrenanstalt gebracht, dort sei es gestorben. Nach sieben Jahren wurde das unglückliche Kind durch Zufall im Keller aufgefunden. Aber in welchem Zustand! Völlig nackt auf einem Koth- und Aschenhaufen liegend, voll Wunden, Beulen, Insekten und Würmern; es war ein lebendiger Leichnam. Nebst Brod und Wasser wurde es täglich mißhandelt. O Scheusal von einem Menschen! Das kann der Geiz aus dem Menschen machen!

Der Geiz macht den Menschen dumm und grausam gegen sich selbst.

In London starb ein Bettler des Hungertodes. Als man ihn mehrere Tage nicht ausgehen sah, und man nachsuchte, fand man ihn zum Skelet abgemagert. Er besaß siebzehn Oberröcke, sechzehn Röcke, neunzehn Paar Stiefel und einhundertfünfundsiebenzigtausend Francs an baarem Gelde, das man in seinem Bette antraf. War dieser Mann nicht dumm und grausam gegen sich selbst? Warum? Weil er geizig war.

Der Geiz erstickt die stärksten natürlichen Gefühle der Liebe.

Welches Gefühl ist stärker, als Vater- und Mutterliebe? Der Geiz erstickt es. In Neumarkt in Oberösterreich hatte ein Bauerssohn sein uneheliches

Kind um ein billiges Geld Pflegeältern in Erziehung gegeben. Aber auch dieses Spottgeld war ihm mit der Zeit zu viel. Dieser Tage besuchte er die Ziehältern, nahm das Kind anscheinend liebevoll auf den Arm, ging damit hinaus, worauf das Kind furchtbar zu schreien anfing. Er kam damit zurück und sagte, er wisse nicht, was dem Kinde fehle und entfernte sich. Man sah aber Brandflecken an dem Kleidchen des zweijährigen Kindes und rief den Arzt. Dieser fand, daß er ihm Vitriol eingegossen habe, worauf es unter furchtbaren Schmerzen starb. Man sperrte ihn ein. Geiz unterdrückt alle natürlichen Gefühle, mögen sie von Natur noch so stark sein.

Geiz und Habsucht verleiten zu den gröbsten Verbrechen.

Was Geiz und Habsucht können, zeigt folgende Begebenheit. 1865 kehrte ein Krämer mit seinem neunjährigen Töchterchen bei einem Bauer in Sankt Georgen ein und übernachtete daselbst. Als der Bauer die schönen Waaren und das Geld sah, beschloß er mit seinem Weibe, den Gast zu ermorden. Sie tödteten den Krämer mit einer Axt und schafften den Leichnam hinaus. Das Kind schlief in einer Nebenstube und hatte mit seltener Geistesgegenwart den ganzen Vorgang beobachtet. Dieses Kind wollten sie im Backofen verbrennen, um nicht verrathen zu werden. Als sie nun gingen, um ihn zu heitzen, entkam das Kind durch Fenster auf die Straße, wo es einem patroullirenden Gensd'armen den Vorfall mittheilte. Die beiden Unmenschen wurden gebunden und dem Gerichte übergeben.

Der Geiz ist ein furchtbares Laster.

Auf der Murinsel an der kroatisch-ungarischen Grenze wollte neulich eine Mutter ihren Besitz unter ihre vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, zu gleichen Theilen vertheilen. Der Sohn widersetzte sich und verlangte einen größeren Theil und da die Mutter nicht nachgeben wollte, so führte er mit einem Beile einen Schlag nach ihrem Kopfe und als sie noch Lebenszeichen von sich gab, einen zweiten auf die Brust, der sie todt niederstreckte. Der Mörder ist eingezogen und zeigt nicht die geringste Reue.

Der Geiz macht zu allen Schlechtigkeiten fähig.

Zu Antwerpen lebt 1550 ein Jude. Dieser Mensch verkaufte das Genie und beutete die Künstler aus. Er war Gemäldehändler. Er ging in die Malerschulen und wenn er arme begeisterte Jünglinge fand, so raffte er sie auf, gab ihnen Kost und Wohnung und lieh ihnen Geld, mit dem Beding, daß sie ihm die Schuld durch ihre Gemälde bezahlten. Die Summen liefen hoch auf, was ihnen den Weg versperrte, von ihm loszukommen. Nach der Art, wie er ihre Gemälde berechnete, genügten ihre Arbeiten nie, seine Vorschüsse zu decken. So hielt der Jude, Palermo genannt, auf diese Art drei Jünglinge gefangen. Der Eine malte mit gutem Geschmacke heilige Gegenstände. Palermo verkaufte sie um ungeheuere Preise in die Ferne; dabei klagte er alle Tage, ihrer nicht los werden zu können. Er ließ dem jungen Manne

nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde Freiheit; der Jüngling starb an der Abzehrung. Der Andere malte entzückende Genrebilder, und nützte sein Leben für einen Menschen ab, der ihm mit erheucheltem Mitleid zu verstehen gab, er verdiene nicht einmal sein tägliches Brod. Auch er starb im Spital. Der Dritte hatte das Glück, von seinem ersten Lehrmeister erlöst zu werden. Er durchreiste Italien und kam im Jahre 1560 mit Gold beladen in sein Vaterland zurück. In Antwerpen angekommen, suchte er seine Leidensgenossen auf, um ihre Lage zu verbessern; leider waren Beide todt. Zorn im Herzen eilte er zur Wohnung Palermos; aber ein Blitzstrahl hatte das Haus vernichtet; man hatte bloß einige verkohlte Knochen von dem Gemäldehändler gefunden. So teuflisch schlecht handelt der Geizige.

Geiz macht zum schlechten Menschen.

Der spartanische König Pausanias führte den Oberbefehl über die griechische Flotte. Aus der persischen Beute war er reich geworden. Jetzt wollte er den Genüssen nach Perserweise fröhnen und tyrannisirte die Griechen. Es wurde ihm der Oberbefehl genommen, auch wurde er in seiner Vaterstadt abgesetzt. Durch Bestechung rettete er noch dießmal sein Leben. Jetzt wollte er sein Vaterland an die Perser verrathen, um ein persischer Statthalter zu werden, der weit herrlicher lebte, als ein spartanischer König. Aber sein eigener Sklave verrieth seinen Briefwechsel. Pausanias flüchtete in einen Tempel, aus dem man ihn zwar nicht herausnehmen durfte, den man aber vermauerte, so daß er darin verhungerte.

Geiz macht hart und grausam.

Der griechische Kaiser Nicephorus war dem schändlichsten Geize ergeben. Er schlug die Bulgaren, zog im Bulgarenlande umher, zündete die Häuser an, erschlug die Bewohner und in des Königs Haus ließ er alle Zimmer versiegeln; das that er aus Geiz, damit Keiner aus dem Heere das Geringste bekäme von der Beute. Es fanden sich aber einige, die schon vorher etwas zu sich gesteckt hatten; diesen ließ er auf der Stelle die Ohren abschneiden. In der Verzweiflung kämpften nun die Bulgaren wie Helden, schlugen den Nicephorus und tödteten ihn. Den Kopf desselben, der so begierig nach Silber war, ließ der Bulgarenkönig mit Silber überziehen und verwendete ihn als Trinkschale. Dieß war die gerechte Strafe Gottes für den geizigen und grausamen Nicephorus.

Alle Leidenschaften werden satt, nur der Geiz nicht.

Pygmalion, der König von Phönizien, war als solcher doch gewiß reich; doch wenn alle andern Leidenschaften ersättigt werden, Zorn, Rache, Wollust, Trunkenheit, wird es der Geiz nie. Dieser König machte sich bei seinen Unterthanen und bei der Nachwelt durch seinen Geiz verhaßt. Seine Schwester Dido war mit dem Oberpriester Sichäus vermählt, der große Schätze besaß. Er mordete seinen Schwager Sichäus vor dem Altare und wußte den Mord und die Schätze schlau zu verbergen. Ein Diener des Königs verrieth der Dido

den Mord und wo der König die Schätze vergraben hatte. Sie ließ heimlich die Schätze auf ein Schiff bringen und entfloh nach Afrika. Kaum witterte Pygmalion die Flucht, als er ihr schleunig nachsetzen ließ, aber umsonst; sie entkam und gründete Karthago. Jetzt erwachte dem Sünder das Gewissen und er opferte einem Tempel einen Oelbaum von massivem Golde mit Beeren von Smaragden. Der schon selbst so reich war, mordete aus Geiz seinen Schwager; denn der Geiz ist unersättlich! Ist nicht schon diese Eigenschaft der Unersättlichkeit an sich abscheulich und furchtbar genug?

Der Geiz entspringt aus früher Angewöhnung.

James Cook, der berühmte Erdumsegler und Entdecker vieler Inseln, war der Sohn eines armen Landmannes und kam als Knabe in die Dienste eines Schiffers, welcher von Newcastle nach London Kohlen brachte. Er überzeugte sich bald, daß man ohne Kenntniß der Mathematik ewig ein gemeiner Schiffer bleiben müsse und das wollte er nicht. Er sparte also alle Pfennige zusammen und nahm Privatunterricht in der Mathematik. Seine Kenntnisse und seine Pünktlichkeit wurden bald anerkannt, seine Sparsamkeit artete aber bald auch in den häßlichsten Geiz aus. Auf einer Expedition verlor er zwei Finger; obschon er eine gute Besoldung hatte, ließ er sich doch aus Geiz nach den englischen Gesetzen für die verletzten Finger jährlich vier Pfund Sterling zahlen und zwar aus einer Kasse, zu der auch jeder gemeine Matrose monatlich fünf Pence von seinem Lohne beitragen muß. Einmal rüstete die Regierung ein Schiff für Gelehrte aus, welche Beobachtungen machen sollten; Cook wurde als Kapitän angestellt, bei welcher Gelegenheit er sich durch Verfälschung der Schiffsrechnung einen Profit von drei bis viertausend Pfund Sterling machte. Dazu verleitete ihn sein Geiz, den er sich als Knabe in Folge seiner Sparsamkeit angewöhnt hatte.

Geiz ist die Wurzel alles Bösen.

Dem heiligen Einsiedler Paulus hinterließen seine Aeltern ein reiches Erbgut. Er hatte nur eine Schwester, welche bereits verheirathet war. Paulus hatte beim Tode seiner Aeltern ein Alter von ungefähr fünfzehn Jahren, war gründlich unterrichtet, von sanfter Gemüthsart und voll Liebe Gottes. Als eine Christenverfolgung ausbrach, zog er sich auf ein entlegenes verborgenes Gütchen zurück. Seinen Aufenthalt kannte Niemand, als Schwager und Schwester. Aber wozu zwingt nicht den Menschen der heillose Gelddurst und Geiz? Sein Schwager war gesonnen, den zu verrathen, den er verborgen halten sollte, um, wenn Paulus als Martyrer gestorben sein würde, seine Güter an sich zu ziehen. Weder die Thränen des Weibes und die Bitten der Schwester, noch die Schwägerschaft, noch Gottes Allwissenheit konnten ihn von dieser Missethat abhalten. Als dieses der Jüngling merkte, floh Paulus, um das Ende der Christenverfolgung abzuwarten, auf wüste Berge, zog sich nach und nach immer weiter, bis er zu einer Höhle kam, wo er sein langes Leben als Einsiedler beschloß. Gott zog aus der Habsucht des Schwagers für Paulus die

beste Frucht; nichtsdestoweniger bleibt der Geiz des Schwagers verabscheuungswürdig.

Der Geiz unterwirft den Menschen dem Teufel.

Der heilige Hilarion, der Vater der Mönche, verabscheute besonders Jene, welche aus Unglauben das Ihrige für die Zukunft bewahrten, oder viele Sorge auf Ausgaben, oder auf Kleidung oder für irgend ein Ding trugen, das mit der Welt vergeht. Einen Bruder, der fünf Meilen von ihm wohnte, trieb er aus seinem Angesichte, weil er hörte, daß er seinen Garten mit zu vieler Sorge und Furcht bewachte und etwas Geld hätte. Weil aber dieser den Altvater versöhnen wollte, kam er oft in's Kloster zu den Brüdern, besonders zum Hesychius, den der Heilige vorzüglich liebte. Einmal brachte er einen Bund grüner Zuckererbsen, die noch in den Schoten waren. Hesychius legte sie am Abende auf den Tisch, der Altvater aber schrie, daß er den Gestank davon nicht ertragen könne und fragte, woher sie wären? Hesychius antwortete: Ein Bruder habe den Brüdern die Erstlinge seines Gartens gebracht. „Riechest du nicht den abscheulichen Geruch? Die Erbsen stinken vom Geize. Wirf sie den Rindern oder andern wilden Thieren vor und siehe, ob sie davon fressen." Da Hesychius auf dieses Gebot die Erbsen in die Krippe warf, erschracken die Ochsen, erhoben ein ungewöhnliches Gebrüll, zerrissen die Bande, mit denen sie angebunden waren und flohen nach allen Seiten. Der heilige Greis hatte nämlich die Gnade, daß er aus dem Geruche der Körper, der Kleider, oder der Dinge, die Jemand berührt hatte, wußte, welchem Teufel oder welcher Sünde Jemand unterworfen war.

Aus dem Geiz entsteht Zank und Streit.

Zwei Altväter wohnten in einer und derselben Zelle mit einander, ohne sich jemals nur im Mindesten zu entzweien. Sie waren über allen Geiz erhaben und wußten nicht, was Habsucht ist; daher verspotteten sie dieses häßliche Laster auf folgende Weise. Es sprach Einer zum Andern: Laß uns auch einmal einen Streit anfangen, wie andere Leute. Der Andere aber sagte: Ich weiß nicht, wie ein Streit entsteht. Jener antwortete: Siehe, hier lege ich einen Ziegel in die Mitte her und spreche: Er gehört mir. Darauf sprichst du: Er gehört nicht dir, sondern mir. Daraus entsteht nun Streit und Zank. Und nachdem er den Ziegel in die Mitte gelegt hatte und sagte: Er gehört mir; antwortete der Andere: Ich glaube, er ist mein. Hierauf sagte der Erste wieder: Er ist nicht dein, sondern mein. Da sagte der Zweite: Wenn er denn dein ist, so nimm ihn. Damit hatte ihr Streit wieder ein Ende. Was diese nur zum Scherze thaten, das thun die Geizigen in der Wirklichkeit; nur selten ist ein uneigennütziger, der nachgibt und das Bestrittene gutwillig hingibt.

Geiz erstickt jedes bessere Gefühl.

Karthago hatte das Handelsinteresse, oder den Geiz zur Richtschnur seiner Sitten genommen. Die Tugend war bei ihm die Sklavin des Geldes.

Seine von der Gier nach Reichthum verzehrten Bewohner waren an Lug und Trug gewöhnt; ihr Eidbruch war sprüchwörtlich geworden. Zugleich hart und knechtisch, grausam und finster, selbstsüchtig und habgierig, unerbittlich und treulos, verschlossen sie ihre Herzen den edlen Regungen. Geiz erlöschte bei ihnen jedes zarte Gefühl aus.

Geiz macht den Menschen zum Frömmler und Heuchler.

Der heilige Bernardinus verweilte einst einige Wochen in Mailand, um zu predigen. Da fand sich ein Kaufmann zu ihm, der ihn gar emsig besuchte, um ihm Rath und Aufschluß mitzutheilen, wohin er in seinen Predigten sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten hätte. Was er ihm aber auf's dringendste an's Herz legte, war dieses: vor Allem nur gegen den heillosen Geiz und Wucher zu Felde zu ziehen und ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen, denn wenn es zwar an anderen Lastern in der großen Stadt nicht fehlte, so wäre dieses doch das herrschende und vorwaltende. Bernardinus, der Menschenkenntniß besaß, wollte diesem Rathe nicht unbedingt folgen und erkundigte sich zuvor bei rechtlichen Leuten über die Sitten und den Wandel des Rathgebers und was brachte er in Erfahrung? daß gerade dieser als der unverschämteste und unbarmherzigste Wucherer bekannt war, der also bei seinem frommen Eifer keine andere Absicht hatte, als die, daß alle Uebrigen seines Gelichters abgeschreckt würden und er sein Unwesen allein forttreiben könnte. Dem Geiz ist kein Mittel zu heilig!

Der Geiz erschlägt seinen Sohn.

An einem Frühlingsabende 1618 trat ein junger polnischer Kriegsmann in die Wirthsstube zu Pultawa. Er schien sehr fröhlicher Laune und von Herzen vergnügt zu sein, auch wohl ein lustiges Vorhaben ausführen zu wollen; denn er sah den Wirth und die Wirthin mit überaus freundlichen Blicken an und benahm sich ganz heimisch und vertraulich; setzte auch einen gewichtigen Beutel voll Geld auf den Tisch, den Wirth ersuchend, er möchte ihm selbes bis zum nächsten Morgen bewahren. Und nachdem er, unter mancherlei Scherzen und Anspielungen sein Abendmahl eingenommen, begab er sich endlich in das kleine Schlafgemach, das man ihm zurechtgemacht. Inzwischen hatte der Wirth schon lange mit Lüsternheit den Geldsack beäugelt, und sich gefragt, was mag wohl darin sein: Gold oder Silber oder gar nur Kupfer? Es ließ ihn nicht ruhen, bis er den Sack öffnete, wo er mit Staunen nichts als Gold sah. Auf den Fürwitz folgte bald die Begierde und auf die Begierde die Grausamkeit. Wirth und Wirthin erstachen ihn im Bette und verscharrten ihn in eine Grube im Hofe. Gegen Morgen kam die Tochter und fragte nach dem Bruder, mit dem sie gestern noch geredet hatte. Was redest du, schrieen die Aeltern, ist er nicht vor langen Jahren schon in der Schlacht geblieben? Nein, nein, rief die Tochter, er ist bei euch übernachtet! Sie beschrieb seine Gestalt, seine Kleidung, seine Rüstung. Er hat sich so herzlich gefreut, setzte sie hinzu, euch sein erspartes Geld mitzubringen und wollte sich zuvor den Scherz machen,

zu sehen, ob ihr ihn doch kennen würdet. Wo ist er denn, schläft er noch? Er schlief freilich! Bleich und starr vor Entsetzen standen die Mörder ihres Sohnes, dann warfen sie sich zur Erde, rauften sich die Haare aus und erfüllten das Haus mit ihrem Klaggeheul; der Vater ging endlich hinaus und erhenkte sich; die Mutter erstach sich mit demselben Messer, womit sie ihn umgebracht hatten. Was hat ihre Augen verblendet, daß sie ihren leiblichen Sohn nicht erkannten? Der Geiz und die Habsucht.

Einen Geizigen bestraft Gott.

Als zu Camogli im Bisthum Genua die Muttergotteskirche gebaut wurde, ereignete sich etwas, was die Leute zu neuem Eifer und zu noch größerer Freigebigkeit ermunterte. Da man nämlich zur Bereitung des Mörtels viel Wasser brauchte, und jene Gegend daran Mangel hatte, war man genöthigt, aus den Brunnen der nächsten Häuser solches zu nehmen. Der Besitzer eines dieser Häuser, den man darum ersuchte, schlug es ab, indem er sagte: Der Brunnen enthalte wenig Wasser und er brauche es für sein eigenes Haus. Was geschah? Dieser Brunnen gab von nun an gar kein Wasser mehr. Dagegen erlaubte ein anderer Hausbesitzer, den man um dieselbe Gefälligkeit ersucht hatte, das Wasserschöpfen sogleich; und wiewohl man aus seinem Brunnen viel Wasser schöpfte, so ging es doch nie aus und auch in der Zukunft hatte dieser Brunnen Ueberfluß an Wasser. So entzieht Gott dem Geizigen seine Gaben.

Geiz macht dumm.

Ein geiziger Herr gab keinem Bettler mehr als einen halben Kreuzer. Einmal hatte er keinen halben Kreuzer und der Bettler konnte ihm auf einen ganzen Kreuzer keinen halben zurückgeben. Deßhalb wollte er ihm nichts geben. Endlich reichte er ihm doch den Kreuzer, aber mit der Verbindlichkeit, sobald er einen halben Kreuzer erhalten haben würde, ihn herauszuzahlen. Der Bettler versprach's und hielt auch Wort. Nach Wochen erhielt der Herr aus Oesterreich einen Brief, mit einem halben Kreuzer beschwert, wofür der Herr an Porto siebzehn Kreuzer zahlen mußte. Der Bettler entschuldigte sich im Briefe, daß er nicht eher den halben Kreuzer habe zu Stande bringen können. Der Herr war so dumm, sich über die Auslage zu beklagen, die ihm der Bettler gemacht, und so kam es unter die Leute, wie schmutzig geizig dieser Herr sei.

Der Geiz versagt sich das Nothwendigste.

Dominik B. war ein Geizhals der ausgesuchtesten Sorte. Als er vor Kurzem 1866 auf dem Sterbebette lag, mochte sein ganzes Sehnen und Fühlen nach den Schätzen gerichtet sein, die er hier zurücklassen mußte. Im Alter von zweiundsiebenzig Jahren schied er im September 1866 aus diesem Erdenleben, dem er, außerdem an seinem Mammon, keinerlei Genüsse abzugewinnen vermochte. B. war aus Verona im Jahre 1825 nach Wien gekommen, hatte mit geringen Mitteln eine Seidenfabrik errichtet, die er durch zehn Jahre führte, im Jahre 1837 aber um den Preis von fünfundsechzigtausend Gulden

verkaufte und einen Exporthandel anlegte, den er im Jahre 1848 aufgab. Seitdem lebte er als Privatier, aber wie lebte er! Kein Bettler hätte ihn um den Haushalt beneidet, den er führte. Kaum alle Monat einmal aß er Fleisch, wohnte in einem schmutzigen Zimmer unter dem Dache, zu seinem Mittagsmahle suchte er auf dem Markte in Fünfhaus die weggeworfenen Blätter von Kohl und Kraut zusammen, die er sich selbst mundgerecht machte; dabei lebte er in dem Wahne, seine Verwandten wollten ihm das Geld nehmen, in Folge dessen er dasselbe in allen Ecken versteckte. Im Anfange Septembers rührte ihn der Schlag und nun verhungerte er im vollen Sinne des Wortes. Leute, die ihn kannten, schätzten sein Vermögen nahezu auf zweimalhunderttausend Gulden, durch das Verstecken desselben mag aber Vieles verloren gehen. Nach seinem Tode wurden die Fußböden aufgerissen, die Möbeln zerlegt, doch fand man bis jetzt nicht mehr, als ungefähr hundertundzehntausend Gulden und werden die Nachsuchungen fortgesetzt. Nur Eine Passion hatte er und das waren die Vögel, von denen über vierzig Stück in dem kleinen Zimmer versammelt waren. Wie weit sein Geiz ging, zeigt, daß er sogar um die Verleihung des monatlichen Pfründnergeldes von drei Gulden einkam, was ihm aber natürlich verweigert wurde.

Geiz macht grausam.

In Enzersdorf im Viertel unter dem Manhartsberg befand sich eine zweiundsiebenzigjährige, ledige Frauensperson bei ihrem Bruder in Unterstand und Pflege. Dieselbe besaß ein kleines Vermögen, das sie schon 1855 ihrem Bruder vermacht hatte. Als jedoch die andern zärtlichen Verwandten dieß erfuhren, bestritten sie die Rechtsgiltigkeit des Testaments wegen angeblichen Blödsinns, welcher jedoch durch gerichtsärztliche Erhebungen nicht erwiesen wurde. Als diese Person erkrankte, glaubten die erblustigen Verwandten den Zeitpunkt gekommen, ihre Pläne mit Erfolg durchzusetzen. Sie entführten die alte, schwer kranke Person des Nachts per Wagen nach Korneuburg zu einem Rechtsfreund, um den Bruder zur Legung der Rechnung gerichtlich zu verhalten. Der Streit wurde aber außergerichtlich dadurch beglichen, daß der Bruder die Verwandten durch Auszahlung eines Betrages von einigen hundert Gulden zufrieden stellte, worauf ihm seine entführte Schwester wieder zurückgestellt wurde.

Geiz bestraft sich selbst.

Zu Pr. im Oktober 1866 starb ein reicher Mann, der neben den respektablen Päckchen mit Staatspapieren und neben dem Besitze eines Hauses auch einen nicht ganz so respektablen aber sehr erbschaftsbegierigen Neffen hinterließ. Kaum war nun der theuere Onkel in jenes bessere Jenseits hinüber geschlummert, wo es, anderer Annehmlichkeiten nicht zu gedenken, auch keine habsüchtige Erben mehr gibt, als bereits der tiefbetrübte Neffe anfing, in der Wohnung des Verewigten ein vorläufiges Inventar aufzunehmen. Der Erblasser hatte viel auf häusliche Bequemlichkeit gehalten und da er sich in sehr guten Vermögensverhältnissen befand, so war seine Wohnung in der That

herrschaftlich eingerichtet. Die prächtigen, geschmackvollen Möbel stachen dem würdigen Neffen derart in die Augen, daß er sich von denselben gar nicht mehr zu trennen vermochte. Mit Vergnügen hätte er sie sogleich in seine Wohnung bringen lassen, allein die verwandtschaftlichen Gefühle einerseits, und ein gewisser Respekt vor dem hohen Gerichte andererseits hielten ihn von der Ausführung seines Wunsches ab und er begnügte sich, sämmtliche Einrichtungsgegenstände vorläufig auf den Hausboden tragen zu lassen. Der mit dieser Uebertragung beauftragte Hausmeister des Verstorbenen protestirte Anfangs gegen diese Maßregel, fügte sich aber schließlich dem Willen des neuen Herrn und schaffte Alles fein säuberlich auf den Hausboden. Bei der Eröffnung des Testamentes zeigte es sich, daß der Todte, welcher sein ganzes Leben lang ein origineller Kauz war, auch in der Abfassung seines letzten Willens einige Seltenheiten und Ungewöhnlichkeiten begangen hatte. Bei der Bestimmung der einzelnen Legate hieß es nämlich: Alles, was sich bei Eröffnung dieses meines Testamentes im Keller befindet, gehört der Köchin; was sich in der Küche befindet, dem Stubenmädchen; und was sich auf dem Hausboden befindet, dem Hausmeister. Der Wortlaut des Testamentes war klar; der Hausboden befand sich gleich allem Uebrigem unter gerichtlichem Verschluße, welcher nach der Uebertragung der Möbeln vorgenommen worden war und so hatte denn der wackere Neffe selbst dem Hausmeister zu einem ganz anständigen Vermächtnisse verholfen. Schade, daß es der Photographie nicht vergönnt war, die Gesichter des Neffen und des Hausmeisters bei Verlesung des Testamentes aufzunehmen; sie sollen beide merkwürdig gewesen sein; jenes voll Schrecken und dieses voll Freude.

Der Geiz beraubt sich selbst.

In Pest ist im Dezember 1866 ein bekannter Geizhals auf eigenthümliche Weise fast um sein ganzes Vermögen gekommen. Derselbe gab seiner Bedienerin den Auftrag, das Zimmer zu waschen, doch so, daß sie, bis er nach Hause komme, damit fertig sei. Die Bedienerin kam seinem Auftrage eilends nach; damit das Zimmer auch trocknen könne, so kaufte sie etwas Holz und heitzte die in diesem Winter noch nicht erwärmt gewesene Stube und zwar mittelst eines Blechofens, der sich in derselben befand. Als der Herr des Hauses in seine Wohnung zurückkehrte und bemerkte, daß eingeheitzt sei, riß er wie ein Wahnsinniger das Oefchen auseinander und siehe da, verschiedene Gegenstände, als Uhren und andere Pretiosen, welche er nebst Banknoten in den Röhren versteckt hatte, lagen ruinirt in der Asche; die Banknoten waren natürlich ein Raub der Flammen geworden; seitdem ist der arme Reiche vor Verzweiflung außer sich. So wie dießmal ist demselben noch sein Lebtag lang nicht eingeheitzt worden.

Der Geiz macht unverschämt.

Eines Sonntags Abends erschien in einem Gasthause in der Lerchenfelderlinie, eine alte, äußerst dürftig gekleidete Bettlerin, welche gleich nach ihrem Eintritte zum nächsten Tische wankte, bevor sie aber denselben erreichen konnte,

ohnmächtig zusammensank. Sämmtliche Gäste sprangen sofort voll Mitleid auf und da man erkannte, daß das Weib in Folge der unzureichenden Kleidung vor Frost ganz erstarrt war, wollten eben mehrere der Anwesenden eine Kollekte veranstalten, als ein als Gast anwesender Polizeifeldwebel mit dem Ausrufe: Das ist die B. aus Ottakring! die Gäste stutzig machte. Die angebliche Bettlerin, welche sich bald erholt hatte, wurde als eine durch ihren außerordentlichen Geiz in Ottakring bekannte Hausbesitzerin erkannt, welche in der erbärmlichen Kleidung das Bettlerhandwerk betrieb, wobei sie schon mehrere Male arretirt wurde. Die Hausfrau, welche die Angaben des Polizeifeldwebels nicht zu widerlegen vermochte, wurde von den erzürnten Gästen weggewiesen, nachdem man das von ihr zusammengebettelte Geld einer Hausirerin geschenkt hatte. Wie oft wird nicht die Mildthätigkeit der Leute in ähnlicher unverschämter und unverantwortlicher Weise mißbraucht!

Wer reich und dabei geizig ist, der ist entsetzlich arm.

Der heilige Hieronymus sagt: Dem Geizigen mangelt, was er hat und was er nicht hat; denn was er hat, das getraut er sich kaum anzurühren, geschweige zu gebrauchen, es ist also so viel, als besäße er es nicht; was er aber nicht hat, das mangelt ihm ohnehin. — Ein Millionär hatte sich, aus Furcht vor Dieben und Räubern, einen feuerfesten tiefen Keller mit einer Fallthüre bauen lassen. Täglich stieg er in denselben hinab, öffnete die eisenbeschlagenen Kisten, zählte sein Geld und ergötzte sich an seinem Glanze. Da vergaß er eines Tages, als er in seine Schatzkammer hinabstieg, die Feder der Fallthüre außer Wirksamkeit zu setzen; dieselbe fiel daher hinter ihm in's Schloß, und begrub ihn lebendig bei seinen Schätzen. Der arme Mann pochte an der Thüre, er rief um Hilfe, er betete, er grub mit seinen Händen tief in den Boden, um unter dem Fundament einen Ausgang zu finden, doch Alles vergebens! Was nützten nun dem armen Millionär alle seine Schätze, ohne Licht und Luft, ohne Speis und Trank? Gerne hätte er Tausende hingegeben für einen Bissen Brod, und Millionen für die Freiheit. Lieber wäre er jetzt ein freier Bettler gewesen, als ein Millionär, lebendig begraben. In wilder Verzweiflung und wahnsinnig vor Heißhunger riß er sich das Fleisch von Armen und Beinen und starb auf einer offenen Geldkiste an Verblutung. Dort fand man seine Leiche. Wahrlich eine harte aber gerechte Strafe Gottes für seinen Geiz.

Der Geiz verläßt seine Sklaven selbst im Tode nicht.

In Paris saß lange Jahre täglich an der Thüre der Notre-Dame-Kirche ein Mann, in Lumpen gehüllt und bettelte. Man gab ihm reichlich Almosen, weil sein Anblick höchst bedauerungswürdig war. Eines Tages saß der Bettler nicht an der Thüre. Man fragte nach ihm, erkundigte sich nach seinem Aufenthalt und fand ihn todt, verhungert in seinem Bette, das aus halb verfaultem Stroh bestand. Allgemein war die Theilnahme und das Mitleid mit diesem verhungerten Bettler. Doch — was hielt der verhungerte Bettler krampfhaft

in seiner linken Hand, die sich in das feuchte Stroh eingewühlt hatte, was fand man in dem morschen Stroh? Eine Börse, in welcher sich viele Tausend Franken in blankem Golde befanden. Der reiche Bettler hatte viele Jahre all das, der christlichen Barmherzigkeit abgepreßte Geld in Gold verwandelt, in seinem Strohsacke verborgen und wollte lieber Hungers sterben, als etwas von diesem heißgeliebten Golde auszugeben. Der Geiz verläßt seinen Sklaven auch im Tode nicht.

Vor noch nicht langer Zeit starb zu Berlin eine wohlhabende Frau, nach deren Tode aber fast kein Geld vorhanden war. Das Testament wurde eröffnet; aber auch hier fand man keinen Aufschluß; dagegen enthielt es die sonderbare Anordnung, daß der Verstorbenen die Haube nicht abgenommen werden dürfe, sondern daß sie mit der Haube auf dem Kopfe beerdigt werden müsse. Da diese Frau im Leben sehr geizig gewesen und, wie allgemein bekannt, Vermögen besessen hatte, Niemand aber wußte, wo es sich befinde und auch das Testament keinen Fingerzeig enthielt; so schöpfte man den Verdacht, die geizige Frau möchte wohl den Entschluß gefaßt haben, ihr Geld in der Haube mit sich in's Grab zu nehmen. Niemand sollte ihr Geld besitzen, es sollte gleichsam mit ihr sterben.

Eine sehr reiche und grenzenlos geizige Dame lag auf dem Sterbebette. Der Tod nahte und die Dame fühlte es wohl. Krampfhaft hielt sie den Schlüssel zu ihrem Gelde in den Händen, seufzte tief auf und sagte dann zu ihrem Dienstmädchen: Ach! die theuere Medizin! Ich kann sie nun nicht einmal mehr einnehmen; trage sie doch nach meinem Tode sogleich in die Apotheke, damit ihr Werth an der Rechnung abgeschrieben werde! Und nun lösch mir das Licht aus, wozu das theuere Licht verbrennen, man kann ja auch im Finstern sterben! Und das war ihr letztes Wort; sie sank zurück auf das Kissen und war eine Leiche. Glück auf zu deiner Himmelfahrt!

Der Geiz raubt alles Scham- und Ehrgefühl.

Ein reicher Berliner unternahm eine Vergnügungsreise in die Schweiz. Um aber von seinem eigenen Gelde nicht zehren zu müssen, kleidete er sich in Lumpen, ließ den Bart wachsen, wusch Gesicht und Hände nicht, stellte sich bucklig, hinkte mit einem Fuße, legte sein Gesicht in tiefe Falten und bettelte von Ort zu Ort. In einer Kreishauptstadt Badens wurde er von der Polizei aufgegriffen und wegen Bettels und Landstreicherei vor Gericht gestellt. Da wies aber der Mann einen ordnungsmäßigen Paß vor, der ihn als einen vermöglichen Berliner Bürger kennzeichnete und es fanden sich in seinen Taschen viele echte Thalerscheine. Man glaubte nun, daß er einen falschen Paß mit sich führe und telegraphirte nach Berlin, von woher berichtet wurde, daß er wirklich ein vermöglicher Berliner Bürger, aber auch ein fabelhafter Geizhals sei, der sich durch Bettelei bis in die Schweiz habe durchschlagen wollen. O wie unverschämt!

Ein Ehepaar, das im Geizen Ein Herz und Eine Seele war, hatte sich ein großes Vermögen erworben. Die Frau erkrankte und kam zum Sterben.

Da sagte die Sterbende zu ihrem Manne: Höre, wir haben noch alte Bretter von dem früheren Saustalle übrig; du könntest mir ja von denselben einen Sarg zurecht machen, so könnte die große Ausgabe für den Tischler erspart werden. Der ebenso filzige Mann nagelte wirklich aus diesen Brettern einen Sarg zusammen und ließ die Frau, ihrem Wunsche gemäß, in demselben begraben. Wahrlich, dieser Mann und diese Frau hatten sich selbst am besten taxirt. —

Eine reiche, reiche Frau, die aber vor lauter Geiz aussah, wie eine von den sieben magern Kühen Pharaos, zog regelmäßig die Schuhe aus, wenn sie über Feld ging, um die Sohlen derselben zu schonen. Dieselbe Frau sammelte tagtäglich, wenn der Morgen graute, vor ihrem Hause, an welchem die Landstraße vorüberführte, den Mist der Pferde und Rinder, die dort vorübergegangen waren; diesen Mist verkaufte sie; und diese Frau war steinreich.

Der Geiz versteinert das Herz.

Einem reichen Manne starb das Weib. An jenem Orte war es üblich, daß vermögliche Leute nach dem Seelenamte den Ortsarmen Almosen spendeten. Nun kamen Geiz und Stolz bei diesem Manne miteinander in harten Kampf. Ehrenhalber mußte er, als reichbegüterter Mann, ein Almosen austheilen und doch sträubte sich dagegen sein grenzenloser Geiz. Endlich schien das Bischen Ehrgefühl und Bürgerstolz zu siegen; sieben Gulden sollten unter die Armen vertheilt werden, so lautete die Anweisung für den Geistlichen, der am Grabe diese Heldenthat noch extra auszuposaunen hatte. Doch was geschieht? Unmittelbar vor der Beerdigung erscheint die erwachsene Tochter bei dem Geistlichen und meldet, daß bloß drei Gulden dreißig Kreuzer Almosen zu verkünden seien. Der Geizteufel hatte also die Hälfte von den sieben Gulden wieder abgezwackt. Hatte dieser Mann kein steinernes Herz!

Der Geiz verachtet die Menschen.

In Paris fiel ein Knabe, der auf einem schwach überfrorenen Weiher Schlittschuh lief, in's Wasser, da die dünne Eisdecke unter seinen Füssen brach. Ein beherzter Mann sprang ihm nach, tauchte unter und suchte den Knaben unter dem Wasser, fand ihn, brachte ihn glücklich an das Ufer und übergab ihn seinem Vater, der den sich auf dem Eise tummelnden Knaben zusah. Statt nun dem Lebensretter seines Sohnes Dank zu sagen, fing der reiche Herr darüber zu lamentiren an, daß die Mütze seines Sohnes unter dem Eise geblieben und ersuchte derselbe den edlen Menschenfreund, der seinen Sohn vom Tode errettet, nun auch noch so gefällig zu sein, die verlorne Mütze aus dem Wasser unter dem Eise zu holen. Ihm war die Mütze mehr werth, als der Knabe.

Der Geiz verführt zum Mord.

Zu Ende der dreißiger Jahre zogen drei Handwerksburschen durch das Städtlein Offenburg. Zwei davon wollten dort übernachten, weil sie müde

waren; der dritte aber überredete sie, bis nach Hoffweier zu gehen, weil dort billiger zu zehren sei. Am Wege nahm dieser dritte einen Stein in sein Tuch, erschlug beide Kameraden, beraubte sie ihres Geldes und floh, um nach Amerika zu gehen. Doch er wurde gefangen genommen und geköpft. Der Geiz verleitet zum Mord.

Geiz verleitet zum Selbstmord.

Am 20. März 1863 erschoß sich in Rheinhessen ein junger Bursche und zwar aus keinem andern Grunde, als weil seine Mutter ein zweites Kind, einen Knaben geboren, mit dem er die Erbschaft einst hätte theilen müssen.

Der Geizige soll lernen Genügsamkeit und Gottvertrauen.

Der arabische Gelehrte Lockmann hatte sehr arme Aeltern und darum in seiner Jugend viele harte Entbehrungen zu erdulden. Oft litt er Hunger und Durst und es mangelten ihm die nothwendigsten Kleidungsstücke. Einst hatte er keine Schuhe und war deßwegen unzufrieden und niedergeschlagen. Da sah er aber in der Kirche einen Menschen, der keine Füße hatte und der Anblick dieses unglücklichen Menschen tröstete ihn und machte ihn wieder zufrieden. Gott gab ihm dadurch eine Zurechtweisung wegen seiner Unzufriedenheit. Als ich diesen Unglücklichen sah, erzählt er, war ich mit meinen bloßen Füssen gerne zufrieden und dankte meinem Gott herzlich, daß ich, wenn schon ohne Schuhe, doch gehen konnte. Jener unglückliche Mensch wäre ja sicher gerne barfuß gegangen, wenn er nur Füsse gehabt hätte.

Der Geiz macht dumm.

Eine unermeßlich reiche Dame hatte ein leichtsinnigen Neffen, der sein älterliches Vermögen durchgebracht hatte, im Staatsexamen durchgefallen war und sich als Winkeladvokat durchschlug. Dieser edle Neffe wartete mit Schmerzen auf das Ende seiner reichen Tante, die das ganze Haus mit Geld, Waaren und Lebensmittel förmlich vollgestopft hatte, aber sich fürchtete, etwas davon zu berühren. Waaren, Kleider und Lebensmittel verdarben und wurden vom Ungeziefer verzehrt; allein trotzdem gebrauchte sie dieselben weder selbst, noch verkaufte oder verschenkte sie dieselben an Arme. Endlich wurde sie tödtlich krank. Wer war froher, als der durstige Neffe. Er erschien vor dem Krankenlager seiner unschätzbaren Tante, bezeigte sein Mitleid, heuchelte untröstlichen Schmerz, vergoß etliche Krokodilsthränen und versprach für sie zu beten, damit ihr Gott die Gesundheit wieder gebe. Und er hielt Wort. Er betete wirklich, seit langer Zeit das erste Mal wieder und sein Gebet ging ihm vom Herzen; er betete um ihren baldigen Tod. Die Tante starb. Der leichtsinnige, tiefverschuldete Neffe erbte ihr ungeheueres Vermögen von siebenhundertundfünfzigtausend Gulden und jagte es in netto drei Jahren durch. Vor etwa zwei Jahren ist er in einem Spitale gestorben. Ist das nicht erzdumm, für geldgierige, habsüchtige, leichtsinnige, verschwenderische Erben so zu knausen und zu sparen, und sich um den Himmel zu bringen!

Der Geiz macht Verräther.

Ephialtes hat sein Vaterland um schnödes Geld an die Perser verrathen. Jakobs Söhne haben ihren eigenen Bruder verkauft; Judas hat seinen Herrn verrathen; ein Tyroler, mit Namen Raffl, hat den Sandwirth Hofer, den Patrioten, an die Franzosen verkauft.

In dem letzten polnischen Aufstande flüchtete sich ein Insurgentenhäuptling, Namens Cieszkowski, mit zwei Gefährten in einen sicheren Versteck und gab dem Bauer, der sie verbarg, tausend polnische Gulden, damit er sie nicht den Russen verrathe. Diese tausend Gulden reizten das Weib des Bauern so sehr, daß sie ihren Mann überredete, diese drei unglückseligen Flüchtlinge dennoch an die Russen zu verrathen, weil sie hoffte, die Russen würden einen solchen Fang und Verrath theuer bezahlen. Der ebenfalls geizige Mann ging in die Falle, verrieth die Flüchtlinge, erhielt dafür aber nicht nur kein Geld, sondern die Russen nahmen ihm die tausend Gulden und prügelten ihn halb todt. Des andern Tages kamen die Polen und hängten den schändlichen Verräther sammt seinem Weibe auf; er hat's verdient.

Der Geiz macht im Tode jeden guten Gedanken unmöglich.

Ein geiziger Kaufmann kam zum Sterben. Schnell ließ man einen Priester rufen und dieser sprach dem Sterbenden zu, sich zu bekehren, den Geiz fahren zu lassen, an Gott, sein Seelenheil und die Ewigkeit zu denken, mit Gott sich auszusöhnen und die heiligen Sterbsakramente zu empfangen. Stumpf und stier sah der Geizhals den Priester an, als rede er von etwas ganz Unerhörtem mit ihm, kein Zeichen der Zustimmung oder der Reue legte er an den Tag, er schien völlig verstockt zu sein. Da der Tod schnell einzutreten drohte, hielt der Priester dem Sterbenden ein Crucifixbild vor die Augen und sprach ihm die Worte vor: O Jesu, an Dich glaub' ich; o Jesu, auf Dich hoff' ich; o Jesu, Dich lieb' ich! Und siehe da! Der Sterbende öffnete weit seine Augen, sein Gesicht heitert sich auf, ein Lächeln spielt um seinen Mund, seine Lippen öffnen sich und er spricht: Herr Pfarrer, was mag wohl dieses silberne Crucifix werth sein? Und fragen und sterben war Eins. Mag er wohl gut gestorben sein?

Ein Priester erzählt: Einst betete ich einem Sterbenden, von dem ich wußte, daß er sehr am Geld gehangen, der aber die Sakramente empfangen und alle Zeichen einer wahren Reue äußerte, die Gebete für die Sterbenden vor. Er schien sehr gesammelt und andächtig, und heftete bisweilen seinen Blick auf das heilige Kreuz. Da war seine Frau genöthigt, Geld aus dem verschlossenen Kasten zu nehmen und begehrte den Schlüssel. Erschrocken fuhr der Mann zusammen, gab zögernd den Schlüssel hin, begleitete die Frau mit sterbendem wehmüthigem Blick zum Gelde und als er die Münzen klingen hörte, stieß er einen Seufzer aus, ließ das Haupt sinken und war nicht mehr. Nichts verbittert dem Menschen das Sterben so sehr, als der Geiz.

Einem Sterbenden sollte ich einst, erzählt derselbe Priester, die letzte

Oelung ertheilen. Als ich dessen Hände salben wollte, reichte er mir seine linke Hand nicht dar, sondern hielt dieselbe unter dem Bette verborgen. Ich zog sie herauf; großer Gott, was sah ich! Der Sterbende hatte eine schwere Börse in der kalten halberstarrten Hand und hielt sein Geld fest umschlungen. Der sterbende Geizhals ist jedes guten Gedankens, jeder frommen Anmuthung unfähig; er liebt nur sein Geld, nicht Gott; er denkt nur an sein Geld, und nicht an Gott.

Der Geiz stürzt seinen Sklaven in den zeitlichen und ewigen Tod.

Als einst die Baiern in Italien einfielen, floh der König der Longobarden, Namens Aribert, nach Pavia, einer festen Stadt in Oberitalien. Ueber diese Feigheit ihres Königs und Kriegsherrn ergrimmt, zettelten die Soldaten eine Verschwörung gegen sein Leben an. Aribert, hievon in Kenntniß gesetzt, ergriff die Flucht, belud sich aber vorher mit so vielen Schätzen, als er nur bei sich tragen konnte. Sein Weg führte ihn an den Fluß Tessin und da keine Brücke hinüber führte, seine Verfolger aber ihm auf der Ferse waren, so versuchte er es, über denselben zu schwimmen. Die Schwere des Goldes zog ihn aber trotz aller Anstrengung in die Tiefe, und er ertrank in den Fluthen. So zieht Geiz und Habsucht die Seele hinab in der Hölle Schlund.

Ein Geizhals hatte einen reichen Verwandten um des Geldes willen ermordet. Nach der grausigen That schob er den Leichnam in einen Sack, lud sich denselben auf den Rücken und trug ihn zu dem nahen Fluße, um ihn dort in's Wasser zu werfen. Unterwegs mußte er aber ausruhen, denn der Sack war schwer, sehr schwer, er drückte ihn fast zu Boden; er lehnte sich daher an das oben abgerundete Brückengeländer, setzte den Sack darauf und ruhte ein wenig aus. Plötzlich gleitet der Sack aber über das Geländer, zieht die Schnüre über der Brust an und herauf bis an den Hals des Mörders und nun ist er förmlich gehenkt; auf der einen Seite hängt der Ermordete im Sack, auf der andern sein Mörder. So kam er um's Leben. Hat hier nicht die Vorsehung Gottes gewaltet und gerichtet? Ging er nicht in den zeitlichen und ewigen Tod?

Das beste Mittel gegen den Geiz ist das lebhafte Andenken an den Tod.

Der türkische Kaiser Saladin hatte unermeßliche Schätze aufgehäuft und dürstete dennoch in unersättlicher Habsucht nach immer noch größeren. Als er seine Todesstunde herannahen fühlte, erkannte er die Nutzlosigkeit, Eitelkeit und Treulosigkeit der gesammelten Schätze und ließ darum seinen Herold rufen und gab ihm Befehl, das Leichentuch, in welchem er begraben werden sollte, an eine hohe Stange zu befestigen, dasselbe durch alle Strassen der Residenz zu tragen, und auszurufen: Sehet! das ist der ganze Reichthum, den Sultan Saladin von allen seinen unermeßlichen Schätzen mit sich in's Grab nimmt! Geizhals,

nimmst du mehr mit? Ist das nicht auch deine Mitgift in's Grab? O heile deine Leidenschaft durch öfteres Andenken an den Tod.

Geiz stürzt in die Hölle.

Der heilige Antonius von Padua hielt einst eine Leichenrede am Grabe eines Geizhalses. Freimüthig predigte der Heilige über den Text: Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, und wies nach, welch ein schändliches und gefährliches, verwerfliches und verderbliches Laster der Geiz sei. Er sagte geradezu: Die Seele dieses Geizigen ist in der Hölle begraben, und zum Beweise dessen werdet ihr sein Herz in seinem Geldkasten finden; denn wo dein Schatz ist, da ist dein Herz! Man öffnete den Geldkasten und fand in Mitte des Goldes und Silbers ein noch warmes, zuckendes Herz. Wie schrecklich! Ist es besser, sich wegen des todten Metalls ewig in der Hölle begraben lassen, als es Gott zu übergeben, den Armen zu weihen und sich zeitlich und ewig selig zu machen?

Der Geiz ist schwer abzulegen.

Vor noch nicht langer Zeit wurde in Coursè, Departement Dordogne, ein alter kahlköpfiger Geizhals todt aus dem Wasser gezogen, der auf's dürftigste gelebt hatte. Am Halse hatte er einen Sack mit zehntausend Franken hängen. Siehst du, daß Geiz und Habsucht schwer abzulegen sind. Dieser Narr hatte in seinem hohen Alter wegen des Geizes es nicht weiter gebracht, als daß er einen groben Zwilchsack und grünspanziehendes Silber so wahnsinnig liebte, daß er, um ja von seinem Gotte nicht getrennt zu werden, sich mit ihm in die Fluthen stürzte. Selbst die stummen dummen Fische werden über diesen komischen Gast mit seinem schweren Sacke sich höchlich erstaunt und verwundert haben.

Ein Hund beschämt den Geiz gegen die Armen.

Ein reicher Mann an der sächsischen Grenze wies im Winter 1855 einen armen Bettler unbarmherzig mit Schimpfreden hinaus. Der Bettler ging in den Hof und sah den großen Kettenhund Knödel aus seiner Schüssel fressen. Ach, denkt er, wie glücklich ist dieser Hund! Er nahm einen Knödel heraus; der sonst zornige Hund wich zurück; er versuchte es mit einem zweiten Knödel. So gesättigt wollte er weiter gehen. Der Herr hatte zum Fenster herausgeschaut. Ach, denkt er, der Hund läßt sonst Niemanden heran, wenn er frißt, ist er gerade wüthend; heute ist er barmherziger, als ich, er beschämet mich! Alsogleich rief er den Bettler wieder herauf, speiste mit ihm, gab ihm viel Geld und entließ ihn so. Seit jener Zeit ist dieser Herr wohlthätig.

Geld.

Geld verblendet die Menschen.

Als Kaiser Rudolph einmal nach Nürnberg kam, daselbst einen Reichstag zu halten, gingen ihn wie gewöhnlich, viele Bürger um Gerechtigkeit an. Unter

diesen war auch ein Kaufmann; der hatte einem Gastwirthe in Nürnberg, bei dem er eingekehrt war, zweihundert Mark Silbers in einem ledernen Beutel zum Aufheben gegeben und als er wieder abreisen wollte, hatte der betrügerische Wirth, der nichts Schriftliches von sich gegeben, die ganze Sache geläugnet. Der Kaufmann erzählte dem Kaiser alle einzelnen Umstände genau und bemerkte zuletzt, der Wirth würde unter den Abgeordneten der Stadt sein, die ihm heute ihre Aufwartung machen wollten. Der Kaiser hieß ihn hierauf abtreten und sich bis dahin verborgen halten. Jetzt kamen die Abgeordneten; Rudolph unterhielt sich mit ihnen, fragte sie nach ihren Namen und Gewerben und sagte dann wie verloren zu dem Wirthe: „Du hast einen hübschen Hut, laß uns tauschen.“ Der Bürger machte sich daraus eine Ehre, und Rudolph setzte den neuen Hut recht wohlgefällig auf. Während des ferneren Gesprächs ging er einmal hinaus, rief einen zuverläßigen Bürgersmann und sagte ihm: „Lauf eilig zu des Gastwirths Frau und sprich zu derselben, ihr Mann verlange den ledernen Beutel mit dem Gelde, von dem sie wohl wisse; zum Wahrzeichen schicke er ihr hiemit seinen Hut.“ Die Frau besann sich beim Anblicke des Hutes nicht lange, das Geld herauszugeben. Der Bote brachte es dem Kaiser, dieser steckte es still ein und trat mit dem Hute wieder in den Saal. Als er die Abgeordneten entließ, behielt er den Wirth zurück, und rief auch den Kaufmann herein. „Du hattest ja eine Klage gegen diesen Mann?“ Der Kaufmann wiederholte seine Geschichte, der Wirth läugnete sie trocken weg. Beide geriethen heftig an einander, als auf einmal der Kaiser den Beutel hervorzog. Der Wirth verstummte, erblaßte, der Kaiser legte ihm aber eine derbe Geldstrafe auf. So verblendet das Geld!

Geld hat seine Vortheile und Nachtheile.

Kein Erdtheil hatte so häufig Gold, Silber und Diamanten, wie Amerika. In Peru wollte zuletzt kein Soldat mehr dienen, der nicht ganze Säcke voll Goldes bekam. Gonzalo Pizarro gab einmal fünfmalhunderttausend Pesos her, um nur tausend Soldaten anzuwerben. Gaska wendete gar neunmalhunderttausend Pesos auf die Truppen, die er gegen Pizarro führen wollte. Um immer neues Gold aufzubringen, hatte Pizarro, wie Sulla, unter seinen Gegnern wahre Proskriptionen angestellt. Die spanischen Schiffe brachten jährlich so viel Geld heim, daß am Ende Keiner in Spanien mehr arbeiten wollte. Bauern verließen ihren Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, und eilten nach Peru, um Gold zu holen. Dadurch wurde Spanien entvölkert, der Ackerbau blieb liegen, das Land verödete, Frau und Kinder verhungerten, und Spaniens Macht, durch die Massen Goldes Anfangs gehoben, sank bald so tief, daß es für sie vielleicht besser gewesen wäre, wenn man Amerika nicht entdeckt hätte. Auf der andern Seite wurde durch die Entdeckung des Goldlandes Peru das Geld in der ganzen Welt häufiger, alle Lebensmittel stiegen im Preise, und das erweckte den Wetteifer bei Allen, von diesem Metalle so viel zu verdienen, als möglich war. Diese Habsucht ist nicht zu loben; aber wer dürfte die dadurch bewirkte Thätigkeit der Menschen verachten? Die Vorsehung gebraucht die Leidenschaften

und Bedürfnisse der Menschen, ihre Kräfte anzuspornen und auszubilden und das ganze Geschlecht zu höherer Vollkommenheit zu führen.

Geld macht Sorgen.

Eine alte Geschichte erzählt: Es war ein reicher, verdrießlicher, schlafloser Mann und daneben sein Nachbar, ein armer Schuhmacher. Der Schuhmacher arbeitete fleißig, betete und sang fromme Lieder. Da wollte ihm einmal der reiche Nachbar die gute Laune zerstören; er schlich bei gelegener Stunde in sein Haus, und stellte ihm, ganz unvermerkt, einen Geldsack auf den Tisch. Als der Schuhmacher heim kam, fand er das Geld, erschrack und sein Weib mit ihm. Woher dieß Geld? Es ist nicht zu errathen. Hat es uns Jemand geschenkt? Es ist nicht zu vermuthen. Inzwischen mußte er's aufbewahren. Der Abend kommt: kein frommes Lied und wenig Gebet; die Nacht ohne Schlaf, früh kein Morgengebet und kein Morgengesang, Vormittags keine Arbeit, Mittags keine Eßlust. Der Abend schlich wieder heran; der Sorgenreiche sprach zu seiner Frau: Niemand meldet sich, es geschieht keine Nachfrage, keine Spur regt sich, am Ende wird die hübsche Summe wohl unser sein? denn Wunder sind auch noch möglich. Aber wo verwahren wir es am besten? Am sichersten im Bette, im Stroh. Er legte den Reichthum in den Strohsack und sich selbst darauf. Wieder kein Abendlied, kein Schlaf, kein christlicher Lobgesang am Morgen, sondern dafür grämliche Aeußerungen von beiden Seiten. Frau, sagte er, es könnte doch heute Jemand kommen, das Geld abzuholen; es ist so eine Art von Ahnung in mir. Ich bleibe liegen. Falls Jemand mit mir reden wollte, so sag ihm, ich sei krank und müsse das Bett hüten. Denselben Vormittag kam wirklich Jemand und zwar der reiche Nachbar; er ließ sich durchaus nicht abweisen, er trat mit Hut und Stock geradezu an's Krankenbette, nahm dort Platz und bedauerte den kranken Nachbar; endlich rückte er mit der Frage heraus: Ob er keinen Geldsack gefunden? Der arme Mann ward blaß und läugnete, von dieser Sache etwas zu wissen. Der Reiche aber stimmte einen bitterernsten Ton an und redete von Zwangsmitteln und sehr ernsten Folgen. Da stand der geschlagene Mann von seinem Lager auf, zog ganz sachte den Geldsack hervor und der Reiche trug ihn fort. Denselben Abend hörte man ihn wieder beten, doch noch nicht singen, den folgenden Morgen stellte auch der Gesang sich wieder ein. Die bösen Interessen des Geldes sind: Sorge und Furcht, Gebets- und Arbeitsscheu, Verwirrung und Lüge. O dreimal glücklich der Mann, der nicht mehr hat, als er gerade bedarf und der damit zufrieden ist und auf Gott vertraut!

Geld verblendet.

Unter den ägyptischen Einsiedlern starb einer derselben nach langen, in Gebet und Buße hingebrachten Jahren. Als man nun seine Leiche bestatten wollte, fand man unter der Schilfmatte, worauf er lag, einen Geldsack mit hundert Silbermünzen. Da versammelten sich die Väter, um sich zu berathen, was mit dem Gelde zu thun sei? Einige wollten es für die Armen verwenden,

Andere zum Bau einer Kirche, oder für Abschriften der Evangelien; allein die heiligen Aebte Makkarius und Pambo entschieden es anders; sie sprachen: Leget den Geldsack zu ihm hinein in's Grab, schüttet Erde darüber und rufet dabei: Dein Geld sei ewig mit dir zu deinem Verderben! Die Einsiedler entsetzten sich darüber so sehr, daß Niemand mehr etwas zu ersparen dachte. Jene Einsiedler waren nämlich durch das strenge Gelübde der Armuth gebunden und durften nichts besitzen; der Geiz war also bei ihnen eine Art Gottesraub, daher forderte er eine so strenge Warnung. Drei Laster, sagt Scribanus, stürzen den Menschen in's Verderben: Hoffart, Wollust und Geiz; doch aber so, daß durch das Sakrament der Buße von hundert Hoffärtigen leichtlich fünfzig, von hundert Wollüstlingen leichtlich dreißig, von hundert Geizigen aber kaum drei selig werden und dieß nur deßhalb, weil bei den Letzteren ein wesentlicher Theil der Buße im Wiedererſatz besteht, der dem Menschen so überaus schwer fällt.

Das Geld verachten die Heiligen.

Es kam einmal ein ansehnlicher, aber unbekannter Mann in die Wüste Scythi, der Gold bei sich trug und den Priester des Klosters bat, es an die Brüder auszutheilen. Der Priester gab ihm aber zur Antwort: Die Brüder haben kein Geld nöthig. Da aber der reiche Mann sehr in ihn drang und sich nicht abweisen lassen wollte, so stellte der Priester einen ganzen Korb voll Geld vor die Kirchthüre hin und sagte: Wer etwas nöthig hat, der nehme davon. Allein kein Einziger berührte das Geld; einige schauten nicht einmal hin darauf. Der Altvater aber sprach zu dem reichen Manne: Gott hat deinen guten Willen als Opfer angenommen, gehe hin und gib dieses Geld den Armen. Der Reiche ging mit großer Erbauung von hier fort.

Wer auf sein Geld und nicht auf Gott vertraut, den nimmt es Gott.

Ein Gärtner arbeitete sehr emsig und vertheilte all seinen Gewinn unter die Armen. Er behielt sich nur so viel zurück, als er zu seinem Lebensunterhalte nöthig hatte. Nachhin gab ihm der Satan die Versuchung in das Herz: auch etwas Geld für sich zu sammeln, damit er etwas für seine Nothdurft habe, wenn er alt oder krank werden sollte. Er sammelte nun Geld und gab den Armen wenig oder nichts. Da wurde er krank und es fing ihm der Fuß zu faulen an. Nun mußte er Alles, was er gesammelt hatte, an die Aerzte hingeben und doch half ihm Alles nichts. Ja es kam so weit, daß ihm ein Arzt das Bein abnehmen wollte. Es wurde nun zur Absägung des Fußes der Tag bestimmt. In jener Nacht ging er in sich, that Buße, seufzte, weinte und sprach: O Gott, sei eingedenk meiner früheren guten Werke, als ich noch in meinem Garten arbeitete und den Erlös meiner Arbeit den Armen gab! Da stand ein Engel vor ihm und sprach: Wo ist jetzt das gesammelte Geld? Und wo ist die Hoffnung, die du darauf gesetzt hast? Er verstand und sagte: Ich habe gesündiget, o Herr, verzeihe mir; ich will fernerhin nicht mehr so handeln. Hierauf berührte der Engel seinen Fuß und er ward gesund. Der Gärtner

arbeitete wieder fleißig in seinem Garten und schenkte den Erlös wieder den Armen; nicht mehr auf Geld, sondern auf Gott vertrauend.

Gelegenheit.

Die nächste Gelegenheit muß man um jeden Preis meiden.

Christus sagt: 'Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir; denn es ist dir besser, mit Einem Auge in's Leben einzugehen, als daß du zwei Augen habest und in's höllische Feuer geworfen werdest. Hier spricht der Herr von der dringenden Nothwendigkeit, diese freiwillige nächste Gelegenheit zu entfernen. Er gesteht es zu, daß es schmerzlich sei; aber gleichwohl fordert Er's, weil sonst die Sünde nicht unterbleibt, keine standhafte Bekehrung denkbar ist und weil die Hölle doch noch mehr Schmerzen macht, als das Aufgeben der Gelegenheit. Lerne von einem Thiere, durch Flucht der nächsten Gelegenheit deine Seele lieben und retten. Es erzählte mir ein Jäger, er habe ein Eisen ausgestellt, um Füchse oder Marder zu fangen. Als er nachsah, war das Eisen eingefallen und hielt ein Fuchsbein fest. Es hatte sich also ein Fuchs gefangen und weil er nicht entkommen konnte, so biß er sich mit seinen eigenen Zähnen das gefangene Bein ab und rettete sein Leben. Er dachte: kannst du auch nicht mehr jagen, wie früher und gute Beute machen, so ist's doch besser, auf drei Beinen etwas karg von Mäusen zu leben, als das zerschmetterte Bein zu verschonen und vom Jäger grausam erschlagen zu werden. O wie beschämend ist dieses Opfer eines Thieres für die Christen in der nächsten Gelegenheit! Du bist Gastwirth und berauschest dich täglich in Folge der nahen Gelegenheit; gib diesen Erwerb auf! Du dienst in einem Hause, wo man auf Gebet und Gottesdienst nichts hält und hast schon oft den Gottesdienst versäumt; ziehe aus! Du Ehegatte fühlst verbotene Liebe zu deinem Diener und bist schon gefallen; entferne ihn aus dem Hause! Gehe nicht mehr in jenes Haus; man ist dort deinen Aeltern feind, erfüllt dich mit Bosheit gegen sie und raubt dir die kindliche Liebe! Fällt es dir auch schwer, eine Unterhaltung, einen Besuch oder den Umgang eines Menschen zu meiden; schneide dennoch unerbittlich ab, wenn es dich zur Sünde reizt. Es ist nicht möglich, bei nächster Gelegenheit tugendhaft zu bleiben, weil Gott Solchen die Gnade versagt.

Nahe Gelegenheiten sind zu fliehen.

Der Löwe liegt entweder im hohen Grase oder lauert im Dickicht auf Raub. Kein Mensch wagt es, seinem Aufenthalte unbewaffnet nahe zu kommen; es weichet Jeder aus, weil es in seiner Nähe gefährlich ist. Ein solches Dickicht, hinter dem er auf den Raub der Seelen lauert, hat sich auch der Teufel ausersehen; es sind böse Gedanken und Begierden, böse Gesellschaft und die nahe Gelegenheit. Dahinter lauert der Teufel; entweiche also, entschlage dich der bösen Gedanken und Begierden, fliehe böse Gesellschaft, entferne die nahe Gelegenheit. Mußt du aus Pflicht in eine nahe Gelegenheit gehen, oder

einer bösen Gesellschaft beiwohnen, so waffne dich vorher durch Gebet, durch Wachsamkeit und Standhaftigkeit.

Die nahen und nächsten Gelegenheiten soll man fliehen.

Wer sich in die Gefahr begibt, kommt in der Gefahr um. Dieß gilt besonders von der nahen und nächsten Gelegenheit. Dieser weiche aus. Du willst zwar nicht geradezu sündigen; da du dir aber Kraft genug zutraust, auch in der nahen und nächsten Gelegenheit zu siegen, so gereicht dir dieses vermessentliche Vertrauen auf deine Kraft zum Verderben; du weichst der Gelegenheit nicht aus, und Gott verläßt dich mit seiner Gnade, weil Er eben die Vorsicht in Vermeidung der Gelegenheit mit in seine Gnade und in deinen Sieg eingerechnet hat. Der Christ, welcher die Sünde vermeiden will, muß in Vermeidung der Gelegenheit der Trappe gleichen. Er wiegt dreißig Pfund und hat unter allen Vögeln den schwersten Flug. Er kann wohl schnell laufen, aber um sich zum Fluge zu erheben, bedarf er eines starken Ansatzes. Wenn die Hunde früh genug hinter ihm her sind, daß er keine Zeit zum Auffliegen findet, dann begibt er sich auf's Laufen, wird aber bald gefangen. Weil er nun weiß, daß er sein Heil nicht im Laufen, sondern im Fluge zu suchen hat, und wieder sich bewußt ist, daß er schwer auffliegen kann und dazu eines starken Ansatzes bedarf: deßwegen ist er äußerst vorsichtig, sehr scheu und fliegt in großer Entfernung vor dem Menschen und dem Hunde auf. Auf diese Weise wird er selten gesehen und noch schwieriger kann er geschossen werden. Wenn die Menschen solche Vorsicht in Vermeidung der nahen und nächsten Gelegenheit anwendeten: so würden sie sich in unzähligen Fällen vor Todsünden bewahren. Lasse dir, liebe Jugend, diese Vorsicht besonders angelegen und empfohlen sein! Jetzt bist du noch unschuldig und unverdorben, liebst Gott und willst ihn nicht beleidigen; bis jetzt kennst du die Sünde nur dem Namen nach aus der Religion, aber noch nicht aus Erfahrung; o fliehe die Gelegenheiten! Nur in dieser Vorsicht liegt dein Seelenheil! Denn einmal das Böse gekostet, in dasselbe verstrickt, könnte sehr leicht dein ewiges Verderben sein. Gedenke der vorsichtigen Trappe und lasse dich nicht von einem Thiere beschämen!

In der nächsten Gelegenheit ist es beinahe unmöglich, die Sünde zu meiden.

Die nächste Gelegenheit übet eine Art von Zauber aus, sie macht den Verstand blind, sie bindet den guten Willen, so daß ein solcher an seine guten Vorsätze, an Sünde und Verdammniß nicht mehr denkt, daß er den Kampf aufgibt und nicht einmal mehr ein Stoßgebet vorbringt. Darum ist es für einen Jeden, namentlich aber für den Gewohnheitssünder unerläßliche Pflicht, alle nahen und nächsten Gelegenheiten sorgfältigst zu fliehen; sonst ist der Rückfall unvermeidlich. Die nahe Gelegenheit übt einen Seelenzauber aus, dem gleich, womit die Schlangen ihre Beute also bezaubern, festbannen und bethören, daß sie nicht mehr entwischet, wenn sie auch könnte, daß sie sich vielmehr selbst anschicket, ihr in den Rachen zu kriechen. Ich sah einst auf einer

Wiese, wo man eben das Heu weggeschafft hatte, einen Frosch hüpfen. Einige Schritte davon kroch eine Natter aus dem Grase. Beim Anblicke des Frosches reckte sie ihren Kopf in die Höhe, der Frosch erblickte sie auch und obwohl er sich mit zwei mäßigen Sprüngen in's nahe Wasser des Baches retten konnte, so war er doch vom Anblick der nahen Schlange so bezaubert und bethört und so um alle Besinnung gebracht und seiner Kräfte so wenig mächtig, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Statt zu fliehen, blieb er auf dem nämlichen Flecke sitzen, legte sich nieder, streckte die Vorder- und Hinterfüsse gerade von sich und ließ sich geduldig von der Natter verschlucken. Jemand tödtete die Natter und schnitt ihr den Bauch auf. Der Frosch hüpfte sogleich fröhlich davon in's Wasser, gewiß sehr froh, dem Tode entgangen zu sein. Sollte er aber ein anderes Mal wieder auf ähnliche Weise von einer Natter überrascht werden, so wird er eben so wenig auf Rettung denken, als dießmal; denn der Anblick der Natter übt einen Zauber auf ihn aus. Dieß Ereigniß ist ein treues Abbild von dem Schicksale eines Menschen, besonders eines Gewohnheitssünders, welcher der nahen und nächsten Gelegenheit nicht aus dem Wege geht. Es ist ihm beim besten Willen unmöglich, standhaft zu bleiben, er wird gewiß in die Sünde fallen, die zu meiden er sich so ernstlich vorgenommen hat.

Verbotene Liebe bei naher Gelegenheit bleibt nicht ohne Sünde.

Ist zwischen zwei Menschen eine verbotene Liebe entstanden und sie leben in einem und demselben Hause, wo sie sich täglich sehen und sprechen, so ist dieß für sie eine nächste Gelegenheit. Ist sie unfreiwillig und nothwendig, so daß es nicht in ihrer Macht steht, sie zu entfernen, so müssen sie fleißig beten und durch öfteren Empfang der heiligen Sakramente sich stärken. Ist sie aber freiwillig und aufgebbar, so müssen sie die Gelegenheit meiden. Denn die sinnliche Liebe gleichet dem Brande der Kohlen unter der Erde; wenn sie Luft bekommen, so nimmt das Feuer überhand; daher beeilt man sich, die Zugänge zu vermauern und die Luft abzusperren. So opfert man die bereits brennenden Kohlen und rettet die gesunden. So muß man auch der sinnlichen Liebe die Gelegenheit, das Sehen, Sprechen, Beisammensein abschneiden, wenn man die Sünde der Unzucht vermeiden will.

Sündhafte Gelegenheiten soll man standhaft meiden.

Hippias, König von Athen, entdeckte eine Verschwörung gegen sein Leben. Die Rädelsführer waren bereits hingerichtet. Man ergriff auch eine Freundin derselben, Namens Leana, und folterte sie ebenfalls, um von ihr ein Bekenntniß der Mitschuldigen zu erpressen. Aber sie gab keinen Laut von sich. Man vergrößerte ihre Schmerzen. Endlich befürchtete sie, von der Qual überwältigt, eine Verrätherin zu werden. Um dieses unmöglich zu machen, biß sie sich die Zunge ab und spie sie dem Könige in's Gesicht. Wenn diese für eine schlechte Sache so viel und so standhaft litt, warum wir nicht für Gott und den Himmel? Und wenn diese den Schmerz des Zungenabbeißens nicht scheute,

um keinen Verrath an ihren Freunden zu begehen, warum wollten wir nicht böse Gelegenheiten und Gesellschaften meiden, um unsere eigene Seele vor der ewigen Verdammniß zu retten? Und warum scheuen wir die Buße, wodurch wir das Leben der Seele und den Himmel nicht Anderen, sondern uns selbst erhalten?

Sündhafte Gelegenheiten muß man meiden.

Die Perser hatten keinen König. Die sieben Stammfürsten kamen überein, des andern Morgens einen Spazierritt zu machen und wessen Pferd zuerst wiehern würde, der sollte König sein. Darius war einer dieser sieben Wahlfürsten. Er hatte einen Stallmeister, welcher die Seelenlehre der Pferde studirt haben mochte. Denn sobald er von seinem Herrn die Abrede der Fürsten vernommen hatte, versprach er ihm zuversichtlich, wenn es nur darauf ankäme, so sollte kein Anderer König von Persien werden, als sein Gebieter. Was that der schlaue Mann? Er brachte den Abend vorher den Hengst des Darius in die Vorstadt, durch welche morgen die Gesellschaft reiten wollte, schüttete ihm daselbst Futter in Menge auf, und führte ihn erst spät wieder heim. Am Morgen setzten sich sämmtliche Wahlherren auf, tummelten und spornten ihre Rosse, doch keins wollte wiehern. Kaum aber waren sie in der Vorstadt, so erinnerte sich der Hengst des Darius beim Anblicke des Futterplatzes der gestrigen Freuden und wieherte seinen Reiter zum Könige. Die Andern sprangen sogleich vom Pferde und huldigten dem Darius. Wer mit gewissen Personen, in gewissen Gesellschaften und an gewissen Orten zu sündigen pflegte, besonders zu huren und zu trinken, der muß solche Menschen, Gesellschaften und Oerter gänzlich meiden, sonst werden sie ihm zur nächsten Gelegenheit; denn schon der Anblick der Oerter und Menschen erinnert an die Sündengenüsse und erweckt lüsterne Vorstellungen und Begierden.

Böse Gelegenheiten muß man meiden.

Kaiser Diokletian legte seine Würde nieder, baute sich eine Villa und lebte im Privatstande, um den Sorgen, Gefahren und der Verantwortung der Regierung zu entgehen; und wir wollten nicht eine angenehme Gesellschaft meiden, der nächsten Gelegenheit ausweichen, um den Himmel zu gewinnen und der Hölle zu entgehen?

Um des Himmels willen müssen wir jeder bösen Gelegenheit entsagen.

Der Kaiser von Mexiko schickte dreimal Gesandte an Cortez, das mexikanische Reich zu verlassen. Desto fester beharrte Cortez darauf, er müsse mit dem Kaiser Montezuma persönlich sprechen. Da entfernten sich die mexikanischen Gesandten mit Blicken des Zornes und von dieser Stunde an wurden den Spaniern keine Lebensmittel mehr geliefert, wie bisher, der Krieg konnte nicht vermieden werden. Cortez war in einer sonderbaren Lage. Einige seiner Leute waren ihm nicht hold, sondern hielten heimlich mit Velasquez, das war ihm

bekannt. Er legte feierlich seine Bestallung und seinen Commandostab nieder und sagte: „Wählet den Würdigsten des Heeres, zu dem ihr Vertrauen habet, zum Feldherrn, ich werde ihm gerne als Gemeiner folgen.“ Die Herren wählten und wählten Cortez. „Gut,“ sagte dieser, „ich will euch anführen, weil ihr es wollt; aber ich mag keine gezwungene Soldaten. Wer von euch will nach Cuba zurück und nach dem goldenen Mexiko nicht mitziehen?“ „Keiner, keiner,“ ertönte es aus Aller Munde, wir folgen dir Alle nach dem reichen Mexiko!“ Da erklärte ihnen Cortez, wenn keiner zurück wollte, so hätten sie auch die Schiffe nicht ferner nöthig und in der ersten Begeisterung zerstörten sie alle ihre Schiffe. Nun hatten sie sich den Rückweg abgeschnitten, sechshundert Menschen saßen in einem fremden mächtigen Reiche, aus dem sie nicht entfliehen konnten; sie mußten siegen oder sich tödten lassen; sie siegten und eroberten Mexiko; jeder gemeine Soldat ward von der Beute so reich, wie ein Fürst. So muß der Mensch entschlossen sein, den Himmel zu erobern; daher muß er heldenmüthig, wie diese Soldaten, jeder Sünde und jeder nächsten Gelegenheit entsagen und ausweichen.

Böse Gelegenheiten muß man vermeiden.

Der heilige Franz von Sales kam einst in seiner Jugend nach Venedig und traf dort mit einigen Adeligen aus Savoyen und Piemont zusammen. Da sie Unterthanen des nämlichen Fürsten waren, hatten sie bald Bekanntschaft gemacht. Als jedoch der heilige Franz bemerkte, daß sie sich den Ausschweifungen ergaben, die in dieser Stadt strafloser als sonst irgendwo herrschten, zog er sich bald von einer Gesellschaft zurück, die der Zufall geschlossen hatte und die nicht durch Gleichförmigkeit der Sitten gestützt war. Ein einziger schloß sich an ihn an; da er jedoch nicht stark genug war, den Gelegenheiten und dem bösen Beispiele zu widerstehen, machte er sich seiner Freundschaft bald unwürdig. Der Graf Franz erfuhr, er habe, von böser Gesellschaft fortgerissen, die Nacht in einem unzüchtigen Hause zugebracht und auf der Stelle beschloß er nun, allen Umgang mit ihm abzubrechen. So ernstlich muß man alle bösen Gelegenheiten meiden.

Man muß die bösen Gelegenheiten entfernen.

Der heilige Vinzenz von Paul stand den Klosterfrauen von der Heimsuchung beinahe dreißig Jahre vor. Um die klösterliche Zucht und Ordensregel aufrecht zu erhalten, duldete er unter ihnen keine Privatfreundschaften und betrachtete sie als ein verderbliches Geschwür, wodurch die gemeinsame Liebe Aller gegen Alle vermindert wird. Auch die klösterliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt lag ihm am Herzen; daher blieb er unerbittlich, wenn Weltleute, selbst vornehme Damen diese Klosterfrauen besuchen wollten. Sogar die regierende Königin, als sie ihn einst für eine ihrer Hofdamen um die Erlaubniß eines solchen Besuches bat, erhielt eine abschlägige Antwort und fand, daß er Recht habe. So müssen Aeltern alle nahen Gelegenheiten zur Sünde ihren Kindern verweigern und abschneiden.

Wie ernstlich man nahe Gelegenheiten meiden müsse.

In einem ägyptischen Kloster wohnte ein Mönch, ein gerechter Mann. Er war ein Schmid, und verfertigte, was die Brüder bedurften. Da er einst in der Stille der Nacht in seiner Werkstatt arbeitete, kam der Teufel, in eine schöne Frau verstaltet, zu ihm, als brächte sie ihm eine Arbeit. In dieser nächsten Gelegenheit fürchtete er zu fallen, deßhalb hieß er das Weib gehen; da sie aber nicht ging, ergriff er mit bloßer Hand ein glühendes Eisen aus der Esse und warf es ihr in das Gesicht; sie aber schrie, heulte und entfloh, so daß alle Brüder, die dort herum wohnten, das Heulen der Fliehenden hörten. Seitdem war er gewohnt, das glühende Eisen mit bloßer Hand zu halten, ohne Schmerz zu empfinden oder Schaden zu leiden. So ernst muß man die nächste Gelegenheit entfernen.

Die nächste Gelegenheit führt zur Sünde.

Es war ein Einsiedler, der in der Wüste wohnte. Nach vielen Jahren erfuhr ein Mädchen seiner Verwandtschaft seinen Aufenthalt und begab sich auf Anstiften des Teufels in die Einöde, um ihn aufzusuchen. Nachdem sie ihn gefunden hatte, ging sie in seine Zelle hinein und erzählte ihm, wie sie mit einander so nahe verwandt seien. Hierauf blieb sie bei ihm und er fiel mit ihr in die Sünde der Unzucht. Es lebte aber auch noch ein anderer Einsiedler in derselben Wüste. Dieser besuchte ihn, um sich bei ihm Raths zu erholen. Der Gefallene erklärte ihm, er wolle seine Zelle verlassen und in die Welt zurückkehren, weil er in die Sünde der Unzucht gefallen sei. Dieser aber beschwor ihn, dieses nicht zu thun, sondern in seiner Zelle zu bleiben und Buße zu thun; dagegen aber drang er darauf, das Weib fortzuschicken und nach Hause gehen zu lassen; denn dieser Besuch war offenbar nichts anderes, als ein Kunstgriff des bösen Feindes, der ihn durch diese nächste Gelegenheit zum Falle bringen wollte, was auch geschehen ist.

Auch heilige Menschen fallen in der nächsten Gelegenheit.

Ein Mönch trieb die Weberei. Um noch heiliger zu leben, ging er in die Einöde und pflegte von seiner Handarbeit die Pilger. Der Teufel war ihm mißgünstig und ersah eine Gott geweihte Jungfrau, welche ihm Arbeit brachte und selbe wieder abholte; er bereitete ihm also eine nahe Gelegenheit. Als sie bekannter und zutraulicher wurden, gaben sie sich die Hände, lachten und aßen mitsammen; zuletzt sündigten sie mit einander. Nachdem er sechs Monate in der Sünde verharrt, dachte er bei sich selbst: Entweder heute oder morgen oder nach Jahren mußt du sterben und ewige Strafe leiden; denn wenn Jemand eines Menschen Weib verführt, verfällt er mit Recht der ewigen Strafe; welche Qualen verdient aber erst der, welcher eine Gott geweihte Jungfrau entehrt? Daher flüchtete er sich heimlich in die Wüste und ließ Alles jener Weibsperson zurück. Hier fand er eine Quelle und eine Höhle mit einem Palmbaum daneben, der ihm jährlich zwölf Trauben gab, nämlich jeden

Monat eine Traube, an der er für dreißig Tage genug hatte, und während er daran zehrte, reifte wieder eine andere. Mit der Zeit wuchsen ihm auch die Haare und als seine Kleider zerrissen waren, konnte er damit seine Blöße geziemend bedecken.

Ohne Flucht der Gelegenheit ist es nicht möglich, die Sünde zu meiden.

Als der heilige Franziskus Borgia in Rom war, kam ein Geistlicher zu demselben, um mit ihm zu reden. Da der Heilige gerade sehr beschäftigt war, wies er den fremden Priester an den Pater Akosta, welchem jener Folgendes erzählte: Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, ich bin Priester und Prediger; da ich nun in der Sünde lebte und an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelte, so geschah es, nachdem ich eines Tages gegen die verhärteten und verzweifelnden Sünder gepredigt hatte, daß Jemand bei mir beichtete, welcher mir alle meine eigenen Sünden bekannte und mir am Ende sagte, daß er an der Barmherzigkeit Gottes verzweifle. Um meine Pflicht zu erfüllen, sagte ich dem Sünder, er müsse sein Leben ändern und Vertrauen auf Gott fassen. Allein da stand mein Beichtkind auf und machte mir den Vorwurf: Woher kommt es, daß du, der du Andern dieß predigest, dich nicht selbst besserst und so großes Mißtrauen auf Gott setzest. Wisse, daß ich ein Engel bin, gekommen, dir zu helfen; bessere dich also und du wirst Verzeihung erlangen. Nachdem er das gesagt, verschwand der Engel. Einige wenige Tage enthielt ich mich von der Sünde der Unreinigkeit, da ich aber die Person nicht von mir entfernte und also in der nächsten Gelegenheit blieb, fiel ich bald wieder. Als ich später einmal Messe las, da vernahm ich ganz deutlich folgende Worte, die Jesus aus der heiligen Hostie zu mir sprach: Warum mißhandelst du mich so schrecklich, da ich doch so gut gegen dich bin? Hierauf faßte ich von Neuem den Entschluß, mich zu bessern; aber bald fiel ich wieder in die Sünde zurück. Als ich nun vor wenigen Stunden in meinem Zimmer war, da kam ein Jüngling zu mir, der unter seinem Mantel einen Kelch hervorzog und eine geweihte Hostie aus demselben heraus nahm und zu mir sprach: Kennst du diesen deinen Herrn, den ich jetzt in den Händen habe? Erinnerst du dich noch an die vielen Gnaden, welche derselbe dir erwiesen hat? Siehe, das soll dein Lohn für deinen Undank sein. Und indem er diese Worte sprach, zog er ein Schwert hervor, um mich zu tödten. Da fing ich an zu schreien und zu bitten: Ach, aus Liebe zu Maria laß mich leben, siehe, ich will mich wahrhaft bessern. Hierauf sprach der Engel: Dieß ist das einzige Mittel, daß dich retten kann; wisse es zu benützen, denn dieses ist der letzte Beweis, den dir Gott von seiner Barmherzigkeit noch hat geben wollen. Hierauf hat mich der Jüngling allein gelassen und ich bin schnell hieher gekommen, um Euer Hochwürden zu bitten, mich in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Der Pater Akosta tröstete den armen Priester, welcher auf den Rath des heiligen Franziskus in einen anderen strengeren Orden trat, wo er bis zu seinem Tode einen heiligen Wandel führte.

Der Sünder muß die Gelegenheiten und Mittel zur Sünde entfernen.

Der heilige Vincentius erzählte den Seinigen Folgendes: Ich erinnere mich, einen Cavalier von Rougmont in der Landschaft Bresse gekannt und eine besonders merkwürdige Begebenheit von ihm gehört zu haben, die mich sehr erbaut hat und an die ich ohne Bewunderung niemals denken kann. Dieser Cavalier hatte sich im Zweikampfe großen Ruf erworben und nach seinem eigenen Geständnisse unglaublich viele verwundet und getödtet. Nachdem er aber durch die göttliche Gnade sein böses Leben geändert und bereits angefangen hatte, einen erbaulichen Wandel zu führen, erforschte er sich öfters, woran seine Gemüthsneigung noch hänge und sobald er merkte, daß ihn noch etwas von seinem Gott zurück hielt, so rief er gleich um Hilfe, er schnitt, er riß, er hieb, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Als er einstens eine Reise machte, hielt er sich wieder in diesen Gedanken auf, er überlegte die geringsten Neigungen seines Herzens. Endlich erblickte er den Degen an seiner Seite, der ihm noch ziemlich lieb war und sagte bei sich selbst: Warum trägst du noch diesen Degen? Allein, was hat der gute Degen verschuldet? Laß ihn, wo er ist, er hat dir vielmals gute Dienste geleistet und dir nach Gott durch tausend Gefahren glücklich durchgeholfen; wenn du neuerdings solltest angegriffen werden, so würdest du ohne denselben ohne Zweifel verloren sein. — Allein, dachte er wieder bei sich selbst, wenn es sich ereignen sollte, daß du in eine Fehde geriethest, würdest du stark genug sein, dich vom Zweikampfe zu enthalten? Würdest du den Degen nicht neuerdings zur Beleidigung Gottes mißbrauchen? Mein Gott, was soll ich thun? Was werde ich thun? Ein Werkzeug meiner Beschämung, ein Werkzeug meiner Sünden sollte von mir geliebt sein? Nein, ich sehe schon, dieser Degen liegt mir noch am Herzen. Aber so niederträchtig will ich nicht handeln und mich von meinem eigenen Degen überwinden lassen. Nachdem er dieses gedacht, sah er einen großen Stein vor sich, darauf stieg er vom Pferde, zog den Degen und zertrümmerte ihn am Steine in viele Stücke, stieg wieder zu Pferde und setzte die Reise fort. Durch diese Ueberwindung reinigte er sein Herz von aller zeitlichen Neigung und die Liebe seines Herzens war ganz allein auf Gott gerichtet.

Der Sünder muß die nächste Gelegenheit meiden.

In Spanien lebte ein Mann, welcher einen schändlichen Umgang mit einer Verwandten hatte. Da geschah es, daß eine fromme Jungfrau Jesum auf dem Throne erblickte, welcher diesen unglückseligen Sünder zum Tode verdammte. Aber Maria sprach zu ihrem Sohne, daß derselbe sie früher verehrt habe und verlangte für ihn dreißig Tage Aufschub, damit er sich bekehren könne. Die fromme Jungfrau erzählte alsdann, auf Befehl Maria, ihrem Beichtvater Alles, was vorgegangen war; dieser unterrichtete davon den Jüngling, welcher sogleich unter vielen Thränen beichtete und Besserung versprach. Weil aber der Unglückliche die böse Gelegenheit nicht vermied, indem jene Verwandte bei

ihm im Hause blieb, so fiel er auch von Neuem in die Sünde zurück. Er beichtete hierauf von Neuem, versprach von Neuem Besserung, unterließ es aber wieder, Wort zu halten. Da sein Beichtvater ihn nicht mehr zu sehen bekam, so besuchte er ihn, wurde aber unhöflich abgewiesen. Als der dreißigste Tag seit jener Erscheinung gekommen war, begab sich der Priester wiederum zu dem Sünder, aber Alles war umsonst, weßhalb derselbe die Dienstleute bat, sie möchten ihn sogleich rufen lassen, wenn dem jungen Herrn ein Unglück zustoßen sollte. Nun geschah es, daß der Unglückliche mitten in der Nacht heftige Schmerzen empfand; man rief seinen Beichtvater, welcher sich alle mögliche Mühe gab, ihm noch beizustehen, aber Alles war umsonst und der Unglückliche rief aus: Ach, ich sterbe an einer Wunde im Herzen! worauf er voll Verzweiflung einen Schrei ausstieß und den Geist aufgab. S. Liguori.

Der Sünder muß die nächste Gelegenheit meiden.

Ein Hauptmann hörte in einer Predigt, daß Maria einen Sünder auf eine Andacht zu ihr bekehrt habe. Derselbe führte seit vielen Jahren einen gottlosen Umgang mit einer anderen Frau, nahm sich aber nun auch vor, dieselbe Andachtsübung zu Maria zu verrichten, um die Ketten zu zerreißen, die ihn in der Knechtschaft des Teufels gefangen hielt. Diesen guten Willen müssen nothwendiger Weise alle Sünder haben, wenn sie wollen, daß Maria ihnen helfe. Wirklich entsagte auch der Hauptmann seiner sündhaften Gewohnheit und änderte sein Leben. Aber da er ein zu großes Vertrauen auf seine eigenen Kräfte gesetzt hatte, beging er sechs Monate nach seiner Bekehrung die Unklugheit, jene Frau, mit der er früher gelebt hatte, aufzusuchen, um zu sehen, ob auch sie ihr Leben geändert habe. Als er sich nun der Thüre jenes Hauses näherte, in welchem er in offenbarer Gefahr war, in die alte Sünde zurückzufallen, da fühlte er sich von einer unsichtbaren Macht zurückgestossen und sah sich mit einem Male so weit von jenem Hause entfernt, als die Straße lang war, worauf er sich wieder vor seiner eigenen Hausthüre befand. Er erkannte hieraus deutlich, daß Maria selbst ihn aus dieser Gefahr errettet habe. Aus diesem kann man erkennen, wie besorgt Maria ist, uns nicht nur aus der Sünde herauszureißen, sondern uns auch vor der Gefahr, von Neuem in dieselbe zu fallen, zu bewahren. S. Liguori.

Gelübde.

Gelübde machen ist Tugendmittel.

Albiquerque, ein portugiesischer Seeheld, glänzt in der Geschichte als einer der ersten Eroberer und der edelsten Menschen. Schon 1503 nahm er die Insel Ormus, den Stapelplatz aller persischen, arabischen und ägyptischen Kaufleute. Er bekam keine Unterstützung und mußte das schöne Ormus den Muhamedanern wieder überlassen, aber er schwur, sich nicht eher zu rasiren, bis er Ormus wieder gewonnen hätte. Er wurde Vicekönig in Indien und hatte nun freiere Hände. Er baute Goa zu einer großen Stadt, eroberte Malakka und die Moluken. Jetzt war der schneeweiße Bart Albiquerques so

lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel ging; es war also Zeit, einmal wieder an Ormus zu denken. Er zog 1515 hin und mit der Eroberung dieses wichtigen Platzes beschloß er sein thatenreiches Leben und wurde zu Goa begraben. Gelübde, worin man sich wie Albiquerque eine Entsagung auferlegt, bis man eine Sünde abgelegt, oder eine Tugend errungen, sind wahre Tugendmittel, und die Sache, die man verpönt, oder die Last, die man sich auflegt, erinnert immer an den Vorsatz und spornt den Willen zur That, zum Kampfe.

Gelübde erhört Gott; man muß sie aber auch erfüllen.

Der reiche Kapitän N. Hibbert, welcher fast wunderbar bei einem Schiffbruche sein Leben rettete, machte in der Gefahr das Gelübde, den größten Theil seines Vermögens zur Ehre Gottes zu verwenden, wenn ihm Gott das Leben schenke. Gott rettete sein Leben und er hat sein Gelübde erfüllt. Er ließ in Rugby eine neue katholische Kirche, eine Armenschule und zwei Klöster, eins für barmherzige Brüder, das andere für Klosterfrauen zur Mädchenerziehung bauen, was mehr als fünfmalhunderttausend Franken betrug.

Gelübde muß man getreu erfüllen.

Vor Kurzem starb zu Madrid Herr Esteban Calvillo, königlicher Lotterieverwalter. Dieser Mann hatte viele Jahre hindurch bis an seinen Tod durch seltenen Opfersinn, durch christliche Liebe zu den Armen sich hervorgethan und war auch von der Regierung mit dem Ehrenkreuze der Wohlthätigkeit ausgezeichnet worden. Er verwendete die Hälfte seines Einkommens zu wohlthätigen Zwecken. Nach seinem Ableben fand man in seinem Schreibpulte ein Manuskript, in welchem der Verstorbene erklärt, daß seine reichliche Unterstützung der Armen die Folge eines feierlichen Versprechens sei, welches er vor Jahren sich selber gegeben hat. — „Ich war,“ so heißt es in dem Manuskripte, „im Jahre 1854 noch ein wohlhabender Mann. Durch die politischen Wirren verlor ich mein Vermögen. Verarmt, ohne Hilfe von irgend woher, vermochte ich mich nicht aufzurichten. Oft lag ich in den Kirchen auf den Knieen und betete zu Gott, Er wolle mir nur meinen Lebensmuth wiedergeben; aber ich wurde immer schwermüthiger, die Noth immer größer. Eines Abends schlich ich düster am Kanale hin, das Leben dünkte mir eine unerträgliche Last und ein Sprung in die Fluthen, der allen Sorgen mit Einemmale ein Ende mache, schien mir das beste Auskunftsmittel. Plötzlich hörte ich neben mir die Stimme eines Bettlers, der mich um Gottes willen um ein Almosen bat. Bitter lachend sagte ich zu ihm, daß ich ärmer sei, als er; daß der Hunger in meinen Eingeweiden wüthe. Mitleidsvoll betrachtete mich der Bettler. „Hunger hast du?“ sagte er; „o so laß uns das Stück Brod theilen, das ich mir eben erst erbettelt habe; christliche Liebe hat es mir gegeben, aus christlicher Liebe biete ich dir die Hälfte an!“ Hierauf zog er ein Stück Brod aus seinem Bettelsacke, theilte es und reichte mir die Hälfte hin. Gierig verschlang ich es. Dann aber fühlte ich mich von neuem Muthe belebt, der Glaube an die Menschheit war wieder in mein Herz eingekehrt. „Freund,“ rief ich dem Bettler zu, „Gott lohne dir! Wenn ich

je wieder zu Vermögen kommen sollte, so, ich schwöre es dir, will ich meine Habe mit dir theilen, wie du jetzt dein Brod mit mir getheilt hast!" Der Bettler mußte mir seine Wohnung und seinen Namen sagen und dann schieden wir. „Verzweifle nie an Gottes Erbarmen!" dieß waren seine Worte beim Abschiede. Mit frischer Kraft ging ich daran, mir eine neue Existenz zu gründen; ich fand eine Anstellung bei der Lotterie und durch Fleiß und Sparsamkeit gelangte ich wieder zu einem kleinen Besitzthum. Da gedachte ich meines Versprechens und meines Wohlthäters, jenes Bettlers. Ich konnte weder ihn, noch auch eine Spur von ihm auffinden, obschon ich rastlos forschte und bei allen Polizeibehörden und Hospitalsverwaltungen seinetwegen anfragte. Endlich mußte ich die Hoffnung aufgeben, ihn je wieder auf Erden zu treffen. Aber in meiner Seele schwur ich mir, statt des Einen ferner alle Armen als meine Brüder zu betrachten, und die Hälfte meines Einkommens mit ihnen zu theilen." Herr Calvillo hat sein Versprechen gehalten bis an's Grab. Erst mit dem Tode ward er ihm ungetreu; denn in seinem Testamente vermachte er den Armen sein ganzes Vermögen.

Gelübde soll man halten und Andere sollen ihre Erfüllung nicht verhindern.

Die heilige Magdalena von Pazzis, eine Klosterfrau, schrieb einst in die Hand eines Marienbildes das Gelübde unverbrüchlicher Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit. Diesem zu Folge ging sie barfuß, trug das zerrissenste Kleid und schlief auf den Brettern. Dieß ging über die Ordensregeln hinaus. Die Oberen verboten ihr die Erfüllung dieses Gelübdes. Sie unterwarf sich zwar gehorsam, fühlte aber sogleich einen Schmerz in den Füßen, so daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte. Die Priorin redete ihr zu, sich Gewalt anzuthun und umherzugehen; sie versuchte es willig, kam aber bald so weit, daß sie auf Händen und Knieen kriechen und zur Kommunion auf den Armen ihrer Mitschwestern getragen werden mußte. Man bestand indessen fortdauernd auf dem Verbote; da aber der Schmerz immer zunahm, so sah man sich zuletzt doch gedrungen, nachzugeben. Im Augenblicke, wo sie, ihrem Gelübde gemäß, Schuhe und Strümpfe auszog, fühlte sie die Bindung sich lösen und alle Schmerzen weichen, sie konnte nun ohne Beschwerde wieder gehen und begab sich zum Bilde der Jungfrau, um ihr Dank zu sagen.

Gelöbnisse muß man treu erfüllen.

In der Wiener Vorstadt Neubau, am Spittelberg, wohnte bis vor Kurzem in einer Paterrewohnung ein blinder Greis, gepflegt von einer hingebenden Tochter, in sehr ärmlichen Verhältnissen. Der Mann, einst ein Name erster Bedeutung in der österreichischen Handelswelt, war durch die Wirren des Jahres 1848 um seine große bedeutende Habe gekommen; die Tochter, einst von Ueberfluß und Luxus umgeben, mußte jetzt von ihrer Handarbeit sich und den aus Kummer und Gram blind gewordenen Vater ernähren. Vor beiläufig vierzehn Tagen hielt eine prachtvolle Equipage vor dem kleinen Hause und ein

elegant gekleideter Mann erkundigte sich um die Wohnung des Greises. Zu diesem gewiesen, bat er knieend und mit Thränen für seinen Vater um Verzeihung. Letzterer, vor Kurzem gestorben, war an dem Ruin des Greises 1848 Schuld und entdeckte seinem Sohne in der Todesstunde sein Unrecht, indem er ihm das Gelöbniß abnahm, seinen Fehler wieder gut zu machen, um vor Gott ein gnädiges Gericht zu erlangen und der Sohn hat sein Versprechen gelöst — er hat der Tochter des Unglücklichen seine Hand und sein Vermögen angeboten und vor Kurzem fand die Verlobung statt. (Gemeindezeitung Nr. 79. 1865.)

Gelübde unterstützen das Gebet.

Philipp, der Zweite, zog einst in Person gegen die Franzosen zu Felde. Bei St. Quentin am 10. August 1557, am Laurentiusfeste, schlug er die Franzosen völlig. Philipp betete während der Schlacht und gelobte dem heiligen Laurentius, wenn seine Truppen siegen würden, ein prächtiges Kloster. Er eroberte St. Quentin. Nachdem seine Gemahlin gestorben war, machte er Frieden mit den Franzosen. Dann eilte er nach Spanien zurück, um dem heiligen Laurentius durch den Bau des herrlichen Escorial sein Gelübde zu bezahlen. Dieses Gebäude darf den sieben Wundern der alten Welt zur Seite stehen.

Gelübde muß man treu erfüllen.

In einem der höheren Alpenthäler Tyrols lebte einst ein Landmann, dessen Haus an den Abhang einer weißen Felsenwand sich lehnte, und der deßhalb Leonard der Weißensteiner genannt wurde. Dieser rechtliche und von seinen Nachbarn geachtete Mann wurde wahnsinnig und man mußte ihn Jahre lang einschließen. In den lichten Augenblicken, die er hatte, kam es ihm vor, als verlange Maria, er solle ihr auf der Höhe, die sein Haus beherrschte, eine Kapelle bauen: er gelobte es ihr. Einmal, in einem Anfalle von Tobsucht war es ihm gelungen, zu entkommen und nach langem Suchen fand man ihn unverletzt in einem Abgrunde, in den er hinuntergestürzt war, ohne Schaden zu nehmen. Er war vielmehr von seinem Wahnsinn genesen, so daß er sein Hauswesen leitete, das indessen in Unordnung gerathen war. Seines Gelübdes gedachte er jedoch nicht eher, als bis er von einem Rückfalle wieder zu sich gekommen war. Nun ging er eifrig an's Werk und während er den Grund grub, fand er ein zierlich gearbeitetes marmornes kleines Marienbild, das die schmerzenreiche Jungfrau vorstellte. Wie davon die Kunde sich verbreitete, fanden sich viele hilfreiche Hände ein, die Kapelle kam rasch zu Stande und viele Gemüthskranke sollen daselbst Heilung gefunden haben.

Gelübde müssen treu erfüllt werden.

Pachomius wurde unter dem ersten christlichen Kaiser Konstantin zum Kriegsdienste ausgehoben. Spät Abends kamen diese Rekruten in eine Stadt und wurden strenge bewacht. Die Bürger hatten Mitleid mit ihnen, trösteten sie und brachten ihnen Lebensmittel. Darüber erstaunte Pachomius und

erkundigte sich, wer denn diese mitleidigen Menschen wären. Er erfuhr, daß es Christen seien, die an Einen Gott und seinen eingebornen Sohn Jesus Christus glauben, gute Werke thun, und den Lohn dafür im Himmel erwarten. Pachomius betete nun zu Gott, er solle ihm die Gnade gewähren, ein Christ zu werden; dagegen versprach er Gott, die Welt zu verlassen und ein heiliges Leben zu führen alle Tage seines Lebens. Den folgenden Tag reisten sie von der Stadt ab. Konstantin erfocht den Sieg über seine Feinde und entließ die Soldaten. Sobald Pachomius die Freiheit erhalten, empfing er in einer christlichen Kirche den Unterricht und die Taufe; dann begab er sich in die Wüste, wo er sein Leben lang blieb und heilig endete, wie er es Gott gelobt hatte.

Gelübde brechen wird mit Besessenheit bestraft.

Zum heiligen Pachomius kam ein Mann in's Kloster, welcher ihn inständigst bat, seine vom Teufel besessene Tochter zu heilen. Pachomius sagte ihm: Wir sind nicht gewohnt, mit Weibern zu reden; wenn du aber etwas von ihren Kleidern bei dir hast, so will ich es im Namen des Herrn segnen und es ihr schicken, und ich glaube in Christo, daß deine Tochter vom bösen Feinde befreit werden wird. Als man dem Heiligen ein Gewand von dem Mädchen brachte, sah er es mit düsterer Miene an und sprach: Das ist nicht ihr Gewand. Als aber der Vater behauptete, es gehöre ihr, erwiederte Pachomius: Ich weiß wohl, daß es ihr gehört; aber sie hat Gott ihre Jungfrauschaft gelobt und das Gelübde der Reinigkeit gebrochen; darum sagte ich, ihr Gewand betrachtend und erkennend, daß sie die gelobte Keuschheit nicht gehalten, es gehöre nicht ihr. Lasse dir im Angesichte Gottes versprechen, daß sie fernerhin keusch leben wolle, so wird sich Christus ihrer erbarmen und sie heilen. Der Vater, unwillig und betrübt zugleich, stellte darüber seine Tochter zur Rede; und diese bekannte, daß es so sei, wie Pachomius gesagt. Nachdem sie mittelst eines Eides versprochen hatte, dergleichen nicht mehr zu thun, betete der heilige Pachomius für sie und schickte ihr geweihtes Oel. Damit gesalbt, war sie sogleich genesen, lobte und dankte Gott, daß er sie nicht nur vom Teufel befreit, sondern auch von dem unkeuschen Wandel erlöset und ihr Hilfe verliehen habe, fernerhin enthaltsam zu leben.

Gelübde muß man getreu erfüllen.

Zum heiligen Macedonius kam einmal ein unfruchtbares Ehepaar und baten ihn, ihnen von Gott einen Sohn zu erflehen. Macedonius versprach's, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihn Gott weihen. Beide gelobten dieß. Im fünften Monate der Schwangerschaft war das Weib in großer Gefahr, zu frühzeitig zu gebären; daher sendete der Mann einen Boten zu Macedonius. Der Heilige kam in's Haus, weihte Wasser, gab es ihr zu trinken und wendete die Gefahr ab. Er erinnerte das Weib wiederholt an das Gelübde, ihren Sohn zum Dienste Gottes aufzuopfern. Das Weib versetzte: Das ist mein Wunsch und Wille; lieber möchte ich eine unglückliche Geburt haben, als ihn anders, als für Gott zu erziehen. Die Aeltern übergaben später diesen Sohn

dem heiligen Macedonius, unter dessen Leitung er ein heiliger Mönch wurde. Häufig sagte er zu ihm: Gar manche Nacht habe ich Gott um dich gebeten und daß deine Aeltern ihr Gelübde erfüllen; siehe daher zu, daß du ein heiliges Leben führest, der du schon vor deiner Geburt dem Herrn geweiht worden bist!

Gelübde brechen mißfällt Gott sehr.

Ein rechtgläubiger vornehmer Ismaelit hatte ein Gelübde gemacht und den heiligen Simeones zum Zeugen genommen; er versprach nämlich, daß er fernerhin nichts mehr essen wolle, was ein Leben gehabt habe. Einst war er im Begriff, sein Gelübde zu brechen, indem er einen gebratenen Vogel essen wollte. Um den Ismaeliten zu warnen und seinen treuen Diener Simeones zu ehren, ließ Gott zu, daß sich der Vogel wider den Lauf der Natur in einen Stein verwandelte. Hierüber entsetzte sich der Ismaelite und lief eiligst zum heiligen Manne, bekannte öffentlich seine Schuld und flehte zu Gott um Verzeihung durch die Fürbitte des heiligen Simeones. Viele waren Zeugen dieses Wunders und sahen mit eigenen Augen den zu Stein gewordenen Vogel.

Gelübde sind gottgefällig.

Als das Schiff, welches Ludwig IX. trug, da er im Jahre 1254 aus dem heiligen Lande zurückkehrte, von einem fürchterlichen Sturme überfallen worden war, machte der heilige König unserer lieben Frau vom Berge Karmel ein Gelübde, in Folge dessen die empörten Elemente plötzlich, wie durch ein Wunder, sich beruhigten.

Karl VI. jagte einst mit seinen Edlen in dem Forste Bouconne. In der Verfolgung eines Edelhirsches trennte er sich von seinem Gefolge und es überfiel ihn die Nacht mitten in diesen pfadlosen, von Bären und Wildschweinen bevölkerten Wäldern; um die Gefahr zu vergrößern, wurde die Finsterniß immer dichter und dichter und Nebel verdeckte die Sterne. Ueber seine Abgeschiedenheit erschrocken und nicht wissend, wohin er sich wenden sollte, machte er zu Ehren Mariä das Gelübde, einen Ritterorden Mariä zu stiften. Alsbald zerstreute ein leichter Wind den Nebel, ein glänzender Stern warf seine Strahlen auf einen betretenen Fußpfad, der ihn aus dem Walde führte. Am folgenden Tag zog Karl an der Spitze seiner Edlen in die Marienkapelle, um sein Gelübde zu erfüllen. Er gründete bald darauf den Ritterorden Unserer Lieben Frau von der Hoffnung und gab ihm einen Stern zum Wappen.

Auf Gelübde rettet Gott aus Gefahren.

Das Kauffahrteischiff, die Stadt Paris genannt, kehrte jüngst von den Küsten Guinea's nach Frankreich zurück. Nach einigen Tagen einer glücklichen Fahrt wurde es von einem fürchterlichen Sturme überfallen. Eine Wasserhose stürzte sich auf das Schiff, das in den Abgrund zu wirbeln schien; Segel und Masten wurden gebrochen und weggerissen. Alles riß das Wasser vom Verdeck; das Schiff glich einem alten abgetakelten Fahrzeuge. Der Kapitän rief die Matrosen und Passagiere zusammen, weil die Gefahr, Schiffbruch zu leiden,

unvermeidlich schien. Alle erschienen am Verdeck und banden sich wechselseitig mit Stricken an's Schiff, um nicht von den Wellen, die wie Berge auf's Verdeck stürzten, hinweggeschwemmt zu werden. Jeden Augenblick, sagt ein katholischer Missionär, der sich auf dem Schiffe befand, glaubten wir, unser letztes Stündchen sei gekommen; der Wind nahm zu, das Brüllen der stürmischen Wogen hinderte uns, einander zu verstehen. Plötzlich rief der Kapitän: „Wir sind verloren, das Wasser dringt durch alle Fugen ein!" Wirklich war das arme Fahrzeug schon zur Hälfte versunken. Da schrie, mitten in der Bestürzung und Todesangst, der Missionär mit zitternder Stimme: „Meine Freunde, laßt uns vor dem Tode noch Gott um Verzeihung bitten, ich will euch dann die Lossprechung ertheilen!" Er wartete, bis das Schiff versinken würde, um im Augenblicke des Todes die Absolution zu geben. Da kam plötzlich ein ungeheurer Windstoß und das Schiff neigte sich vorwärts. „Rettet euch," rief der Kapitän, „wir versinken!" Nun rief der Missionär, wie auf eine Eingebung von oben: „Meine Freunde! ein Gelübde zu Maria! Wir versprechen ihr, barfuß in die nächste beste Kirche zu gehen, um zu beichten und zu kommunizieren; schwört es!" Alle erhoben die Hände. O Wunder! Ein zweiter Windstoß folgte, und brachte das Schiff wieder in's Gleichgewicht. „Es ist noch Hoffnung da," schrie der Kapitän, „nur schnell an die Arbeit, um das Schiff leichter zu machen!" Sogleich rannte man hinab und warf Waaren und Fässer über Bord; das Schiff tauchte wieder ein wenig auf. Sie ließen das Schiff vom Winde, der sich etwas gelegt hatte, forttreiben. Wo waren sie? Wohin fuhren sie? Sie wußten es nicht; aber Maria, die sie rettete, wußte es. Wirklich erblickten sie des andern Tages Land; sie schauten und erkannten Bordeaux, wohin sie eben wollten. Maria hatte sie in den Hafen geführt, sie waren gerettet. Alle stiegen an's Land und erfüllten ihr Gelübde.

Die Unterlassung der gemachten Gelübde bestraft Gott.

In der Klosterkirche der heiligen Ositha machte ein Geistlicher das Gelübde, in das Kloster zu gehen und sich einkleiden zu lassen. Als jedoch die Zeit der Erfüllung des Gelübdes kam, vergaß er darauf. Da hatte er eine außerordentliche Offenbarung der heiligen Ositha; denn er wurde krank, kam dem Tode nahe und rief sie um ihre Fürbitte an. Sie tadelte ihn wegen der Unterlassung des Gelübdes und sagte ihm, daß sie nicht für ihn bitten könne. Auf diese ernste Mahnung versprach er vor dem Bildnisse des Gekreuzigten, sein Leben zu bessern und sein Versprechen zu erfüllen, worauf ihm die Heilige sagte: „Ich will mich deiner erbarmen, wenn auch du mit dir selbst Mitleid trägst und dir ernstlich vornimmst, Gott zu dienen!" Sie flehte zu dem Herrn und Gott verlieh dem Kranken die gewünschte Gesundheit, worauf er sein Gelübde erfüllte und in's Kloster ging.

Von einem unerfüllbaren Gelübde muß man sich vom Bischof dispensiren lassen.

Der heilige Eduard, König von England, hatte aus Dankbarkeit, weil Gott die Unruhen in seinem Reiche gestillt hatte, das Gelübde gemacht, nach Rom zum Grabe des heiligen Petrus zu wallfahrten. Die Großen seines Reiches baten ihn aber mit Thränen, diese Reise zu unterlassen, wegen der neuerdings in seiner Abwesenheit zu befürchtenden Unruhen. Da nun der heilige Eduard die Wichtigkeit dieses Beweggrundes einsah, unterließ er zwar die Reise, meldete es aber dem Papste und bat um Dispens von seinem Gelübde. Der Papst dispensirte ihn und legte ihm statt dessen auf, die Reisekosten an Nothleidende zu vertheilen und zu Ehren des heiligen Petrus ein Kloster zu stiften. Darum baute Eduard das Kloster St. Peter zu Westminster und versah es mit reichlichen Einkünften.

Gelübde soll man pünktlich erfüllen.

Der heilige Willibald wurde im Jahre 704 in England von vornehmen Aeltern geboren. Im dritten Jahre seines Alters fiel er in eine so gefährliche Krankheit, daß selbst die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, weil alle Heilmittel fruchtlos blieben. Die frommen Aeltern, die ihn als den Erstgebornen zärtlich liebten, waren über dieses Unglück sehr bestürzt, und da schon alle Hoffnung des Lebens verloren schien, nahmen sie ihre Zuflucht zu Gott, trugen das todtkranke Kind zu einem Kreuze, beteten dort mit herzlichem Vertrauen zu Jesus und gelobten, ihren Sohn dem Dienste Gottes im geistlichen Stande zu weihen, wenn er wieder gesund werden sollte. Gott erhörte das Gebet der Flehenden, Willibald wurde vollkommen gesund und die Aeltern waren sorgfältig darauf bedacht, das gemachte Versprechen genau zu erfüllen. Da sie ihren Sohn als ein besonderes Geschenk des Himmels ansahen, gaben sie ihn schon im sechsten Jahre seines Alters in das Kloster Waltheim, in welchem Egwald Abt war. Der zarte Knabe wurde bald ein Beispiel der Andacht, der Sanftmuth und des Gehorsams für Alle und die frommen Ordensmänner staunten über die seltenen Fortschritte, die er sowohl in den Wissenschaften, als in der Gottesfurcht machte. Später bekehrte er die Franken und Baiern zum christlichen Glauben.

Gelübde erhört Gott gerne.

Der selige Lanfrank widmete sich zuerst der Rechtswissenschaft; allein diese genügte seinem strebsamen Geiste nicht, er wollte sich, so zu sagen, mit allen Wissenschaften zugleich befassen. Er wanderte über die Alpen und errichtete in der Normandie eine Schule; er gab sie aber bald wieder auf und begab sich nach Rouen, wahrscheinlich, um daselbst einen größeren Wirkungskreis zu finden. Auf der Reise dahin kam Lanfrank bei einbrechender Nacht in einen Wald und wurde von Räubern angefallen. Diese plünderten ihn aus, banden ihm die Augen zu und die Hände auf den Rücken, führten ihn von dem Wege

ab in ein dichtes Waldgebüsch und verließen ihn dann. Zuerst jammerte Lanfrank über sein Unglück; dann wollte er beten, konnte aber nicht, weil er über seinem Eifer in den Wissenschaften das Beten vernachläßigt und verlernt hatte. Nun machte er das Gelübde, wenn ihm Gott aus seiner jetzigen Noth helfe, wolle er ein anderes Leben anfangen und nur noch Gott dienen. Da es gegen Tag ging, hörte er Leute in der Nähe vorübergehen und rief dann um Hilfe. Nachdem diese ihn aufgefunden hatten, banden sie ihn los und führten ihn auf den Weg. Lanfrank erklärte, er wolle in ein ganz armes geringes Kloster eintreten, ob keins der Art in der Umgegend sei? Sie zeigten ihm nun den Weg nach Beck, wo gerade ein ganz ärmliches Kloster errichtet werden sollte. Er traf den Abt an, mit eigenen Händen an dem Baue arbeitend. Lanfrank begehrte nun als Mitglied in den Orden aufgenommen zu werden, was ihm auch ohne Schwierigkeit zugestanden wurde, nachdem man ihm die Ordensregeln zu lesen gegeben und er versprochen hatte, sich daran zu halten. Zuletzt wurde er aus Gehorsam Erzbischof von Canterbury.

Gelübde helfen in der Noth.

Im Jahre 1552 lag in Konstantinopel ein türkischer Pascha, Corcut mit Namen, an einem geheimen Brustgeschwüre sehr krank darnieder. Schon glaubte er sich dem Tode nahe, als einer seiner Sklaven, ein braver Christ, die Gefahr seines Herrn sehend, an sein Bett trat und den Sterbenden mahnte, seine Zuflucht zu Unserer Lieben Frau von Loretto zu nehmen, welche die Macht habe, jede Krankheit zu heilen. Das Verlangen nach Genesung und die Hoffnung, sie zu erlangen, bewog den Pascha, seinen Diener zu bitten, mit ihm die heilige Jungfrau von Loretto anzurufen, mit dem Beisatze, daß er ihm, wenn sein Gebet Erhörung fände, und er genesen würde, die Freiheit zum Danke schenken würde. Der Sklave flehte nun herzinniglich die barmherzige Gottesmutter an. Sofort ward der Pascha gesund, die Krankheit wich und mit der Gesundheit erhielt er auch die Gabe des Glaubens. Sogleich schenkte er seinem Sklaven die Freiheit und befahl ihm, mit einem Brief und mit Geschenken nach Loretto zu gehen, um dort für ihn der heiligen Jungfrau zu danken. Die Geschenke waren ein Tuch von ausgezeichneter Arbeit, ungeheuer große Wachskerzen, eine nicht geringe Summe Silbers, ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, nicht so fast werthvoll, als sonderbar. Der Sklave übergab Brief und Geschenke zum Zeugniß des geschehenen Wunders. Dieser Brief war arabisch geschrieben und in demselben gab er Nachricht, welche Gnade ihm von der Hand Gottes durch die Fürbitte der gebenedeiten Jungfrau geworden. Brief und Geschenke wurden in der Lorettokirche aufbewahrt.

Gelübde helfen.

Joseph Unterhuber, Meier von Weigertsham in der Pfarrei Eiselfing, Landgerichts Wasserburg, wurde am 30. Oktober 1855 auf wunderbare Weise von einer langwierigen Krankheit durch Hilfe der Gnadenmutter von Altötting geheilt. Die Krankheit hatte schon seit Jahren aller ärztlichen Hilfe getrotzt;

dazu gesellte sich noch eine gänzliche Erblindung, von der jeder Arzt behauptete, daß sie ihm sein Lebtag bleiben werde. Da gelobte er, nach Altötting zu wallfahrten. Durch Anrufung Mariä wurde er sowohl an seinen Augen, als auch an seinem übrigen Leibe ganz und gar wieder hergestellt; worüber derselbe in unaussprechlicher Freude der Himmelskönigin seinen tiefgerührtesten Dank aussprach. So ist denn die Hand der allerseligsten Jungfrau heute noch in allen Nöthen hilfreich; sie will noch helfen, weil sie unsere Mutter ist, und sie kann noch helfen, weil sie noch immer Mutter Gottes ist.

Die Nichterfüllung der Gelübde straft Gott.

In dem Jahre, als das heilige Gnadenbild zu Hardenberg auf dem Altare aufgestellt wurde, lag der protestantische Freiherr Franz von Wendt, Herr zu Kraffenstein, bei seinen Freunden zu Hardenberg, wo er auf Besuch war, an einer schweren Krankheit, welche ihm sogar den Gebrauch des Verstandes genommen hatte, hoffnungslos darnieder. Die Freifrau von Hardenberg nahm ihre Zuflucht zu einer Novenne, indem sie neun Samstage das heilige Meßopfer zu Ehren Unserer Lieben Frau darbringen ließ, um durch ihre Fürbitte nicht nur die Gesundheit und den Wiedergebrauch der Vernunft, sondern auch die Bekehrung des Kranken zum alleinseligmachenden katholischen Glauben zu erlangen. Kaum hatte der Priester beim Beginne der ersten Messe zu Anfang des Staffelgebetes das heilige Kreuzzeichen gemacht, da richtete sich der Kranke im Bette auf und begehrte von seinem katholischen Diener, daß er ihn mit dem heiligen Kreuze bezeichne, damit der Teufel ihn nicht, wie er sagte, aus dem Bette hole. Schon ist die Freifrau aus der heiligen Messe zurückgekehrt und es fährt der Kranke selbst noch immer fort, das heilige Kreuzzeichen zu machen, um sich gegen teuflische Versuchungen zu schützen. Sie erkundigte sich nach seinem Befinden und der Kranke antwortete jetzt ganz vernünftig: O meine liebe Frau Base, Gott sei gelobt und gedankt, der mir den Verstand wieder gegeben; es ist nun ausgemacht, daß ich katholisch leben und sterben will; lassen Sie doch einen Beichtvater zu mir kommen! Pater Kaspar erschien und als ihn dieser fragte, warum er zur katholischen Kirche zurückkehren wolle, gab er zur Antwort, daß er schon vor geraumer Zeit Gott das Versprechen gemacht, katholisch zu werden, daß aber seine Brüder und Schwestern ihn so lange daran gehindert, bis er das Gelübde ganz vergessen und die Mahnstimme seines Gewissens nicht mehr beachtet habe. Jetzt in der Krankheit sei sein Gewissen erwacht, aber der Teufel habe ihm zugleich die Größe seiner Sünden vorgehalten und wegen bisheriger Verachtung der Gnade zur Verzweiflung an die Barmherzigkeit Gottes hinreißen wollen. Da er nun durch eben diese Barmherzigkeit noch am Leben und ihm der Verstand wiedergeschenkt sei, so dürfe und wolle er Gottes kräftiger Gnade nicht länger widerstehen, sondern sein Versprechen ungesäumt halten. Er legte noch an demselben Tage eine Generalbeichte ab, empfing am andern Morgen die heilige Kommunion und letzte Oelung. Aber siehe, der, von dem die Aerzte ausgesagt, daß er auch im Falle der Genesung noch neun Wochen das Bett werde hüten müssen, stand

noch desselben Morgens auf, setzte sich mit den Anwesenden zu Tische, aß und trank, war gesund und blieb gesund; voll Dank gegen Maria, die ihm nebst der Gesundheit auch die Gnade des Glaubens erfleht hatte.

Gelübde machen hilft in der Noth.

Im Dorfe Bibergau lebte ein Bauer, Namens Richard Schiller, der einen Knaben von fünf Jahren hatte. Im Jahre 1506 am 23. Juli ging der Knabe mit einer Sichel auf's Feld hinaus, um, wie er von andern gesehen, zu grasen. Hinter den Zäunen aber war ein Wolf verborgen, der den Knaben plötzlich packte und mit seiner Beute sich entfernte. Sogleich hinterbrachte man es dem Vater, der, aus seiner Wohnung stürzend, den Wolf mit dem Knaben in der Ferne laufen sah, aber nicht mehr helfen konnte. Von Angst ergriffen, verzweifelnd an menschlicher Hilfe, fiel er zu Boden und rief mit Thränen zur göttlichen Mutter Maria: „O heilige Maria, Mutter des Herrn, gib mir den Knaben unverletzt zurück und ich will zu deinem heiligen Bilde nach Dettelbach ziehen, dort beten, danken und opfern!“ O Wunder! kaum hatte er dieß gelobt, als der Wolf den Knaben aus seinem Rachen fallen ließ und davon lief. Schnell eilte der angstvolle Vater hinzu und fand den Knaben unverletzt. Seine Freude war unbeschreiblich und sein Dank gegen die liebe Frau, als er sein Gelübde erfüllte, unbegrenzt.

Im Jahre 1507 fiel im Dorfe Meyern ein Knabe von sechs Jahren in einen sehr tiefen Brunnen, ohne daß Jemand darum wußte. Als die Aeltern längere Zeit nach ihm in und außer dem Hause suchten und ihn nicht fanden, da ergriff sie große Angst und zur Mutter Gottes inbrünstig flehend, gelobten sie eine Wallfahrt nach Dettelbach, mit einer Kerze, ein Pfund schwer, wenn sie den Knaben gesund wieder fänden. Nun suchten sie auch das ganze Dorf aus und endlich fanden sie den Knaben im Brunnen liegend wie einen Schlafenden. Als sie ihn mit größter Eile herausgezogen, fanden sie ihn frisch und gesund, auch nicht ein Tropfen Wasser war in ihn gedrungen. Dessen waren Viele Zeugen, die das Wunder weithin verbreiteten.

Gelübde machen rettet aus der Gefahr.

Als gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts der österreichische Gesandte Karl Friedrich, Graf von Boucquoi, auf einer Seereise von Rom nach Spanien begriffen war, gerieth er durch einen Sturm in große Lebensgefahr. Da gelobte er nun feierlich, auf seinem Gute Liebegitz in Böhmen der Mutter Gottes eine Kirche zu bauen, wenn er durch ihre Fürbitte der Gefahr entrinnen würde. Der Sturm ging vorüber und er landete glücklich in Spanien. Hier ließ er sogleich ein Marienbild verfertigen, um es in seiner gelobten Kirche aufstellen zu können. Nach seiner Rückkehr ließ er sogleich die Kirche bauen, welche seine Söhne vollendeten.

Gelübde retten aus Gefahren.

In Messina in Sizilien steht eine Kirche der Mutter Gottes am Hafen, die man weithin im Meere sieht. Am Gewölbe der Kirche sieht man viele Abbildungen von Schiffen, die im Meeressturm durch Mariä Beistand gerettet wurden. Unter Anderem sieht man auch einen an der Sonne getrockneten Fisch aufgehangen, womit es folgende Bewandtniß hat. Ein Schiff erlitt an einem Felsenriff einen Leck. Man arbeitete mit aller Anstrengung an den Schiffspumpen, um das eindringende Wasser auszuschöpfen und den Leck zu verstopfen; allein vergebens. Da thaten die Schiffsleute, die in Gefahr waren, unterzugehen, das Gelübde einer Wallfahrt zur Mutter der Gnade, und siehe, plötzlich drang kein Wasser mehr in's Schiff. Als man nun in Messina landete und das Schiff am Gestade umlegte, um den Schaden auszubessern, sah man, daß ein Fisch mitten in dem offenen Leck wie eingezwängt lag, und diesen so ausfüllte, daß kein Tropfen Wasser durchfließen konnte. Erkennend nun, daß die Hand der allerseligsten Jungfrau ihnen diesen Fisch zu Hilfe gesandt, zogen die Schiffsleute jubelnd in die Gnadenkirche zu Messina und dankten mit glühenden Worten ihrer erhabenen Retterin.

Gelübde hebt die Strafe.

Der selige Franziskaner-Provinzial Ladislaus baute eine Kapelle zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria. Allein der Pfarrer von Skape wollte dieses nicht zugeben. Von rechtschaffenen Männern wurde er gemahnt, dem Willen Gottes sich nicht zu widersetzen, und als man ihm sagte, daß mehrere andächtige Pilger in der Kapelle der heiligen Jungfrau zur Nachtszeit Engelsstimmen haben singen hören, welche dieses mit einem Eide bekräftigen wollten, brach er sogar vor Zorn in Lästerungen aus und suchte die Kapelle zu verunehren. Aber kaum hatte er dieses gethan, als er plötzlich, von einer Krankheit getroffen, zur Erde stürzte, so daß man ihn nach Hause tragen mußte. Von den Schmerzen der Krankheit arg gequält, erkannte er endlich seine Schuld, rief die allerseligste Jungfrau um ihre Fürbitte an, und that das Gelübde, er wolle von nun an gerne ihr Lob verkündigen, und in einer feierlichen Prozession zur Kapelle gehen, um ihr seine Huldigung darzubringen, wenn sie ihm die Gesundheit gewähren würde. Und siehe, kaum hatte er sein Gelübde gemacht, als er sogleich gesund wurde. Er erfüllte auch sein Gelübde, ging mit seinen Pfarrkindern in die heilige Kapelle, dort bekannte er seine Schuld, bat die Väter Franziskaner um Vergebung, hielt ein feierliches Lobamt auf dem, mit dem Bilde der Mutter Gottes gezierten Altare, und dankte für seine Genesung.

Gelübde helfen in Krankheiten.

In Kent war ein Knabe von seiner Geburt an bis in sein dreizehntes Jahr so mißgestaltet an seinen Füßen, daß er nie ohne zwei Krücken gehen konnte. Im August des Jahres 1653 gelobte seine Mutter, eine Wallfahrt nach Kevelaer zu Maria zu unternehmen. Kaum hatte sie dieses Gelübde

vollbracht, als der Knabe sogleich seine Krücken von sich warf und sich alsbald zu seinem Großvater begeben konnte, welcher erstaunt war über diese übernatürliche Genesung. Der Knabe konnte später ohne alle Beschwerde gehen.

Die gottselige Anna Katharina, Tochter des Herzogs von Mantua, ward im vierten Lebensjahre von der Wassersucht befallen. Zwei Jahre mußte sie leiden und schon war sie von den Aerzten aufgegeben. Die betrübten Aeltern nahmen nun ihre Zuflucht zu derjenigen, welche das Heil der Kranken ist und thaten das Gelübde, ihr Kind gänzlich dem Dienste Gottes und Mariä zu weihen, und kaum hatten sie das Versprechen abgelegt, als augenblicklich Besserung eintrat und das Kind gesund wurde. Von nun an betrachteten die Aeltern ihre Tochter als ein zum zweitenmale ihnen von Gott geschenktes Gut und aus Dankbarkeit erinnerten sie oft die junge Anna Katharina an ihr gemachtes Gelübde und leiteten so ihr Gemüth zur zarten Andacht gegen die Himmelskönigin.

Gelübde muß man auch gewissenhaft erfüllen.

Der heilige Geist selbst befiehlt dieses, Pred. 5, 3. 4: Hast du etwas gelobet, so säume nicht, es zu erfüllen. Viel besser ist, nicht geloben, als geloben und das Versprechen nicht halten. — Der heilige Franz von Sales hatte in seiner Jugend das Gelübde abgelegt, täglich den Rosenkranz zu beten. Als nun eine Person das Gleiche thun wollte, und ihn deßhalb um Rath fragte, sagte er: Hüten Sie sich ja, das zu thun! Und als die Person entgegnete: Warum widerrathen Sie Andern, was Sie doch selbst in Ihrer Jugend gethan haben? gab er zur Antwort: Das Wort Jugend entscheidet die Sache. Denn damals überlegte ich noch nicht, was ich that; allein jetzt bei reifem Alter sage ich Ihnen: thun Sie es nicht! Ich sage nicht, daß Sie den Rosenkranz nicht beten sollen; im Gegentheile empfehle ich Ihnen denselben auf das dringendste und ermahne Sie, ihn alle Tage zu beten; es wäre mir aber lieber, wenn Sie sich durch einen ernsten, festen Vorsatz, als durch ein eigentliches Gelübde dazu verpflichteten. Denn auf solche Weise setzen Sie, wenn es Ihnen widerfahren sollte, denselben zu unterlassen, Sich nicht der Gefahr aus, Gott zu beleidigen. Mit dem bloßen Gelübde ist nichts gethan; man muß es auch erfüllen und zwar ist man unter einer Sünde dazu verpflichtet, was wahrlich keine Kleinigkeit ist. Ich versichere Sie, daß jenes Gelübde mich nicht selten in Verlegenheit brachte und daß ich schon nahe daran war, mich davon dispensiren oder dasselbe in eine andere, gleich wichtige, geistliche Uebung verwandeln zu lassen, die keinem solchen Zwange unterworfen ist.

Auf Gelübde rettet Gott aus Gefahren.

Zwei mailändische Edelleute gingen einst auf die Jagd und unweit Meda, zwölf Meilen von Mailand, verirrten sie sich in einem dichten Walde also, daß sie ihre Bedienten aus dem Gesichte verloren. Inzwischen stießen sie auf zwei wilde Schweine von unglaublicher Größe, welche im größten Grimme auf sie losgingen. Diese flohen auf einen Hügel, wo eine alte Kapelle zum heiligen

Viktor stand. Dort stiegen sie auf zwei hohe Lorberbäume. Die Schweine umwühlten die Wurzeln der Bäume, welche bereits zu schwanken begannen. Im Schrecken that ein Jeder, unwissend um den Andern, in seinem Herzen das Gelübde, daselbst Gott und dem heiligen Viktor zu Ehren ein Kloster zu bauen. Die Schweine gingen augenblicklich von dannen. Nachdem sie herabgestiegen waren, theilte Einer dem Andern sein Gelübde mit, und siehe, sie hatten Beide den nämlichen Gedanken gehabt. Unverweilt bauten sie das Kloster; sie selbst aber wurden Einsiedler bis zu ihrem heiligen Tode. (Emanuel Laudensis. 13. Februar.) Die zwei Kardinäle Carolus und Fridericus besuchten selbst ihre Höhle und erbauten sich an ihrem heiligen Lebenswandel.

Gelübde, auch beschwerliche, muß man getreu erfüllen.

In der nächsten Umgebung von Ofen, in einer der deutschen Ortschaften, lebte ein Bauernehepaar, welches einen vierjährigen Sohn hat. Die Cholera hatte vor Kurzem das Kind auf's Krankenlager geworfen und die Mutter machte das Gelöbniß, wenn das Kind genese, so wolle sie mit Erbsen in den Schuhen nach Maria-Einsiedel wallfahrten und dort dreimal die Kirche umkreisen. Das Kind genas und die Mutter hielt redlich ihr Wort, hat aber dabei ihre Füße so zugerichtet, daß sie schließlich weder stehen noch gehen konnte und mittelst Wagen nach Hause gebracht werden mußte. Die Arme muß nunmehr selbst statt des Söhnleins das Bett hüten; aber sie erträgt doch die Schmerzen mit Geduld, in dem frohen Bewußtsein, ihr Gelübde erfüllt und das Kind vom sicheren Tode errettet zu haben.

Man darf seine Gelübde nicht unterlassen mit der Entschuldigung: Ich habe keine Zeit.

Ein Schriftsteller erzählt: Ein Bauer hat mir einmal erzählt: Man entschuldigt gar oft seine Faulheit und Trägheit, seinen Leichtsinn und seine Gewissenlosigkeit mit der Lüge: man habe keine Zeit. Das ist ein faules Ei und das hab ich einst an mir selbst erfahren. Meine Frau war gefährlich krank; in dieser großen Noth versprach ich eine Wallfahrt nach Einsiedeln, sofern Gott meine Frau am Leben erhalten und ihr die Gesundheit wieder verleihen sollte. Was geschieht? Mein Weib wird in kurzer Zeit kerngesund, aber jetzt war ich auch Gott die versprochene Wallfahrt schuldig; allein, so oft ich mich dazu anschicken wollte, kam stets ein Hinderniß. Bald hinderte mich das Vieh, bald die Kinder, bald das Geschäft, bald der Winter, bald das Geld, bald der Sommer, bald das Wetter und wenig hätte gefehlt, so wäre die Wallfahrt gänzlich in Vergessenheit gerathen. Doch unser Herrgott erinnerte mich sehr derb wieder daran, machte mir Füß', gab mir die nothwendige Zeit und führte mich nach Einsiedeln. Nach fünf Jahren wird mein Weib noch gefährlicher krank, als das erstemal und mit ihr legt sich auch der älteste Sohn und die älteste Tochter. Da waren Noth und Elend groß. Ich hatte alle Hände vollauf zu thun und wußte meines Kreuzes kein Ende. Eines Tages sagte meine Frau sterbensmatt zu mir: Lieber Mann! Weißt d': vor

fünf Jahren hast du eine Wallfahrt nach Einsiedeln versprochen und Gott hat mir damals Leben und Gesundheit wiedergeschenkt, aber dennoch hast du die Wallfahrt nicht unternommen. Wer weiß, ob Gott durch diese wiederholte Krankheit dich nicht an jenes Versprechen erinnert und ob Er, dir zur Strafe, nicht unsere zwei ältesten Kinder auf's Krankenbett gelegt! O lieber Mann! Geh doch nach Einsiedeln! Die liebe Mutter Gottes wird gewiß wieder helfen! Was wollt' ich thun? 's war freilich hart: drei Patienten daheim, die Aernte vor der Thür, lauter fremde Leut' im Haus, und die theuere Doktors- und Apothekersrechnung! Jetzt hatt' ich freilich, im Grund genommen, am wenigsten Zeit und die schlimmste Gelegenheit; allein noch an demselben Tage nahm ich den Rosenkranz, Stock und Hut, und ging in Gottes Namen nach Einsiedeln; und glauben Sie mir, Herr Pfarrer, mein Lebtag habe ich nie so andächtig gebetet, und kein Weg ist mir so kurz vorgekommen, als die siebenzig Stunden von M— nach Einsiedeln. Jetzt hatt ich Zeit, jetzt konnt ich gehen und Alles im Stiche lassen. Ja, ja, wenn die Noth an den Mann geht, so kann man viel und an der Redensart: „Ich hab keine Zeit" ist kein wahres Wort; diese Redensart ist ein faules Ei.

Gelübde muß man redlich erfüllen.

Bernhard, Graf von Kamenz, hatte sich bei dunkler Nacht mit seinem Pferde bei Panschwitz in der Lausitz im Moraste verirrt. Keinen Ausgang findend und in Gefahr, in den Abgrund zu versinken, nimmt er seine Zuflucht zu Maria und macht das Gelübde, falls er glücklich auf festen Boden gelange, zur fortwährenden dankbaren Erinnerung ein Kloster zu erbauen. In demselben Augenblicke geht der Morgenstern auf, daneben bemerkt er das Haupt einer Cisterzienserin, gelangt glücklich an's Land und erbaut das Kloster Mariastern in der Lausitz anno 1250.

Gelübde unterstützen das Gebet und machen es kräftiger.

In den Zeiten des Faustrechts fing ein Ritter einen gewissen Petrus ein, der einen seiner Leute sollte verwundet haben, ließ ihn foltern und dann aufhängen. Der Geängstigte betete zu Gott um Rettung und gelobte, falls er mit dem Leben davon komme, wolle er zehn Jahre nach einander das Grab der heiligen Brigitta in Wodstena besuchen. Er hing nun vom Mittag bis zum Abend am Galgen. Ein Mensch trug Gelüsten nach seinen Stiefeln und Kleidungsstücken. Ein in der Nähe befindlicher Knabe, der den Anschlag wahrnahm, rief: er möchte sich hüten, denn eine Frau im weißen Gewande, der die Haare bis auf die Brust herabreichten, halte den Gehenkten in der Schwebe. Da sprach der Andere: Möchte doch die heilige Frau, deren Ueberreste jüngst durch dieses Land geführt wurden, und deren Koch ich durch drei Jahre war, diesem Menschen zum Heile helfen! Aus Ehrfurcht vor ihr werde ich den Strick zerschneiden. Der Gehenkte lag auf dem Boden. In der Nacht stellte sich leichtes Athmen ein, er schlug die Augen auf und kam wieder zu sich. Es waren ihm noch die Hände vor der Brust zusammengeschnürt. Er wollte sie

mit den Zähnen zernagen. Sobald er seinen Mund daran setzte, gingen sie von selbst auf. Er stand auf und klagte beim König, der jenen Ritter aus dem Reiche verbannte. Ohne dieses Gelübde würde sein Gebet kaum so kräftig gewesen sein.

Gelüste.

Die kleinen unschuldigen Gelüste bezähmen dient zur Tugendübung.

Von einem gewissen Altvater erzählten die Brüder, es habe ihn einst nach einer Gurke gelüstet. Als man ihm eine brachte, hing er sie vor seinen Augen auf, berührte sie aber nicht, damit ihn seine Lust nicht besiege, sondern that vielmehr Buße zur Strafe, daß ihn darnach gelüstet hat. Das ist eine vortreffliche Tugendübung.

Der selige Heinrich von Botzen war ein Taglöhner und lebte sehr heilig. Obwohl er in seinem Stande viel Noth und Mühe hatte, fastete er doch viel, gebrauchte eine harte Lagerstätte und bekämpfte auf alle Weise die Sinnlichkeit. Eines Tages sah er einige Weiber in einem Bache Krebse fangen. Da regte sich in ihm auch das Verlangen nach Krebsen. Sogleich aber strafte er diese Begierlichkeit. Er ließ sich einige Krebse geben, schob dieselben zwischen sein Hemd und die bloße Haut hinein und ließ sich unbarmherzig zwicken; und als sie todt waren, ließ er sie an der alten Stelle noch eine Zeit lang, damit ihr übler Geruch ihn ganz abtödte. So machten es die Heiligen mit ihren Gelüsten, wenn sie auch unschuldig waren, und auf diese Art wurden sie Herr über ihre sinnliche Begierlichkeit.

Gemälde.

Unsittliche Gemälde sollen verbrannt werden.

Einem gottseligen Religiosen aus dem Karmeliter-Orden ist ein bekannter Maler nach seinem Tode ganz feurig erschienen und hatte doch einen gottseligen Wandel geführt. Er sagte: er habe schon in der Jugend ein nacktes Weibsbild gemalt und im Gerichte seien jene verdammten Seelen gegen ihn aufgestanden, die durch dessen Anblick verführt worden. Weil er aber schon strenge Buße gethan, sei er zum Fegefeuer verurtheilt worden, bis gedachtes Bild verbrannt sei. Dieses möge er dem Edelmann als Besitzer des Bildes andeuten und zur Wahrheit werden ihm innerhalb acht Tagen zwei Söhne sterben, und wenn er das Bild nicht verbrennt, wird er selbst in Bälde sterben. So geschah es; er verbrannte das Bild nicht auf der Stelle und es starben seine zwei Söhne; hernach verbrannte er das Bild, darum blieb er am Leben.

Gemeinschaft.

Es gibt eine Gemeinschaft der Heiligen.

Konrad III., deutscher Kaiser, rückte 1140 mit seinen Mannen in's Schwabenland und belagerte das Städtchen Weinsberg. Was wurde aus dem

belagerten Städtchen? Es mußte sich endlich an Konrad ergeben, und dieser gewährte nur den Weibern freien Abzug, gestattete ihnen jedoch, so viel aus der Stadt mitzunehmen, wie sie tragen könnten. Da nahm jede Frau ihren Mann auf den Rücken und wanderte mit ihm zum Thore hinaus. Zwar bemerkte Konrad's Bruder, der Herzog Friedrich, daß dieß eine Hinterlist sei; aber Konrad hielt doch buchstäblich sein Wort und alle Weinsberger Männer erlangten Begnadigung. Wenn also schon Konrad, der doch den Männern zürnte, sie dennoch um der Weiber willen an der Freiheit der Weiber Theil nehmen ließ, obschon er sie nicht versprochen hatte: warum sollte Gott die Fürbitte der Lebenden für einander und der Heiligen für uns und für die armen Seelen nicht gelten lassen? warum sollte Er nicht eine Gemeinschaft der guten Werke statt finden lassen?

Es gibt eine Gemeinschaft der Heiligen.

Der Beweis liegt darin, daß die Heiligen die Krankheiten Anderer übernahmen. So hatte die selige Osanna von Mantua die Genugthuung für ihren Vater zu übernehmen sich angeboten; der Herr aber hatte es ihr verweigert, weil sie davon den Tod haben würde; dagegen hatte ihr der Herr mehrmal gestattet, für Krankheiten Anderer ihrer Lieben einzustehen. So befürchtete sie für die Fürstin Isabella von Mantua ein schweres ihr bevorstehendes Siechthum; für zwei ihr bekannte Predigermönche, die zur Synode reisten, die Gefahren dieser Reise durch ungesunde Gegenden und erbat sich vom Herrn die Erlaubniß, für sie einzustehen. Ihr Flehen wurde ihr endlich gewährt, sie wurde sogleich von einem heftigen Fieber ergriffen, das sie nahe an den Rand des Grabes brachte. Isabella aber blieb gesund und die Beiden kehrten wohlbehalten nach Rom zurück. Vor der Thüre der heiligen Lidwina saß einst eine Frau, wegen der Grausamkeit der Schmerzen, mit denen sie behaftet war, in Thränen ausbrechend. Als die Jungfrau innen sie also bitterlich weinen hörte, rief sie ihrem Beichtvater und fragte ihn, was das doch sei? Dieser erwiederte: Es ist eine Frau, die bis zum Zähneklappern gepeinigt, Ruhe sucht und keine findet. Lidwina ließ sie zu sich kommen und sagte: Willst du, Schwester, daß ich in dieser deiner Noth dir helfe? Darauf antwortete die Frau: Ich wollte wohl, ich wollte gerne, du bist aber selbst schon mit Krankheit hinreichend beladen, bete darum nur, ich bitte dich, zu Gott um meinetwegen! Die Jungfrau betete sofort zum Herrn, und die Pein wurde sogleich von der Andern genommen, ihr aber zugelegt; so daß sie einen Tag und eine Nacht in ungewöhnlicher Weise zum Erstaunen der Anwesenden auf's heftigste zu leiden hatte. Auch für ihre Stadt hat sie zum öfteren, zur Abwendung von Gefahren und Blutvergießen, neben dem Gebete auch große Leiden am Körper übernommen. Wenn es keine Gemeinschaft der Heiligen gäbe, wie könnte Einer für den Andern leiden?

Gemüth.

Der Christ muß seine Gemüthsart durch Selbstbeherrschung veredeln.

Der heilige Ignatius von Lojola war von mittlerer Größe, jedoch eher klein als groß. Seine Gesichtsfarbe war dunkelgelb, das Haupt von Haaren entblößt, die Augen tief liegend und voll Feuer, die Stirne breit, die Nase gebogen; nach den Ansichten der Physiognomiker lauter Zeichen von Verstand. Er hinkte ein wenig von der Wunde, welche er bei der Belagerung von Pampelona erhalten hatte, allein man sah es kaum. Es kann nicht leicht eine lebhaftere und feurigere Gemüthsart geben, als die seinige, dennoch aber hielten ihn die Aerzte für phlegmatisch und er schien es auch wirklich zu sein, so hatte er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, sich zu bezwingen. Die ganze Erscheinung seiner Person war so würdevoll und so sanft, so edel und so bescheiden zugleich, daß man bei seinem bloßen Anblicke gar nicht zweifeln konnte, daß er nicht allein ein guter Mann, sondern auch ein Heiliger war. Diese Veredlung seiner Gemüthsart war die Frucht seiner unausgesetzten Selbstverläugnung.

Genäschigkeit.

Genäschigkeit und ihre Folgen.

Dieser Tage, 1865, starb im Spitale der barmherzigen Brüder zu Wien der fünfzehnjährige Sohn einer Tischlerswittwe. Die Genäschigkeit verleitete ihn, in der Brigittenau in einen Garten zu steigen, und Etwas abzureißen. Der Gartenarbeiter ertappte ihn und mißhandelte ihn so barbarisch, daß ein Starrkrampf bei ihm eintrat, der nach vierundzwanzig Stunden sein Leben endete.

Genußsucht.

Genußsucht macht Diebe.

Es ist doch ein bedenkliches Ding um eine flotte Kameradschaft, namentlich bei jungen Leuten, und der denkwürdige Abraham a Santa-Clara hat nicht umsonst das Verslein geschmiedet: Die Freundschaft, die in Saus und Braus besteht, oft miteinander flöten geht. Die drei Brüder, Heinrich, Karl und Theodor Michl, blutjunge Bürschchen, haben sich in ihrem Leichtsinne wohl niemals gedacht, daß sie mit ihrem lustigen Freunde Nikolaus Heim, der sie hin und wieder mit nobler Liberalität regalirte, ein Zusammentreffen vor Gericht halten sollten. Und doch mußte es so kommen. Nikolaus Heim, Handlungsbediensteter bei dem Kaufmanne Achhorner, ist einer von den jungen Leuten, welche ebenso unerfahren, als leichtsinnig in der Strömung der Lust, der Genußsucht und des Vergnügens ihr Glück versuchen und zu diesem Zwecke aus der Kasse ihrer Dienstgeber heimliche Subventionen entnehmen. Auch der Angeklagte verfiel auf dieses Mittel, indem er durch ungefähr fünf Monate regelmäßig wöchentlich zweimal zehn bis zwölf Gulden aus der Geldlade entwendete und hierüber in seinem Notizenhefte gewissenhaft Buch und Rechnung

führte. Um aber für den Fall einer unvorhergesehenen Entdeckung gesichert zu sein, übergab er vorsichtig genug die gestohlenen Beträge jedesmal seinen Mitangeklagten zur Aufbewahrung. Das Geld wurde dann auf gemeinschaftlich arrangirten Landpartien entsprechend verwendet und die lustige Gesellschaft befand sich recht wohl dabei, bis sich das leidige Sprüchlein an ihnen vollzog: Nach Sonnenschein folgt Regen. Traurig genug, daß es ein Thränenregen war. Heim und seine drei flotten Kollegen standen am 7. September 1866 als Angeklagte vor dem k. k. Landesgerichte Wien. Das Urtheil lautete wider Nikolaus Heim wegen Verbrechens des Diebstahls auf zwei Jahre schweren Kerker, wider Heinrich Michel wegen Mitschuld hieran auf acht Monate und wider dessen beide Brüder Karl und Theodor auf je vier und zwei Monate Kerker.

Genügsamkeit.

Genügsam soll man sein mit dem, was man hat.

Ohne Abtödtung hat die menschliche Tugend keinen Bestand; die Abtödtung fängt zuerst mit dem Gaumen an. Bist du dein eigener Herr, so begnüge dich, zu essen, wie es die Haushaltung gestattet; bist du Diener, so wünsche nicht, das oder jenes zu essen, sondern esse dich satt von dem, was aufgesetzt wird. Der heilige Franz von Sales aß von gemeinen Speisen zur Abtödtung sich satt und ließ jene, die ihm gut geschmeckt haben würden, unberührt stehen. Wer seinen Gaumen nicht abtödtet, wird nie zufrieden sein; er wird reicher zu sein begehren, um besser essen zu können, und ist unzufrieden mit seiner Armuth; er wird die Reichen beneiden und ist unzufrieden, daß er es nicht auch ist. Dich beschämet der Fuchs in Genügsamkeit. Er speiset Hühner und Hasen, wenn er sie haben kann; er läßt sich Honig und süße Weintrauben schmecken, wenn er sie haben kann; er ist aber nicht so lecker, daß er alle Tage so gut leben zu müssen dächte und daher nimmt er für täglich und gewöhnlich fürlieb mit Mäusen, Ratten, Käfern und Fröschen. Darum schäme dich, o Christ, der Sklave deines Gaumens und Bauches zu sein; lerne genügsam sein!

Genügsamkeit schützt vor Sünden der Ungerechtigkeit.

Manius Curius Dentatus wurde dem Pyrrhus entgegengestellt, ein Mann, der genügsam war und die Armuth liebte. Man beschuldigte ihn, er habe im Kriege gegen die Sabiner etwas von der Beute unterschlagen; er aber that einen Eid darauf, von der Beute nichts behalten zu haben, als einen hölzernen Krug. Als er zum erstenmale das Consulat verwaltete, schickten ihm die Samniter Geschenke, einen Frieden zu vermitteln. Diese fanden den Consul auf einer hölzernen Bank beim Feuer sitzen und ein Gericht Rüben essen, das er sich selbst eben gekocht hatte. Lächelnd wies er ihre Geschenke ab und sagte: Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst durch Unrecht reich sein. Bei keinem andern Volke findet man so viele Züge von Genügsamkeit und von Verachtung des Geldes und der Würden, als bei den Römern aus dieser Zeit.

Genügsamkeit und Vertrauen auf Gott erhalten bei guter Laune.

Als Kaiser Rudolph gegen Ottokar, König von Böhmen, zu Felde zog, fragte ihn ein Herr von Klingen, wer seinen Schatz in Verwahrung habe? Rudolph antwortete ihm, er wisse von keinem Schatze, habe kein Geld bei sich, als fünf Schillinge schlechter Münze. Wie er denn Krieg führen wolle? — Je nun, sagte Rudolph, Gott hat mir ja bisher geholfen, Er wird wohl ferner helfen. Wirklich bekümmerte er sich nicht um das Woher. Wo er durchkam, mußten ihn die Fürsten und Städte mit dem Nöthigen versorgen. Freilich behalf sich der Kaiser auch, so viel er konnte; er flickte im Felde sein Wams eigenhändig, und wenn die Soldaten über Hunger klagten, so führte er sie wohl auf ein Rübenfeld und ging ihnen selbst mit dem Beispiele voran, wie man sich durch rohe Rüben sättigen könne. Darum nannten ihn boshafte Spötter wohl auch den Bettelkönig. So genügsam soll Jeder sein!

Nicht Gold und Silber, sondern Genügsamkeit macht zufrieden.

In der lybischen Wüste wohnte ein Einsiedler, der eine Hütte in der Erde hatte, weil die heftigen Winde eine Wohnung über der Erde umgeworfen haben würden; er lebte von Gerstenbrod und Kräutern. Nur hinter Hügeln kann ein wenig Gerste gebaut werden. Und doch ist die Gegend bewohnt. Die Einwohner leben von Milch und Gerstenbrod; sie sind aber auch frei von Abgaben. Sie kaufen nicht und verkaufen nicht; von Betrug oder Diebstahl wissen sie nichts; Gold und Silber besitzen sie keins und wünschen sich auch keins. Als Jemand ihrem Priester zehn Goldstücke antrug, schlug er sie aus; als man ihm aber einige Kleider gab, nahm er sie freundlich an. Und doch sind diese Leute zufrieden, weil sie genügsam sind.

Nicht Vermögen, sondern Genügsamkeit macht glücklich.

Der Habicht sagte einst zum Zaunkönig, der wegen seiner Kleinheit nur kleine Würmer frißt: Bin ich nicht weit glücklicher als du? Ich esse Tauben, Rebhühner, Hasen; halte herrliche Tafel. Rühme dich nicht, entgegnete das Goldhähnchen, ich lebe vielleicht weit zufriedener und ruhiger als du. Nach einigen Tagen flog der Habicht wieder auf Raub aus, der Jäger lauert, schießt, trifft und hängt den Habicht zu den andern Raubvögeln an's Thor. Das Goldhähnchen sieht ihn, fliegt hinzu und sagt: O mein Freund, wie weit glücklicher wärest du gewesen, mit mir Würmer zu essen!

Geräthe.

Geräthe, geweihte heilige, verspotten, Strafe.

Auf dem Berge Poczajow in Polen stand eine Marienkirche. Die frühere katholische Besitzerin der Herrschaft schmückte diese Kirche auf's Beste. Nach ihrem Tode kam ein gewisser Andreas Firlei, Pfalzgraf von Sandomir, ein fanatischer Anhänger der lutherischen Ketzerei, in den Besitz von Poczajow und

der dazu gehörigen Güter. Dieser bemühte sich, alle Spuren des katholischen Glaubens und der Verehrung Unserer Lieben Frau in jener Gegend zu vertilgen. Er zog also die Besitzungen des Basilianerklosters ein, vertrieb die Mönche, beraubte die Kirche Mariä Himmelfahrt alles Schmuckes und aller kostbaren Gefäße, ließ das wunderthätige Muttergottesbild aus der Kirche herausnehmen und auf sein Schloß bringen, wo man mit den heiligen Geräthen frevelhaften Muthwillen trieb, indem die Gemahlin des Pfalzgrafen zum Spotte die Gewande anzog und er selbst aus den Kirchengefäßen trank. Allein die Strafe Gottes folgte auf dem Fuße nach. Die Pfalzgräfin ward alsobald vom Teufel besessen und sie wurde davon nicht eher befreit, als bis ihr Mann das Muttergottesbild und Alles, was er aus der Kirche der Himmelfahrt Mariä genommen hatte, zurückstellte. Diese auffallende Strafe Gottes hatte zur Folge, daß das Gnadenbild von nun an häufiger besucht wurde und in demselben Maße auch die himmlischen Gnaden reichlicher floßen.

Gerechte.

Wenn der Gerechte gottlos wird, so wird er's doppelt.

Wird das Silber aufgelöset mit Salpetersäure, dann mit Laugensalz und Salzwasser, das Gold aber mit Quecksilber und Salmiakgeist, so entsteht aus diesen edelsten Metallen das leicht entzündliche und in seiner Explosion furchtbare Knallgold und Knallsilber. So ist es mit den Gerechten. Wenn solche, die schon im Rufe der Heiligkeit stehen, abkommen, dann werden sie desto schlechter und verdorbener; denn ihr Fall besteht selten nur in Einer Sünde, sondern in mehreren schweren Sünden; indem sich gerne Heuchelei einnistet, welche die Seele ganz verdirbt.

Der Gerechte kann durch Gebet und Buße Sünder von der Strafe befreien.

Auf seinem Eroberungszuge stieß Tamerlan auf die persische Provinz Schirwan, welche bisher von dem edlen Fürsten Ibrahim weise regiert wurde. Bei der Annäherung Tamerlans berief dieser seine Minister, um ihren Rath zu vernehmen. Einige derselben riethen zum Kriege, Andere zur Flucht. Ibrahim aber verfiel auf ein ganz anderes Mittel, seine Unterthanen zu retten. Er bereitete reiche Geschenke, wie sie im Morgenlande üblich sind, Pferde, Leoparden, seidene Zelte, indische Teppiche u. s. w., von allen neun Stück, denn so hatte Tamerlan überhaupt befohlen; Sklaven aber nahm Ibrahim nur acht. Mit diesen Gaben verfügte er sich persönlich in Tamerlans Hauptquartier. Der Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke und fragte bei Erblickung der Sklaven gleich, wo der neunte sei. „Hier zu deinen Füßen," antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf. „Du sollst keinen gehorsameren Sklaven haben, als mich, und selbst in Ketten werde ich mich glücklich schätzen, wenn mein Volk frei bleibt. Ja, mächtigster Chan! schenke meinem Volke die Freiheit, und laß mich dein Sklave sein!" Der

Tugend kann auch ein Barbar die Achtung nicht versagen. Tamerlan hob gerührt den edlen Ibrahim auf und sagte: „Du sollst nicht mein Sklave, sondern mein Freund sein. Kehre zu deinem Volke zurück und mache es ferner so glücklich, wie du bisher thatest.“ Ein Beispiel von Menschlichkeit unter so vielen Unmenschlichkeiten! Wenn das schon unter Barbaren der Fall war, um wie viel mehr kann der Gerechte durch seine Gebete und Bußen die Sünder von der Strafe Gottes befreien, da wir als Christen solidarisch verbunden sind und eine Gemeinschaft ausmachen, wie die Glieder eines Leibes?

Der Fluch der Gerechten geht in Erfüllung.

Als der heilige Einsiedler Jakobus einst einen persischen Richter ein ungerechtes Urtheil fällen sah, verfluchte er einen naheliegenden großen Stein und befahl ihm, in viele Stücke zu zersplittern, um den ungerechten Spruch zu beweisen. Als der Stein augenblicklich in unzählige Stücke zersprang, erschracken alle Anwesenden; der Richter aber von Furcht erfüllt widerrief seinen früheren Ausspruch und fällte ein gerechtes Urtheil. Hierin befolgte Jakobus das Beispiel des Herrn, welcher, um zugleich die Freiwilligkeit seines Leidens und seine Allmacht zu beweisen, da er leicht die Lasterhaften hätte strafen können, nicht die Lasterhaften bestrafte, sondern nur den Feigenbaum verdorren ließ.

Das Gebet des Gerechten vermag mehr als Kriegsheere.

Der Perserkönig Sapores belagerte die griechische Stadt Nisibis mit einem großen Heere von Fußvolk und Reiterei. Er führte überaus viele Elephanten mit sich und theilte seine Kriegsschaaren ab, um die Stadt zu belagern. Auch baute er viele Maschinen auf und errichtete Thürme und Wälle, die Zwischenräume füllte er aber mit Faschinen von Zweigen aus und ließ die Stadt ringsherum einschließen. Auf die Wälle und Thürme stellte er Bogenschützen, Andere aber mußten unter der Erde arbeiten und die Mauern untergraben. Nach langer vergeblicher Arbeit ließ Sapores den vorbei fließenden Strom durch eine Mauer aufhalten und nachdem sich eine große Wassermasse gesammelt hatte, dasselbe plötzlich gegen die Mauern losstürmen, um sie durch diese Gewalt zu zerstören. Da die Mauern dem reißenden Strome nachgaben, und zusammenstürzten, erhoben die Feinde ein allgemeines Freudengeschrei, gleich als wäre die Stadt schon gewonnen; doch verschoben sie noch den Einfall in die Stadt, bis sich die Gewässer verlaufen hätten! denn die Feinde wußten nicht, daß die Bürger eine noch weit stärkere Schutzmauer in ihrer Mitte hatten, indem der heilige Einsiedler Jakobus darin war. Mittlerweile verhielten sich die Belagerer ruhig; die Belagerten aber flehten von ganzem Herzen zu Gott und empfahlen sich der Fürbitte des heiligen Jakobus. Die jungen und rüstigen Bürger richteten mit aller Anstrengung und ohne Rücksicht auf Schönheit und Ebenmaß die gefallenen Mauern wieder auf, so daß in einer einzigen Nacht durch vereinte Kräfte die Mauer sich so hoch erhob, daß sie hinreichte, die Pferde im Laufe aufzuhalten und Niemand ohne Leiter hinüber steigen konnte. Alsdann baten Alle einmüthig den Mann Gottes, er sollte sich auf

der Mauer zeigen und den Feinden seinen Fluch entgegen schleudern. Dieser willfahrte ihnen und die Tausende der Gegner überschauend, flehte er inbrünstig zu Gott, er wolle über sie eine Wolke von Schnacken und Mücken herabsenden. Auf sein Wort that Gott also, wie einst auf die Bitte des Moses; die Feinde wurden von ihren Stichen verwundet, die Pferde und Elephanten zerrissen Zaum und Zügel und rannten nach allen Richtungen auseinander. Als sohin der gottlose König sah, daß ihm seine Maschinen nichts nützten, und sein ganzes Heer dieser Plage unterliege; als er überdieß den heiligen Mann auf der so schnell wieder erbauten Mauer sah und ihn für den Kaiser selbst hielt, ergrimmte er gegen diejenigen, welche ihn zu diesem Kriege beredet und gesagt hatten, der Kaiser sei abwesend. Nachdem er sie demnach hatte hinrichten lassen, entließ er sein Heer und kehrte eiligst in seine Hauptstadt zurück. Der heilige Jakobus konnte die Feinde durch Blitze tödten, wie einst Elias; aber eingedenk, daß einst Jesus dem Jakobus und Johannes, welche Feuer vom Himmel begehrten, sagte: Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid; begnügte sich der Heilige mit dem Insektenbiße, damit die Feinde die Kraft und Güte des wahren Gottes erfahren möchten.

Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel.

Einst besuchte der heilige Abt Julianus Sabas die Klöster in der Wüste. Er hatte in seinem Kloster einen Jüngling von edler Geburt und weichlicher Erziehung, der Mönch wurde und mehr Eifer und Muth besaß, als seine Kräfte zu ertragen vermochten. Dieser bat einst den Altvater, er wolle ihn als Begleiter mit in die Wüste nehmen, und zwar nicht in der Nähe, wohin sich täglich Alle begaben, sondern in den tiefsten entferntesten Theil der Wüste, wohin man acht bis zehn Tage zu gehen hatte. Es war dieß der später berühmte Asterius. Nachdem der Altvater dem Jüngling seine Bitte abschlug, indem er sagte, die Einöde sei dürr und habe kein Wasser, drang derselbe immer mehr in ihn und flehte um Gewährung. Von seinen Bitten besiegt, gab Julianus nach, und der Jüngling folgte ihm Anfangs fröhlich. Da aber der dritte Tag vorüber war, und die Sonnenstrahlen heiß brannten, da es Sommer war und die Wüste wie Feuer glühte, litt er sehr vom Durste. Anfangs schämte er sich zwar, sein Leiden zu offenbaren, da er wohl wußte, was ihm der Abt vorhergesagt hatte; endlich aber übermannte ihn die Erschöpfung so sehr, daß er den Altvater um Erbarmen anrief. Nachdem dieser ihn an seine Warnung erinnert hatte, befahl er ihm, umzukehren. Da der Jüngling einwendete, er wisse den Weg zur Höhle nicht mehr zu finden und sei selbst in diesem Falle nicht im Stande, so weit mehr zu gehen, da er ganz erschöpft sei, trug Julianus mit dem Unfalle des Jünglings Mitleiden und bat mit gebogenen Knieen den Herrn um Hilfe, daß die heißen Thränen den Boden benetzten. Gott aber, welcher den Willen derer thut, die Ihn fürchten, und ihr Gebet erhört, ließ aus den Thränen, die auf den Sand fielen, eine Wasserquelle entspringen; und so zog der Jüngling nach gestilltem Durste mit dem Altvater weiter. Die Quelle fließt noch heut zu Tage zum Zeugniß des

Gebetes dieses andern Moses. Julianus sah nämlich dieses Jünglings künftige Vollkommenheit voraus, wie er nämlich in späterer Zeit durch die göttliche Gnade viele Andere zur Heiligkeit führen würde.

Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel.

Einst kam der Einsiedler Petrus in ein Haus zu einer Frau, welche nach der Entbindung sich am Rande des Grabes befand. Die Aerzte hatten sie bereits aufgegeben und schon standen die Hausleute weinend um ihr Sterbelager, um das Ende der bereits Bewußtlosen abzuwarten. Da kam der heilige Mann Gottes und grüßte sie mit seinem gewöhnlichen Gruße: Der Friede sei mit dir, meine Tochter! Sogleich öffnete die Kranke die Augen, sah ihn starr an und zeigte die Frucht seines Segens. Hierauf befahl er den Frauen, welche vor Bangigkeit und Freude laut weinten, mit ihm zu beten. Alle beteten auf sein Geheiß und zugleich mit dem Gebete hörte auch die Krankheit auf, indem ein wohlthätiger Schweiß sich über den ganzen Körper verbreitete, und die Fieberhitze auslöschte. Solche Wunder wirkt das Gebet des Gerechten.

Das Gebet des Gerechten erflehet Regen.

Es ging ein Schiff von Byzanz aus, auf welchem ein kaiserlicher Beamter und sein Weib sich eingeschifft hatten, um Andachtshalber Jerusalem zu besuchen. Der Schiffspatron war ein sehr religiöser Mann, der viel fastete. Während der Reise verschwendeten die Diener des Beamten viel Wasser unnütz; daher ging das Wasser aus, nachdem sie in die hohe See gekommen waren und Alle waren sehr traurig. Es war auch ein erbarmungswürdiger Anblick, die Weiber und Kinder verschmachtend und wie todt im Schiffe liegen zu sehen. Nach drei peinlichen Tagen konnte der Beamte das Elend nicht länger ansehen; daher zog er sein Schwert und wollte die Schiffer sammt dem Herrn umbringen; denn diese, sagte er, seien die Ursache des Elendes, weil sie nicht genug Wasser mit sich genommen hätten. Jemand bat den Beamten, das nicht zu thun, sondern vielmehr zu Gott zu flehen; der Schiffspatron brachte schon den dritten Tag mit Fasten und Beten zu. Nachdem der Beamte sich hatte beschwichtigen lassen, erhob sich am dritten Tage der Schiffspatron und rief mit lauter Stimme aus: Ehre sei Dir, unser Gott, Jesus Christus! so daß wir uns Alle über sein Rufen verwunderten. Hierauf befahl er den Schiffsleuten, die Segel aufzuspannen. Nachdem dieß geschehen war, stand plötzlich eine Wolke über dem Schiffe und es regnete so viel, daß alle Wasserfässer gefüllt wurden. Am wunderbarsten aber war, daß die Wolke dem Schiffe nachfolgte und daß es außerhalb desselben keinen Tropfen regnete.

Der Gerechte ist ein Segen für seine Mitmenschen.

In den Tagen des heiligen Ulrich, Bischofs von Augsburg, kamen die wilden Horden der Ungarn und belagerten Augsburg. Alle Landbewohner hatten sich in die Stadt geflüchtet, um der unmenschlichen Wuth der grausamen Feinde zu entfliehen und in Augsburg ertönte ein klägliches Wehgeschrei. Als

nun die Feinde zu stürmen anfingen und die Noth auf's Höchste gestiegen war, nahm der heilige Ulrich seine Zuflucht zum Gebete. Er versammelte alle Einwohner der Stadt und verordnete, daß alle kleinen Kinder und Säuglinge herbeigebracht wurden; mit diesen begab er sich in die Kirche, ließ die unmündigen Kinder auf die Erde niederlegen und knieen und er und alles Volk fielen auf die Kniee und vereinigten ihr Gebet mit dem Gewimmer der Unschuldigen. Und ein plötzlicher Schrecken überfiel den stürmenden Feind, so daß er abzog von der Stadt und von da aus ganz Deutschland, Elsaß und Gallien überschwemmte.

Weise Mischung der Gerechten mit den Gottlosen.

In der Nähe des heiligen Einsiedlers Apollonius lagen zehn Dörfer, von Heiden bewohnt, die dem Götzendienste mit dem größten Eifer zugethan waren. Da stand ein großer Götzentempel und darin ein Götzenbild. Die Priester, vom Volke begleitet, trugen diesen Götzen unter allerlei Ceremonien herum, um einen Regen zu erhalten. Nun trug es sich einst zu, daß der heilige Apollonius mit einigen Brüdern eine Reise durch diese Orte machte zur Zeit, da man eben wieder eine so schwärmerische Feierlichkeit hielt. Als er sah, wie diese Unglücklichen gleich Besessenen und Betrunkenen in der Gegend herum rannten, hatte er Mitleid mit ihrem Irrthum, fiel auf die Kniee und rief den Herrn unsern Heiland an; und Alle, welche sich in diesen teuflischen Ceremonien herumtrieben, mußten mit dem Götzen unbeweglich stehen bleiben, so daß sie keinen Schritt weiter thun konnten. Es kamen Leute aus der Umgegend herbei und spannten Ochsen an das Götzenbild, aber man richtete damit nichts aus. Die Nachbarn meinten, das würde Apollonius gethan haben, ein in der Nähe wohnender Christ, sie hätten ihn vorbeigehen sehen. Sie schickten also Abgeordnete an den Mann Gottes und versprachen, daß sie sich, wenn er sie von diesen Banden lösen wollte, auch von den Banden des Irrthums lösen lassen würden. Auf diese Botschaft ging Apollonius zu ihnen hinab, und löste sie Alle durch das Gebet, das er zu Gott verrichtete. Ohne Verzug glaubten Alle an den wahren Gott und dankten Ihm; das hölzerne Götzenbild aber warfen sie in's Feuer. Sie aber folgten dem Manne Gottes, wurden im wahren Glauben unterrichtet und in die Kirche Gottes durch die Taufe aufgenommen. Der Ruf von dieser wunderbaren That verbreitete sich überall und Viele wurden dadurch zum christlichen Glauben bekehrt, so daß in allen jenen Gegenden fast kein Heide mehr übrig blieb.

Dem Gerechten kann nichts schaden, so lange er gerecht bleibt.

Der Gerechte kann von sichtbaren und unsichtbaren Feinden verfolgt und selbst getödtet werden, es schadet ihm aber eben so wenig, wie dem Aal, wenn er von großen Fischen aufgefressen und verschluckt wird. Unter den vielen Feinden, die ihm nachstellen, ist der Stör sein ärgster; er schluckt den Aal ganz hinunter, wo er mit anderen Fischen das traurige Loos theilen soll, vom scharfen Magensafte aufgelöst, in dem luftleeren Magen erstickt zu werden und

als Auswurf abzugehen. Aber sein Schleim schützt ihn und ehe er noch erstickt und verdaut ist, gleitet er durch alle Gedärme und geht auf dem natürlichen Wege, lebendig und gesund wieder von ihm ab. So kann auch dem Gerechten nichts wahrhaft schaden, Alles muß ihm in geistlicher Beziehung dienen und nützen. Es kann ihn der Teufel und die Welt schwer versuchen, er muß außerordentlich kämpfen; aber der Kampf vermehrt die Gnade, mit der Gnade die Kraft, die Verdienste, die Liebe zur Tugend und den Abscheu gegen die Sünde; die Kämpfe machen ihn zuletzt unbesiegbar. Er kann unglücklich, arm, blind, ein Krüppel, verhaßt, verfolgt, getödtet werden; aber das übt ihn in der Geduld, in der Gottergebenheit, in der Liebe Gottes, im Vertrauen, in der Verachtung der Welt, ihrer Freuden und Güter und in der Werthschätzung und Sehnsucht nach geistigen Gütern und nach dem Himmel. Der Gerechte kann gepeinigt werden; doch mit der Gnade Gottes hält er's aus und wer vermag seine Seele zu tödten oder ihm die glorreiche Auferstehung verhindern? Alles Uebel, das der Gerechte der christlichen Gerechtigkeit wegen leidet, ist nur ein scheinbares Uebel. In der That kann ihm nichts schaden, als die Sünde. Man sperrte den heiligen Thomas von Aquin ein, schickte die Schwestern zu ihm, ihn von seinem Entschluße abzubringen und man quälte ihn vielfach; aber das schadete ihm nicht nur nichts, sondern befestigte seine Tugend, seine Vorsätze und bekehrte zuletzt auch die Schwestern.

Der Gerechte steht unter Gottes besonderem Schutze.

Der heilige Vincentius versicherte die barmherzigen Schwestern, daß Gott für sie bei Ausübung ihrer Berufspflichten ganz besonders sorgen werde. Er erinnerte sie an zwei Vorfälle, die ihnen sehr gut bekannt waren. Der erste hatte sich in der Vorstadt St. Germain in Paris ereignet, wo ein beinahe neues Haus einstürzte. Eine barmherzige Schwester befand sich eben damals dort, indem sie einem Kranken eine Labung gebracht hatte. Mehr als dreißig Menschen wurden unter den Trümmern begraben und menschlicher Weise hätte dieses Schicksal auch die gute Schwester treffen müssen. Allein Gott fügte es, daß sie in einer Ecke stehen blieb und ganz unbeschädigt erhalten wurde, obgleich Balken, Steine und Möbel um und neben ihr herabfielen. Etwas Aehnliches geschah im eigenen Hause dieser Schwestern. Es brach ein Querbalken und das ganze Stockwerk stürzte zusammen. Aber aus besonderer Fügung befand sich eben damals keine derselben weder unter noch auf dem berstenden Boden, da doch einige Augenblicke zuvor mehrere derselben dort gewesen waren. Ach, meine Töchter, fuhr Vincentius fort, wie viel Ursache habet ihr, auf Gott zu vertrauen! Wir lesen in der Geschichte, daß ein Mann auf freiem Felde durch eine Schildkröte erschlagen wurde, die ein vorbeifliegender Adler hatte fallen lassen; aber jetzt sehen wir ganze Häuser einstürzen und die barmherzigen Schwestern gehen frisch und unverletzt aus den Trümmern hervor! Was ist dieses anders, als ein Beweis, daß Gott sie wie seinen Augapfel lieb habe?

Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit Gottes sichtbar in ihren Strafen.

Gottes Gerechtigkeit straft durch das und durch jene Menschen, mit denen man sündigt oder die man quälet. Alboin, der Longobardenkönig, schlug die Gepiden. Des erschlagenen Gepidenkönigs Kühnemund Tochter Rosamunde nahm er zur Gemahlin und aus dessen Hirnschädel ließ er ein Trinkgeschirr verfertigen und trank daraus. Als er die Nachricht erhielt, daß Pavia sich endlich nach dreijähriger Gegenwehr ergeben habe, feierte er diesen Tag durch ein Freudenmahl. Im trunkenen Muthe ließ er sich seine Trinkschale, Kühnemund's Schädel, füllen, und verlangte von der unglücklichen Rosamunde, ihm daraus zuzutrinken. Das war die empfindlichste Kränkung und Beschimpfung für eine Tochter, darum strafte ihn Gott eben durch sie. Von dieser Stunde an kochte ihr empörtes Herz die giftigste Rache. Sie gewann des Königs Schwertträger, Helmichis, daß er ihren Gemahl in seinem Schlafgemache ermordete, floh dann mit dem Mörder und dem königlichen Schatze nach Ravenna, und suchte bei dem dortigen griechischen Exarchen Schutz. Dieser hoffte von ihr Vortheil zu ziehen und trug ihr heimlich die Ehe an, wenn sie sich des Helmichis auf eine gute Art entledigen könnte. Sie nahm den Vorschlag an und reichte ihrem Begleiter, als er einst aus einem warmen Bade stieg, einen vergifteten Trank. Helmichis schöpfte im Trinken Verdacht, zog sein Schwert und zwang Rosamunde, den Rest auszutrinken. Sie konnte nicht entfliehen und trank, wie er, aus dem Becher den Tod. So strafte Gott einen Bösewicht durch den andern.

Gerechtigkeit Gottes.

Gott, der gerechte, lenkt es zur Strafe so, daß man sich gerade an jene um Hilfe wenden muß, die man schwer beleidigt hat. Camillus, der römische Feldherr, hatte eben einen Krieg für die Römer rühmlich beendet, aber es beleidigte ihn das römische Volk bitter dafür; man versagte ihm den Triumph, man haßte ihn, weil er nicht zugab, daß die römischen Bürger sich in Veji ansiedelten, man beschuldigte und verklagte ihn der Unterschlagung der Beute, weil er sich ein Paar eherne Thüren zueignete, und da er wegen eines Sterbefalles in seinem Hause am Tage der Vorladung nicht vor Gericht erscheinen konnte, so verurtheilte ihn der Senat ungehört zu einer schweren Geldstrafe. Dieß Verfahren kränkte ihn so sehr, daß er freiwillig die Stadt verließ und sich nach Ardea zurückzog. „O ihr Götter," rief er aus, als er das Thor von Rom durchwanderte, „wenn ich unschuldig bin, so gebet, daß bald eine Zeit komme, da diese undankbare Stadt sich wieder nach mir sehnet!" Diese Zeit kam bald; denn die Gallier belagerten Rom und die Römer baten ihn, sie zu retten. Der edle Mann sammelte eine Kriegerschaar, verjagte die Gallier und rettete Rom.

Die göttliche Gerechtigkeit vergilt Gleiches mit Gleichem.

In das Kloster des Abtes Firminus kam ein Räuber und bat als Mönch aufgenommen zu werden. Firminus kleidete ihn zwar ein, übergab ihn aber einem in der Wüste gelegenen Kloster, damit er vor der weltlichen Gerechtigkeit sicher sei. Nachdem er dort neun Jahre zugebracht, kam er zum Firminus und begehrte seine weltlichen Kleider. Der Altvater fragte: Warum dieses, mein Sohn! Er antwortete: Siehe, neun Jahre habe ich, wie du weißt, im Kloster gelebt, und nach Möglichkeit gefastet und in aller Gottesfurcht mich dem Gehorsam unterworfen, und ich weiß, daß mir die göttliche Barmherzigkeit meine Sünden nachgelassen hat; allein gar oft erblicke ich ein Knäblein vor mir stehen, welches zu mir sagt: Warum hast du mich ermordet? Dieses Kind sehe ich im Schlafe und in der Kirche, wenn ich zur Kommunion gehe und bei Tische im Speisesaale; immer aber wiederholt es dieselben Worte und läßt mich auch nicht Eine Stunde lang in Ruhe. Dieß ist der Grund, warum ich fortgehen will, um dieses Kind durch meinen Tod zu versöhnen; denn ohne alle Ursache habe ich es ermordet. Somit nahm er seine weltlichen Kleider und entfernte sich. Als er aber in seiner Kleidung nach Diospolis kam, wurde er ergriffen und am andern Tage enthauptet.

Gottes Gerechtigkeit straft Gleiches mit Gleichem.

Ein Bruder besuchte einst den Einsiedler Poemen, welcher in einer Höhle wohnte und beinahe nackt ging. Poemen behielt ihn über Nacht bei sich. Es war Winterszeit und da die Nacht grimmig kalt war, erstarrte der Gast beinahe vor Frost. Am Morgen fragte Poemen den Bruder, wie er sich befinde. Dieser antwortete: Ich hatte wegen der strengen Kälte eine harte Nacht. Er aber sprach zu ihm: Ich habe keinen Frost gefühlt. Hierüber wunderte sich der Fremde; denn Poemen war unbekleidet, und sprach: Sage mir, wie hast du die so rauhe Kälte nicht gefühlt? Poemen antwortete: „Es kömmt des Nachts ein Löwe zu mir, entschläft an meiner Seite und erwärmet mich. Ich sage dir aber, mein Bruder, daß ich noch einst werde von wilden Thieren zerrissen werden.“ Auf die Frage des Bruders, wie er dieß meine, fuhr er fort: „Da ich noch daheim war, hütete ich die Schafe; da wurde ein vorübergehender Fremder von meinen Hunden angefallen; ich achtete so wenig auf ihn, daß ihn die Hunde zerfleischten. Ich hätte ihn wohl retten können; that aber nichts, wehrte die Hunde nicht ab und sie tödteten ihn; daher weiß ich, daß auch ich eines gleichen Todes sterben muß!“ Also geschah es auch; denn nach drei Jahren wurde er nach seiner Voraussagung eine Beute der wilden Thiere; denn die göttliche Gerechtigkeit vergeltet Gleiches mit Gleichem.

Gottes Gerechtigkeit strafet die Bösen schon auf Erden.

Kaiser Tiberius, dieses Scheusal, war der erste, den die rächende Gerechtigkeit Gottes erreichte. Er verbarg sich aus Furcht auf einer unzugänglichen Insel und während eckelhafte Geschwüre sein Gesicht zerfraßen, nagten

Tag und Nacht die Gewissensbisse an seiner Seele. Er sah in den andern Menschen nur Feinde; fortwährend auf der Hut gegen Jene, die ihn umgaben, traute er Niemanden, liebte er Niemanden; er haßte sich selbst. Einst überfiel ihn eine Ohnmacht, da erstickte ihn ein Freigelassener mit Bettkissen. Das Volk jubelte und bat die Götter, seine Seele in die unterste Hölle aufzunehmen. — Caligula ließ so Vielen den Kopf abschlagen; auch ihm ward der Kopf vom Rumpfe getrennt. — Nero wurde bei einem Aufruhr von Allen verlassen; außer sich, rettete er sich, halb nackt und verkleidet, auf's Land, wo er sich im Vorübergehen verwünschen hörte; mit bloßen Füßen wanderte er durch Dornen und Brombergesträuch, trank aus einer Pfütze, und schleppte sich in eine finstere Höhle, wo er Hunger und Durst litt. Der Senat erklärte ihn als einen Feind des Staates, Reiter suchten ihn, er läßt sich von einem Sklaven erstechen. — Galba, der bei seinem Regierungsantritte Tausende waffenloser Soldaten niedermetzeln ließ, wurde ermordet und sein Kopf auf einer Pike umhergetragen. — Vitellius, dieses Schwein, wurde mit kleinen Stiletstichen getödtet. — Valerian, der Christenverfolger, wurde vom persischen König Sapor gefangen, in Ketten nachgeschleppt, mußte zum Schemel dienen, wurde geschunden und seine Haut gegerbt. — Diokletian, der so vielen Christen die Zunge ausschneiden ließ, spie endlich seine von Würmern zerfressene Zunge aus und starb vor Hunger. — Galerius, dieses Ungeheuer in Menschengestalt, wurde von Gott mit einem unheilbaren Geschwüre geschlagen; die Aerzte schnitten und schnitten; doch umsonst, ein neues Geschwür dringt durch die Narben; die Heilmittel vermehrten die Schmerzen; das Innere des Körpers trat in Fäulniß über, der Palast wurde durch den Gestank des faulenden Fleisches verpestet. Die Qualen wurden unausstehlich; er versprach den Christen freie Religionsübung, daß sie für ihn beten möchten; umsonst, er mußte sterben. — Maximin, der sich vorgenommen, die christliche Religion von der Erde zu vertilgen, wurde von seinen Feinden gefangen und starb an Gift.

Gottes Gerechtigkeit strafet Gleiches mit Gleichem.

Der Altvater Melidus wohnte mit zwei Jüngern in der Einöde. Da kamen zwei königliche Prinzen überein, einen Bezirk mit ihren Netzen zu umstellen, und Alles, was sie Lebendes darin finden würden, zu tödten. Es traf sich nun, daß der Altvater mit seinen zwei Jüngern vom Garne umfangen wurde. Als sie seine mit Fellen bedeckte Gestalt sahen, wunderten sie sich und sprachen zu ihm: Sprich, bist du ein Mensch oder ein Geist? Er antwortete: Ich bin ein sündiger Mensch, kam hieher, meine Sünden zu beweinen und bete den Sohn des lebendigen Gottes an. Sie behaupteten, es gäbe keinen andern Gott, als Sonne, Feuer und Wasser, und verlangten, daß er sie anbete und ihnen opfere. Er antwortete: Diese sind nur Geschöpfe und ihr seid im Irrthum; ich bitte euch, bekehret euch und erkennet den wahren Gott, der diese und alles Uebrige erschaffen hat. Sie aber verlachten ihn und sprachen: Wie, einen Verurtheilten und Gekreuzigten nennst du den wahren Gott? Sie peinigten nun ihn und die Jünger und wollten sie zwingen, den Göttern zu opfern.

Die beiden Jünger enthaupteten sie, den Altvater peinigten sie noch viele Tage. Endlich stellten sie ihn als Zielscheibe auf und der Eine schoß seine Pfeile auf die Brust, der Andere auf den Rücken. Da sprach der Altvater zu ihnen: „Weil ihr nun übereingekommen seid, unschuldiges Blut zu vergießen, so wisset, daß morgen um diese Stunde euere Mutter ihrer beiden Söhne beraubt sein wird; denn ihr werdet euch gegenseitig mit Pfeilen erschießen." Sie verhöhnten aber nur seine Worte und gingen des andern Tages wieder auf die Jagd. Da trug es sich zu, daß ein Hirsch ihrem Netze entrann; sie sprengten auf ihren Pferden dem Hirsche nach, schossen Pfeile nach ihm, trafen sich gegenseitig in's Herz und starben in derselben Stunde nach der Weissagung des Altvaters.

Gottes Gerechtigkeit straft zuweilen das Böse schon im Leben.

In einem Grenzorte Böhmens handelte ein Bauer mit Vieh. Er war zugleich Richter. Er paschte einst einen Ochsen aus Sachsen herüber und ließ ihn zu einem Steinbruche hart an der Grenze führen, von wo er und seine Leute Steine auf die Chaussee führten. Man spannte den Ochsen mit ein und durch diese List sollte der Pasch vertuscht werden. Allein der Finanzwächter sah dieß und hielt den Bauer an, bei dem der Bruder als Knecht diente. Diese barbarischen Menschen schlugen ihn so sehr, daß er an den Folgen der Mißhandlung starb. Dem Amte wurde wohl Anzeige gemacht, auch die Kleider beschrieben; allein sie wechselten die Kleider, stellten den Ochsen in ein anderes Haus und läugneten Alles weg. Der Bauer kam ohne alle Strafe aus Mangel an Beweisen davon. Nach Jahren rühmte sich der Pascher vor einigen Vertrauten dieser Heldenthat und erzählte, wie er es angefangen und durchgeführt habe. Mittlerweile entzweiten sich diese vertrauten Freunde mit ihm. Einer derselben, ein Büchsenmacher, besserte die Gewehre der Finanzwache aus und erzählte bei dieser Gelegenheit, was er von dem Bauern gehört. Dieser wurde von seinem Richterdienste abgesetzt und wanderte in's Kriminal.

Gottes Gerechtigkeit straft ganze Reiche.

Die Karthager hatten Gott durch Treulosigkeit, Geiz, Seeräuberei und Grausamkeit zur Rache herausgefordert. Deßwegen gab er sie in die Macht der Römer. Diesen mußten sie zweimalhunderttausend Rüstungen und fünfhundert Schiffe ausliefern, mit denen die Karthager Verwüstung und Brand in die Länder trugen. Die Römer verbrannten sie auf dem Meere zur Strafe ihrer Seeräubereien. Der Anblick dieser Feuersgluth erfüllte Karthago mit tiefem Schmerze. Hierauf wurde den Einwohnern der Befehl gegeben, weit von den Ufern des Meeres in das Innere des Landes sich zurückzuziehen; auf ihrer Weigerung bemächtigten sich die römischen Truppen der Stadt, plünderten ihre Reichthümer und zündeten sie an. Die Feuersbrunst Karthago's dauerte siebenzehn Tage lang; siebenmalhunderttausend Karthager kamen um. Diese großartige Verwüstung zeigte die Rache, welche Gott an den Greueln dieses Volkes nehmen wollte. Sie durften weder mehr darauf bauen, noch wohnen.

Heut zu Tage besehen sich nur Fremde die Ruinenhaufen dieser einst so reichen und mächtigen Stadt.

Gottes Gerechtigkeit straft mit dem, womit man sündigt.

Marius und Sulla waren zwei äußerst lasterhafte Römer; sie ergaben sich allen Schwelgereien der Tafel und allen Ausschweifungen der Wollust. Nachdem sich Gott ihrer lange genug bedient hatte, die Römer zu züchtigen, schlug er auch die beiden Ungeheuer, den Einen in Folge seiner Unmäßigkeiten mit einem tödtlichen Fieber, den Andern mit einer schimpflichen Wunde, in welcher Millionen von Würmern überhand nahmen, als eben so viele Henker, die ihn bei lebendigem Leibe benagten und auffraßen. Vergebens suchte Sulla Linderung für seine Leiden, womit der göttliche Zorn ihn heimsuchte. Gott straft mit dem, womit man sündigt.

Gottes Gerechtigkeit straft die Verfolger der Priester.

Als der Jesuit Lorencana 1610 in Quito predigte und die Spanier wegen ihrer Grausamkeit und Habgierde mit den Strafgerichten Gottes bedrohte, und als ihm von einem Beamten des Königs während der Predigt geboten wurde, zu schweigen und die Kanzel zu verlassen, gehorchte er sofort, ohne die geringste Regung des Zornes. Diese Mäßigkeit machte auf den Beamten einen solchen Eindruck, daß er die Kanzel bestieg und mit lauter Stimme sein Unrecht eingestand, einen vortrefflichen Mann wegen seiner Pflichterfüllung beleidigt zu haben. Einige Tage später ereilte den Beamten ein jammervoller Tod.

Gottes Gerechtigkeit straft durch das, wodurch man sich versündigt.

Der Altvater Paulus liebte die Keuschheit und Reinigkeit so sehr, daß er kein weibliches Angesicht, ja nicht einmal ein weibliches Kleid mehr ansehen wollte. Als er eines Tages ausging, einen andern Altvater zu besuchen und ihm zufälliger Weise eine Weibsperson begegnete, kehrte er so schnell wieder in sein Kloster zurück, als hätte ihn ein Löwe oder eine Schlange erschreckt. Sein Eifer für die Reinigkeit war bei ihm zur Verachtung des weiblichen Geschlechtes geworden. Dieß mißfiel Gott. Darum suchte er ihn heim mit einer Gicht, die alle seine Glieder, ja auch die Zunge lähmte; endlich kam es mit ihm dahin, daß die Bedienung der Männer unzureichend war, und daß weibliche Dienste erfordert wurden, die allein noch seinem Uebel die beste Wartung und Pflege geben konnten. Man trug ihn also in das Kloster heiliger Jungfrauen und er erhielt Speise und Trank nur durch weibliche Bedienung; ja sogar bei Verrichtung der natürlichen Nothdurft mußte er sich vier ganze Jahre bis an's Ende seines Lebens von Weibspersonen bedienen lassen. Und obschon er an allen Gliedern gelähmt war, wirkte er doch Wunder, zum Zeugniß, daß Gott ihm diese Gicht zur Strafe für die Verachtung des weiblichen Geschlechtes auferlegt hatte.

Gerechtigkeit ist wichtiger als Liebeswerke.

In Betreff der Gerechtigkeit gegen Andere war der heilige Vincentius so genau, daß er die mindeste Rechtspflicht jedem andern Werke der Liebe vorzog. Eines Tages sollte er ein gemachtes Versprechen erfüllen und zugleich anderswo einen Liebesdienst erweisen. Da er Beides nicht zugleich thun konnte, unterließ er das zweite, obgleich er voraussah, daß man es ihm übel nehmen werde. Da das Haus St. Lazarus eigene Gerichtsbarkeit hatte, und daher Beamte halten mußte, so wählte Vincentius immer nur solche, die nebst ihrer Geschicklichkeit auch gute Christen waren und von welchen er überzeugt war, daß sie die Gerechtigkeit auf das Genaueste verwalten werden.

Strenge Gerechtigkeit gegen Verbrecher gefällt Gott.

Papst Gregor IV. bemerkte, daß zu seiner Zeit wenige nach Rom wallfahrten, weil die Strassen zu unsicher sind. Er bestimmte härtere Strafen; da gab's durch einige Zeit nichts als Köpfen, Hängen und Viertheilen, so daß er bald ein' Menschenmörder genannt wurde und die Kardinäle ihn für einen blutdürstigen Tyrannen ausschrieen; aber die Diebe und Strassenräuber hatte er ausgerottet. Vor seinem Tode ließ dieser Papst die Kardinäle zu sich rufen und sprach: Ich weiß, daß meine Gerechtigkeit euch nicht gefallen, weil sie so streng mit Dieben, Räubern und Mördern verfuhr. Damit aber kund werde, ob ich recht oder unrecht gethan, so setzet meinen Leichnam vor die versperrte Kirchthüre; wenn sie sich nicht von selbst öffnet, so haltet meinen Leichnam eines kirchlichen Begräbnisses für unwürdig und weiset ihn, wohin ihr wollet; öffnet sich aber die Kirchthüre, so erkennet, daß meine Justiz Gott gefallen habe. Kaum hat man den Leib zur Kirchthüre hingebracht, so öffneten sich beide Thürflügel mit Krachen.

Die Gerechtigkeit Gottes schläft nicht.

Giacomo Parra, von der Bande des Cerino versprengt, hatte sich in der Neujahrsnacht mit seiner Geliebten in den Wald von Volturara zurückgezogen. Dieses Weib des Parra hieß Maria Giuseppe Gizzi, aus Colliano, und war in der ganzen Heimathsgegend wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit berüchtigt. Von kühner und männlicher Haltung, mit niedriger Stirn, welche mit krausen schwarzen Haaren fast ganz bedeckt war, die ihr auf den Rücken und auf die Brust herabhingen, erschien sie wie eine märchenhafte Schreckensgestalt. Die Gizzi war so mordsüchtig, daß die Opfer des Parra fast immer durch ihre Hand ermordet wurden und Parra freute sich der Tapferkeit seines Weibes. Man erzählt gräßliche Geschichten von der Gizzi; so soll sie einmal drei Gefangene mit eigener Hand erstochen, dann Blut von diesen Schlachtopfern in ein Gefäß gesammelt und es dem Parra über den Kopf geschüttet haben, eine Art von mörderischer Bluttaufe. Parra und die Gizzi, von allen Seiten verfolgt, hatten sich nach einem Platze, die Petrosa genannt, zurückgezogen; hier fanden sie den Hirten Pasqualo Lisanti und forderten von ihm unter Todes-

drohungen zu essen. Der Hirt brachte ihnen, was er hatte, und der Räuber und sein Weib, beide bis an die Zähne bewaffnet, setzten sich in aller Ruhe zum Frühstück. Der Hirte Lisanti aber erblickte zufällig ein Beil; kurz entschlossen ergreift er es und gibt dem Parra damit einen solchen Schlag auf den Kopf und der Gizzi einen zweiten vor die Stirne, daß Beide sofort todt liegen bleiben. Darauf lief der Hirt nach dem nahen Orte Ricizliano und zeigte seine That an. Die Nationalgarde der Gemeinde, welche die That nicht glauben wollte — denn der Parra und die Gizzi waren der Schrecken der ganzen Gegend — folgte dem Lisanti nach der Petrosa, wo sie die Leichen der Räuber fanden. Es wurde diesen der Kopf abgeschnitten und mit den beiden Häuptern der Räuber und dem tapfern Erleger derselben ein Triumphzug durch die ganze Gemeinde gehalten.

Gericht.

Das Gericht Jesu Christi wird uns Schrecken einjagen.

Ein Mann wollte Einsiedler werden, allein seine Mutter hielt ihn davon ab. Er aber sprach zu ihr: Erlaube mir dieses, meine Mutter, denn ich möchte gerne meine Seele retten! Da sie ihn nicht mehr aufhalten konnte, ließ sie ihn endlich fort. Er aber kam in die Einöde, brachte jedoch sein ganzes Leben in Nachläßigkeit zu. Da starb seine Mutter und einige Zeit darauf erkrankte auch er, und wurde in einer Verzückung vor den göttlichen Richter geführt, wo er unter denen, die gerichtet werden sollten, auch seine Mutter antraf. Sobald diese ihn erblickte, staunte sie und sprach: Wie, auch du mein Sohn bist an diesem Orte, um verdammt zu werden? Wo sind jetzt deine Worte, welche du immer zu sagen pflegtest: Ich will meine Seele retten? Er aber stand beschämt über diese Worte da und wußte nichts darauf zu antworten. Hierauf sprach der göttliche Richter, er solle zum Leben zurückkehren, ein anderer Bruder aber aus dem Kloster statt seiner sterben. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, erzählte er Alles, was er gesehen und gehört hatte, den Umstehenden und bat sie, in das Kloster zu gehen und zu sehen, ob ein Bruder, der so heißt, wie er gehört habe, wirklich gestorben sei? Derjenige, welcher hingegangen war, fand es wirklich so. Als er genesen war, verschloß er sich in seine Zelle und war für sein Heil besorgt, indem er seine frühere Nachläßigkeit bereute und beweinte. Seine Zerknirschung war aber so groß, daß er, obschon ihn Viele baten, ein wenig abzulassen, um sich nicht durch sein beständiges Weinen zu schaden, sich weigerte und sprach: Wenn ich schon den Vorwurf meiner Mutter nicht ertragen konnte, wie soll ich am Tage des Gerichtes in Gegenwart der Engel die Vorwürfe Jesu Christi und die Strafen zu ertragen im Stande sein?

Wir werden vor dem göttlichen Richter mit Schrecken erscheinen.

Christian II., König von Dänemark, eroberte Stockholm, verkündete eine allgemeine Nachsicht der Strafe und ließ sich am 4. November 1520 zu Stockholm feierlich krönen. Vier Tage dauerten die Feste; dann wurden die obersten

Reichsbeamten in ihren Gallakleidern im Schlosse zurückgehalten, ein vom König angeordnetes Gericht sprach vierundzwanzig von ihnen in zwei Tagen das Leben ab, schnell wurden Blutbühnen auf den öffentlichen Plätzen errichtet, und nun die Verurtheilten, noch mit ihren Festkleidern angethan, aus dem Schlosse gerufen und paarweise hingerichtet, die Reichsräthe, zwei Bischöfe, die ersten Edelleute und der ganze Magistrat von Stockholm; auch die Bedienten derselben wurden gehenkt. Diesen Allen wird übel zu Muthe gewesen sein, als sie vom Gastmahle zum Schaffot gingen. So wird der Seele zu Muthe sein, wenn sie durch den Tod aus ihrem Sündenschlafe aufgerüttelt vor Jesu Richterstuhle erscheint und von ihm zu den Teufeln in die Hölle verdammt wird.

Christus wird jeden Menschen nach den zehn Geboten oder nach dem Naturgesetze richten.

Ein neapolitanischer Edelmann trieb in Rom allerlei Schlechtes. Papst Sixtus V. ließ ihn einziehen und er sagte, er sei aus Neapel und daher den Gesetzen Roms nicht unterworfen. Sixtus entschied indessen, er solle gehenkt werden durch einen neapolitanischen Strick. So wird Gott den Sünder richten und verdammen nach den christlichen Geboten, wenn er sie weiß; oder nach dem Naturgesetze, wenn er sie nicht weiß.

Es wird beim jüngsten Gerichte eine unerträgliche Schande sein, auf der linken Seite Jesu zu stehen.

Der berühmte Maler Michael Angelo bekam vom Papste Clemens VII. den Auftrag, das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle zu malen. Michael erschrack über die ungeheuere Aufgabe, doch sein Geist, zum Ernsten und Furchtbaren immer geneigt, verließ ihn nicht. Sein jüngstes Gericht, in der Zusammensetzung und im Einzelnen ohne Schönheitssinn, zeigt doch den Ausdruck des Staunens und der Freude, des Schmerzes und der Verzweiflung in allen Abstufungen und ist deßhalb unvergleichlich lehrreich. Schon den Entwurf dieses Gemäldes beneideten seine Feinde und man erzählt, daß einige Kardinäle sich in den Gesichtern derer erkannten, die an der linken Seite des Heilandes unter den Verworfenen standen. Sie beschwerten sich darüber beim Papste; dieser gab indeß die Antwort, aus dem Fegefeuer sei Rettung, nicht aber aus der Hölle; und so blieb es bei dem Entwurfe des Malers. Die Abgebildeten mußten die Lehre daraus ziehen: Trachten wir, daß wir nicht in die Hölle kommen! Konnten diese den Schimpf nicht ertragen, sich nur gemalt auf der linken Seite Jesu zu sehen; welche unerträgliche Schande wird es erst sein, in der Wirklichkeit zu den Verworfenen zu gehören und auf der linken Seite Jesu stehen zu müssen!

Im Gerichte werden wir vor Jesus erschrecken.

Als einst König Richard von England auf einer Jagd sich von seinem Gefolge im Dickicht des Waldes weit verirrt hatte, sah er sich genöthigt, ganz allein bei einem Köhler um Herberge zu bitten. Nur auf vieles Bitten nahm

ihn dieser auf, sagte ihm aber dabei die gröbsten Sottisen. Der König verbiß seinen Zorn und nahm Alles stillschweigend hin. Nachdem er am andern Tage in seinen Palast zurückgekehrt war, legte er sich in seinen Purpur und Hofstaat, setzte die Krone auf, nahm den Scepter in die Hand und ließ seine Hofleute den Thron umgeben. Der Köhler war schon früher gerufen und wurde vorgeladen. Richard redete nun mit majestätischem Ernste: Kennst du mich nun? Diese Worte schreckten den Köhler so, daß er vom Schreck gelähmt zur Erde sank und den Geist aufgab. Was wird es erst sein, wenn wir vor dem Richter Jesus Christus stehen werden, den wir durch unsere Sünden so oft beleidigt, ja beschimpft haben!

Spotte nicht über Gottes Gericht.

Rupert Hollat schreibt, daß drei Reisende einmal ihren Weg durch's Thal Josaphat genommen haben. Einer setzte sich nun auf einen Stein nieder und rief mit lachendem Munde: Liebe Kameraden, weil die Pfaffen vorgeben, daß hier werde das jüngste Gericht gehalten werden, so will ich mich bei Zeiten um einen Platz umsehen, damit ich Alles gut vernehmen kann. Als er nun gegen Himmel schaute, da hat er den Sohn Gottes gesehen in jener Gestalt, worin er einst richten wird; daher fiel er vor Schrecken wie todt zur Erde. Als er nach einigen Stunden wieder zu sich kam, hat er nie mehr gelacht und schon bei dem Worte: „Gericht" erbleichte er und brach in langes Weinen aus.

Das jüngste Gericht wird schrecklich sein.

Philipp II., König von Spanien, bemerkte während der heiligen Messe zwei seiner vornehmsten Edelleute miteinander schwätzen. Er wartete, bis er nach Hause kam; dann redete er sie ernstlich an: Ihr sollet nie mehr unter mein Angesicht kommen! Bei diesen Worten erschracken sie so sehr, daß der Eine bald vor Traurigkeit starb und der Andere wahnsinnig wurde. Wenn schon die Stimme eines Menschen so Großes wirket, was wird nicht erst die Stimme Christi im Gerichte wirken: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!

Geruch.

Der Sinn des Geruches ist bei den Heiligen geschärft und gehöht.

Der heilige Pachomius unterschied die Irrgläubigen am Geruche. Als ein Bruder im Kloster Laura, unreinen Gedanken nachgegeben und am Morgen beim Abte Euthymius zur Kommunion ging, spürte dieser einen so abscheulichen Gestank, daß er sogleich seinen Zustand erkannte und ihn darüber schalt. So wußte der heilige Hilarion nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus, aus dem Geruche der Kleider, oder was sonst einer berührt, welchem Dämon und Laster er fröhne. Jedes schwerere Vergehen erregte das Organ der heiligen Brigitta mit einem unerträglichen Uebelgeruche. Als einst Aegidius von Reggio

dem Kloster, in dem Johannes a Vallibus lebte, auf achtundzwanzig Meilen nahte, kündigte dieser schon den Brüdern seine Ankunft an und als diese ihn deßwegen befragten, sagte er, eine solche Fülle des Wohlgeruches gehe von dem Gottesmanne aus, daß er durch all den Raum bis zu ihm hindurchgedrungen. Als hinwiederum die heilige Katharina von Siena einer berühmten Stadt nahte, spürte sie schon auf vierzig Meilen Entfernung den Gestank und versicherte, nichts, was sonst übelriechend sei, komme ihm bei. Dominika vom Paradiese roch im Vorübergehen an einem Soldaten, daß er voll der Gräuel und des Lasters sei und ließ nicht ab, ihm zuzureden, bis er sich bekehrt hatte. Als der heilige Karl Borromäus 1566 nach Somascha gekommen war, bemerkte er gleich beim Eintritt in die Kirche, daß ihm ein wunderlieblicher Geruch entgegen kam und sagte darum den Gegenwärtigen: In dieser Kirche ruht der Leib eines großen Dieners Gottes, was ich an dem Geruche merke. Es war der Leib des heiligen Hieronymus Aemilianus, dessen Grab er leicht ausfand. —

Beim heiligen Philippus Nerius war vorzüglich jene ungemeine Sinnesschärfe im höchsten Grade rege, so daß er im feinsten Unterscheiden die Enthaltsamkeit und die ihr verwandten Tugenden durch Wohlgeruch und das Gegentheil durch den Gestank wahrnahm. Viele, die bei seinem Leben zu ihm zur Beichte gingen, haben nach seinem Tode es mit Eiden bekräftigt, wie, wenn sie von solchen Lastern angesteckt, ihm ihr Gebrechen bisweilen verschweigen gewollt, er Grund und Ursache ihres Uebels vorgewußt und mit den Worten sie angetrieben: Kind! du riechst mir übel, du bist in diese oder jene Sünde gefallen, entlade dein Gewissen, wirf das Gift der Sünde durch Bekenntniß aus, beichte dein Vergehen! worauf sie dann bestürzt und erstaunt über das Gehörte, bekannten, was sie verbrochen und durch Reue es zu tilgen sich bemühten. Er selber aber, wenn er solcher Leute Beichte abgenommen, die mit dergleichen Schmutze sich befleckt, wurde von dem unerträglichen und pestilenzialischen Gestanke, der von ihren Lüsten ausging, so affizirt, daß er die Nase mit den Händen oder einem Tuche zu bedecken oder auch das Gesicht abzuwenden sich gezwungen fühlte, was er jedoch mit bewunderungswürdigem Geschicke so einzurichten wußte, daß es Niemand bemerkte. Er pflegte zu erzählen: so groß sei der vom Laster der Unkeuschheit ausgehende Uebelgeruch, daß er mit keiner andern Art von Gestank verglichen werden möge. Einst kam ein Weib zu ihm, in dem er auf den ersten Blick den bösen Feind erkannte; er streckte deßwegen zur Abwehr die Hand gegen sie aus, und von dem Weibe dampfte sofort ein so pestilenzialischer Schwefelgeruch, daß er ihn schlechterdings nicht zu ertragen vermochte. Der Gestank blieb ihm fortdauernd in der Nase und hing seinen Händen an, daß, wie er auch sich waschen, und was er sonst noch thun mochte, er im Laufe dreier Tage ihn nicht wieder loszuwerden vermochte. Er versicherte später, der Geruch müsse vom Dämon selbst ausgegangen sein. Nicht bloß aber erkannte er, wenn Jemand wirklich Unreines geübt, sondern auch, wenn er nur bei nächtlicher Weile Traumbilder gehegt; selbst an Thieren mochte sich ihm die Unreinigkeit, wenn sie hier also genannt werden kann, nicht verbergen. Er selbst war so rein, daß ihn nie ein Gelüste berührte

und deßwegen duftete er einen ungemein lieblichen Wohlgeruch aus, den Viele, die ihm nahe kamen, bemerkten und der sich nach ihrer Aussage mit nichts Anderem auf Erden vergleichen ließ.

Geschäfte.

Wichtige Geschäfte wohl überlegen, Gott empfehlen und dann kräftig handeln.

Hatte der heilige Vincentius ein wichtiges Geschäft wohl überlegt, mit Anderen berathen und Gott empfohlen, dann beharrte er fest auf seinem Entschluße und schlug Alles, was ihm dagegen einfiel, als eine Versuchung aus, mit dem vollen Vertrauen, Gott werde es gewiß nicht übel nehmen, noch deßhalb ihn zur Rede stellen. Papst Clemens VIII. kann hierin zum Beispiele dienen. Es wurde ihm ein höchst wichtiges Geschäft vorgetragen, welches ein ganzes Reich betraf. Die Kuriere eilten beständig hin und her und es verging ein ganzes Jahr, ehe er einen Schluß faßte. Indessen empfahl er die Sache Gott und überlegte sie mit Berathung der einsichtsvollsten und fähigsten Männer. Endlich schritt er zur Entscheidung. Bald hernach kam ihm im Traume vor, er sehe Christum mit erzürntem Angesichte, der ihm über das Geschehene die schärfsten Vorwürfe machte und ihn mit seiner Strafe bedrohte. Als er erwachte, erschrack er sehr darüber und erzählte es dem Kardinal Toledo. Dieser überlegte die Sache vor Gott und antwortete ihm, er dürfe sich nicht fürchten, indem dieser Traum ein bloßes Blendwerk des Satans gewesen sei. Nachdem er die Sache Gott empfohlen, und Andere zu Rath gezogen habe, sei kein Grund da, sich zu fürchten. Hierauf genoß der Papst einer ungestörten Ruhe.

Geschwätzigkeit.

Geschwätzigkeit ist eine Untugend.

Wo viel Redens ist, wird es selten ohne Sünde abgehen. Dieses Wort der Schrift sollten die geschwätzigen und plauderhaften Menschen bedenken. Gewöhnt, ihrer Zunge freien Lauf zu lassen, gleichen sie den Staaren, welche sich Abends auf einem Baume versammeln, schnattern und schwätzen, gleichsam als erzählten sie einander ihre Tagesbegebenheiten. So die Geschwätzigen. Zu diesen gehören alle Jene, welche nicht bedenken, was sie reden, und wen sie vor sich haben. Wie viel Ruhmredigkeit und Prahlerei, wie viel Kränkendes, die Ehre Verletzendes, Aergerniß gebendes und Erlogenes bringen sie vor! Die Geschwätzigkeit ist keineswegs etwas so Gleichgiltiges, als die Menschen glauben. Wenn der Mensch Rechenschaft geben muß für ein unnützes Wort, welche Strafe wartet seiner für Reden, welche auf so vielfache Weise Gott und den Nächsten beleidigen?

Geschwister.

Wie sich Geschwister gegen einander benehmen sollen.

Von den neubekehrten Christen der Telinga-Mission an der Küste von Koromandel schreibt Pater Martin aus der Gesellschaft Jesu im Jahre 1839, gerade vor seinem Tode, und erzählt einen charakteristischen Zug von diesen Neubekehrten, der die volle Aufmerksamkeit verdient. Dem ältesten Sohne einer christlichen Familie — die ältesten Söhne traten im Morgenlande in die Rechte des Vaters — hatten sich in einer Erbschaftsangelegenheit seine Brüder widersetzt und nahmen zu den Civilgerichten ihre Zuflucht. Der Missionär ermahnte sie zum Frieden und zur Versöhnung und zwar mit Erfolg. Der älteste Sohn versprach, die Vergangenheit zu vergessen; seine Brüder und Schwestern verpflichteten sich ihrerseits, ihm in Allem zu gehorchen und sie Alle versprachen einander, ihre arme Mutter zu achten und ihr glücklichere Tage zu verschaffen. Der älteste Sohn warf sich alsdann vor ihr nieder, indem er rief: Gelobt sei Jesus Christus! — die gewöhnliche Form des Friedens und der Versöhnung. Die Mutter hob ihn auf und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seine Stirne. Die anderen Kinder warfen sich nach einander ihrer Mutter und ihrem ältesten Bruder zu Füßen, der sie, nachdem er sie aufgehoben, mit dem Kreuze bezeichnete, wie die Mutter es bei ihm gemacht hatte. Schließlich empfingen sie Alle zusammen die heilige Kommunion. Dieses schöne Beispiel von geschwisterlicher Eintracht könnten sich unsere Kinder zu Herzen nehmen und nachahmen.

Wie sich Geschwister gegen einander in Streitigkeiten betragen sollen.

Ludwig der Fromme hatte drei Söhne, Lothar, Ludwig und Karl den Kahlen. Unter diese vertheilte er seine Länder. Der unersättliche Lothar lockte aus teuflischem Bruderhaß dem Ludwig alle Feinde in's Reich. Ludwig und Karl verbanden sich, ihren Bruder in Schranken zu halten. Es ist rührend, mit welcher zarten Gewissenhaftigkeit sie den Krieg gegen ihren leiblichen Bruder führten. Nur nachdem die Geistlichen und die Stände sie dazu bevollmächtigt hatten, gingen sie auf ihn los. Bei Fontenay unweit Auxerre kam es 841 zu einer blutigen Schlacht. Der Sieg war auf Seite der Gerechtigkeit und mit diesem Gottesurtheile zufrieden, ließen sie den bübischen Bruder entwischen, ohne ihm einen Schritt weit nachzusetzen, und begruben seine Todten mit brüderlichen Thränen. Lothar, verwundert, daß man ihm so viel Zeit ließ, war weit entfernt, durch den Edelmuth der Brüder sich zum Frieden bewegen zu lassen. Er zog frische Truppen an sich und durchstreifte kühn die Länder seiner Brüder. Alle angebotenen billigen Verträge wies er trotzig zurück. Da verbanden sie sich nothgedrungen noch einmal und stießen 842 mit ihren Heeren bei Straßburg zusammen. Ludwig redete sein deutsches Heer in deutscher, Karl das seinige in französischer Sprache an; sie ermahnten ihre Leute, tapfer zu sein, stellten ihnen ihre redlichen Absichten und Lothars Ränke vor und alles

Volk versprach in freudigem Zuruf, der gerechten Sache treu zu bleiben. Die zwei Brüder schwuren sich Treue in jeder Art. Auch beide Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar war, und dieser floh wieder neben ihnen weg nach Lyon. Es war, als ob die Kinder Versteckens spielten. Die Brüder schritten nun zur Theilung der Länder, ohne Lothar zu berücksichtigen. Da endlich schickte dieser Gesandte mit Freundschaftserbietungen. Das freute die Brüder innig, obschon Lothars Theilungsvorschläge die übermüthigsten von der Welt waren. Die Brüder schloßen endlich Frieden mit Lothar und theilten zu Verdun das Reich. Frankreich und Deutschland wurden hier auf immer geschieden. Deutschland erhielt Ludwig, Karl Frankreich und Lothar Italien, mit der Kaiserwürde. So nachgiebig müssen Geschwister sein, wenn sie in Streitigkeiten gerathen.

Ein Beispiel von Geschwisterliebe.

Intaphernes, einer der sieben Wahlfürsten, welche den Darius zum Könige von Persien wählten, konnte die Eifersucht nicht ersticken und erregte eine Verschwörung gegen Darius. Die Sache ward entdeckt, man zog ihn ein und die Richter verurtheilten, hart genug, nicht nur ihn, sondern auch sein ganzes Haus zum Tode. Da versuchte seine Gemahlin, des Königs Herz durch Bitten zu erweichen. Darius hörte sie gnädig an und schenkte ihr das Leben. — „Ach," jammerte sie, „was soll mir dieß klägliche Dasein allein, im ausgestorbenen Hause! Nicht für mich habe ich gebeten." — „Dein Mann ist strafbar," versetzte der König, „ich vermag nichts gegen die Gesetze; doch magst du noch einen der Verurtheilten dir erbitten." — „Nun wohl, so gib mir meinen Bruder los!" — „Wie?" fragte der König, „ist dir der Bruder näher, als der Gemahl und die Kinder?" — „O," sprach sie, „der Bruder ist mir das einzige übrige, mir ewig werthe Erbgut meiner theuren Aeltern, welche todt sind!" Darius ehrte diese Bruderliebe, die aus kindlicher Liebe gegen die längst verstorbenen Aeltern floß und gab der Bittenden außer dem Bruder auch noch ihren ältesten Sohn los. So fanden selbst die Heiden die Geschwisterliebe natürlich und lobenswerth.

Gesellschaft.

Der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt und er könnte darin glücklich sein.

Der Mensch ist für das gesellschaftliche Leben bestimmt und er könnte in demselben das glücklichste Leben führen, wenn die Liebe in jedem Menschen wäre. So aber verbittern sie einander das Leben; daran ist Schuld der Mangel an Liebe, der herrschende Eigennutz, der Neid; diese zerstören alle Vortheile, welche die Menschen aus dem gesellschaftlichen Leben haben könnten. Eigenliebe, Eigennutz, Habsucht unterdrückt den Schwächeren, hilft ihm nicht fort, reißt Alles an sich; Neid läßt keine Zufriedenheit aufkommen. Die Rennthierheerden sind in dieser Beziehung lobenswerther als die Menschen mancher Ortschaften.

Dieses edle Thier lebt in Lappland, Grönland, Spitzbergen, Novazembla, Sibirien wild und gezähmt in Heerden bis zu zwanzigtausend Stück; es nährt sich von den wenigen Pflanzen des Landes, im Winter von dem Rennthiermoos, welches es mit den Füßen und dem Geweihe hervorschaart; denn es ist dem Hirsche ähnlich. Aber unter ihnen herrscht kein Eigennutz, kein Futterneid, keine Mißgunst, kein Unfrieden; sie weiden gemeinschaftlich, liegen gemeinschaftlich in einer Schlucht und sind ganz friedlich. Und sie könnten sich bei so sparsamer Nahrung oft einander beneiden, bekriegen, verfolgen.

Böse Gesellschaft verdirbt die hoffnungsvollsten Kinder.

In Brüssel, der Hauptstadt Belgiens, ward einst bei grauendem Morgen ein Priester in die Gefängnisse gerufen, um einen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre zum Tode verurtheilten Jüngling vorzubereiten. Als er zu ihm herein trat, heftete der Letztere einen forschenden Blick auf ihn, gleich darauf überzog Todtenblässe seine Wangen, seine Glieder zitterten, und sein ganzes Benehmen deutete auf die heftigste Gemüthsbewegung, die endlich in laute Wehklagen ausbrach. Mitleidsvoll nahte ihm der greise Priester und redete ihm in jeglicher Weise zu, die geeignet schien, ihm Trost und Muth einzuflößen; da aber Alles vergeblich blieb, setzte er den letzten Hebel an und gab seiner Rede eine bündigere Wendung. Mein Freund, sprach er, dein Loos ist gefallen, wozu alle diese Klagen und Thränen? Sie werden dein Todesurtheil nicht tilgen, noch auch einen Aufschub bringen. Deßhalb, da es um das Leben des Leibes geschehen ist, so denke nun ernstlich an das Leben deiner Seele. Da nahm der junge Mann sich zusammen und sah ihm fest in das Gesicht. Ach, mein Vater, sagte er, nicht die Todesfurcht ist es, die meinen Geist so sehr bestürmt; meine Vergehungen sind groß und zahlreich, meine Verurtheilung gerecht, und willig bringe ich mein Leben dar. Sei immerhin mein Leib eine Speise der Raben, eine Warnungstafel der Jugend, Alles dieses ängstiget mich nicht, aber ach, mein Gott! — und bei diesen Worten sank er ohnmächtig zu Boden. Man hob ihn auf, man wendete alle Mittel an, ihn wieder in's Bewußtsein zu rufen und nachdem er sich erholt hatte, bat er die Umstehenden, sich für einige Minuten zu entfernen, damit er sein Geheimniß eröffnen könne. Kaum aber fand er sich mit dem Priester allein, als er schon weinend um seinen Hals fiel, ihm die Hände küßte und endlich auf die Kniee niedersank, während dieser verwundert ihm zusah und sich dieß Beginnen nicht erklären konnte. Wehe mir, mein Vater, rief der Gefangene, kennen Sie mich nicht? Er erinnerte ihn an die Stadt, wo der Priester vor zehn Jahren die höheren lateinischen Schulen geleitet hatte, nannte ihm verschiedene junge Leute, die damals seine Schüler gewesen und gab endlich sich selber als einen ehemaligen Schüler zu erkennen. Der einzige Sohn sehr vornehmer und reicher Aeltern, war er zugleich unter allen jenen Schülern der tugendhafteste und fähigste und dem Priester, seinem damaligen Lehrer, vor Allen lieb und werth gewesen; allein durch böse Gesellschaft verleitet, hatte er allmälig auf so schlimme Wege sich verirrt, daß der nämliche, der die schönsten Erwartungen von ihm gehegt, nun in der Lage war,

ihm einen so traurigen Dienst zu erweisen! Der Priester, zu Thränen gerührt, ermahnte ihn väterlich, alle solche Erinnerungen an die früheren, glückseligen Verhältnisse bei Seite zu setzen und lieber der nahen herben Zukunft Fürsorge zu thun. Er bestimmte ihm eine Frist, um sein Leben wohl zu durchforschen und bald brachte der Reuevolle dieses Geschäft mit so aufrichtiger Gesinnung zu Stande, daß er von nun an keine andere Sehnsucht mehr hatte, als nach vollkommener Versöhnung mit Gott und keine andere Bitte, als daß Niemand es versuchen möchte, ihm die Befreiung vom Tode oder eine gelindere Todesstrafe zu erwirken. In dieser Stimmung, nur von göttlichen Dingen redend, und als ein echter Dismas nach dem Tode verlangend, befand er sich, als am vierten Tage der Richter in den Kerker trat, ihm anzukündigen, daß seine Stunde gekommen sei. Ich danke Ihnen, mein Herr, erwiederte der Verurtheilte; so will ich denn getrost hingehen und für meine Sünden Genugthuung leisten; ich bin gänzlich der Gerechtigkeit verschuldet, ich gehöre ihr an und unterwerfe mich ihr in Allem. Als man ihn fragte, ob er etwas zur Erquickung nehmen wolle, erwiederte er verneinend: meines Lebens Frist ist kurz, die Ewigkeit ist endlos, o könnte ich lange genug leiden, um dieses kurze Leben zu büßen! Da klopfte eine mächtige Faust an die Kerkerpforte und, nach altem Brauche, den Verurtheilten um Verzeihung zu bitten, trat der Scharfrichter herein. Jesus, o Jesus, schrie der Jüngling auf und der Stimme, wie des Bewußtseins beraubt, fiel er ohnmächtig dem Priester in die Arme. Man eilte hinzu, man brachte ihn wieder zu sich, mit mattem Auge den Furchtbaren anstarrend, sprach er mit zitternder Stimme: Kennst du mich nicht, du? und Sie, mein Vater, kennen Sie ihn auch nicht? Beide verneinten die Frage. Sei beherzt, mein Sohn, sagte der Priester; du hast dich alle die Tage daher so willig und freudig zum Tode bereitet, woher nur dieß plötzliche Erschaudern, diese Angst und Verwirrung? Hast du nur leere Worte geredet? Ach, rief der Jüngling, wie seid ihr alle Beide zu bedauern; Sie, mein Vater, der mich zum Tode vorbereitet, und dieser hier, der den Todesstreich mir geben soll! So betrachten Sie ihn doch, sehen und erkennen Sie ihn; auch er war einer aus Ihren Schülern, mein Mitschüler, mein Jugendfreund, und Sie unser gemeinsamer Lehrer! Der Scharfrichter bekannte die Wahrheit dieser Entdeckung. Obgleich geringeren Standes, als der Verurtheilte, war auch er einer angesehenen Familie entsprossen; auch er war bei den besten Anlagen in so wüste Unordnungen gerathen, daß er sich's endlich zum Glücke rechnen mußte, ein Amt übernehmen zu können, das nach den Ansichten jener Zeit schauderhaft und grauenvoll war. Inzwischen hatten diese Erklärungen keine geringe Verzögerung veranlaßt. Die Wachen, die draußen standen, drangen auf Eile, der Jüngling umarmte seinen Jugendfreund, ermunterte ihn und sprach: Gedenke, daß du mit Einem Streiche der ewigen Seligkeit mich versicherst, überwinde dich also, leiste der Gerechtigkeit und mir diesen Dienst, dieß sei das letzte Freundschaftswerk, das du mir erzeigest! Eine große Menge von Zuschauern hatte sich auf der Richtstätte versammelt; und wenn schon die Jugend und die fromme Ergebung des Verurtheilten ihr Mitleid erregte, so war doch ihre

Verwunderung noch lebhafter, als sie sahen, wie er nicht allein vom Priester, sondern auch von dem Vollzieher seiner Strafe und dieser von ihm, mit vielen Thränen den herzlichsten Abschied nahm. Das Räthsel ward erst dann gelöst, als nach der Hinrichtung der Priester an die Senatoren und das Volk sich wandte, und ihnen von dem ganzen Hergange die Kunde mittheilte.

Böse Gesellschaft kann einen jungen Menschen gründlich verderben, besonders wenn er Anlage zum Leichtsinn hat.

Nero, ein Jüngling von siebenzehn Jahren, war Beherrscher des ungeheueren römischen Reiches geworden. In den ersten Jahren hatte er noch mit der jugendlichen Schüchternheit zu kämpfen, die sich an so viel Größe nicht gewöhnen konnte; auch lenkten zwei würdige Erzieher damals noch alle seine Handlungen und Aussprüche. Daher erhob das wiederauflebende Volk den edlen wohlthätigen Jüngling bis in den Himmel. Als er das erste Todesurtheil unterzeichnen mußte, sagte er: O daß ich nie schreiben gelernt hätte! Viele solche Aussprüche bewunderte das Volk. Aber bald fand er dieß eingelernte Betragen lästig und endlich überflüssig; denn Schmeichler umringten ihn und verführten ihn zu allen ersinnlichen Ausschweifungen. An Regierungsgeschäfte dachte er bald nicht mehr und doch war es ihm verhaßt, seine herrschsüchtige Mutter sich in dieselben mischen zu sehen. Ueberall stand die Mutter ihm im Wege, alle Aemter wollte sie vertheilen; tausendmal hielt sie es ihm vor, daß sie ihn zu dieser Würde erhoben habe und täglich mußte er von ihr Vorwürfe über seine böse Lebensart hören. Oft sogar drohte sie ihm in der Hitze mit seinem Stiefbruder Britannikus, dem Sohne des Claudius, welcher in der That ein näheres Recht zum Throne hatte, auch der Liebling des Volkes und ein Jüngling von herrlichen Talenten war. Nero, von Natur furchtsam, und von seinen frechen Günstlingen in jeder aufkeimenden lasterhaften Neigung bestärkt, reichte seinem braven Stiefbruder selbst bei der Tafel einen so stark vergifteten Becher Wein, daß derselbe gleich nach dem Trunke zu Boden sank. Das Weib, welches ihm das Gift bereitet hatte, beschenkte er mit Ländereien. Bald darauf verstieß er seine Gemahlin Oktavia und vermählte sich mit der Poppäa, einem höchst verworfenen Weibe. Poppäa konnte die Mutter Nero's nicht vertragen und beredete diesen, seine eigene Mutter umbringen zu lassen. Ein boshafter Günstling gab den Rath, sie bei einer Lustfahrt zu ertränken und zwar so, daß es ein Zufall scheinen sollte. Ihr Schiff war so eingerichtet, daß es auf dem Meere auseinander ging. Aber der Anschlag mißlang, Agrippina rettete sich durch Schwimmen. Nero, in aller Angst schickte am andern Morgen ihr Mörder in's Haus, welche sie im Bette erschlugen. Dafür dankte der Senat, weil Agrippina eine böse Frau gewesen. Seiner Gemahlin Oktavia sendete er bald hernach auch solche Meuchler; die Adern wurden ihr geöffnet und da sie sich nicht geschwind genug verblutete, ward sie in einem heißen Bade erstickt. Auch an seinen Lehrer Seneca kam die Reihe; aus besonderer Gnade erlaubte der Tyrann ihm, sich selbst zu tödten. Da ließ dieser sich im Bade die Adern öffnen, während seine Frau Paulina im Nebenzimmer

dasselbe that. Nero hörte es, befürchtete, der Tod der Frau möchte seine That noch gehäßiger machen, und schickte hin, sie zu retten, wenn es noch möglich wäre. Sie wurde verbunden und kam langsam wieder zu sich, aber immer blieb sie blaß und trug bis an ihr Ende Trauerkleider. So ein Ungeheuer wurde Nero nur durch böse Gesellschaft, ohne sie würde er wohl lasterhaft, aber nicht so gefühllos und grausam geworden sein.

Böse Gesellschaft kann bei jungen Leuten die Sitten verderben.

Die heilige Theresia las als Mädchen Romane mit solcher Begierde, daß sie keinen Geschmack mehr an geistlichen Büchern fand und anfing, eitel zu werden, ihren Körper zu schmücken, um in den Augen der Weltmenschen zu glänzen. Damals trat ihr Schutzgeist zurück, denn Theresia betrat den Weg des Verderbens. Unreine Neigungen regten sich in ihrem sonst keuschen Herzen, mit denen sie in der Folge schwer zu kämpfen hatte. Was sie in ihrer Verblendung noch mehr bestärkte, war der öftere Besuch einer weltlich gesinnten Anverwandten, die durch leichtfertige Reden den frommen Sinn ihrer Base befleckte. Ihr gottesfürchtiger Vater bemerkte bald die Lauigkeit und Eitelkeit seiner Tochter und er kannte auch die Ursache derselben; aber er konnte als kluger Mann den Zutritt der Anverwandten nicht wohl verwehren, obwohl er sonst alle Besuche auf's strengste verbot. Gott brachte die heilige Theresia in ein Nonnenkloster, um sie zu retten.

Böse Gesellschaft schadet mehr, als die gute nützet.

Der Prior von St. Lazarus wollte mit Zustimmung des Erzbischofs von Paris, mit Einwilligung des Papstes Urban VIII. und der Stadtobrigkeit von Paris das Haus St. Lazarus, welches den Chorherren gehörte, mit allen dazu gehörigen Rechten und Gütern der Versammlung des heiligen Vincentius überlassen; doch wollte der Prior, seine Chorherren sollten mit den Sendungspriestern gemeinschaftlich wohnen; in der frommen Absicht, daß sie durch das gute Beispiel und durch den täglichen Umgang mit dieser apostolischen Genossenschaft Liebe zur Einsamkeit und einen ächt priesterlichen Geist gewinnen möchten. Allein Vincentius sah voraus, daß dieses gemeinschaftliche Zusammenwohnen den Chorherren wenig nützen, den Seinigen aber sehr viel schaden würde. Er stellte dem Prior vor, daß die Sendungspriester außer der Erholungsstunde nach dem Mittag- und Abendessen das genaueste Stillschweigen beobachten müssen, ohne welches die Ordnung und Zucht eines geistlichen Vereines unmöglich bestehen könne; nun aber würden sich die Chorherren gewiß nicht bequemen, den ganzen Tag so genaues Stillschweigen zu halten. Deßhalb erklärte er sich unumwunden, lieber auf das Haus und auf die Güter von St. Lazarus zu verzichten, als diese Bedingung einzugehen; und aus diesem Grunde bestand er unbeugsam darauf, daß den Chorherren ein abgesonderter Theil des Hauses zur Wohnung angewiesen werde. Der Prior gab endlich nach.

Gespenster.

Die Erscheinung von Gespenstern ist nicht immer eine leere Sage.

Der heilige Augustinus erzählt, das Gut des Hasparius Cubedi, in der Diözese des Heiligen, sei von Geistern beunruhigt worden und durch das Gebet eines Priesters seiner Genossenschaft, um dessen Sendung der Eigenthümer angehalten, befreit worden. — Zur Zeit des Ostgothenkönigs Theodorich wurde in Ravenna das Haus des Arztes Elpidius von Kobolden bewohnt, die ihn oft mit einem Steinregen empfingen; er bat den heiligen Cäsarius, Bischof von Arles, auf seiner Durchreise um Hilfe. Dieser reinigte das Haus mit Weihwasser, und die Plage verschwand, ohne daß sich weiter etwas blicken ließ.

Gespenstererscheinung bei den Heiden.

Brutus und Cassius, zwei Vertheidiger der römischen Republik, hatten den Cäsar getödtet und standen bei Sardes mit einem Heere gegen Oktavian und Antonius. Da hatte Brutus einst des Nachts eine seltsame Erscheinung. Er saß allein in seinem Zelte noch wach, das Licht flimmerte matt, kein Laut wurde gehört. Da öffneten sich auf einmal die Vorhänge, eine lange grause Gestalt trat ein und sagte: „Ich bin dein böser Geist, bei Philippi sehen wir uns wieder!“ und verschwand. Brutus weckte seine Leute, aber Keiner hatte etwas gesehen oder gehört und Cassius, dem er es am andern Morgen erzählte, spottete über die Erscheinung. Philippi ist eine Stadt in Macedonien. Hier kam es zu einer Schlacht. Antonius befehligte mit so vieler Geschicklichkeit und Thätigkeit, daß er den Feind in die größte Verwirrung brachte, weßwegen Cassius, der durch ein Mißverständniß Alles für verloren hielt, sich von einem Freigelassenen erstechen ließ. Am Abende erblickte Brutus auf dem Schlachtfelde abermals die Erscheinung. Am andern Tage wurde Brutus von den Seinigen ganz abgeschnitten und da er keine Möglichkeit sah, sein Lager zu erreichen und der Gefangenschaft zu entrinnen, so stürzte er sich selbst in sein Schwert. Oktavian ließ ihm den Kopf abschneiden, denselben nach Rom bringen und an Cäsars Bildsäule verwesen. Der böse Geist erschien ihm, verwirrte ihn und brachte ihn zum Selbstmord.

Gespräche.

Unsere Gespräche sollen heilig sein.

Unter den heiligen Altvätern lebte ein großer Mann, dem Christus die Gnade verliehen, daß er Dinge sah, die Andere nicht sahen. Einst saßen sehr viele Brüder beisammen, redeten mit einander und besprachen sich über Dinge aus der heiligen Schrift, die das Seelenheil angingen. Als sie so redeten, sah der Altvater Engel um sie stehen, an deren heiterem Antlitze die Freude erglänzte und welche voll Nachdenken und Wonne über diese heiligen Gespräche schienen. Wenn sie aber von etwas Anderem unter sich redeten, als von gött-

lichen Dingen, entfernten sich alsbald die heiligen Engel und zürnten gegen sie, statt der Engel kamen aber sehr unfläthige Schweine, die voll Krankheit waren, und sich unter ihnen herumwälzten, denn die Teufel ergötzten sich an ihren unnützen, eitlen Reden. Als der heilige Altvater dieses sah, ging er in seine Zelle, weinte die ganze Nacht, seufzte und betrauerte das menschliche Elend. Er ermahnte die Brüder in den Klöstern und sprach: Hütet euch, Brüder, vor dem Vielreden und bewahret euere Zungen vor müßigen Worten; denn dadurch wird der Seele der Untergang bereitet, wenn gleich wir meinen, daß diese Reden uns vor Gott und den Heiligen nicht verhaßt machen. Die heilige Schrift sagt: Viel reden wird nicht ohne Sünde abgehen. Prov. 10.

Gesundheit.

Gesundheit soll man nicht durch sündhafte Mittel herzustellen oder zu erhalten suchen.

Der heilige Casimir, ein königlicher Prinz aus Polen, in jeder Tugend geübt, hatte seine Jungfräulichkeit unversehrt erhalten. Einst erkrankte er schwer, und die Aerzte riethen ihm zur Herstellung seiner Gesundheit, den Beischlaf mit Weibern zu pflegen. Der heilige Casimir befolgte ihren Rath nicht und starb lieber jung, als daß er seine Gesundheit mittelst einer schweren Sünde erhalten wollte.

Der Mensch soll seine Gesundheit erhalten zum Nutzen Anderer.

Torstenson übernahm im Schwedenkriege unter Gustav Adolph ein schwedisches Heer. Er litt freilich am Podagra und ließ sich in einer Sänfte tragen; doch hat er als General seinem Posten keine Schande gemacht. Aus seiner Sänfte befehligte er seine Truppen und führte sie immer zum Siege. Dreimal durchzog er Deutschland, fiel in Oesterreich ein und machte zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern. Was würde dieser Mann erst geleistet haben, wenn er auf seinen Füßen gesund gewesen wäre? Außerhalb des Feldes, im häuslichen Leben, als Handwerker, war er ein unnützes Glied der Menschheit.

Getränk.

In hitzigen Getränken muß man mäßig sein.

Einst fand man nach gefeierter heiliger Messe im Kloster des Abtes Antonius noch etwas Wein und einer der Altväter nahm einen kleinen Becher voll mit sich, brachte ihn dem Abte Sisois und bot ihn zum Trinken an. Er trank davon einmal, und eben so auch zum zweiten Male; als ihm derselbe aber ihn zum dritten Male anbot, wies er ihn zurück und sprach: Sei ruhig, mein Bruder; weißt du denn nicht, daß im Weine der Satan steckt? Ein Bruder fragte den Sisois: Was soll ich thun? So oft ich zur Kirche komme, behalten mich die Brüder aus Liebe bei sich und geben mir zu trinken. Sisois antwortete: Das ist eine lästige Sache. Jener fragte weiter: Wenn man am

Samstag und Sonntag in die Kirche kommt und jeder Bruder drei Gläser Wein trinkt, ist das zu viel? Sisois erwiederte: Wenn der Satan nicht darin wäre, so wäre es nicht zu viel.

Getreide.

Auch die Wilden sehen das Getreide, ja selbst den Tabak als Geschenk Gottes an.

Ueber das Getreide hatten die wilden Amerikaner folgende Ansicht. Im Anfange, erzählten sie, hatten unsere Väter nur das Fleisch der wilden Thiere zu ihrer Nahrung; blieb die Jagd erfolglos, so litten sie Hunger. Zwei unserer jungen Jäger hatten einst einen Damhirsch erlegt und machten ein Feuer im Walde an, um einen Theil zu braten. Gerade, als sie im Begriffe waren, ihren Hunger zu stillen, sahen sie ein wunderschönes junges Weib aus den Wolken hernieder steigen und auf einen Hügel sich niederlassen. Da sagten sie zu einander: „Du, das ist eine Göttin, die hat vielleicht unseren Wildbraten gerochen und möchte davon essen; laß uns ein Stück davon ihr anbieten!“ Und sie boten ihr die Hirschzunge an. Befriedigt von ihrem Wohlgeschmacke sprach sie: „Euere Güte soll nicht unbelohnt bleiben; kommt nach dreizehn Monden wieder zu diesem Platze, und ihr werdet da was finden, das sich als eine große Wohlthat erweisen wird, bestimmt, euch und euere Kinder bis auf die spätesten Geschlechter zu ernähren.“ Sie thaten so und fanden da zu ihrem Erstaunen Pflanzen vor, welche sie nie zuvor gesehen, welche aber von jener Urzeit her zu unserem größten Nutzen beständig unter uns angebaut und gepflegt worden. Dort, wo ihre rechte Hand den Boden berührt hatte, fanden sie den Mais; wo ihre Linke ihn berührt, sprossen welsche Bohnen; wo sie aber mit ihrem Hinteren gesessen, da wuchs Tabak. — Erkenne auch du als Christ das Getreide als Geschenk Gottes und danke dafür; sei mäßig im Gebrauche des Tabaks!

Geweiht.

Der Teufel scheuet geweihte Sachen.

Ein Vater, dessen Sohn besessen war, bat den heiligen Pachomius kniefällig, ihn zu heilen. Pachomius verrichtete ein Gebet für ihn, gab ihm geweihtes Brod und trug ihm sorgfältig auf, ihm jederzeit vor dem Essen ein wenig davon zu geben. Der Vater gab seinem Sohne bei jeder Mahlzeit ein Theilchen dieses Brodes; aber der böse Geist ließ es ihm nicht essen; anderes Brod aber aß er in Menge. Der Vater verbarg nun kleine Stückchen in Früchte; aber er warf sie heraus oder aß wohl auch die Frucht selbst nicht. Nun ließ ihn der Vater hungern, worauf er denn doch das geweihte Brod aß, in einen Schlaf verfiel und vom bösen Geiste befreit wurde. Nun führte ihn der Vater zum heiligen Pachomius, Gott lobend und Dank sagend.

Gewinn.

Unrechtmäßigen Gewinn soll man verschmähen.

Die Römer schickten einst den Fabricius zum König Pyrrhus, mit dem sie Krieg führten, als Gesandten, um wegen Auslösung der Gefangenen zu unterhandeln. Pyrrhus nahm denselben sehr freundlich auf und bat ihn, bloß als Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft ein reiches Geschenk anzunehmen; denn er hatte gehört, daß dieser brave Römer sehr arm sei. Fabricius aber schlug es aus. Pyrrhus trug dem Fabricius an, als Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, aber umsonst. Als Fabricius später eine Armee gegen Pyrrhus führte, schickte ihm der Leibarzt des Königs einen Brief, worin er sich erbot, diesen gegen eine angemessene Belohnung zu vergiften. Der redliche Fabricius schickte diesen Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher könnte die Sonne aus ihrem Laufe, als dieser Römer vom Wege der Redlichkeit abgelenkt worden." Er strafte den Arzt, wie er es verdiente.

Gewissen.

Ein böses Gewissen macht scheu und furchtsam.

Der Hausmarder ist ein blutdürstiger Mörder. Er muß in Folge seiner Raubsucht manchen gewagten Sprung machen; aber er mag auch aus großer Höhe herabspringen, so fällt er immer auf alle vier Füße, schüttelt sich ab und läuft davon. Aber wenn ein Gewitter am Himmel steht, das wirkt so stark auf ihn, daß er keine Ruhe hat und wie rasend umher läuft. Gerade so geht es den Sündern. Wenn sie sich gesund fühlen, Glück und Vermögen haben, wenn ihre Geschäfte gut gehen, wenn sie gut essen und trinken: dann schütteln sie sich ab. Doch haben sie Stunden, wo ihnen das Gewissen hart zusetzt, wo es ihnen Furcht und Angst macht; besonders wenn sie Gott heimsucht mit Krankheit, Noth, Schande und Verfolgung. Sie beichten und geloben Besserung; kaum läßt Gott seine Hand los, so kehren sie wie der Marder zu ihren alten Sünden zurück.

Schlechte Grundsätze geben dem Gewissen eine falsche Beruhigung.

Man sieht zuweilen Menschen, welche von Jugend auf Jahre lang Unzucht, Ungerechtigkeit und anderes Böse treiben; sie machen sich keine Gewissensskrupel und leben in innerer Seelenruhe. Gehen sie in die Kirche? O ja. Zur Beicht? O ja. Wird ihnen nicht in's Gewissen geprediget? Viel. Nun, wie kommt es, daß das Gewissen nicht erwacht? Das geht so zu. Es hat der Teufel als gewandter Philosoph gewisse falsche Grundsätze ausgestreut, z. B.: Wenn der Mensch stirbt, so ist er weg, wie das Vieh; Man muß die Welt genießen, so lange man jung ist, im Alter hört's von selbst auf; Es kann sich der größte Sünder noch in seiner letzten Stunde bekehren; Wir kommen Alle in den Himmel, weil Christus für Alle gestorben ist; Gott kann keinen Menschen

ewig verdammen, weil Er die Liebe ist. Diese höllischen Grundsätze haben sie ohne Prüfung, bloß weil sie ihnen zusagen, als Wahrheiten angenommen. So oft nun die Prediger, Aeltern und gute Christen ihnen in's Gewissen reden, schlüpfen sie hinter diese Grundsätze, wie der Fuchs in seinen Bau, der entweder eine Dachshöhle bewohnt, oder sich selbst eine gräbt. In dieser wohnt er, in dieser verberget er den Raub und die Jungen. Hört er Gebell oder Flintenschüsse, setzen ihm die Hunde nach, so eilt und flüchtet er in seinen Bau. So flüchten diese Sünder hinter ihre Grundsätze. Aber so wenig die Höhle den Fuchs rettet, so wenig können jene Grundsätze ihre Ruhe schützen. Hat der Jäger durch seine Hunde die Höhle des Fuchses entdeckt, und sich überzeugt, daß er darin ist, so macht er Feuer an und treibt ihn durch Rauch aus; wo nicht, so wird der Eingang vermauert, er muß verhungern. So geht's diesen Sündern. Ist das Leben abgelaufen, die Gnade ermüdet und erschöpft, das Sündenmaß voll: dann bricht der Tod, das Gericht und die Verdammniß herein. Im Gerichte werden sie mit Schrecken inne werden, daß diese Grundsätze nicht haltbar, sondern falsch gewesen. Traue solchen gottlosen Grundsätzen nicht und mache sie nicht zum Kissen für dein Gewissen!

Durch falsche Grundsätze wird oft das Gewissen beschwichtigt.

Wir haben die Religion zur Richtschnur unseres Denkens und Handelns erhalten. Jeder Grundsatz, jede Ansicht, jedes Sprüchwort, welches der Religion widerspricht, ist ohne weiteres zu verwerfen, es mag noch so schön klingen. Solche Grundsätze hat der Böse ersonnen und ausgestreut, um Schwache im Glauben zu berücken und zur Sünde zu verleiten. Er zieht die Schwachen damit in's Verderben, beschwichtigt ihr Gewissen und hält sie in der Sünde gefangen. Er macht es mit ihnen, wie der Fuchs mit seinen feurigen Augen. Entdeckt er Hühner auf einem Baume, so bellt er und geht um denselben herum, mit seinen feurigen Augen hinauf schauend. Die Hühner erwachen, sehen die glühenden Augen, schauen ihnen unverwandt nach, werden allmälig verwirrt; sie taumeln, fallen herunter und werden seine Beute. Hüte dich vor der List des Satans; höre stets auf die Religion und ihre Gebote, verachte die falschen Grundsätze, die ihr widerstreiten, sonst zieht dich der Satan in die Sünde, in's Verderben. Würden die Hühner ihre Augen geschlossen halten, so würden sie ruhig am Baume bleiben und erhielten ihr Leben. Würden die Christen die falschen Grundsätze verachten, so blieben sie in der heiligmachenden Gnade. Ich will dir einige solche schlechte Grundsätze nennen: Hätte ich's nicht gethan, so hätte es ein Anderer gethan. Andere thun es ja auch. Warum hat er mir's verkauft? Warum hat er's nicht besser angesehen, ich habe es ihm nicht im Sacke verkauft? Vortheil treibt's Handwerk. — Vor solchen Grundsätzen hüte dich und beschwichtige dein Gewissen nicht damit; denn sie rechtfertigen kein Unrecht.

Wie wird das Gewissen stumm?

Das Gewissen warnet, tadelt, spornt, lobt. Es ist Gottes, eines Vaters, eines Freundes-Stimme. Das Gewissen macht es, wie gute Freunde. Sie meinen es gut und aufrichtig, sie unterrichten, ermuntern, warnen, tadeln. Wird ihr wohlgemeinter Rath nicht befolgt, ihre Belehrung nicht angenommen, ihre Warnung verachtet: dann ziehen sie sich zurück, werden behutsamer, zurückhaltender, endlich schweigen sie ganz und überlassen den eigensinnigen, rechthaberischen Freund seiner eigenen Einsicht, lassen ihn in Fehler fallen, damit er mit Schaden klug werde. So macht es auch das Gewissen; es schweigt endlich und überläßt den Menschen seinen sündhaften Lüsten, damit er durch die üblen Folgen der Sünde nüchtern werde, was aber selten der Fall ist; weil Gott Jene, durch deren Gewissen Er nicht mehr zu ihnen spricht, der Verstockung übergeben hat.

Das Gewissen zeigt den Zustand der Seele an.

Das Gewissen zeigt den Seelenzustand und das Verhältniß mit Gott an. Es gleichet dem Sturmvogel, von der Größe einer Lerche, welcher sich außer der Brütezeit nur auf hoher See aufhält und Nachts auf den Klippen schläft. Wenn ein Sturm bevorsteht, kommen diese Vögel schaarenweise auf die Masten und Segel der Schiffe. Die Schiffer säumen nun nicht, alles zur Vorkehrung gegen den Sturm Nöthige bereit zu halten; sie werfen die Anker aus, ziehen die Segel ein, halten die Boote bereit, Befehle werden gegeben, Jeder steht auf seinem Posten, die Pumpen werden eingesetzt, um das Wasser auszupumpen, wenn das Schiff einen Leck bekäme. — Mache du es auch so; wenn dich dein Gewissen ängstigt und dich warnt, Vorwürfe macht, so weißt du, daß das nicht recht ist, was du thun willst, oder schon gethan hast. Darum laß ab, erwecke Reue und Leid und versöhne dich durch die Beichte mit Gott. Bist du mit Gott versöhnt, dann hören die Gewissensbisse auf, es kehrt Ruhe und Friede in die Seele zurück. Mit unruhigem Gewissen in der Todsünde leben, ist weit thörichter, als wenn sich die Schiffer nicht auf den Sturm vorsehen wollten, den der Sturmvogel anzeigt.

Das Gewissen ist der verläßlichste Anzeiger des Seelenzustandes.

Die nützlichste aller Kenntnisse, ist, zu wissen, wie man mit Gott steht, ob man seines Zornes oder seines Wohlgefallens werth sei. Gleichwie die Menschen begierig sind, die zukünftige Witterung voraus zu wissen, so soll man auch begierig sein, zu wissen, wie man mit Gott steht. Um das Wetter zu kennen, welches eintreten wird, hält man die Schmerle in Gläsern; dieses Fischlein hat von seiner Eigenschaft den Namen Wetterprophet erhalten. Es lebt in sumpfigen Bächen, liegt bei ruhigem Wetter still auf dem Grunde, kömmt aber, wenn anderes Wetter werden will, empor und trübet das Wasser; daher hält man es als Wetterpropheten in einem Glase mit Wasser und etwas

fetter Erde. Bei Veränderung des Wetters wird es unruhig und gibt einen pfeifenden Laut von sich. Lerne doch auch dein Verhältniß zu Gott kennen. In dieser Beziehung sagt dir dein Gewissen noch weit verläßlicher deinen Seelenzustand, deine Fehler und Sünden und was dir bevorstände, wenn dich Gott in diesem Zustande sterben ließe. Erforsche daher täglich dein Gewissen, wie du täglich das Fischlein im Glase beobachtest; so erfährst du, was dir zu wissen ungleich nöthiger ist, als die Witterungsveränderung, deinen Seelenzustand und kannst darnach deine Besserungsvorsätze fassen.

Der Christ gewöhne sich, in allem Thun und Lassen auf die Stimme des Gewissens zu hören.

Der heilige Paulus sagt: Alles, was gegen das Gewissen ist, selbst gegen das irrige, das ist Sünde. Wir müssen in allem Thun und Lassen auf seine Stimme hören. Das Gewissen ist für uns das, was dem Schiffe der Kompaß oder die Magnetnadel ist. Diese zeigt die vier Weltgegenden und der Steuermann hat stets ein Auge darauf und steuert das Schiff darnach bei Tag und bei Nacht und erreicht das Ziel seiner Reise sicher. So müssen auch wir immer das Gewissen fragen und was es uns sagt, beachten; das, wovor es warnt, lassen; das, wozu es mahnt, thun; so werden wir stets recht thun und gottgefällig handeln.

Die tägliche Gewissenserforschung ist von großem Nutzen.

Die Schiffer untersuchen täglich zweimal den im Wasser gehenden Theil des Schiffes, auch bei ganz neugebauten Schiffen. Dieß geschieht, um zu erfahren, ob kein Wasser durch irgend einen Riß eindringe. Der Riß wird alsogleich verstopft, das Wasser ausgeschöpft. So soll man täglich sein Gewissen erforschen, um die bösen Gedanken, Vorstellungen, Neigungen, Pläne, Vorsätze und Wünsche, die sich in die Seele eingeschlichen haben, schnell auszuscheiden, ehe sie die Seele einnehmen. Das Schiff würde ohne dieses Nachsehen mit Wasser angefüllt werden und sinken; die Seele würde in Sünden einwilligen und das geistliche Leben verlieren.

Das Gewissen ist der treueste Spiegel der Seele.

Der Spiegel zeigt das Gesicht ohne Parteilichkeit, wie es ist, schmutzig oder reinlich, sanft oder zornig, regelmäßig oder verzerrt. Ein so treuer Spiegel der Seele ist das Gewissen; es zeigt uns unseren Seelenzustand aufrichtig, wie er ist.

Ein böses Gewissen haben, ist eine Pein.

Ein böses Gewissen haben und in einer schweren Sünde leben, ist noch peinlicher, als eine weite Fußreise machen, wenn der Schuh drückt und den Fuß wund reibt; oder wenn der Stift einer Zwecke vorsteht, denn man sich bei jedem Schritte in die Ferse drückt.

Der Mensch mit bösem Gewissen lebt in beständiger Furcht vor Gott.

Ein Mensch mit bösem Gewissen lebt in beständiger Furcht vor Gott; stirbt Jemand, so fürchtet er, es könnte ihn dasselbe Loos treffen; donnert es, so zittert er, denn Gott könnte ihn durch den Blitz erschlagen; wird er krank, so fürchtet er, es könnte ihm den Tod bringen; denkt er an die Ewigkeit, so schwebt ihm die Hölle vor Augen. Es geht ihm, wie dem Dionysius von Syrakus. So sehr auch dieser Mann im Ueberflusse aller sinnlichen Genüsse schwelgte, so schrecklich war doch sein langes Leben für ihn. Seine Unterthanen haßten ihn und stellten ihm nach dem Leben; keinen Augenblick war er vor einem meuchelmörderischen Ueberfalle sicher und einmal über das andere entdeckte man Verschwörungen gegen sein Leben. Jeden, der sich ihm näherte, betrachtete er mit Mißtrauen und Furcht. Wer vorgelassen wurde, mußte im Vorzimmer die Kleider wechseln, damit er nicht etwa einen Dolch verbergen könne. Sein Bruder zeigte ihm einmal einen Platz zu einem Kriegsmanöver und nahm dazu die Lanze eines Soldaten in die Hand; der Soldat mußte sterben. Ein Oberster der Leibwache erzählte, er habe im Traum den König erstochen; Dionys erfuhr es und ließ ihn enthaupten; denn er meinte, er würde solches nicht geträumt haben, wenn er nicht wachend solches gedacht hätte. Er wohnte in einer festen Burg und wechselte täglich sein Schlafzimmer, und wenn er zum Volke sprach, so that er es von einem hohen Thurme herab. Welch ein Höllenleben unter dieser beständigen Furcht! So ein Leben führt der Mensch mit bösem Gewissen unter beständiger Furcht vor Gott.

Ein böses Gewissen ist wahre Pein.

Die alten Griechen fabelten in ihrer Götterlehre, daß Promotheus den Göttern Feuer entwendet habe, welches er in seinem Stabe verbarg. Zur Strafe wurde er verurtheilt, daß ein Geier ihm am Tage bei lebendigem Leibe die Leber aushacke. Nachts wuchs die Leber wieder und am nächsten Tage fuhr der Geier fort, abermals an der Leber zu zehren. Diese Strafe sollte dreißigtausend Jahre dauern. Ein schreckliches Bild eines Sünders, der sich gar nicht bessern will, sondern sich immer wieder seinen Gelüsten überläßt. Der Geier ist ein treues Bild des Gewissens, welches den Schuldigen stets nagt und foltert und wenn es kurze Zeit schläft und schweigt, wieder erwacht, um von Neuem zu quälen. Wir merken aus diesen Fabeln, daß die heidnischen Griechen an eine Vergeltung glaubten; spricht ja eine Stimme in jedem Menschen, daß die Tugend nicht unbelohnt und das Laster nicht unbestraft bleiben werde.

Das Gewissen erwacht sicher im Tode, wenn nicht früher.

„Ich muß mein Verbrechen laut sagen, daß es Alle hören," rief unlängst ein Kranker im Spitale, obschon Priester und Spitalwärter es ihm verboten. Er gab nicht nach, sondern sagte öffentlich, daß er einer von den Bösewichtern

sei, die den guten Erzbischof von Neapel, als er von den Piemontesen vertrieben wurde, auf Anstiften mit Steinwürfen, Koth und Spott verfolgten. „Alle meine Kameraden sind eines elenden Todes gestorben und nun bin ich allein noch am Leben und sterbe an der schrecklichen Abzehrung." Weinend bat er Gott um Verzeihung. Ist das nicht die Stimme des Gewissens?

Die Bösen beschwichtigen ihr Gewissen mit Scheingründen.

Viele Menschen gleichen in Betreff der Beschwichtigung ihres Gewissens dem Sultan Suleiman. Sein Großvezier Ibrahim, durch die Gunstbezeigungen beängstigt, mit denen ihn der Sultan überhäufte, hatte diesem das Versprechen abgelockt, welches ihm gegen den Neid der Höflinge Schutz versprach. Suleiman schwur ihm nämlich bei seinem Leben, sich durch keine Verläumdung bewegen zu lassen, ihn zum Tode zu verurtheilen: Nicht lange nachher ward Ibrahim beim Gebieter dergestalt angeschwärzt, daß dieser in seinem Zorne beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Allein wie sollte er das beginnen, ohne seinen Eid zu brechen und sein Gewissen zu verletzen? Er ging mit den moslemischen Pharisäern und Schriftgelehrten zu Rathe und ihr Scharfsinn hatte bald das Mittel gefunden. „Laß ihn tödten," sprachen sie, „wenn du schläfst; denn also steht im Koran: Ein Mensch, der schläft, lebt nicht." Suleiman legte sich schlafen und Ibrahim wurde erdrosselt. Mit solchen Scheingründen beschwichtigen die Gottlosen ihr Gewissen.

Aus bösem Gewissen entspringt die Trunkenheit.

Kambyses, der König von Persien, wurde von den Furien des bösen Gewissens gepeinigt. Um sie zu verscheuchen, ergab er sich dem Weintrinken und dieß brachte eine solche Verwirrung in seinem Kopfe hervor, daß er fast nichts mehr begann, als was thöricht und scheußlich war. Einmal fragte er im Weinrausche, was die Perser von ihm sagen. Einer von den Großen sagte, daß sie sein zu vieles Weintrinken tadelten; alsogleich ergriff er den Bogen und schoß dem Sohne dieses Mannes den Pfeil in's Herz, um zu zeigen, daß er nicht betrunken sei. Der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, um das böse Gewissen zu beschwichtigen, wird dann vollends ein Teufel, wie dieser König.

Auch unter Heiden trifft man gewissenhafte Menschen.

Der Bildhauer Phidias machte einst auf Staatskosten ein Bild der Göttin Athene, worauf viel Gold verwendet wurde. Da er ein Freund des Perikles war, wurde er vom Volke angeklagt, als habe er von dem berechneten Golde an der Statue der Athene etwas unterschlagen. Weislich hatte der gewissenhafte Mann alles Gold so angebracht, daß es wieder abgenommen werden konnte. Es ward nachgewogen und seine Unschuld offenbarte sich. Aber das befreite ihn doch nicht aus dem Gefängnisse; man machte ihm zum Vorwurfe daß er auf dem Schilde der Göttin sich und den Perikles abgebildet hätte. Dieser leicht verzeihliche Einfall brachte ihm die Verbannung zu Wege, in welcher er, trauernd über den Undank seiner Mitbürger, starb.

Das Gewissen kann nur die Versöhnung mit Gott durch eine gute Beichte beschwichtigen.

Ein Edelmann hatte eine verborgene Sünde auf dem Gewissen und schämte sich, sie zu beichten; trotz der beständigen Qualen seines Gewissens dünkten ihm Tod und Hölle nicht so schrecklich, als das Bekenntniß dieser Sünde. Da hörte er einmal zu Antwerpen eine Predigt, in welcher der Prediger sagte, Niemand sei verbunden, jene Sünden zu beichten, deren man sich nicht erinnern kann. Dieß Wort war für ihn trostreich. Von nun an gab er sich alle Mühe, um der Erinnerung an jene Sünde los zu werden. Er warf sich daher in den Schwall aller Wollüste, um gleichsam jene Sünde mit einem Berge neuer Sünden zu bedecken, aber es wollte durchaus nichts helfen. Deßhalb begab er sich auf Reisen, durchzog viele Länder Europa's, sah und betrachtete alles Sehenswürdige, aber das Gewissen peinigte ihn überall. Da er dieß sah, verlegte er sich auf ernste Studien. Aber auch dieses half nichts. Da hörte er, daß Sünden auch auf Reue und gute Werke vergeben werden; er betete ganze Nächte hindurch, fastete oft und lange, fügte noch härtere Bußwerke hinzu und vertheilte viele Almosen. Aber bei dem Allen wollte sein Gewissen doch nicht ruhig werden. Nun lud er eine Pistole und fuhr auf sein Landgut, um sich da zu erschießen. Unterwegs traf er einen Priester, den er aufsitzen ließ und bei ihm zu übernachten nöthigte. Dieser Priester hatte so viel Zutrauen Erweckendes, daß er ihm im Vertrauen alle seines Herzensgeheimnisse mittheilte, selbst jene geheime Sünde. Des andern Tages erweckte er mit ihm Reue und Leid, betete mit ihm die Beichtgebete, fragte noch Einiges und Anderes und ertheilte ihm die priesterliche Lossprechung in der kirchlichen Form. An demselben Tage hängte der Edelmann seine Pistole wieder in der Gewehrkammer auf, und es fiel ihm nicht mehr ein, sich zu erschießen, denn er war mit Gott versöhnt, sein Gewissen schwieg und quälte ihn nicht mehr.

Dem Verbrechen folgen Gewissensbisse.

Die Heiden dachten sich die Gewissensbisse unter dem Bilde von Rachegöttinnen, weil das Gewissen von Gott ist. Es waren gräßliche Weiber, pechschwarz, mit sprühenden Augen, Krallenhänden und Schlangenhaaren. Aus ihrem Munde floß Gift, welches Mißwachs und Pest hervorbrachte, und in der Hand schwangen sie eine Schlangengeißel. Den Menschen, der ein Verbrechen begangen hatte, verfolgten sie bei Tag und Nacht und ließen ihm nirgends Ruhe. Die Heiden fühlten also, daß das Gewissen eine Stimme Gottes sei, der damit jeden Diener züchtigt; dieses Sinnbild der Gewissensbisse ist sprechend und treffend.

Beispiel eines zarten Gewissens.

St. Justus war im vierten Jahrhundert Bischof in Lyon. Ein Mann wurde rasend, lief auf die Gassen und schlug und verwundete Jeden, der ihm begegnete. Das Volk verfolgte ihn. In einem lichten Augenblicke floh er in

die Kirche, weil man nach dem damaligen Kirchengesetze keinen Verbrecher aus der Kirche nehmen durfte. Justus schloß die Kirche und nahm den Unglückseligen in seinen Schutz. Das Volk belagerte die Kirchenthüre und forderte die Herausgabe des Mannes; Justus suchte sie zu beruhigen; umsonst, das wüthende Volk drohte, die Thüren zu sprengen oder Feuer anzulegen. Da ging ein obrigkeitlicher Beamter zum heiligen Justus, bat ihn um Auslieferung und schwur einen Eid, daß er den Verfolgten nur so lange in Gewahrsam nehmen werde, bis sich die Wuth des Volkes gelegt haben und denselben nachher ihm wieder übergeben würde. Auf dieses eidliche Versprechen ließ sich Justus dazu bereden. Doch das Volk entriß ihn dem Beamten und schlug den Irrsinnigen todt. Das nahm sich der heilige Justus bei seinem zarten Gewissen so zu Herzen, als hätte er die Ermordung veranlaßt; er floh heimlich mit einem Schüler nach Aegypten und lebte bis zu seinem Tode als Einsiedler.

Das Gewissen wird beim Gerichte wie ein Buch alle Sünden enthalten.

Ein reicher Pflanzer in Peru sendete seinem Freunde durch einen kleinen Sklaven Feigen und einen Brief, worin das Uebersendete und die Zahl der Feigen angegeben war. Der Knabe, welcher vom Schreiben keinen Begriff hatte, aß die Hälfte der Früchte und überreichte die übrigen sammt dem Briefe. Als der Empfänger den Knaben zur Rede stellte und sich auf den Brief berief, läugnete dieser herzhaft und sagte: Der Brief hat weder Augen noch Ohren, was kann er wissen? Auch zu Hause wurde er gescholten. Er mußte bald wieder Feigen zum Freunde tragen. Dießmal nahm er den Brief heraus, legte ihn einstweilen unter einen Stein, setzte sich darauf und aß wieder die Hälfte; denn er meinte, der Brief könnte einen Zauber enthalten. Alsdann legte er den Brief wieder in den Korb und übergab es dem Freunde. Als dieser wieder genau aus dem Briefe die Zahl der Feigen wußte, die er verzehrt hatte, da staunte er und erschrack sehr, besonders als sein Herr bei seiner Heimkehr aus dem Briefe des Freundes die diebische Genäschigkeit des Sklaven erfuhr und ihn derb züchtigte. Gerade so machen es die Sünder, die das Gewissen unterdrücken. Wie werden sie erschrecken, wenn es wie ein Buch alle Sünden beim göttlichen Gerichte getreu enthalten wird?

Das Gewissen ist unbestechlich.

Der griechische Kaiser Konstans zwang seinen leiblichen Bruder zum geistlichen Stande und ließ ihn zum Diakon weihen. Oft empfing er aus seinen Händen den Kelch mit dem Blute Christi. Endlich ließ er ihn ermorden. Nun peinigte ihn das Gewissen unaufhörlich; es kam ihm vor, als sähe er überall den Bruder mit dem Kelche in der Hand, ihm zurufend: Trink, Bruder! Vor innerer Unruhe verließ er seinen Hof und reiste nach Sizilien, wo er umkam. Wie sich das Aas durch den Gestank, das verborgene Feuer durch den Rauch, das faule Holz im Finstern durch seinen Lichtschein verräth, so verräth sich die Sünde durch die Vorwürfe des Gewissens.

Das böse Gewissen treibt zur Verzweiflung und zum Selbstmord.

In Bononien lebte ein schamloses freches Weibsbild, welches viele Jünglinge verführte; besonders war Einer neidisch und eifersüchtig auf die Gunst, die sie einem Jünglinge schenkte. Der Eifersüchtige verstellte sich, lud diesen Jüngling in seinen Garten, eben so auch die Weibsperson; dort erstach er ihn, ließ den Leichnam liegen und entfloh. Als nun die Buhlerin kam und den Ermordeten da liegen sah, machte ihr das Gewissen bittere Vorwürfe, daß sie die Ursache seines Todes und der ewigen Verdammniß desselben sei. In der Verzweiflung zog sie den noch in der Brust des Ermordeten steckenden Dolch heraus und erstach sich selbst damit. (Spond. in lib. Melanti. c. 13.)

Ein böses Gewissen macht furchtsam.

Der Dachs ist ein frostiges, boshaftes, scheues Thier, welches beim Mondscheine vor seinem eigenen Schatten erschrickt. Gerade so geht es dem Sünder, selbst wenn er nur im Geheimen sündiget; die Sünde macht ein böses Gewissen und dieses raubt den Muth, die Seelenruhe, die Heiterkeit, macht furchtsam und befangen. Lebe stets ohne Sünde, so bewahrst du dir ein gutes Gewissen und alle daraus entspringenden guten Eigenschaften des Gemüthes.

Das Gewissen zwingt zur Selbstanklage.

Der französische General Massena hatte Zürich in der Schweiz geräumt und die Oesterreichischen zogen unter Erzherzog Karl ein. Ein Kaufmann, Namens Zollinger, war den Oesterreichern als Franzosenfreund geschildert worden; daher plünderten sie sein Haus. Des andern Tages begab sich Zollinger zum Erzherzog Karl, ihn um Ersatz zu bitten. Es war von den Kaiserlichen bekannt gemacht worden, daß sich Abends kein Bürger auf der Gasse blicken lasse. Zollinger kam erst spät Abends nach Zürich zurück, schlich durch die Gassen und kam vor einer Wache vorbei; gleich darauf wurde er von einer Patrouille angehalten, und um sich zu überzeugen, daß er der Kaufmann sei, bis zu seinem Hause begleitet. Um Mitternacht weckte ihn ein Pochen an der Thüre, er ging hinab auf die Gasse, wo ihn kaiserliche Soldaten in Empfang nahmen und in's Gefängniß führten; denn die Schildwache, bei welcher Zollinger vorüberging, fand man erstochen und der Verdacht fiel auf ihn. Des Morgens lief das Gerücht durch die Stadt, Zollinger werde kriegsrechtlich erschossen werden. Alsogleich machte sich das Weib Zollinger's mit ihren zwei Kindern auf den Weg zum Erzherzog. Vor seiner Thüre war eine Schildwache, der Erzherzog trat heraus, Mutter und Kinder knieten nieder und baten um das Leben des Mannes und des Vaters, er sei unschuldig! Herr, baten die Kinder, laß unser liebes Väterchen wieder mit uns heimgehen, sonst wird die Mutter vor Kummer sterben und dann haben wir Kinder weder Vater noch Mutter mehr! Eine Thräne trat in das Auge des Feldherrn und des alten Generals Hotze, eines Schweizers; leider konnte Karl dem Militärgerichte nicht

vorgreifen. Ich kann nicht Gnade gewähren und wenn die eigene Mutter bäte, sprach er. Die Frau sank ohnmächtig zusammen. Der Soldat trat, das Gewehr präsentirend, vor den Feldherrn und sprach mit fester Stimme: Hoheit, mein Herz vermag es nicht länger und wenn es von Stein wäre. Der Vater dieser Kinder ist unschuldig; ich habe die Schildwache erstochen, weil ich mich des Lebens wehren mußte; wir Beide waren längst Todfeinde; die heilige Jungfrau, welche diese Kinder hieher geschickt hat, möge mir gnädig sein! Voll Erstaunen blickte der Erzherzog auf den Soldaten, der sein Gewehr zu dessen Füßen legte, indem er sprach: Hoheit, ich bin Euer Gefangener! Dem General Hotze perlten längst Thränen über die Wangen und in seiner Freude rief er im Schweizer Dialekt der ohnmächtigen Frau zu: Hört ihr ned? hört ihr ned? euer Moh ist unschuldig! Granaten, ist das gut gegangen! In der Freude faßte er die Kinder in seine Arme, während die Mutter vor Karl niederkniete. — Nicht mir danket, gute Mutter, sagte Karl. Danket dem Herrn, der durch den Mund der Unmündigen die Unschuld gerettet und durch die Liebe des reinen Kinderherzens das Gewissen des Schuldigen geweckt hat; gute Kinder sind ein Segen des Himmels! Der edle Hotze ließ sich's nicht nehmen, lachend und weinend Mutter und Kinder in seinen Wagen zu packen und nach Hause zu führen. Zoller erhielt auch eine vollständige Entschädigung alles Geraubten.

Das böse Gewissen gibt dem Menschen keine Ruhe.

Einen Beweis, welch' große Peinen schon in diesem Leben die Gewissensbisse verursachen, gibt folgende Geschichte, die der heilige Alphons erzählt: Einer hatte sein Kind ermordet, und um von seinen Gewissensbissen befreit zu werden, sich in ein Kloster begeben; da er auch hier keine Ruhe fand, so bekannte er dem Richter seine Schuld und ließ sich zum Tode verurtheilen.

Theodorich, König der Ostgothen, hatte sich mit dem schuldlosen Blute des edlen Symmachus befleckt. Da geschah es eines Tages, daß ihm zur Abendtafel ein Fischkopf von ungewöhnlicher Größe vorgesetzt wurde. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Theodorich von der Tafel auf; denn er glaubte ein ihn angrinsendes Gespenst zu erblicken. Ich sehe den Kopf des Symmachus, rief er aus, dessen funkelnde Augen, die Zähne, die mich zerfleischen wollen, fort! fort! Wie wahnsinnig floh der König aus dem Speisesaale, warf sich zermalmt vor Schrecken auf's Bett und nach drei Tagen war der mächtige Gothenkönig eine Leiche.

Wir müssen gewissenhaft und gerecht handeln, was immer daraus erfolgen möge.

Der heilige Vincentius begleitete das Amt eines Staatsrathes. Da verlangte man oft Dinge, die mit seinem Gewissen unvereinbarlich waren; gegen das Recht und das Gewissen that er nichts, mochte auch ein Einflußreicher und Hochgestellter ihn um etwas dergleichen angehen. Diese Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit zog ihm viele Verfolgung zu, aber er ging nicht davon ab. Man machte ihm die bittersten Vorwürfe, man fügte ihm die niedrigsten Unbilden

zu, man verläumdete ihn, man lästerte ihn und setzte ihn auf die schimpflichste Weise herab; man beschädigte ihn an seinem zeitlichen Vermögen, man plünderte im bürgerlichen Kriege die Güter St. Lazarus, man raubte das für die Armen aufgeschüttete Getreide, man trieb das Vieh weg. Trotz aller dieser Leiden wich er nicht ein Haar breit von seiner Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit.

Das böse Gewissen macht furchtsam.

Ein Knabe, Namens Peter, kam eines Abends bei einem Gartenhause vorbei. Er schaute neugierig hinein und sah einen kleinen Sack voll Nüsse da liegen. Das wäre etwas für mich, dachte er. Es war aber noch hell. In einer gewissen Entfernung erwartete er die Nacht, die allen schlechten Streichen günstig ist. Peter gehörte zu den thörichten Kindern, welche glauben, wenn es dunkel sei, sehe sie Niemand. Freilich, Menschen sehen sie nicht, aber Gottes Auge sieht sie überall. Als es schon spät war und nur der Mond ein wenig leuchtete, stieg er zum Fenster des Gartenhauses hinein. Wie mochte das Herz ihm unruhig schlagen! Da er rechts und links hinschaute, sah er einen neben sich, der auch einen kleinen Sack trug. Es war eine schwarze luftige Gestalt. Peter meinte, es wäre ein Gespenst, und lief, was er konnte; denn ein böses Gewissen macht schnelle Beine. Er blickte zuweilen seitwärts, und bemerkte, daß der Andere nicht von seiner Seite wich. Da ließ er den Sack fallen und kam athemlos nach Hause. Das Gespenst aber war sein eigener Schatten gewesen, den der Mondschein verursacht hatte. Peter stahl nie wieder.

Das böse Gewissen ist eine Folter.

Cromwell, der Protektor Englands, der herrschsüchtig, gewaltthätig, blutdürstig und grausam war, wurde in der letzten Zeit seines Lebens durch die schrecklichsten Gewissensbisse gepeinigt. Nirgends fand er Ruhe, er zog von einem Zimmer in's andere und witterte überall Verrath und Gespenster. Was nützte ihm da seine Macht, sein Geld, sein Heer! Er war vielleicht gerade deßhalb, weil er keine Ruhe hatte, der unglückseligste Mensch in ganz England.

Die Erforschung des Gewissens muß genau sein.

Der heilige Franz Borgias widmete der Gewissenserforschung täglich zwei Stunden und lernte sich dadurch so gründlich kennen, daß er eine ganz geringe Meinung von sich bekam und sich wunderte, daß nicht Jedermann ihn verachte, beschimpfe und mißhandle. Sonderbar: je besser, je frömmer, je tugendreicher, und gottseliger der Mensch ist, desto mehr hält er sich für einen großen Sünder; das kömmt daher, weil er sich kennt; die Selbstkenntniß aber entspringt aus der genauen Gewissenserforschung.

Gewissenhaftigkeit gefällt Gott.

Der heilige Paschalis Bailon hütete als Knabe das Vieh. Er nahm sich in Acht, Niemanden Schaden zuzufügen. Grasten die Ochsen dennoch von

fremder Wiese, so ersetzte er den Schaden von seinem Lohne. Die Anderen machten sich lustig über seine Gewissenhaftigkeit; er aber sagte: Es heißt: im andern Leben ist ein Gefängniß, aus dem man nicht herauskommt, bis man den letzten Heller bezahlt hat. Einst hatte das Vieh in seiner Abwesenheit auf fremdem Acker Schaden gemacht. Paschalis ließ den Schaden schätzen. Die Richter sagten: Das könnte erst zur Zeit der Aernte geschehen. Zur Aernte lieferte dieser Theil des Ackers die meiste Frucht. Die Gewissenhaftigkeit gefällt Gott.

Gewissensbeschönigung gilt vor Gott nichts.

Zur Zeit der Völkerwanderung kamen die Sachsen unter ihrem Anführer Saxo nach Thüringen und wollten Land zur Niederlassung. Jene sagten: Wir haben keins zu vergeben. Da kaufte Saxo für viel Geld eine Hand voll Erde von einem Thüringer, streute diese sehr fein weit und breit aus und behauptete dann: dieses Erdreich gehöre ihm, er werde es mit Blut vertheidigen. Er rüstete sich zur Schlacht, siegte und ließ sich jetzt in Sachsen nieder. Gilt diese Beschönigung des Gewissens vor Gott?

Das böse Gewissen macht den Verräther.

In einer Stadt Deutschlands kamen einem Schneider drei Ellen Tuch abhanden. Der Meister sucht hin und her, fand aber nichts. Er frägt das Weib: Weißt du nichts davon? — Nein. Kind, weißt du nichts davon? — Nein. Endlich nach vielem Suchen sagte er zornig: Gesell, du mußt es haben! — Dieser antwortete: Der Teufel soll mich gleich holen, wenn ich's hab'! Gleich darauf läutet Jemand am Hausglöckchen. Der Geselle öffnete das Fenster und schaute hinaus; es stand Jemand an der Thüre, aber unter dem Fenster rieb sich gerade eine schwarze Sau; denn der Hirt trieb eben ein. Bei seinem bösen Gewissen glaubte er, der Teufel wolle ihn holen, fällt dem Meister zu Füßen und sagt: Ja, ich hab's gestohlen! Ja, ja, das böse Gewissen macht einen Verräther; wie viele Verbrecher, die hartnäckig läugneten, sind endlich doch durch ihr böses Gewissen verrathen worden und mußten ihre verdiente Strafe abbüßen!

Das Gewissen schweigt nicht.

Majol erzählt eine wunderliche Geschichte: Ein reicher Kaufmann, Namens Pandochäus, hatte nur eine einzige Tochter. Diese, weil reich, zog nun Aller Augen auf sich. Es meldete sich nun auch ein armer Jüngling zur Heirath, hatte aber wenig Hoffnung. Der Kaufmann Pandochäus mußte mit seiner Familie verreisen und übergab diesem Jüngling, als treu bekannt, die Wirthschaft. Während der Abwesenheit des Herrn herbergte einmal ein reicher Handelsmann in seinem Hause. Der Jüngling erschlug ihn, beraubte ihn und begrub ihn im Stalle. Pandochäus kam wieder nach Hause und war mit der Wirthschaft zufrieden. Der Jüngling bat um vier Wochen Urlaub, weil er

wegen Absterben eines seiner Verwandten bei der Erbtheilung sein müsse. Der Urlaub ward gegeben. Der Jüngling kam mit dem geraubten Gelde zurück und gab es für ererbtes aus. Jetzt war er reich und bekam die Tochter. Sie lebten recht glücklich, er ward sogar Stadtrichter; aber das Gewissen wollte nicht schweigen. Er bekannte manchmal seinem Weibe, daß ihn das Leben verdrieße. Einmal mußte er auf's Rathhaus gehen, einen armen Sünder abzuurtheilen; früher aber wollte er etwas essen. Seine Frau, die nicht Zeit hatte zum Zerschneiden, brachte in einer verdeckten Schüssel einen Kalbskopf ganz, weil er diese Speise gerne aß. Sobald der Herr die Schüssel abgedeckt, schrie er ganz bleich auf, daß ihm ein Menschenkopf sei aufgetragen worden. Nachdem ihm's ausgeredet war, ging er ganz traurig auf's Rathhaus, fällte den Urtheilsspruch und gab sich dann selbst als Mörder an. Alle Umstehenden glaubten Anfangs, er sei verwirrt. Man suchte im Stalle und fand richtig die Leiche. Er ward enthauptet. Das böse Gewissen schweigt nicht.

Gewohnheit.

Die Gewohnheitssünde macht blind.

Die Seekühe nähren sich von Seegewächsen und sind so gefräßig, daß sie während ihrer Mahlzeit ganz unvorsichtig und wie blind werden; sie sehen den Jäger auf seinem Boote nahe kommen, ohne zu fliehen; sie fühlen die spitzigen eisernen Haken ansetzen, ohne sich zur Flucht zu bequemen, so lange es Zeit ist. Wenn sie eben fressen, dann lassen sie sich todtschlagen ohne Vorsicht und Gegenwehr, da sie doch sonst, wenn sie nicht eben fressen, sehr vorsichtig sind, von Weitem entfliehen oder sich zu wehren wissen. Die Begierde nach Fraß macht sie blind. So geht es den Gewohnheitssündern. Es hat zwar jede Sünde etwas Verblendendes, etwas, was den Verstand schwächt und die Ueberlegung hemmt, wie die Rachsucht, Trunkenheit und Unzucht, besonders aber die Gewohnheitssünde. Solche Menschen sind so blind und dumm, daß sie ihre Leidenschaften nicht für Sünde halten, daß sie an keine üble Folge, an keine Strafe Gottes, an kein Gericht, an keine Hölle und Ewigkeit denken. Werden sie damit bedroht, so schlagen sie es in den Wind oder glauben es nicht. Sie könnten die Hölle offen sehen, es könnte Gott sichtbar vor ihnen erscheinen und ihnen den Ort zeigen, der ihnen in der Hölle bestimmt ist, falls sie wieder sündigen sollten, sie würden es kaum glauben und beachten.

Gute und böse Angewöhnung der Kinder wurzelt in der Seele ein.

Die Porzellanerde, mit Wasser angemacht, als Mörtel gebraucht und trocken geworden, wird so fest wie Stein. Dieß ist ein Bild von der Macht kindlicher Angewöhnung. Willst du, daß deine Kinder, größer geworden, Gott lieben und fürchten, fleißig beten, fromm und gehorsam sein, sittsam seien, den Armen geben und das Böse meiden, so gewöhne sie jung daran.

Bei Gewohnheitssündern kann der bessere Sinn nur schwer aufkommen.

Gewohnheitssünder gleichen den ausgetretenen Fußpfaden, wo kein Gräschen wächst und kein Körnchen aufkommen kann; z. B. die Gewohnheit zu lügen, zu stehlen, zu zürnen, zu fluchen. Die Protestanten sind durch dreihundertjähriges Lügen so gegen die katholische Wahrheit eingenommen und so von Vorurtheilen befangen, daß, wenn sie zufällig Gelegenheit haben, die Wahrheit zu hören, sie sich widersetzen, sie verwerfen und nicht annehmen. Das macht die Gewohnheit.

Gewöhnung, gute und böse, ist nachhaltig.

Das Geschirr behält den guten oder üblen Geruch dessen noch lange, was zuerst in dasselbe gegossen ward; Wohlgeruch oder Gestank. So bleibt die gute oder böse Angewöhnung der Jugend bis in's Alter; die Abgewöhnung der bösen Gewohnheit kostet unsägliche Mühe und zucket lange nach.

Eine böse Gewohnheit braucht Zeit zu ihrer Vertilgung.

Hat eine böse, langwierige und bereits verhärtete Geschwulst ein Glied eingenommen, so gehört viel Zeit, Fleiß und Vorsicht im Gebrauche der Arznei dazu, dasselbe zu zertheilen. So die Gewohnheitssünde. Eine Zeit von wenigen Tagen reicht nicht hin, sie auszurotten; man muß Jahre lang beten, arbeiten und kämpfen. S. Chrysostomus.

Eine lasterhafte Gewohnheit kann den Menschen zum Verbrecher machen.

Ein greises Pfründnerpaar hatte einen Sohn, der Maler war, sich aber den Trunk angewöhnte und nichts machte. Einmal erschien er bei den Aeltern und verlangte Geld. Der Vater lag krank im Bette und hatte nur vierzig Kreuzer; diese verweigerte er. Nun sprang der Sohn mit einem Messer auf den Vater zu, um ihn zu ermorden, was gewiß geschehen wäre, wenn die Mutter nicht dazwischen getreten wäre. Inzwischen sprang der Vater aus dem Bette zur Nachbarin und ließ Polizei holen, welche den Bösewicht verhaftete. Die Aeltern mußten um Schutz nachsuchen gegen den eigenen Sohn! So weit kann es der Mensch bringen, wenn er sich irgend ein Laster angewöhnt.

Gewohnheitssünder hat der Teufel in seiner Gewalt.

Der heilige Anselm erzählt, einst auf seiner Reise einen Knaben gesehen zu haben, der einen Vogel an einem Faden angebunden hatte. Wenn der Vogel in die Höhe flog und glaubte, frei zu sein, so hielt ihn der Faden, daß er nicht fortkonnte und der Knabe zog ihn mittelst desselben, so oft er wollte, zurück. Nachdem der heilige Bischof diesem Spiele eine Zeit lang zugesehen, seufzte er und sprach: so geht's, wenn der Mensch in eine sündhafte Gewohnheit fällt; da hält ihn der Teufel mittelst der bösen Gewohnheit in Sünden gefangen.

Die Gewohnheitssünde der Unzucht endet erst mit dem Tode.

In der Landschaft Lancastria war ein von frommen Aeltern geborner Jüngling, der sich der Unzucht ergab und gegen alle Warnungen der Aeltern und des Beichtvaters sich eine Beischläferin hielt. Es erschien ihm sein verstorbener Vater und ermahnte ihn, das Weibsbild zu entfernen; doch vergeblich. Er hielt alles dieses für einen leeren Traum und erzählte es zum Spasse seinen Kameraden. Sein Vater erschien ihm zum zweiten Male und warnte ihn, die Barmherzigkeit Gottes nicht zu mißbrauchen und setzte die Worte hinzu: Entweder ändere dein Leben oder du wirst am Tage des heiligen Martinus jähen Todes sterben und mit Leib und Seele zu Grunde gehen. Der Gewohnheitssünder hielt es für ein Phantasiespiel, gab des anderen Tages ein Gastmahl, wo er am Abende tanzte und fröhlich war, da ihm nichts geschehen. Der Tropf gedachte nicht, daß der darauffolgende Tag der Tag des heiligen Papstes Martin sei. Wirklich starb er an diesem Tage eines plötzlichen Todes. Segneri pag. 2. Fol. 115.

Böse Gewohnheit verdirbt den Menschen ganz.

In einer Gesellschaft von Herren wurde ein pikantes Histörchen gegen das sechste Gebot zum Besten gegeben. Wer sich am meisten daran erlustigte, sich fast den Stickhusten vor Lachen zuzog und noch überdieß seinen Senf zu der scharf gewürzten Geschichte gab, war ein eisgrauer Schweinspelz. Das wunderte denn doch einen der Herren und darum sprach er zu dem alten Sünder: Aber Herr Rath! (der Schweinspelz war übrigens nicht bloß Rath, sondern sogar Hofrath; das Volk hieß ihn aber nur den Saurath), daß Sie in ihren eisgrauen Haaren und mit dem zahnlosen Mund solch eine unsaubere Geschichte beklatschen und durch derlei Randverzierungen noch besser ausstaffiren, ist doch stark; wann wollen denn Sie sich bekehren? Jung gewohnt, alt gethan, sagt ein altes Sprüchwort, entgegnete das eisgraue und vor Liederlichkeit ganz zusammengeschnurrte und eingeschrumpfte Herrlein, indem es sich vergnügt die Hände rieb. Bei mir heißt's freilich jetzt nur noch: jung gewohnt und alt gewollt; der Wille ist immer noch vorhanden; und kann ich auch nicht mehr mitmachen, so will ich doch herzlich mitlachen; 's geht mir eben, wie den Soldaten in der Schlacht: ist's Pulver verschossen, so schlagen sie noch mit dem Gewehrkolben darein. War das kein Schweinspelz? und glaubst du nicht, daß ihm der Teufel heimgezündet, als er aus seinem Schweinsstalle dahingefahren? Böse Gewohnheit verdirbt den Menschen ganz und läßt sich schwer oder gar nicht mehr ablegen.

Ein böse Gewohnheit ist kaum abzulegen.

Zu Attendar in Westphalen wurde Einer lebendig begraben, ein sehr liederlicher Mensch. Ein Bauernweib ging nach vierundzwanzig Stunden beim Grabe vorüber, hörte aus demselben, das sehr schlecht zugedeckt war, winseln und entdeckte es den Benachbarten. Man öffnete das Grab, er war noch

lebendig und wollte alsogleich essen. Das Bauernweib gab ihm Speise. Dieser ist Soldat geworden, hat der Schlacht am weißen Berge beigewohnt, aber seinen Lebenswandel in nichts gebessert. Er hat Kameradschaft gemacht mit Einem, der „Leben" hieß, so daß man scherzweise sagte: der Tod hat sich mit dem Leben verglichen. Er lebte noch viele Jahre, aber er besserte sich um kein Haar und starb jähen Todes. Böse Gewohnheit ist kaum abzulegen.

Gift.

Irrthümer und falsche Religionsansichten wirken wie Gift auf das Leben der Seele.

Die Schlangen haben in der oberen Kinnlade zwei Giftzähne, die hohl und mit Gift gefüllt sind; sie können wie die Krallen der Katze eingedrückt oder zurückgezogen werden; hinter denselben befindet sich im Zahnfleische eine Drüse mit Gift, welches beim Beißen in die Wunde gespritzt wird. Sobald dieses mit dem Blute vermischt, mittelst der Venen oder des Pulsschlages weiter geführt wird, fängt es alsogleich an, das Blut zu zersetzen; dieses gerinnt, verliert seine nährende Kraft und es erfolgt der Tod. So zersetzend auf das Leben der Seele wirken die Hauptirrthümer Luthers, nämlich: daß die Vernunft in Glaubenssachen entscheidet, und daß zur Vergebung der Sünden nichts nöthig sei, als zu glauben, daß Christus für uns gestorben sei; und daß die Erfüllung der Gebote Gottes und die guten Werke zum ewigen Leben ganz unnütz seien. — In Folge dieses ersten Irrthums verwarfen sie nach und nach alle geoffenbarten Wahrheiten, bis man zuletzt mittelst der Hegel'schen Philosophie den Pantheismus gewann, nach welchem Alles Gott ist, nach welcher es keine Sünde, folglich auch kein Gericht, keine Hölle und keinen Himmel gibt. Wenn man ohne Befolgung der Gebote Gottes und ohne gute Werke bloß durch den Glauben an Jesu Verdienste selig wird, so hat Luther konsequent gedacht, wenn er annimmt, daß man Gott, je mehr man sündigt, desto größere Ehre macht, weil man ihm durch mehr und größere Sünden mehr Anlaß und Gelegenheit gibt, die Verdienste Jesu geltend zu machen und seine Barmherzigkeit an den Tag zu legen. Konsequente Protestanten müssen durch diese Irrthümer nothwendig schlecht werden; von der einen Seite benehmen sie alle Furcht Gottes; von der andern Seite ist es gar zu leicht, Verzeihung zu erlangen; ja man macht Gott durch Vielsündigen noch eine Ehre. Also hure tapfer, folgert Luther, betrüge, stehle, raube, banquerottire, läugne deine Schulden ab, morde; nur glaube an Christi Verdienst und lasse dich nicht von der Obrigkeit ertappen. So wird das Gewissen getödtet, die Gottesfurcht zerstört, den Leidenschaften Thüre und Thor geöffnet. Wer mag einem echten Protestanten Zutrauen schenken und seinen Worten glauben, auch wenn er schwört? Die Protestanten haben die zersetzende Wirkung auf das geistige Tugendleben bald empfunden; schon Luther klagt über den schnellen Verfall der Sitten und gleich nach seinem Tode ging man Kaiser Karl V. bittlich an, er möchte die Beichte wieder einführen, um dem reißenden Strome des Lasters zu steuern.

Glaube.

Ohne den katholischen Glauben sind weder gute Werke noch Tugenden möglich.

Im atlantischen Meere gibt es einige Inseln, welche nur von Kaninchen bewohnt werden. Sie haben sich so stark vermehrt und den Boden so sehr unterwühlt, daß auf diesen Inseln kein Baum mehr wächst und daß die alten verdorren, weil die Wurzeln austrocknen. Diesen Kaninchen gleicht der Unglaube an die katholischen Religionswahrheiten. Der Ungläubige kann sich zu keiner christlichen Denkungsweise, Handlung und Tugend erheben. Mit dem Glauben an Gott fällt die Liebe und Furcht Gottes, die Haltung der Gebote Gottes, die Vermeidung der Sünde. Mit dem Glauben an die Reue, Besserung und Beichte wird der Sünde Thür und Thor geöffnet. Mit dem Glauben an die Unsterblichkeit, Gericht, Himmel und Hölle verschwindet alle Furcht Gottes; so ein Mensch erlaubt sich Alles, was ihm gelüstet, nur zeitlicher Schaden hält ihn vom Unerlaubten ab. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Der heiligste Mensch wird nach und nach alle Tugenden verlieren, wenn er den Glauben an die katholische Religion verliert; denn Verstand, Wille Herz und Gemüth richten sich in ihrem Denken, Wollen, Wünschen, Verabscheuen und Empfinden nach den Ansichten der Seele in Glaubenssachen.

Der Glaube ist zum geistlichen Leben unentbehrlich.

Der Herr gießet dem Christen bei der Taufe drei Tugenden ein: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Sie sind im Gnadenleben das, was beim Fische die Luftblase, die Bauch- und Rückenflossen und die Schwanzflosse ist. Die Luftblase dient ihm dazu, um in die Höhe zu steigen und sich im Wasser zu erhalten; ohne sie müßte er zu Boden sinken, die schnelle freie Bewegung wäre unmöglich, er müßte, wie die Scholle, die keine Blase hat, mühsam auf dem Boden kriechen. Dieser Blase gleichet der Glaube des katholischen Christen: im Glauben erkennt er die übernatürlichen Wahrheiten, erlangt die Kenntniß Gottes, des ewigen Lebens, und dessen, was dahin führet; im Glauben wird die Seele erleuchtet und in diesem Lichte ergreift sie die Erlösung Jesu, die Gnade Gottes und steigt von Tugend zu Tugend empor, bis endlich zur Anschauung und zum Genusse Gottes. Ohne den Glauben bleibt die Seele finster und unwissend in göttlichen Wahrheiten, sie erkennt Gott nicht, liebt Ihn nicht, thut nicht, was zu ihrem Heile dient, thut Böses, und begnüget sich mit sinnlichen Genüssen und verächtlichen Erdengütern. — Die Brust-, Bauch- und Rückenflossen dienen dem Fische zur Regierung seines Körpers, mit den Bauchflossen hebt er sich, mit den Brustflossen erhält er sich schwebend im Wasser, mit der Rückenflosse erhält er sich stehend, ohne umzuliegen. Diesen gleichet die christliche Hoffnung; der Glaube zeigt die höheren ewigen Güter, die Hoffnung begehrt sie, und erfleht sie im Gebete; der Glaube zeigt uns, was Sünde ist, die Hoffnung verabscheut es, fürchtet es und betet um Bewahrung. So erhält sich der katholische Christ mittelst der christlichen Hoffnung

im Gleichgewichte, immer Gott und seinen Geboten treu, stets fern von der Sünde; er sinkt nicht in's Irdische, in's Sinnliche, in Sünde und Laster herab, weil er Besseres und Ewiges erwartet; er wird nicht träge im Guten, weil er auf den ewigen Lohn sieht; er wird aber auch nicht leichtsinnig und vermessen, weil er Gott fürchtet. Wie sich der Fisch mittelst der Flossen schwebend erhält, so erhält sich der Christ mittelst der Hoffnung im geistlichen Leben, in der Tugend, in der heiligmachenden Gnade. — Die starke Schwanzflosse dient dem Fische dazu, sich umzudrehen und mit Schnelligkeit im Wasser fortzubewegen. Diesem Werkzeuge gleichet die Liebe Gottes und des Nächsten. Was der Glaube zeigt, die Hoffnung verlangt, nach dem strebet die Liebe in guten Werken, in der Haltung der Gebote Gottes, in der Vermeidung dessen, was Gott mißfällt. — Welches von diesen drei Gliedern könnte der Fisch entbehren? keins; welche der drei göttlichen Tugenden könnte der Christ entbehren? Den Glauben nicht; sonst wäre er in göttlichen Dingen blind; die Hoffnung nicht, denn ohne sie begehrt er sie nicht; die Liebe nicht, denn ohne sie strebt er nicht darnach. So wenig sich der Fisch diese unentbehrlichen Organe selbst geben konnte, so wenig der Christ diese drei göttlichen Tugenden. Da der Mensch die Freiheit hat, diese Tugenden nicht zu üben, darum thut Gott ihm nicht Unrecht, wenn Er den Nichtgebrauch bestrafet; und weil darauf das geistige Leben beruht, so folgt auf den Nichtgebrauch die Verdammniß. Glaube also der Kirche; denn wer nicht glaubt, der wird verdammt; hoffe Alles, denn Verzweiflung ist Tod; liebe Gott und den Nächsten, denn wer nicht liebet, der bleibet im Tode. So wie nun die kleinen Fischchen ihre Glieder brauchen, so lehre auch deine Kinder zeitlich glauben, hoffen, lieben!

Ohne den Glauben gibt es keine feste Ueberzeugung in der Religion.

Die Eiche, Esche, Buche stehen auch allein fest und trotzen den Stürmen, nicht so die Tannen, welche nur an geschützten Orten und in Wäldern feststehen; denn jene haben eine Pfahlwurzel, welche tief in die Erde geht und sie stützt und welche diesen mangelt. Diesen Bäumen gleichen die Menschen in ihrer Ueberzeugung in Religionswahrheiten. Wer glaubt, weil es Gott geoffenbaret hat und weil es die unfehlbare Kirche lehrt, der glaubet fest, auch wenn er verfolgt werden sollte; wer aber nur glaubet, was er mit seiner Vernunft begreift, der ist kein Christ, denn er kann eben so gut ein Türke sein, er wird um des Religionsbekenntnisses willen nicht den geringsten Nachtheil ertragen.

Die christliche Religion will geglaubt und nicht ergrübelt sein.

Die katholische Religion gleichet in ihren himmlischen übernatürlichen Wahrheiten der Sonne und ihrem Lichte. Wer so thöricht und vorwitzig sein und das Sonnenlicht mit seinen bloßen Augen untersuchen wollte, der würde erblinden; man ist daher so vernünftig, läßt sich von ihr beleuchten, erwärmen und verrichtet seine Geschäfte in ihrem Lichte. So der katholische Christ; er begnügt sich zu wissen, daß die Kirche unfehlbar ist, er fühlt die erweckende

Wirkung ihrer Religion zur Gottesfurcht, Liebe, Tugend, Buße und zu guten Werken; er wirkt in ihrer Kenntniß so viel Gutes, als er kann und Gelegenheit findet; er denkt auch über diese Wahrheiten nach, aber ohne den Vorwitz, sie in ihrem innersten Wesen ergründen zu wollen; nicht als ob sie an sich unergründlich wären, sondern nur für unser dermaliges Einsichtsvermögen. Wer von der Religion nur glaubet, was er versteht und einsieht, der ist ein Ungläubiger und hat vor dem Heiden nichts voraus, weil er eben auch nicht mehr versteht, wie dieser.

Wie erkennt man, ob ein Christ zum Himmelreich gehöre?

Der persische König Kambyses hatte einen Bruder, mit Namen Smerdis; diesen ließ Kambyses tödten. Nach dem Tode dieses Tyrannen ließ sich ein Magier, der dem ermordeten Smerdis äußerst ähnlich sah, in Susa zum König ausrufen und täuschte das Volk durch das Vorgeben, er sei des Cyrus Sohn und des Kambyses Bruder, die Mörder hätten einen Andern an seiner Stelle getödtet, er wäre daher entkommen und wolle nun die Perser sanft und gütig beherrschen, auch zum ersten Beweise seiner Milde den Unterthanen drei Jahre lang die Abgaben erlassen. Das Volk jauchzte und ließ sich Alles gefallen; nur der persische Staatsrath, welcher aus sieben vornehmen Stammhäuptern bestand, war mit dem neuen König unzufrieden, besonders deßwegen, weil er sich gar nicht sehen ließ, sondern immer in den innersten Gemächern seines Palastes sich aufhielt, und alle Aufträge durch den Magier Patizithes, eigentlich seinen Bruder, ergehen ließ. Sie fingen sogar an, zu muthmaßen, daß es wohl nicht der rechte Smerdis sein möchte; ja Jemand erinnerte sich, daß einmal zu Cyrus' Zeiten ein Magier, der dem Smerdis sehr ähnlich gesehen, wegen eines Verbrechens vom Cyrus mit Abschneidung der Ohren bestraft worden sei. Wie, wenn es dieser wäre, der jetzt die Aehnlichkeit zum Betruge aller Perser benutzt hätte? Schon daß er sich nicht in der Nähe sehen lassen will, ist verdächtig. Wenn es wahr wäre, daß er keine Ohren hätte! Aber das könnte man ja erfahren, trotz des Turbans, der den Kopf umhüllet; man müßte sich einem seiner Weiber anvertrauen. Das geschah, und die Tochter des einen Stammfürsten entdeckte, als der König einmal eingeschlafen war, daß er wirklich keine Ohren hatte. Nach dieser Entdeckung zögerten die Fürsten nicht länger, sie drangen in den Palast, die Wächter ließen sie ihres hohen Ranges wegen ehrerbietig hindurch, wo sie dem Könige und seinem Bruder die Köpfe abschnitten und von der Zinne herab dem Volke zeigten. — So kommt es nicht darauf an, ob Jemand sich Christ nennt, ob er getauft ist, ja selbst darauf nicht, ob er in die katholischen Gotteshäuser zum Gottesdienste gehe. Ob einer zum Himmelreiche gehöre oder nicht, kommt es beim Christen — wie beim Smerdis auf die Ohren — darauf an, ob er die katholische Kirche als seine Mutter und den Papst als das Oberhaupt der Christenheit und als den Statthalter Jesu Christi erkenne. Fehlt ihm dieses unterscheidende Merkmal, dann glaube fest, er gehöre nicht zur Kirche Christi und zum Himmelreiche und wenn er scheinbar ein Heiliger wäre. Mit so einem habe in Religionssachen keine

Gemeinschaft, wie die Perser mit dem falschen Smerdis keine Gemeinschaft haben wollten; mit so Einem lasse dich in keine eheliche Gemeinschaft ein, weder selbst, noch deine Kinder. Hört ihr Jemanden noch so vernünftig über Religion sprechen, so verabscheuet ihn, wenn er den Papst nicht anerkennt. Kömmt euch ein Buch von einem Autor in die Hand, der den Papst nicht anerkennt, so leset es nicht.

Der katholische Christ muß um jeden Preis im katholischen Glauben und in der heiligmachenden Gnade zu sterben trachten.

Der tapfere Held Epaminondas streckte eine Menge von Feinden mit eigener Hand zu Boden. Endlich traf ihn ein feindlicher Wurfspieß, dessen eiserne Spitze in seiner Brust stecken blieb. Er fiel zu Boden, man trug ihn in ein Zelt und es war noch Leben in ihm. Die Aerzte erklärten, er würde sterben, sobald man das Eisen aus der Brust zöge. Er sprach noch Einiges, am meisten fürchtete er, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben sein. Man zeigte ihm denselben und er küßte ihn als das Werkzeug seines Ruhmes. Nun schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man sagte ihm, die Thebaner hätten gesiegt. „Gut," stöhnte er, „dann habe ich genug gelebt!" Nun ließ er sich das Eisen herausziehen und starb. — Wie diesem Feldherrn zwei Stücke theuer waren, sein Schild und der Sieg, so muß der Katholik seinen unverfälschten Glauben mit hinüber nehmen und trachten, in der heiligmachenden Gnade zu sterben. Hat er den Glauben bewahrt und ist er am Todtbette durch eine reumüthige Beichte mit Gott versöhnt, dann kann er freudig sagen: Ich habe genug gelebt!

Gott läßt die Tugend des Glaubens in Versuchung gerathen.

Der Gerechte lebt aus dem Glauben. Hebr. 10, 38. Es war von Jugend an die angelegenste Sorge des heiligen Vinzenz von Paul, diese Tugend rein zu bewahren. Dabei fehlte es nicht an Kämpfen. Die Häuptlinge des eben damals um sich greifenden Irrthums der Jansenisten wendeten Alles an, um ihn auf ihre Seite zu bringen, und ihre Zudringlichkeiten waren um so gefährlicher, da sie sich mit dem Scheine vorzüglicher Frömmigkeit zu umgeben wußten. Allein Vinzenz durchschaute ihre frömmelnde Arglist und wies mit Ernst jede Zumuthung dieser Art zurück. Eben so ließ es Gott zu, daß er einige Zeit von inneren Versuchungen und von Zweifeln hinsichtlich des Glaubens bestürmt wurde. Er schrieb und unterschrieb das Glaubensbekenntniß und trug dasselbe nach Art eines Amulets beständig auf der Brust. Dabei betete er, besonders zur Zeit der Versuchung, so oft er die Hand an die Brust legen würde, wolle Gott dieses als eine Widersagung der Versuchung annehmen und als einen erneuerten Akt des Glaubens, in welchem er fest entschlossen sei, bis an sein Ende zu verharren. Dadurch und durch sein anhaltendes Gebet ging er aus jedem Kampfe siegreich hervor und fühlte sich durch die Gnade von oben immer mehr gestärkt. Eben so machte er es, wenn er sich von den Jansenisten umringt sah. Anstatt sich mit ihnen in viele Worte einzulassen,

hielt er ihnen die Lehre der untrüglichen Kirche, besonders des Kirchenrathes von Trient entgegen und wenn sie dieses nicht achteten, oder wohl gar verächtlich davon sprachen, so schwieg und seufzte er und betete in der Stille das Glaubensbekenntniß. Durch diese einfache Taktik: die Hand an's Herz und das Herz zu Gott, siegte er in allen Glaubensversuchungen. Auch bei dir wird Gott solche Versuchungen des Glaubens zulassen; mache es auch so.

Wie sorgfältig man den katholischen Glauben bewahren müsse.

Als zu Nicäa die Bischöfe versammelt waren, um die Ketzerei des Arius zu verdammen, welcher lehrte, der Sohn sei nicht Gott, wie der Vater, und als Arius, der auch zugegen war, seine Ketzerei zu vertheidigen und die Gotteslästerung zu wiederholen wagte, verstopften die Bischöfe ihre Ohren, sprachen über seine Lehren den Bann und setzten ein Glaubensbekenntniß auf, worin sie bekannten, daß der Sohn mit dem Vater von einerlei Wesenheit sei. Mit solchem Abscheu muß der katholische Christ sein Ohr von ketzerischen Reden abwenden; so theuer muß ihm sein Glaube sein.

Man muß lieber den Tod wählen, als den Glauben abschwören.

Bajazet, der türkische Sultan, erstreckte 1396 seine Eroberungen bis an Ungarn. Der Papst ließ einen Kreuzzug predigen. König Sigismund von Ungarn sendete ihm ein Heer entgegen, aber auch viele französische und niederländische Herren nahmen das Kreuz. Das Kreuzheer bestand aus hunderttausend Mann und es kam in Bulgarien zu einer Schlacht. Die französischen Ritter drängten sich vor, um nicht den Ungarn die Ehre des ersten Angriffes zu lassen, reizten aber dadurch die Bundesgenossen zum Unwillen, wurden von ihnen im Stiche gelassen und so abgeschnitten, daß die meisten auf dem Schlachtfelde blieben, dreihundert aber in die türkische Gefangenschaft geriethen. Nach der Schlacht ließ Bajazet die dreihundert gefangenen Franzosen vor sich kommen und fragte, ob sie Geld hätten, sich auszulösen und loszukaufen. Fünfundzwanzig erboten sich, die ungeheuere Summe von zweimalhunderttausend Dukaten zu erlegen; sie fertigten alsbald Boten nach Paris und Genua, das Geld zu holen; den übrigen zweihundertfünfundsiebenzig gab er die Wahl zwischen Abschwörung des christlichen Glaubens oder dem Tode. Geld hatten sie keins, um sich loszukaufen und die Abschwörung des christlichen Glaubens verweigerten sie standhaft und so fielen sie unter den Sarazenenklingen.

Der katholische Glaube ist der beste.

Melanchthon, ein Genosse Luthers und Mitstifter der ketzerischen Religion, betrübte sich sehr über die Ketzerei, über den Abfall von der Kirche und über die Spaltungen im Lutherthum. Wäre er im Stande gewesen, so hätte er gerne alle Parteien zur Einheit des Glaubens zurückgeführt. Seiner Thränen über den Abfall von der katholischen Kirche war kein Ende, bis der Tod 1560 ihn zur Ruhe brachte. Einmal hatte ihn seine fromme alte Mutter gefragt, ob sie nicht zu der neuen Religion übergehen solle; er antwortete: In der

neuen Religion ist besser zu leben, aber in der alten katholischen besser zu sterben, worauf die Mutter katholisch blieb; auch soll er auf dem Sterbebette erklärt haben, die katholische Religion sei die sicherste. Dieses Zeugniß hat um so mehr Gewicht, da es von einem Erzketzer und Erzfeinde der katholischen Kirche abgelegt wurde.

Wer vom katholischen Glauben abgefallen, muß diese Sünde durch Rückkehr und Buße gut machen.

Im Jahre 340 verfolgte Sapor, der Perserkönig, die Christen. Unter Anderen wurde Simeon, der Erzbischof von Seleucia, des Einverständnisses mit dem griechischen Kaiser angeklagt, eingezogen und ihm geboten, die Sonne anzubeten. Da er sich weigerte, wurde er in den Kerker geführt. Im Vorsaale saß ein stattlicher Greis, vordem Sapors Erzieher, einer der Vornehmsten des Reiches. Als Simeon vorüber kam, erhob sich Usthagan und grüßte den Bischof ehrerbietig: allein Simeon wendete das Angesicht von ihm ab. Vater, rief Usthagan, warum siehst du mich nicht an? Christ, erwiederte Simeon, warum hast du deinen Erlöser verläugnet und die Sonne angebetet? Da ward Usthagan auf's Tiefste bestürzt, er zerfloß in Thränen, er riß die schimmernden Gewande von sich, hüllte sich in ein schwarzes Gewand und setzte sich vor die Pforte des Palastes, wo er seinen unglückseligen Abfall mit lauter Klage beweinte. Sapor erkundigte sich nach der Ursache seiner Trauer. Usthagan bekannte und schwur, künftig nur den dreieinigen Gott anzubeten. Sapor suchte seinen ehemaligen Lehrer auf andere Gesinnungen zu bringen; aber vergebens. Daher ließ er ihn enthaupten. Zuvor erbat sich Usthagan die Gnade, die ihm auch gewährt wurde, daß ein Herold öffentlich ausrufe: Usthagan werde enthauptet, nicht weil er eines Verbrechens schuldig ist, sondern weil er sich als einen Christen bekennt. So söhnte ihn sein Martertod mit Gott aus.

Man muß besonders den Glaubensgenossen Gutes thun.

In der Zeit, als die gräflichen Aeltern des heiligen Franz von Sales sich vermählten, gab es ringsum viele fanatische Ketzer. Die Gräfin erstreckte ihre Nächstenliebe auf alle Armen, besonders aber ließen sie und ihr Mann sich angelegen sein, die Katholiken zu unterstützen, welche von den Ketzern von Haus und Hof vertrieben wurden, und die lieber Alles verlieren, als von der Treue abweichen wollten, die sie Gott und seiner heiligen Kirche schuldig waren. Sie beschränkten sich nicht darauf, ihnen gerade nur das Nothwendige zu verabreichen, ihr Mitleid ging so weit, daß sie ihnen sogar Bequemlichkeiten des Lebens verschafften. Die Nachbarschaft von Genf und die Schweizerländer führten ihnen so vielfältige Gelegenheiten zu, derlei Werke der Nächstenliebe zu thun, daß eine minder feste Frömmigkeit sich hätte abschrecken lassen; die ihrige jedoch bestand jede Probe, und Gott belohnte sie dafür durch das Geschenk eines Sohnes, den man wirklich die Frucht ihrer Nächstenliebe nennen konnte.

Der katholische Glaube muß uns werther sein als Hab und Gut und Einkommen.

Der Schwedenkönig Gustav Adolph, welcher Deutschland verwüstete, hatte eine Tochter mit Namen Christina, außerordentlich talentvoll und gelehrt. Diese übernahm mit achtzehn Jahren die Regierung, legte sie aber nach zwei Jahren nieder, hauptsächlich aus dem Grunde, um ihrer Ueberzeugung von der Göttlichkeit der katholischen Religion folgen und sich zu ihr öffentlich bekennen zu dürfen, was sie als Königin nicht durfte. Sie behielt sich eine jährliche Pension und verließ das Reich, ging nach Brüssel und trat mit völliger Ueberzeugung zur katholischen Religion über. In Rom erhielt sie vom Papste Alexander VII. die heilige Firmung; dann ging sie nach Paris. Jetzt blieben ihre zweimalhunderttausend Thaler Pension aus und sie gerieth in große Noth, so daß der Papst ihr eine Unterstützung von zwölftausend Scudi gab. Nun besuchte sie Schweden, um ihre Finanzen in bessere Ordnung zu bringen; allein sie wurde feindselig behandelt, weil sie katholisch geworden war. Ihre Priester, die sie mitgebracht und die ihr die heilige Messe lasen, wurden über die Grenze gejagt. Bei einem zweiten Besuche ging es ihr noch übler; noch ehe sie Stockholm erreichte, befahl ihr der Staatsrath, entweder ihre Geistlichen zurückzuschicken und lutherisch zu werden oder umzukehren. Ihrer katholischen Religion entsagte sie nicht, darum kehrte sie um, lebte noch einundzwanzig Jahre in Rom, wo sie starb.

Den katholischen Glauben soll jeder Protestant annehmen und treu bewahren.

Der heilige Hermenegildus war der Sohn des Königs der Visigothen Leovigild. Vater und Sohn waren der Arianischen Ketzerei ergeben. Hermenegild trat in Folge des Unterrichts des katholischen Bischofs Leander zum katholischen Glauben über, so sehr auch der König, sein Vater, dagegen war. Der fanatische Vater bemühte sich, den Prinzen durch Schmeichelei und Drohung zur Ketzerei zurückzuführen; da aber dieser versicherte, er werde den wahren Glauben nie wieder verlassen, entsetzte ihn der erzürnte Vater des Reiches und aller Einkünfte. Da er ihn auch dadurch nicht zum Rücktritt bewegen konnte, warf er ihn in's Gefängniß und ließ ihm Hände und Füße binden. Am nahen Osterfeste schickte der König einen arianischen Bischof in's Gefängniß, damit er aus seinen Händen die heilige Kommunion empfange. Da aber Hermenegild dieß verschmähte, ließ ihn der König im Gefängnisse enthaupten. Gott bezeugte sein Wohlgefallen an der Glaubenstreue des heiligen Martyrers durch Wunder an seinem Grabe, so daß selbst der König die Wahrheit der katholischen Religion erkannte, ohne sie jedoch öffentlich anzunehmen, aus Furcht, seinem Volke zu mißfallen.

Wie standhaft man den Glauben bekennen und bewahren müsse.

Unter den Christenverfolgern Decius und Valerianus wendete man an einem christlichen Jünglinge alle sinnlichen Reizmittel an, um ihn zum Abfall vom Christenglauben zu bewegen. Man führte ihn, der im blühenden Alter stand, in einen höchst anmuthigen Garten und legte ihn rücklings unter Lilien und Rosen und unter Bäume an ein murmelndes Bächlein, deren Blätter von einem sanften Winde bewegt wurden, auf ein weiches Federbett. Damit er sich nicht erheben könnte, wurde er mit linden seidenen Bändern angebunden. Als sich alle Umstehenden entfernt hatten, kam zu ihm eine freche Dirne von schöner Gestalt, liebkoste ihn auf's zärtlichste und, was Schande zu sagen ist, betastete ihn unehrbarer Weise, damit sie sich, nachdem sie den Leib zur Geilheit gereizt, dessen als unreine Siegerin bemächtige. Nun wußte der Streiter Christi nicht, was er anfangen sollte. Von den Foltern nicht überwunden, sollte er von der Wollust besiegt werden und dann den Glauben verläugnen? Auf höhere Eingebung biß er sich die Zunge ab und spie ihr dieselbe, als sie ihn küssen wollte, mit Blut in's Gesicht. So überwand die Größe des Schmerzes die geile Empfindung und er starb für seinen Glauben den Martertod.

Die Göttlichkeit des katholischen Glaubens durch Wunder bewiesen.

Der heilige Einsiedler und Priester Kopres kam einst in eine Stadt und fand dort einen Lehrer der manichäischen Ketzerei, der das Volk verführte. Mit diesem hatte er einen Wortkampf. Der Manichäer war ein verschmitzter Mann und er konnte ihn in der Rede nicht festhalten. Weil nun Kopres fürchtete, das Volk möchte glauben, der Ketzer habe im Kampfe den Sieg errungen und möchte sich daran stossen, so sagte er zum Volke, das zuhörte: Zündet mitten in der Strasse ein recht großes Feuer an und wir wollen Beide in die Flammen eintreten; wer darin vom Feuer nicht beschädigt wird, dessen Glauben mag man für den wahren halten. Sein Vorschlag gefiel dem Volke sehr und sogleich ward ein großes Feuer gemacht. Kopres nahm ihn und zog ihn mit sich in's Feuer; der Manichäer aber sprach: Nicht so, sondern Jeder von uns gehe einzeln in's Feuer, du aber mußt voran gehen, weil du den Vorschlag gemacht hast. Kopres bezeichnete sich mit dem Kreuze Christi und trat mitten in die Flammen; allein die Flammen theilten sich und berührten ihn nicht. Er stand fast eine halbe Stunde mitten im Feuer und ward durch Gottes Güte durchaus nicht verletzt. Da das Volk dieses sah, war die Verwunderung überaus groß und Gott preisend riefen Alle: Gott ist wunderbar in seinen Heiligen! Sie drangen nun auch in den Manichäer, daß er in das Feuer hinein gehe; allein er widerstrebte und wollte sich entfernen; aber das Volk ergriff ihn und warf ihn schnell in's Feuer und das Feuer erfaßte und verbrannte ihn fast halb. Das Volk warf ihn dann mit Schande zur Stadt hinaus und schrie: Den Verführer soll man lebendig verbrennen. Den Kopres

aber nahm es in seine Mitte und führte ihn unter Lobpreisungen Gottes zur Kirche.

Die Göttlichkeit des katholischen Glaubens durch Wunder bewiesen.

Zum heiligen Einsiedler Makarius kam einst ein Ketzer. Nachdem derselbe durch seine Beredsamkeit viele Brüder, die in der Einöde wohnten, in Verwirrung gebracht hatte, wagte er es sogar, seinen Irrglauben auch vor dem heiligen Makarius auszukramen. Als der Altvater widersprach und sich ihm widersetzte, trachtete dieser durch schlaue und verschlagene Beweisführung die einfachen Worte desselben zu entkräften. Da nun der Heilige sah, daß der reine Glaube der Brüder wirklich in Gefahr schwebe, sprach er: Wozu ist es nothwendig, daß wir lange mit Worten streiten, um die Zuhörenden endlich zu verkehren? Gehen wir hin zu den Gräbern der Brüder, die uns im Herrn vorausgegangen sind und welchem aus uns Zweien der Herr die Gewalt gibt, einen Todten aus dem Grabe zu erwecken, von dem mögen Alle wissen, daß sein Glaube vor Gott bewährt ist. Diese Rede gefiel allen Brüdern, die zugegen waren. Sie gingen wirklich hin zu den Gräbern und Makarius ermahnte den Ketzer, er solle jetzt im Namen des Herrn einen Todten hervorrufen. Dieser aber antwortete: Du, mein Herr, der du den Vorschlag gemacht hast, rufe zuerst einen Todten. Makarius warf sich im Gebete vor dem Herrn hin auf die Erde und nachdem er hinlänglich gebetet, hob er die Augen in die Höhe, und sprach zum Herrn: Zeige, o Herr! welcher aus uns Zweien den rechten Glauben hat, indem du diesen Todten erweckest! Er nannte dabei einen gewissen Bruder, der unlängst begraben worden war, bei seinem Namen. Dieser antwortete aus seinem Grabe. Sogleich traten jetzt die Brüder hinzu, räumten die Erde weg, die auf dem Sarge lag, führten den Bruder heraus und nachdem sie die Tücher, mit denen er umhüllt war, gelöset hatten, stellten sie ihn lebend dar. Als aber der Ketzer dieses sah, wurde er von Schrecken ergriffen und nahm die Flucht. Die Brüder setzten ihm nach und jagten ihn über die Grenzen jener Gegend.

Wer nicht den katholischen Glauben hat, wird verdammt.

Ein Altvater, Namens Cyriakus, ein Mann voll des Verdienstes bei Gott, wohnte am Jordanflusse. Zu diesem kam ein fremder Bruder, um den Altvater wegen der unkeuschen Gedanken zu befragen. Dieser ermahnte ihn mit nachdrücklichen Worten zur Schamhaftigkeit und Keuschheit. Hierüber erbaute sich der Bruder gar sehr und sagte zu dem Altvater: Wahrhaftig, mein Vater, wenn ich nicht daheim mit den Nestorianern Gemeinschaft hätte, so würde ich bei dir bleiben. Als der Altvater den Namen des Nestorius, welcher Jesu die Gottheit und Mariä die Muttergotteswürde versagte, nennen hörte, tadelte er bestürzt den Bruder und bat ihn, er möchte von dieser schändlichen und verderblichen Ketzerei abstehen und sich zur wahren heiligen katholischen und apostolischen Kirche bekehren; denn es ist, sprach er, kein Heil zu hoffen, wenn wir nicht von der Wahrheit überzeugt sind und glauben, die heilige

Jungfrau Maria sei die Mutter Gottes. Der Bruder antwortete: Mein Herr und Vater! Dasselbe sagen alle Ketzer: Wenn du nicht mit uns hältst, so kannst du nicht selig werden; ich weiß also nicht, was ich Unglückseliger thun soll; bitte daher Gott, daß er mich überzeugen wolle, welcher der wahre Glaube sei. Der Altvater hörte den Bruder freudig an und sprach zu ihm: Bleibe in meiner Höhle und setze deine ganze Hoffnung auf Gott, dann wird dir seine Güte offenbaren, welches der wahre Glaube sei. Somit ließ er den Bruder in der Höhle zurück und ging hinaus an's todte Meer, um für ihn Gott zu bitten. Um die neunte Stunde des folgenden Tages sah der Bruder einen fürchterlichen Mann neben sich stehen, welcher sagte: Komm und sieh die Wahrheit! Hierauf nahm er ihn mit sich und führte ihn an einen finstern stinkenden Ort, voll feuriger Dämpfe. In den Flammen aber sah der Bruder den Nestorius, Eutyches, Apollinaris, Dioskorus, Severus, Arius, Origenes und noch etliche andere Irrlehrer. Die Erscheinung aber sprach: Dieser Ort ist den Ketzern und Gotteslästerern, sowie Denen zubereitet, welche ihre Irrlehren befolgen. Gefällt dir dieser Ort, so verharre in deinem Irrglauben; willst du aber gleicher Strafe entgehen, so komme zur heiligen katholischen und apostolischen Kirche, deren Glauben dich der Altvater lehren wird. Ich sage dir aber, wenn der Mensch auch alle Tugenden übte, jedoch den rechten Glauben nicht hätte, so muß er an diesem Orte leiden. Auf diese Rede kam der Bruder wieder zu sich, erzählte dem Altvater seine ganze Geschichte und trat in die Gemeinschaft der heiligen katholischen Kirche zurück. Er verblieb auch bei dem Altvater, bis er nach vier Jahren im Frieden entschlief.

Den katholischen Glauben soll man rein bewahren.

Abt Cosmas, ein Mönch aus Jerusalem, kam eines Tages nach Theopolis zum Patriarchen Gregorius und starb daselbst. Cosmas war ein Mann von seltener Frömmigkeit und voll des Eifers für den katholischen Glauben. Der Patriarch ließ ihn an der Stelle begraben, wo schon ein Bischof begraben lag. Eines Tages besuchte ein Bruder das Grab des Cosmas und fand darauf einen Bettler sitzen. Als dieser sah, wie sich der Bruder bei dem Grabe neigte und betete, sprach er zu ihm: Mein Vater, fürwahr, jener Altvater, den ihr vor zwei Wochen hier begraben habet, war ein großer Mann. Auf dessen Frage, woher er dieß wisse, antwortete er ihm: Ich war zwölf Jahre lang gichtbrüchig; allein durch jenen Altvater machte mich Gott gesund. Und so oft ich mich in einer Trübsal befinde, kömmt er und bringt mir Trost und Erquickung. Vom Tage seines Begräbnisses an bis auf heute höre ich ihn allnächtlich rufen und zum Bischof sagen: Berühre mich nicht, du Ketzer! und komm mir nicht nahe, du Feind der heiligen katholischen Kirche Gottes! Der Bruder meldete dieß dem Patriarchen und dieser erkannte, daß jener Bischof kein rechtgläubiger katholischer Christ war. Da nun die Heiligen nicht einmal im Grabe neben Ketzern und Irrgläubigen liegen wollten, so ist es ganz in der Ordnung, daß die katholische Kirche solche nicht auf den geweihten Gottesacker unter den Rechtgläubigen begraben läßt.

Der rechte katholische Glaube durch ein Wunder bewiesen.

Die Gemahlin des Patriziers Germanus wollte zu Jerusalem das Grab unseres Herrn Jesu Christi verehren. Als sie sich aber der Thüre des Heiligthums näherte, erschien ihr die Mutter Gottes in sichtbarer Gestalt mit mehreren heiligen Frauen und sprach zu ihr: Wie wagst du es, hier einzutreten, da du nicht zu den Unsrigen gehörest? Zugleich verwehrte sie ihr den Eingang. Die Frau war aber der severianischen Irrlehre ergeben. Auf ihr anhaltendes Bitten sagte die Mutter Gottes: Glaube mir, Weib, du wirst hier so lange nicht eintreten, bis du mit uns im Glauben in Gemeinschaft bist. Da sie nun sah, daß sie als Ketzerin am Eintritte gehindert sei, bis sie sich zur katholischen und apostolischen Kirche bekehren würde, so ließ sie alsbald den Priester rufen und legte das katholische Glaubensbekenntniß und die Beichte ab. Hierauf wurde sie ohne weiteres Hinderniß gewürdigt, das Grab unsers Herrn Jesu Christi zu besuchen und zu verehren.

Ketzer werden vom heiligen Grabe zurückgestossen, um so mehr vom Himmel, weil der Glaube fehlt.

Einst kam der Herzog Gevemer von Palästina zum heiligen Grabe Christi, um dasselbe zu verehren. Da er in das Heiligthum eintreten wollte, erblickte er einen Widder, der mit seinen Hörnern auf ihn losging, so daß er erschrocken zurückwich. Der Priester Azarias und die anwesenden Geistlichen sprachen zu ihm: Was ist dir, mein Herr, warum gehst du nicht hinein? Er antwortete ihnen: Warum habt ihr diesen Widder hereingelassen? Erstaunt durchsuchten sie das heilige Grabmal, ohne etwas zu sehen und sagten zum Herzog: Trete nur ein, es ist nichts darin! Allein abermals verwehrte ihm derselbe Widder den Eingang. Nachdem dasselbe sich noch mehrmals wiederholt hatte, wobei außer ihm Niemand den Widder sah, sprach endlich der Priester: Glaube mir, mein Herr, du hast etwas auf deiner Seele, was dich hindert, das heilige Grab unseres Erlösers zu verehren. Daher ermahne ich dich, dem Herrn deine Sünden zu bekennen; denn da Er gütig und barmherzig ist, so wirkt Er aus Erbarmen gegen dich dieses Wunder. Der Herzog antwortete mit vielen Thränen: Wahrhaftig, ich bin mit vielen und großen Lastern behaftet und zugleich warf er sich auf sein Angesicht nieder und bekannte Gott viele Stunden weinend seine Sünden. Als er hierauf sich erhob und eintreten wollte, ließ ihn der Widder abermals dieß nicht thun. Azarias sagte hierauf: Es muß etwas Anderes sein, was euch einzutreten verhindert. Der Herzog antwortete: Sollte etwa das Ursache sein, weil ich nicht in der Gemeinschaft der katholischen Kirche, sondern ein Severianer bin? Zugleich bat er den Priester, ihm das Glaubensbekenntniß und seine Beichte abzunehmen und ihn in die katholische Kirche aufzunehmen. Als dieses geschehen war, trat er ohne Hinderniß ein und sah nichts mehr, was ihn zurückschreckte. — Wenn nun Christus einen Ketzer von seinem Grabe zurückweiset, wird Er ihn in den Himmel eingehen lassen?

Der katholische Glaube ist der wahre.

Ein gewisser Altvater und Priester war so rein und heilig, daß er jedesmal bei der heiligen Messe die Engel an seiner Seite stehen sah. Es hatte aber dieser Priester den Wandlungs-Ritus nur von den Ketzern erlernt; daher sprach er vermöge seiner Einfalt und Unkunde der göttlichen Glaubenslehre bei der heiligen Messe unbefangen und unschuldig viele Worte aus, welche gegen den rechten Glauben verstießen, ohne zu wissen, daß er unrecht thue und irre. Da geschah es auf göttliche Zulassung, daß ein in den Glaubenswahrheiten wohlerfahrner Diakon zu ihm kam und ihn einst die heilige Messe lesen sah. Der Diakon sagte daher: Die Worte, die du bei der Aufopferung ausgesprochen hast, sind nicht katholisch, sondern nur bei Ketzern und Irrgläubigen üblich. Der Altvater achtete nicht auf die Rede des Diakon, weil er bei seiner Messe die Engel gesehen hatte; der Diakon aber blieb auf seiner Behauptung und fuhr fort: Du bist im Irrthum befangen, mein Vater; denn weder der Glaube, noch die heilige Mutter Kirche lassen das zu, was du gesagt. Da nun der Altvater einerseits sah, wie standhaft ihn der Diakon beschuldigte, und andererseits gewöhnlich Engel bei der heiligen Messe neben sich sah, fragte er diese: Was ist wohl Wahres an dem, was mir jener Diakon gesagt hat? Die Engel antworteten ihm: Höre ihn aufmerksam an, denn er spricht die Wahrheit, und eifert mit Recht gegen deinen Irrthum. Da fragte der Altvater die Engel: Warum habt ihr mir dieß nicht gesagt? Sie versetzten: Gott hat es so angeordnet, daß die Menschen wiederum von Menschen zurechtgewiesen werden. Von der Zeit an besserte der Altvater seinen Fehler und dankte Gott dafür. Dieser war weder ein Irrgläubiger noch Ketzer mit Wissen, er irrte in Unwissenheit und Einfalt, darum schickte ihm Gott den Diakon zur Belehrung; darum waren Engel bei seinem Opfer zugegen. Wäre er halsstarrig bei seinem Irrthum geblieben, würde er die Engel nicht mehr gesehen haben.

Man muß den katholischen Glauben gegen die Ketzer vertheidigen.

Der Vater der heiligen Franziska von Chantal war Präsident des Gerichtshofes unter König Heinrich IV. Dieser war früher kalvinisch und kehrte später zur katholischen Kirche zurück. Einst war eben davon die Rede. Da sprach Fremiot, der Präsident: Sire! ich muß ihnen offen bekennen, daß, wofern Eure Majestät nicht mit aufrichtigem Herzen ausgerufen hätten: Es lebe die römisch-katholische Kirche! — ich niemals gerufen hätte: Es lebe König Heinrich IV. — Die kleine Johanna Franziska sah als zwölfjähriges Mädchen im Hause ihres Vaters einen Herrn, der die Glaubenslehre vom allerheiligsten Altarssakramente läugnete. Da riß sie sich von ihrer Erzieherin los, lief zu ihm hin und sagte: Sie müssen glauben, daß Jesus Christus im allerheiligsten Altarssakramente gegenwärtig ist, mein Herr! weil Er es gesagt hat. Glauben Sie es nicht, so machen Sie Ihn zum Lügner. Erstaunt über die Sprache der Kleinen, stellte der Fremde mehrere Fragen an sie, die sie alle

gleich entschieden und freimüthig beantwortete. Da legte er ihr gleichsam zum Lohne eine Schachtel voll Zuckerwerk in die Schürze; sie aber warf dasselbe in's Feuer und sagte zu ihm: Sehen Sie, mein Herr, so werden die Ketzer in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was der Herr gesagt hat. Hätten Sie Jesum noch ferner zum Lügner zu machen versucht, so würde mein Vater als Gerichtspräsident die Todesstrafe über Sie verhängen. Sie werden es aber mit Jesum Christum so lange auf diese Weise treiben, bis jene zwei Präsidenten — wobei sie auf das Bild der Apostel Petrus und Paulus zeigte — Ihnen das Leben nehmen werden. So freimüthig muß Jeder die katholische Religion vertheidigen.

Auch Kinder müssen den heiligen katholischen Glauben selbst bis zur Marter bekennen.

In der diocletianischen Christenverfolgung wurde der siebenjährige Christenknabe Barallah in den Verhörsaal geführt. Muß man mehrere Götter anbeten, oder einen einzigen? fragte ihn der Statthalter. Das Kind lächelte und entgegnete: Es gibt bloß Einen Gott, dessen Sohn Jesus Christus ist. Wer hat dich so belehrt, gottloser Kleiner? fuhr der Präfekt fort. Meine Mutter ist es, sagte das Kind, die mich diese Wahrheiten gelehrt hat, und Gott ist es, der sie meiner Mutter gelehrt hat. Man rief sie herbei. Henker entkleideten den kleinen Bekenner und hingen ihn in die Luft, und die Ruthen trafen an tausend Stellen sein unschuldiges Fleisch. Jedesmal, so oft die unerbittliche Ruthe dieses zarte Opfer traf, ward sie mit neuem Blute geröthet. Alle Anwesenden brachen in Thränen aus, die Henker selbst schlugen unter Weinen zu. Das arme Kind fühlte sich gleichsam verbrannt unter der Strenge der Qualen. Ich habe Durst, rief es, gebt mir etwas Wasser! Doch seine Mutter, in der die Gnade über die Natur triumphirte, betrachtete es mit ernstem Blicke und fügte darauf hinzu: Bald, mein Kind, wirst du an der Quelle lebendiger Wasser sein! Mit dieser Strenge nicht zufrieden, verurtheilte der Richter das Kind zur Enthauptung. Die Mutter Barallah's trug ihn selbst auf ihren Armen zum Richtplatz. Sie küßte ihn zärtlich, empfahl sich seinem Gebete, übergab ihn dem Scharfrichter und breitete ihren Schleier zur Aufnahme des Kopfes des jungen Martyrers aus.

Man muß seinen Glauben freimüthig bekennen.

Als die Mohahks-Indianer katholisch geworden waren, erfüllte sie ein wahrer Glüheifer für ihren heiligen Glauben; die indianischen Weiber trugen die Rosenkränze und Kreuze öffentlich, und obschon sie von den irrgläubigen Amerikanern verspottet wurden, so waren sie doch weit entfernt, diese Abzeichen ihres Glaubens zu verhüllen, sie waren vielmehr bereit, dafür zu sterben. Ein Mohahkweib ging sogar in das Bethaus der Weißen und sagte da laut die Gebete her, die sie von ihrem Schwarzrock erlernt hatte.

Für seinen Glauben muß man zu sterben bereit sein und Vortheile opfern.

Der Irokesenhäuptling Assendasé bekehrte sich nach langen Kämpfen; dagegen war er nach seiner Bekehrung so eifrig bemüht, seine Familie, ja den ganzen Stamm zu bekehren, daß er wünschte, der erste Irokesenmartyrer zu sein. Einer seiner heidnischen Verwandten fiel ihn eines Tages an, riß ihm Cruzifix und Rosenkranz vom Halse und schwang die Streitaxt über seinem Haupte. Schlage zu, rief der Held, ich werde zu glücklich sein, für eine solche Sache zu sterben; wie sollte mich auch mein Lebensblut gereuen, wenn ich es für das Zeugniß meines Glaubens lasse? Gott rief ihn bald aus dieser Welt, er starb mit vollkommener Hingebung in Seinen Willen. Bei den Irokesen kam es vor, daß Christenmädchen die Hand heidnischer Häuptlinge verschmähten und Armuth und Darben dem Reichthum vorzogen, wenn der Glaube in Gefahr kommen konnte.

Man muß seinen Glauben trotz Spöttereien öffentlich bekennen.

Tehgahkwita, ein verwaisetes Mohahkmädchen, lebte bei ihrem Onkel, der ein Feind des christlichen Glaubens war. Sie brannte vor Verlangen, Christin zu werden, durfte aber in seiner Gegenwart nicht einmal darauf anspielen. Als nun die Bewohner auswärts in Feld und Wald beschäftigt waren, entdeckte sie dem Missionär ihr Verlangen, ließ sich unterrichten und empfing die heilige Taufe mit dem Namen Katharina. Von nun an diente sie Gott furchtlos und öffentlich. An Sonn- und Feiertagen war sie das Ziel des grausamen Hasses ihrer Verwandten, weil sie die Feldarbeit an solchen Tagen verweigerte und dem Gottesdienste beiwohnte; sie mußte zur Strafe fasten und bekam nichts zu essen. Die Kinder zeigten auf sie und nannten sie spottweise: die Christin; auch verläumdet wurde sie; aber sie ertrug Alles geduldig für ihren Glauben. Endlich ergriff sie die Flucht und entkam glücklich nach Quebek, wo sie in einem Nonnenkloster Aufnahme fand.

Strafe eines vom katholischen Glauben abgefallenen Volkes.

Wenn es in der Welt ein Volk gibt, das mit dem jüdischen verglichen werden kann, so ist es das griechische Volk. Von der Stunde an, wo das photianische Schisma vollendet war und Michael Cärularius 1053 zuerst den Fluch gegen den Statthalter Christi ausstieß, hörte Elend und Schande für Griechenland nicht auf. Wieder und wieder mit der Kirche ausgesöhnt, sind sie stets von Neuem in das Schisma zurückgefallen. Die Griechen hatten das Maaß ihrer Verbrechen vollgemacht und das Gericht war nahe. Papst Nikolaus V. warnte mit prophetischem Geiste den zwölften und letzten Kaiser Konstantin, daß, wenn sie nicht vor Ablauf von drei Jahren zur Kirche zurückkehrten, sie das Schicksal des Feigenbaumes im Evangelium theilen würden. Diese Weissagung 1451 ausgesprochen, ging 1453 in Erfüllung, wo sie unter

die Herrschaft der Türken kamen. Von da nahm alle Bildung und Civilisation unter ihnen ab, alle geistige Thätigkeit erstarb bei ihnen, sie verloren den erhabenen Sinn des Christenthums und haben dasselbe in pharisäische Ceremonien umgewandelt. Ihre Priester sind verheirathet, ihre kirchlichen Würden sind eine Waare, die gekauft und verkauft wird; die Geistlichkeit versteht nicht einmal die Gebete der Messe und des Gottesdienstes, sie verkaufen den Leuten Branntwein vor den Thüren der Kirche, kurz die Griechen haben vom Christenthume nichts beibehalten, als den Namen; auch ihre Frauen werden nach Art der türkischen eingesperrt, die Ehescheidung ist bei ihnen so leicht, wie bei den Türken. Uebrigens sind die Türken Herren aller Herrschafts- und Bauerngüter und die Griechen nur ihre Pächter. Das Getreide auf dem Felde wird in vier Haufen abgetheilt, einen für den Sultan, einen für den türkischen Grundbesitzer, einen für die Klöster und Geistlichkeit und einen für sich. Er darf jedoch den seinigen nicht eher in die Scheuer führen oder ausdreschen, bis jene andern abgeführt sind; und das währt oft so lange, daß das Getreide vom Regen auswächst und verdirbt. Ein einziger, selbst der schlechteste Türke kann gegen einen Christen vor Gericht zeugen, aber zehn und hundert Christen nicht gegen Einen Türken. Da nun die Rechtspflege in den Händen der Türken ist, so läßt sich denken, daß ein Christ selten oder nie Recht findet. Diese Sklaverei ist die Strafe ihres Abfalls vom katholischen Glauben.

Glaubenstreue der Wilden.

Die Jesuiten hatten die Wilden in Südamerika bekehrt und über vierhundert Städte gegründet. Sie wurden im Jahre 1767 vertrieben und man gab diesen armen Wilden keine Missionäre und Priester mehr. Dennoch sind sie noch heute mit Eifer katholisch und haben ihren Glauben bewahrt. Nichts würde sie bewegen, zum früheren wilden Leben in den Wäldern zurückzukehren. Die von den Missionären eingeführten Gebräuche werden noch immer beobachtet, und wird ihnen eine Predigt von einem der Jesuitenväter vorgelesen, so versammeln sie sich eifrig und hören mit Aufmerksamkeit zu. Die Alten erinnern sich noch immer der Vertreibung der Jesuiten mit Kummer und sagen: Durch sie wurden wir zu Christen gemacht, durch sie wurden wir zur Erkenntniß Gottes und zum Besitz der Seligkeit gebracht.

Der katholische Glaube durch Wunder bewiesen.

Der arianische Kaiser Valens ließ den heiligen Basilius einsperren und wollte ihn verbannen. Da wurde in der Nacht plötzlich sein einziger Sohn krank und die Kaiserin von schrecklichen Träumen gequält. Da ließ Valens den heiligen Basilius bitten, seinen kranken Sohn gesund zu machen. Basilius versprach's, wenn Valens gelobe, dieses Kind katholisch erziehen zu lassen. Er gelobte es, Basilius betete und der Knabe wurde gesund. Nachher ließ sich Valens von den Arianern bereden und gab dem Knaben Ketzer zur Erziehung. Nun starb das Kind plötzlich. Der Kaiser wollte den heiligen Basilius verbannen, aber vier Rohrfedern zerbrachen, und da er doch seinen Namen unter das Verbannungs-

dekret setzen wollte, überfiel ihn ein Zittern im Arme, daß er das Papier zerriß und dem heiligen Basilius die Rückkehr erlaubte.

Man muß seinen Glauben selbst mit Verlust des Lebens und der Güter bekennen.

Im Königreiche Bungo bestürmte der heidnische König einen adeligen Christen, Namens Titus, mit Drohungen und Verheißungen, seinen katholischen Glauben zu verläugnen. Da ward ihm der Befehl gebracht, seinen neunjährigen Sohn zum König zu senden. Der Knabe ward geschickt, mit Schmeicheleien überhäuft, mit Drohungen geschreckt, aber der Knabe blieb seinem Glauben treu. Nach zwei Tagen ward dem Titus berichtet, sein Söhnlein sei erwürgt worden und nun wurde seine Tochter Martina gefordert, ein eben aufblühendes Mädchen von vierzehn Jahren. Eile zum König, sprach der Vater, und zeige ihm, daß die Tugend nicht aus den Jahren ermessen werde und daß der Glaube keinen Unterschied mache zwischen Alter und Geschlecht. Bald nachher kam die Botschaft, Martina sei ihrem kleinen Bruder nachgefolgt und nun werde Simon, der ältere Bruder, erwartet. Auch Simon begab sich auf den Weg, ohne Furcht zu äußern. Wenige Tage waren vergangen, als ein neuer Bote berichtete, Simon sei ein Opfer der Standhaftigkeit geworden und nun müsse er mit Gemahlin erscheinen, um das gleiche Loos zu theilen, wenn er bei seinem Starrsinne beharre. Als nun alle Künste der Ueberredung und alle Zurüstungen zur Todesqual ihre Wirkung verfehlten, öffnete endlich der König eine Seitenthüre, führte ihm beide Söhne und die Tochter wohlbehalten wieder zu und bezeugte vor allen seinen Würdenträgern, daß eine so hohe Standhaftigkeit im Glauben ihm Ehrfurcht abgenöthigt habe.

Seines Glaubens darf man sich nicht schämen.

Viktorinus, der berühmte römische Redner, dem der Senat eine Ehrensäule setzte, las in der heiligen Schrift und sagte zum heiligen Simplicianus: Du sollst wissen, daß ich bereits ein Christ bin, doch nicht öffentlich, sondern insgeheim. Denn er verabscheute zwar den Götzendienst, fürchtete aber die stolzen Heiden, bei denen er in so hoher Verehrung stand, weßhalb er nicht wagte, öffentlich den Gekreuzigten zu bekennen. Simplicianus erwiederte: Ich werde niemals glauben, daß du unter die Christen gehörest, so lange ich dich nicht in der Kirche der Christen sehe. Viktorinus lachte dieser Rede und sprach: Machen wohl die Wände und Mauern einen Christen? Allein, als er späterhin im Evangelium las: Wer sich meiner und meiner Worte schämet, dessen wird sich auch des Menschen Sohn schämen; Luk. 9., da erkannte er, wie schmachvoll es sei, sich der schändlichen Abgötterei nicht zu schämen, wohl aber des göttlichen Wortes. Er eilte zum Simplicianus und sprach: Lasse uns in die Kirche gehen, ich will ein Christ werden. Und er legte sein Bekenntniß laut ab vor einer ungeheueren Volksmenge.

Wie man seinen Glauben bekennen soll, ein Beispiel eines Wilden.

Der englische Gouverneur, welcher die katholischen Wilden den Franzosen entfremden wollte, machte ihnen verführerische Anerbietungen, unter der Bedingung, daß sie einen englischen Geistlichen zuließen und somit den katholischen Glauben aufgäben. Die Wilden wählten einen Sprecher, welcher folgende Antwort gab: „Deine Rede setzt mich in Erstaunen. Ich bin von deinem Vorschlage überrascht. Du sahst mich lange, bevor mich die Franzosen sahen; aber weder du noch deine Geistlichen sprachen jemals vom Gebete — so nennen die Wilden die Religion — oder von dem großen Geiste — so nennen sie Gott — zu mir. Sie sahen meine Pelze und meine Biberfelle und dachten nur an sie. Diese waren es, was sie suchten. Wenn ich ihrer viele brachte, war ich ihr großer Freund. Dieß war Alles. Eines Tages jedoch verirrte ich mich in meinem Canoe und kam endlich in einem Algonquin-Dorfe an, wo die Schwarzröcke lehrten — so nennen sie die katholischen Priester. — Ich war kaum angekommen, als ein Schwarzrock kam, mich zu sehen. Ich war mit Pelzwerk beladen. Der französische Schwarzrock verschmähte es, dasselbe nur anzusehen. Er sprach zu mir sogleich vom großen Geist, vom Paradies, von der Hölle und vom Gebete, das der einzige Pfad zum Himmel ist. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu. Ich blieb lange im Dorfe, um ihn zu hören. Endlich gefiel mir das Gebet. Ich bat ihn, mich zu unterrichten. Ich bat um die Taufe und empfing sie. Dann kehrte ich in mein Vaterland zurück und erzählte, was mir begegnet war. Sie beneideten mein Glück und wünschten es zu theilen. Sie reisten ab, um den Schwarzrock zu finden und baten ihn, sie zu taufen. So benahmen sich die Franzosen gegen uns. Wenn ihr, als ihr mich zuerst sahet, vom Gebete zu mir gesprochen hättet, würde ich das Unglück gehabt haben, beten zu lernen, wie ihr betet; denn ich war damals nicht fähig, zu unterscheiden, ob euer Beten gut war. Ich habe aber das Gebet der Franzosen gelernt. Ich liebe es und will ihm folgen, bis die Erde vergangen ist und zu Ende geht. Behalte also dein Geld und deinen Geistlichen. Ich spreche nichts mehr zu dir.

Dem Glauben muß man Alles opfern.

Die selige Margaretha stammte aus hohem Adel und war im Jahre 1592 geboren. Ihre Aeltern waren lutherisch und auch sie ward in dieser Religion erzogen. Es erschien ihr einst Maria und befahl ihr, das Aelternhaus zu verlassen. Schon längere Zeit hegte sie das Verlangen, zur katholischen Kirche zurück zu kehren und sich im katholischen Glauben unterrichten zu lassen, aber wie sollte sie dieses bewerkstelligen? Eines Tages traf sie auf einer Fahrt auf dem Rheine zwei Franziskaner, denen sie ihren Entschluß eröffnete, welche sie darin bestärkten. Als ihre Aeltern gestorben waren, floh sie nach Brüssel, wo sie in die katholische Kirche sich aufnehmen ließ.

Dem katholischen Glauben muß man standhaft treu bleiben.

Als der heilige Bernhard den Kreuzzug gegen die Saracenen predigte, schloß sich auch ein kölnischer Ritter, Namens Bruno, an. Er wurde gefangen und mit Ketten belastet in einen dunklen Kerker geworfen. Er mußte Mißhandlungen aller Art erdulden; endlich bot man ihm die Freiheit unter der Bedingung an, daß er seinen Glauben abschwöre. Mit Verachtung wies er diesen Antrag von sich und wendete sich vertrauensvoll zur Mutter Gottes. Diese erschien ihm in einem Traumgesichte und löste seine Fesseln. Der Ritter erwachte und was er träumte, war Wirklichkeit; er sah die Ketten zu seinen Füßen liegen und die Gefängnißthüre offen. Er floh, erreichte seine Heimath und baute zum Danke und zu Ehren Mariä eine Kapelle, in welcher er zum ewigen Gedächtniß seine Ketten aufhing. Als die Kapelle fertig war, fand sich ein Bild an die Wand gemalt, gerade dem ähnlich, als ihm Maria im Gefängnisse im Traume erschien.

Dem Glauben soll man um jeden Preis treu bleiben.

Unter König Heinrich VIII. von England wurde verlangt, ein Jeder solle in Religionssachen dem Papste abschwören und den König als den Statthalter Christi anerkennen. Wer das nicht that, wurde enthauptet. Unter diesen Glaubensbekennern war auch Thomas Morus, des Königs Minister. Er wurde in's Gefängniß gesetzt. Da erschien eines Tages seine Frau und suchte ihn zu bereden, dem König nachzugeben, es thäten es ja viele Andere auch, er könne noch lange in Ehren und Würden leben und seine Familie glücklich machen, während er sich und sie durch seine Störrigkeit unglücklich mache. Wie lange meinst du wohl, daß ich noch leben könnte? fragte Thomas. Sicher noch zwanzig Jahre; versetzte die Frau. O du thörichtes Weib! antwortete Thomas, die Gnade Gottes soll ich der unsicheren Gunst des Königs opfern und für zwanzig Jahre irdischen Lebens soll ich mir ewige Qual in der Hölle eintauschen? Das thue ich nicht! Gott wird euch schützen! Er blieb seinem Glauben standhaft getreu und wurde enthauptet.

Wir sollen im Glauben standhaft ausharren bis zum Tode.

Die Insel Manar, zu Ceylon gehörig, war ganz christlich geworden. Der König war ein großer Feind der christlichen Lehre; er ließ alle Christen auf der Insel tödten. Bewunderungswürdig war die Standhaftigkeit der Manarenser; es war nicht Einer, der sich nicht laut für Christum erklärt hätte. Die Väter und Mütter sprachen für ihre getauften Kinder und übergaben sie dem Tode mit einer Fassung und Entschlossenheit, die selbst ihre Mörder staunen machte. Sechs- bis siebenhundert opferten ihr Leben für Christus. Dieses Blutbad, weit entfernt, das Christenthum zu ersticken, verschaffte ihm nur größeren Triumph. Selbst des Königs Offiziere wurden Christen, ja sogar sein ältester Sohn, der den Vater tödten ließ. Leben St. Franz. Xav.

Man muß den Glauben in geheim und öffentlich bekennen.

Der König von Tamor in Indien ward Christ, aber nur im geheim, weil er sich vor seinen Unterthanen fürchtete, welche die christliche Religion haßten. Doch bald fühlte er Gewissensbisse und bat den Bischof von Goa um einen Priester zur Aufklärung in diesem Punkte. Dieser sagte ihm, daß Verstellung und Lüge im Religionsbekenntnisse schlimmer sei, als Unglaube. Der König, dem sein Seelenheil mehr am Herzen lag, als seine Krone, faßte den Entschluß, sein Religionsbekenntniß öffentlich auf die feierlichste Weise abzulegen. Seine Unterthanen suchten ihn mit Gewalt von diesem Schritte zurückzuhalten, ja sie sperrten ihn in eine Festung ein. Doch mit Hilfe der Portugiesen entkam er nach Goa, wo er sein Glaubensbekenntniß vor allem Volke in der bischöflichen Kirche ablegte.

Den katholischen Glauben verbreiten helfen ist ein gutes Werk.

Ein amerikanischer Kaper hatte vor einigen Jahren im irländischen Kanale ein mit Steinkohlen beladenes Schiff aufgebracht und der Kapitän des Kapers ging in die Kajüte, um seine Beute in Augenschein zu nehmen. Hier fand er eine kleine Büchse mit einer Oeffnung im Deckel, auf welchem die Inschrift stand: Missionsbüchse. Er fragte, was das zu bedeuten habe? Der Irländer fürchtete die Zerstörung seines Schiffes und seines Eigenthums, weil die Amerikaner damals die Gewohnheit hatten, die erbeuteten Schiffe zu verbrennen, und antwortete mit einem tiefen Seufzer: Jetzt ist Alles aus; ich und meine armen Kameraden hatten die Gewohnheit, jeden Sonntag ein Zweigroschenstück in die Büchse einzulegen, um frommen katholischen Missionären, die das Evangelium den Heiden predigen, in diesem schweren Amte hilfreiche Hand zu bieten. — Das ist schön, sagte der Amerikaner, in der That gefällt es mir! Nach einer kurzen Pause reichte er dem Besitzer des Kohlenschiffes die Hand und sagte zu ihm: So will ich Ihnen auch nicht ein Haar krümmen und auch Ihr Schiff sollen Sie behalten! Er zog wieder ab und ließ den Irländer ungestört seine Reise fortsetzen. Wenn schon einem billig denkenden Manne derlei christliche Opfer zur Verbreitung des Glaubens so wohl gefallen, daß er sie lohnend anerkennt und anerkennend lohnt: wie sehr werden sie dem himmlischen Vater gefallen und wie herrlich wird Er sie einst belohnen?!

Wir müssen dem Glauben treu bleiben.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof zu sich kommen und verlangte, daß er den christlichen Glauben verläugnen und den Götzen opfern sollte. Der Bischof sprach: Mein Herr und König, das thue ich nicht. Da ward der König zornig und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht und daß ich dich tödten kann? Ein Wink von mir und es geschieht. Das weiß ich, antwortete der Bischof, aber gestatte mir, daß ich dir ein Gleichniß vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde und sie suchten ihn zur

Untreue zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt in seiner Treue beharrte, nahmen ihn deine Feinde, zogen ihm die Kleider aus und jagten ihn nackt mit Spott von dannen. Sage mir, wenn nun dein Diener zu dir kommt, würdest du ihm nicht von deinen besten Kleidern geben und ihm die Schande mit Ehre vergelten? Da antwortete der König: Nun wohl; aber was soll dieß und wo ist es geschehen? Da sprach der Bischof: Siehe, du kannst mich auch entkleiden von dem irdischen Gewande meines Leibes; aber ich habe einen Herrn, meinen Gott, der wird mich neu bekleiden. Sollte ich nun des Kleides achten und meine Treue dafür hingeben? Da sprach der heidnische König: Gehe, ich schenke dir das Leben.

Den Glauben darf man um keinen Preis verläugnen.

In Algier befanden sich gegen zwanzigtausend Christensklaven, welche hier noch weit unmenschlicher behandelt wurden, als zu Tunis. Der heilige Vincentius schickte im Jahre 1646 drei seiner Missionspriester dahin, die aber alle bald im Dienste der kranken Sklaven von der Pest weggerafft wurden. Hier that sich ein edler Kämpfer Christi hervor. Petrus Bourgoin, aus Majorka gebürtig, war Sklave bei einem Herrn, der ihn zum Dienste der Galeeren nach Konstantinopel verkaufen wollte, wo er keine Hoffnung mehr würde gehabt haben, je seine Freiheit zu erlangen. In dieser Angst und da ihn der Dey noch darüberhin theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen bestürmte, ließ er sich verleiten, Jesum Christum zu verläugnen. Nun wurde er zwar frei und mit irdischen Gütern beschenkt; allein sein empörtes Gewissen quälte ihn Tag und Nacht und verbitterte ihm sein Leben so sehr, daß er öfter zum Dey hingehen und seinen Abfall widerrufen wollte. Doch schreckte ihn wieder der Gedanke an die ihm bevorstehenden Verfolgungen. Endlich siegte die Gnade über sein zaghaftes Herz. Im tiefen Gefühle seines begangenen Frevels und im festen Vertrauen auf die Erbarmung und Gnade Gottes, den er verläugnet hatte, ging er zum Dey, warf seinen Turban weg und sagte: Du hast mich verführt, aber ich schwöre Mahomed ab, ich bin ein Christ und bereit, jede Qual zu erdulden für Jesus Christus, meinen Heiland. Vom Zorn entbrannt, ließ ihn der Dey sogleich entkleiden und an einen Pfahl binden, damit er lebendig verbrannt werde. Bourgoin wiederholte noch auf dem Holzstosse freudig sein Glaubensbekenntniß und gab in den Flammen den Geist auf.

Der Katholik soll glaubenseifrig sein.

Ueber den Glaubenseifer des katholischen Adels in England wird aus London mitgetheilt: Alle Klassen des Adels, vom einfachen Baronett angefangen, bis hinauf zum ersten Herzog des Reiches, sind in den Reihen der Katholiken vertreten. So gehört die Familie des Herzogs von Norfolk, des Premier Duke and Earl of England zu den eifrigsten Katholiken. Ueberhaupt sind es die Vornehmen und Angesehenen in England, die für die Kirche am meisten Pietät an den Tag legen. Unter ihnen sind Viele, die nicht bloß den Namen ihrer Ahnen, der Märtyrer für den alten Glauben, sondern auch deren Tugenden

als Erbtheil übernahmen. Sie sind Katholiken bis auf die letzten Consequenzen, ich will sagen, es ist ihnen nicht bloß das pure Dogma heilig, sondern Alles, was daraus folgt, und was von der Kirche kommt, das Rosenkranzgebet, die Reliquienverehrung und die kirchlichen Novennen nicht ausgenommen. Es ist so wohlthuend, zu einem einfachen Rosenkranze oder einer Litanei coram sanctissimo mehr als hundert der prächtigsten Gespanne an den Kirchen Londons oder Liverpols vorfahren zu sehen. Bei den gottesdienstlichen Versammlungen sieht man am klarsten, wie viele Anhänger die Kirche unter den besseren Ständen zähle; denn man trifft da beständig eine auserwählte Versammlung. Sie sind es auch, die am häufigsten zu den heiligen Sakramenten gehen. In ihren Salons herrscht kein Ton, der sich scheut, religiöse Materien zu berühren; sie zeigen hier ihren Katholizismus eben so entschieden, als sie es in der Kirche thun. Es gehört z. B. zum guten Tone, vor und nach dem Diner ein Tischgebet zu beten, und wenn ein Priester zugegen ist, diesen zum Vorbeten einzuladen. Kommt ein Bischof in einen solchen Zirkel, so bittet man jedesmal um seinen Segen, sehr häufig geschieht das auch bei einfachen Priestern. Hier sei auch erwähnt, daß die vornehmen Katholiken Englands ihre Priester mit Vorliebe in ihre Kreise ziehen und daß diese Salons es ausschließlich sind, in denen ein Priester sich bewegen und ein freies Stündchen zubringen darf. Nur der Beruf führt dieselben mit den niederen Klassen zusammen. Ueberall stehen die vornehmen Katholiken Englands an der Spitze katholischer Unternehmungen. In den Salons wird die Sache erörtert und vorbereitet und kommt dann in die Oeffentlichkeit durch das Meeting. Ein Meeting kommt so zu Stande: Man annoncirt in den Blättern oder durch Plakate, miethet ein Gebäude oder eine Halle, wählt ein Comité, hält Reden, faßt Resolutionen, konsentirt durch Aufheben der Hände und öffnet die Börse, um dem Ganzen den drastischen Nachdruck zu geben. Nicht selten stehen damit musikalische Unterhaltungen in Verbindung. Wenn es uns wundern will, daß die vornehmen und adeligen Katholiken in England eine Ausnahme machen von den Erfahrungen, wie sie uns anderswo begegnen, so ist ein Hauptgrund in ihrer Erziehung zu suchen. Durch das Familienleben, das nirgends ausgeprägter und schöner ist, als in England, werden alle Einflüsse heterogener Prinzipien, denen ein größerer Verkehr mit der Außenwelt sich nur schwer entziehen kann, beseitigt.

Das standhafte Bekenntniß des Glaubens gefällt Gott sehr.

Sanctus antwortete unter der Christenverfolgung 178 auf jede Frage der Peiniger: Ich bin ein Christ. Nachdem sie ihn genug gepeinigt hatten, legten sie glühende Metallblättchen auf seinen Körper. Dieser wurde zwar angebrannt, aber Sanctus blieb ungebeugt. Sein ganzer Leib war Eine Wunde, zusammengeschrumpft und hatte alle menschliche Gestalt verloren. Gott aber wollte ihn verherrlichen; denn als nach einigen Tagen die Gottlosen ihn auf's neue folterten und glaubten, er würde, weil die aufgeschwollenen Wunden bei der leisesten Berührung ihn schmerzten, jetzt entweder abfallen, oder sein Tod den übrigen Christen Furcht einflößen, ward gegen alle Erwartung bei Wieder-

holung der Marter sein Leib wieder gerade und aufrecht, so daß die zweite Peinigung für ihn eine Heilung war.

Ein fester Glaube vermag viel.

Marie Maillard, ein Mädchen von dreizehn Jahren, hatte sich im Alter von dreizehn Monaten das Bein verrenkt; sie konnte nur mit vielen Schmerzen gehen und zwar so wankend, daß sie fast mit beiden Händen immer die Erde berührte. Von den Gassenjungen Londons wurde sie häufig verspottet und oft mit Koth beworfen. Einst war sie in der Kirche; auf dem Heimwege von der Jugend verhöhnt, weinte sie bitterlich. Ihre Verwandten suchten sie zu trösten und gaben ihr unter anderen die heilige Schrift zu lesen. Sie las das zweite Kapitel des heiligen Markus, ärgerte sich über die Ungläubigkeit der Juden und sagte: Ich würde gerne glauben, wenn mir etwas Aehnliches geschehen möchte. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so verlängert sich ihr Bein, tritt in den natürlichen Ort der Einfassung, sie kann wieder gehen, nur ein wenig hinkend. Vielleicht ließ ihr Gott dieses Hinken als Andenken der Befreiung. Was der feste Glaube vermag!

Glück.

Irdisches Glück bei Gottlosigkeit ist ein böses Anzeichen.

Man hört oft Arme, Kranke und Leidende jeder Art klagen: Ich thue doch nichts Böses, ich diene Gott! Warum muß ich so viel leiden! Mir fehlt es an Gesundheit, an Nahrung und Kleidung, kann mich oft nicht satt essen, kann keine Arznei kaufen, habe vor Sorge und Kummer bei Tag und Nacht keine Ruhe. Dagegen jener Gottlose lebt lasterhaft, glaubt nicht einmal an Gott, hat Geld, Ueberfluß, Freude in Fülle und alle Bequemlichkeiten, ist gesund und munter! Denke an Lazarus und den Prasser. Die Ewigkeit wird eine Ausgleichung treffen. Zum Prasser sagte Abraham: Du hast dein Gutes im Leben empfangen, Lazarus aber Böses; darum wird er getröstet, du aber gepeiniget; denn den Gott lieb hat, den züchtiget Er, den Er aufnimmt, den geißelt Er. Gott hält es mit uns, wie wir mit unseren Hausthieren. Jene, die man zum Schlachten bestimmt, überhebt man der Arbeit, man pflegt, putzt, wartet und mästet sie mit dem besten Futter; die man aber lieb hat, bestimmt man zur Zucht, hält sie geringer, spannt sie ein und gibt ihnen manchen Geiselhieb; dafür aber bleiben sie im Hause ihres Herrn und sind seine Lieblinge, seine Freude. Wie ungleich ist das Loos der Hunde bei den Südseeinsulanern und bei den Kamtschadalen! Während jene ihre Hunde gut halten, nicht schlagen, auf's beste füttern und sich freuen, wenn sie recht fett sind, weihen sie sie dem Tode; sie schlachten sie. Dagegen hält der Kamtschadale seine Hunde hart, spannt sie vor den Schlitten und gibt ihnen erst am Abende Futter; sie müssen sich so anstrengen im Ziehen und Laufen, daß ihnen das Blut in die Haare steigt und sie roth färbt; dabei bekommen sie manchen Schlag, wenn sie vor Müdigkeit ungeduldig werden und still stehen; und dennoch liebt er sie, sorgt für sie, schützt sie, läßt sie um sich herum im Schnee, oder

in seiner Hütte schlafen und betrachtet sie wie Glieder seiner Familie. So hält es Gott mit jenen Menschen, die Er vorherbestimmt hat für den Himmel; diese läßt Er auf Erden ihre Sünden abbüßen. Die Er aber wegen ihrer Unbußfertigkeit verwerfen muß, diese belohnt Er für ihr weniges Gute, das sie allenfalls thun, auf Erden, damit sie in der Ewigkeit abgelohnt sind, und nichts mehr anzusprechen haben.

Fehlgeschlagenes Glück macht verrückt.

Ein Buchhalter in Brünn träumte fünf Nummern, setzte aber zu spät, so daß es auch durch's Telegraphiren nicht mehr ging. Alle fünf Nummern kamen heraus, worauf er sich eine Kugel durch den Kopf schoß.

Irdisches Glück ist sehr unbeständig.

Perikles war der Liebling der Athener, der erste Staatsmann und reich und glücklich. Doch das irdische Glück ist nicht beständig. Die Athener untersuchten einst seine Staatsverwaltung und rechneten seine Ausgaben nach, wobei jedem Bürger erlaubt war, allerlei Klagen über Entwendungen und Bestechungen wider ihn anzubringen. Sein eigener Sohn, den er im Taschengelde etwas kurz gehalten, hetzte das Volk gegen den Vater auf und verbreitete nichtswürdige Gerüchte von ihm, bis Perikles durch eine allgemeine ungestüme Forderung des Volkes abgesetzt, ja noch überdieß zu einer Geldstrafe von fünfzehn Talenten verurtheilt wurde. Ein Unglück bleibt selten allein; auch den Perikles traf noch viel anderes Unglück in diesem Jahre. Die Pest raffte ihm seine besten Freunde hin und verödete sein Haus. Alle seine Kinder, auch jener ungerathene Sohn, starben an der Pest. Auch seinem letzten und geliebtesten Sohn Paralus mußte er nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzen. So geduldig und seelenstark er Alles ertrug, da überwältigte ihn doch das Gefühl, daß heiße Thränen den männlichen Augen entstürzten.

Irdisches Glück ist nicht beständig.

Wer sollte glauben, das auch Könige arm und unglücklich werden könnten? Iketas hatte bereits die Stadt Syrakus erobert. Dionys, der König, saß zitternd hinter den Bastionen und Zugbrücken seines Schlosses und erwartete in Todesangst die Eroberung desselben. Als er hörte, daß Timoleon aus Korinth in der Nähe sei, übergab er heimlich demselben das Schloß und flüchtete selbst zu ihm, um wenigstens das Leben zu retten. Vierhundert Korinther zogen in nächtlicher Stille in die verlassene Burg ein. So war nun Dionys schon zum zweitenmale aus einem mächtigen Herrscher ein scheuer Flüchtling geworden. Timoleon sandte ihn auf einem Schiffe und mit wenigem Gelde nach Korinth, wo er in der Eingezogenheit eines Privatmanns lebte und sich mit mancherlei unwürdigen Beschäftigungen die Zeit vertrieb. Er spürte in den Garküchen umher, saß bei den Salbenkrämern, trank in den Weinschenken die Neigen aus und unterrichtete auch wohl die Sängerinnen im Singen. Diese geistlosen Beschäftigungen zeigen deutlich, daß es ihm mehr darum zu thun war, sein

Gedächtniß zu übertäuben, als zu beruhigen. Seine Burg, dieser furchtbare feste Wohnsitz der Tyrannen, wurde dem Erdboden gleich gemacht. Dionys starb als ein armer Privatmann. Das ist doch ein erschütternder Glückswechsel!

Glück und Ehre verlassen endlich auch ihren Günstling.

Scipio war in Afrika eingefallen; die Karthager riefen ihren Feldherrn Hannibal nach Afrika zurück. Traurig, wie einer, der vom Vaterlande scheidet, entschloß sich Hannibal, Italien zu verlassen, dieses Land, in dem er seine schönsten Lorbeeren gesammelt, in dem er sich sechzehn Jahre siegreich behauptet hatte. Wie eine verheerende Pest war er mit seinen Afrikanern über die Alpen hereingebrochen, furchtbar hatte er Italien von Mailand bis Tarent durchzogen, ja selbst Rom hätte er erobert, wenn ihn nicht ein wüthender Sturm daran gehindert hätte. Der Angstschrei der Römer: Hannibal vor den Thoren, wurde zum Sprüchworte. Die Helden Roms waren vor ihm gefallen und die Römer wagten nicht mehr, den ruhenden Löwen in seinem Lager anzugreifen, geschreckt von der gefährlichen Spur. So groß war ihre Angst vor dem Fürchterlichen, daß Mütter in Rom noch lange nachher ihren Kindern zuriefen: Still, Hannibal kommt! Er mußte das Land seiner Siege verlassen. In Afrika wurde er geschlagen, floh nach Adrumetum, flüchtete zum König Antiochus und starb an Gift, das er immer bei sich trug. Nie lächelte ihm das Glück mehr.

Hier auf Erden ist Niemand vollkommen glücklich.

Unter den nördlichen christlichen Völkern ist eine berühmte Sage vom heiligen Maklovius verbreitet. Derselbe rüstete ein Fahrzeug aus, um in unbekannten Fernen die Insel der Seligen zu suchen. Er steuerte immer nach Westen, kam vor mehr als einer Inselgruppe vorüber, bei deren näherer Besichtigung er sich jedoch bald überzeugte, das jenes Wunderland der Seligen, wovon das Gerücht so viel Schönes zu erzählen wußte, hier nicht zu finden war; denn die eine Küste, wo er landete, zeigte ihm nur Torfmoore und Sümpfe, die andere einen wüsten, vulkanischen Boden; und wo die Natur ihre reichsten Gaben zu spenden schien, da wurde der Aufenthalt nicht bloß durch reißende Thiere, Klapperschlangen und Kaimans gefährdet, sondern auch durch solche menschliche Bewohner, die an Grausamkeit den Jaguar des Urwaldes übertrafen. Und so gelangte denn Maklovius, nachdem er sich sieben Jahre an fernen Gestaden umher getrieben, zur Gewißheit, daß alles Suchen nach der Heimath des seligen Lebens hienieden eine fruchtlose Mühe bleibt.

Irdisches Glück kann des Menschen Herz nicht vollkommen befriedigen.

Der Spanier, Don Pedro von Viktoria aus Sevilla, fühlte sich von Jugend auf mit unwiderstehlichem Verlangen nach Peru hingezogen. Auf seiner ersten Fahrt nach diesem Lande, welches damals für die zauberhafte Heimath des Glückes galt, wurde er durch heftige Stürme zuerst nach der Westküste von Afrika und nachher an die Caraiben verschlagen; auf einer

zweiten Fahrt gerieth er wider seine Absicht an die philippinischen Inseln im fernen Osten, auf der dritten wurde er in die Landenge von Panama geworfen. Hier sah er sich gezwungen, durch ein noch völlig unbekanntes Gebiet den Weg zu Lande fortzusetzen, der bald über schroffe Felsgebirge, bald durch schauerliche Stromwirbel und Abgründe führte und auf welchem die meisten seiner Gefährten dem Hunger, den bösartigen Fiebern und der Erschöpfung unterlagen. Die grauenvollste Erinnerung, die von diesem Zuge ihm geblieben, war die einer Schreckensnacht, wo er, auf steiler Felsenkante vom Schlummer bewältigt, beim Erwachen bemerkte, daß ihm die Leiche eines Gefährten zum Hauptkissen gedient. Endlich erreichte er glücklich das Land der Wunder; er kam nach Peru, besuchte Potosi, sah die reichen Silber- und Goldgruben, die Bauwerke der Inkas, die prachtvollen tropischen Alpengefilde und machte zuletzt die Entdeckung, daß Alles dieß ihn dennoch nicht glücklich machte und daß sein Herz so freudelos und leer geblieben, als es je vorher gewesen. Das Auge wird vom Schauen nicht ersättigt, noch das Ohr vom Hören; des Habsüchtigen Herz wird vom Gold nicht ausgefüllt. Eccl. 1, 8; 5, 9.

Irdisches Glück ist sehr unbeständig.

Alexander Menzikoff war eines Bauers Sohn aus der Gegend von Moskau, der bei einem Kuchenbäcker in Moskau in der Lehre stand und auf den Strassen das Backwerk ausrief. Einst kam er auch in die Küche eines Großen, der den Czar zum Essen geladen hatte und bemerkte, daß der Wirth in ein Lieblingsgericht Peters ein Pulver schüttete. Menzikoff fand dieß verdächtig und ging hinaus. Auf der Strasse begegnete ihm der Kaiser und sagte: Verkauf mir deinen Korb. — Der Korb gehört meinem Herrn, sagte der Knabe, da aber doch Alles euch gehört, so nehmet ihn. Diese Antwort gefiel dem Kaiser und er befahl dem Knaben, ihm zu folgen und ihn bei Tische zu bedienen. Als das verdächtige Gericht kam, gab er Petern einen Wink und dieser verlangte nun, daß der Wirth zuerst von demselben essen sollte. Als der Wirth sich weigerte, setzte Peter das Essen einem Hunde vor, der fast augenblicklich verendete. Nun wurde Menzikoff in den Wissenschaften unterrichtet, machte Peters große Reise mit und entwickelte so viel Talent, daß ihn Peter zum Minister machte. Peter befahl einst im Rausche, seinem Sohne Alexei Petrowitsch das Haupt abzuschlagen. Menzikoff ließ wirklich ein Gerüst bauen und vor Peters Augen einen Dragoner, der sich für den Prinzen zu sterben anbot, enthaupten. Als Peter den Rausch ausgeschlafen, dankte er dem Menzikoff für den Betrug. Dieser Menzikoff hätte es, wenn Katharina nicht gestorben wäre, dahin gebracht, seine Tochter mit dem Kronprinzen vermählt zu sehen. So diente Menzikoff unter mehreren Kaisern als der erste Minister, war geadelt und reich, bis endlich Dolghorucki den jungen Kaiser Peter II. auf die Herrschsucht Menzikoffs aufmerksam machte, der diesen mächtigen Mann zur ewigen Verbannung nach Beresow verurtheilte, einen, der im Begriffe war, Schwiegervater des Kaisers zu werden. Sein Vermögen bestand aus hunderttausend leibeigenen Bauern und drei Millionen baar. Alles wurde zur Staatskassa

eingezogen. Er erhielt einen Gnadengehalt und starb in Beresow. So endete sein Glück.

Irdisches Glück durch Sünde gegründet.

Als die Chateauroux, die Maitresse König Ludwigs XV. starb, wollte dieser vor Kummer auch sterben. Doch eine Madame d'Etoiles wußte ihn zu trösten. Ludwig ernannte sie zur Marquise von Pompadour und neunzehn Jahre hat dieses weibliche Scheusal Frankreich regiert. In ihrem Kabinet befand sich nur ein Stuhl, den sie nämlich selbst inne hatte, und sitzend gab sie Audienz; hinter ihrem Stuhle stand ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden. Selbst die Prinzen von Geblüt mußten ihr stehend die Aufwartung machen; nur für den König, wenn er kam, wurde noch ein Stuhl geholt. Sie vergab alle Aemter im Reiche, nahm Geld aus den Staatskassen und riß den König, der sich zuweilen bekehren wollte, immer wieder in's Lasterleben. Bald nachher wollte die Pompadour unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen werden und Ludwig bewilligte es, obschon solche Ehre nur den Gemahlinen der Prinzen gebührte. Bei der Ceremonie küßte die Königin geduldig nach der Sitte die Aufzunehmende, als die Reihe aber an den Kronprinzen kam, bot er der Pompadour auch die Wange zum Kusse, streckte aber seine Zunge weit über ihre Schulter hin. Der ganze Hof sah es, und die Pompadour, als sie es durch ihre Kreaturen erfuhr, verlangte vom Könige, daß der Prinz nach Meudon verwiesen würde. Es mußte geschehen und er durfte nur unter der Bedingung einer öffentlichen Abbitte zurückkehren. Ein Mann, der Spottverse auf sie gemacht hatte, wurde in einen eisernen Käfig gesetzt, in welchem er weder sitzen noch liegen konnte. Das schändliche Weib starb in bitterer Reue an der Schwindsucht und ganz Frankreich jubelte auf. Der Verkauf ihrer Kostbarkeiten, Möbeln und Bücher dauerte ein ganzes Jahr. Das ist ein Glück, durch Sünde und Laster gegründet. Ob sie in der Ewigkeit auch so glücklich sein mag?

Irdisches Glück ist, wenn man von Gott absieht, blind und kömmt im Schlafe.

In Australien ließ die englische Regierung eines Tages Land versteigern. Da taumelte auch ein Betrunkener in den Versteigerungssaal. Er sah hier einen Stuhl stehen, setzte sich darauf und in Folge der Wärme und des genossenen Branntweins schlief er bald ein und nickte. Der Beamte, der nur das Nicken sah, schlug dem Schlummernden ein Stück Land nach dem andern zu. Die Leute fingen an zu fragen, wer der Fremde sei und man kam bald allgemein zu der Ansicht, er sei ein schlauer Spekulant, der mit den Taschen voll Geld aus England gekommen. Daß er sich schläfrig stellte, legte man ihm als Schlauheit, als affektirt aus. Als die Versteigerung zu Ende war und bei dem entstehenden Lärm der Schlummernde erwachte, überreichte ihm der versteigernde Beamte, der ihn ebenfalls für einen Millionär hielt, einfach ein Verzeichniß der Ländereien, die er erstanden hätte, nebst dem Preise und

setzte hinzu, der Herr möge am Nachmittag oder am andern Tage nur wiederkommen, um die erforderliche Barzahlung zu machen. Der Käufer fing an, nüchtern zu werden, nickte noch einmal, wie der Auktionator meinte, recht schlau und ging hinweg, um über die Sache nachzudenken. Er war allerdings erst vor Kurzem im Lande angekommen, hatte aber sehr wenig Geld und gerieth in einige Verzweiflung, als er ganz nüchtern geworden war und die Rechnung übersah. Er verwünschte seine Thorheit und wanderte dabei nach den Grundstücken hin, die er erstanden hatte. Da setzte er sich endlich nieder. Das Herz wollte ihm brechen. Unterdessen verbreitete sich die Geschichte, es sei plötzlich ein Fremder in dem Auktionssaale erschienen und habe für etwa hunderttausend Thaler Land binnen einer Stunde erstanden. Gegen Abend hieß es allgemein, der Fremde sei ein Agent von Rothschild. Einige Spekulanten, die das Land sehen wollten, trafen den unglücklichen Käufer dort und ließen sich in ein Gespräch mit ihm ein. Er war so ganz nüchtern nun, daß er vorsichtig und argwöhnisch geworden. Als Einer ihm siebentausend Thaler über den Kaufpreis für ein Grundstück bot, schlug er den Antrag aus, verlangte dreißigtausend Thaler und erhielt sie. Genug, ehe der andere Morgen tagte, hatte er das gesammte Land, das er im Schlafe erstanden, mit einem Gewinne von einer halben Million Thalern wieder verkauft und damit verließ er Australien sofort wieder. (Aus der Fremde 1857. Seite 175.)

Glücklich ist, nicht wer Güter besitzt, sondern wer sie verachtet.

Gezelin lebte vierzehn Jahre als Einsiedler im Bisthum Trier. In den ersten zehn Jahren lebte er ohne Obdach unter freiem Himmel und fast ohne Kleid. Kräuter und Wurzeln waren seine Nahrung. Erst in den letzten vier Jahren suchte er im Winter manchmal einen Stall oder eine Hütte auf, um darin zu übernachten. Als der heilige Bernhard von ihm hörte, schickte er ihm ein Kleid als Unterpfand seiner Liebe. Nur mit Mühe konnte er bewogen werden, das Kleid anzunehmen. Er zog das Kleid an, legte es aber bald wieder ab und sagte: Ich habe mich aus Liebe zu ihm damit bekleidet, aber ich lege es ab, weil es mir nicht nothwendig ist. Nicht, wer besitzt, sondern wer weniger verlangt, ist wahrhaft glücklich.

Gnade.

Wir sollen Alles aufbieten, um die heiligmachende Gnade zu erhalten.

Der Christ muß die heiligmachende Gnade über Alles schätzen und sie sorgfältig zu bewahren suchen; denn sie ist das geistliche Leben der Seele. Um sie zu bewahren, muß man die Todsünde meiden; um diese zu meiden, muß man sich abtödten, seine Sinne bezähmen, die nächsten Gelegenheiten fliehen, fleißig beten, eine lebendige Furcht Gottes unterhalten, betrachten, öfters beichten und kommunizieren; da beide Sakramente die Gnade vermehren und das letztere die Begierlichkeit dämpfet. Der Gebrauch dieser Mittel verursacht allerdings

einige Ungemächlichkeiten; aber wollten wir das Leben unserer Seele geringer achten, als der kleine Igel das seinige? Was thut und läßt sich dieses Thierchen gefallen und wie lange hält es in der peinlichsten Lage aus, um seinen Verfolgern zu entgehen? Wird es angegriffen, so hüllt es sich ganz in seine Stachelrüstung und rollt sich zu einer Kugel zusammen. In dieser unbequemen Lage bleibt es so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Es gestattet sich keine Bewegung, es hält die Augen geschlossen und hält den Athem an sich. Findet der Jagdhund eine solche Kugel, so bellt er sie an, will hinein beißen, dreht sie um, und wird überall von den Stacheln zurückgewiesen. Voll Verdruß scharret er sie ein und gehet davon. Das mißhandelte Thierchen läßt sich dieses Alles gefallen, um sein Leben zu retten. Und wir wollten bei der ersten besten Versuchung in die Todsünde willigen? Wir wollten uns nichts kosten lassen, um das kostbarste Gut, die heiligmachende Gnade, das Leben der Seele, zu bewahren?

Die Gnade umwandelt den sündigen Menschen in einen Gerechten.

Isaias sagt Kap. 11, 6—9: Dann wohnet der Wolf bei dem Lamme und der Parder lagert sich zu den Böckchen; Kalb, Löwe und Schaf weiden beisammen und ein kleiner Knabe treibet sie; das Kalb weidet mit dem Bären, ihre Jungen liegen ruhig beisammen und der Löwe frißt Stroh wie ein Rind. Der Säugling spielet mit Lust am Loche der Otter und in die Höhle des Basilisken steckt der kaum Entwöhnte seine Hand. Es schadet nichts und tödtet nichts auf meinem heiligen Berge. — Das ist im Thierreiche eine reine Unmöglichkeit. Sollte dieses bei Thieren in Erfüllung gehen, so müßten alle diese Bestien ihre Grausamkeit, Wildheit, ihren Blutdurst, das Gift und den Zorn ablegen, sie müßten ganz andere Nahrung zu sich nehmen und ihre Natur verändern. Was nun im Thierreiche stets unmöglich bleiben wird, das macht die Gnade unter Menschen möglich, die vermöge ihrer wilden Leidenschaften den reißenden Thieren ähnlich sind. Die Gnade macht aus Wüstlingen keusche Menschen, aus Zornigen sanftmüthige, aus Ungerechten gerechte, aus Dieben und Betrügern ehrliche, aus Geizigen freigebige Menschen; aus Schwelgern und Trinkern Mäßige, aus Feindseligen und Rachsüchtigen Versöhnliche. Die Bekehrung wüster und leidenschaftlicher Menschen ist menschlichen Kräften ebenso unmöglich, wie obige Umwandlung der Raubthiere. Was nun aber dem Menschen unmöglich ist, das bewirkt die Gnade Gottes. Wer also ein Wolf bleibt, da er ein sanftes Lamm sein könnte und sollte, wer eine boshafte Schlange, ein blutdürstiger Löwe bleibt, der muß sich die Strafe Gottes selbst zuschreiben; weil er nicht ist, wie er sein könnte und sollte.

Die heiligmachende Gnade macht die guten Werke für den Himmel verdienstlich.

Die Henne muß eine kalkhaltige Nahrung finden, damit ihre Eier eine feste Schale bekommen; diese kalkhaltige Nahrung findet sie in dem Gewürme.

Fehlt ihr der Kalk, so legt sie Eier mit weicher Schale; diese aber dauern nicht und müssen alsobald verbraucht werden; nur jene mit harter Schale taugen zur Aufbewahrung. Diesen Eiern mit oder ohne Schale gleichen die guten Werke, je nachdem sie in oder ohne heiligmachende Gnade geschehen. Was der Kalk zur Schale des Eies und zu seiner Dauer beiträgt, das thut in Bezug auf gute Werke der Stand der heiligmachenden Gnade. Gleichwie ohne Kalk das Ei keine harte Schale bekommt und nicht zur Aufbewahrung taugt, so sind auch jene guten Werke, welche man zwar wegen Gott, aber in einer Todsünde gethan, nicht verdienstlich für den Himmel. Gleichwie das Ei ohne Schale gleich verbraucht werden muß, mithin doch nicht ganz ohne Nutzen ist; so sind auch gute Werke, im Stande der Sünde gewirkt, nicht ganz vergeblich; sie werden freilich nicht im Himmel mit ewigen Gütern belohnt, sie werden aber dessen ungeachtet von Gott belohnt und zwar mit zeitlichen Gütern. So haben sie immerhin auch einen Nutzen und man darf deßhalb, weil man sich im Stande einer schweren Sünde befindet, weder seine Pflicht versäumen, noch gute Werke unterlassen, weil sie nicht für den Himmel verdienstlich sind. Man muß immer Gutes thun, jedoch dabei auch trachten, in der heiligmachenden Gnade zu bleiben.

Ohne die heiligmachende Gnade hat jeder äußere Vorzug keinen Werth.

Viele Menschen sind stolz auf ihren Adel, auf Geld, Häuser, Verstand, auf Kenntnisse und Geschicklichkeit, auf Gesundheit, vollkommene Körperbildung, auf ein schönes Gesicht, schöne Gestalt und große Körperkraft. Auf solche Dinge eitel sein, ist reine Thorheit; denn solche Vorzüge für sich allein geben nicht einmal bei verständigen Menschen, geschweige bei Gott einen Werth; man nimmt sie auch im Tode nicht mit hinüber in's andere Leben; sie dauern oft nur kurze Zeit. Den Vorzug verdient die heiligmachende Gnade; sie adelt und verschönert die Seele und durch ihren Abglanz auch das Gesicht; sie bleibt bis zum Tode und begleitet uns in die Ewigkeit. Wem nun die Vorsehung äußere Vorzüge verliehen, der fühle sich um so mehr verpflichtet, den inneren Vorzug der Seele zu erwerben und zu bewahren; nämlich die heiligmachende Gnade. Er muß dem Fasane gleichen. Sein Gefieder ist von ausgezeichneter Pracht und Schönheit, aber auch sein Fleisch ist das wohlschmeckendste aller Vögel. Diese beiden Vorzüge geben dem Vogel einen Werth, daß ihn Fürsten und hohe Herrschaften in eigenen eingeschlossenen Bezirken hegen und eigene Diener zu seiner Zucht und Pflege besolden. So wird der Mensch, der seinen äußeren Vorzügen die heiligmachende Gnade hinzufüget, ganz schön und liebenswürdig vor Menschen und vor Gott, in diesem und in jenem Leben.

Die Macht der heiligmachenden Gnade in den Heiligen.

Der Zitteraal äußert unter den elektrischen Fischen die stärkste Wirkung. Berührt man ihn auch nur mit Einer Hand, so fühlt man schon eine Erschütterung der Nerven; bringt man aber beide Hände an den Fisch, so kann

der Schlag auf mehrere Jahre lähmen. Dabei gibt er elektrische Funken von sich. Je größer, älter und gereizter der Fisch, desto größer seine Wirkung. Auch dem Wasser theilt sich seine Kraft mit, so daß Fische, acht Fuß entfernt, seinen Schlag empfinden. Gerade so wirkt die heiligmachende Gnade in den Heiligen; je höher der Grad dieser Gnade, desto größer ihre Wirkung auf die Mitmenschen. Ihre Gewalt über die Herzen der Menschen ist erstaunenswerth; ihr Wort erschütterte die rohesten Gemüther und erweichte die verstocktesten Sünder zur Buße. Jonas rief bloß: Thuet Buße! und sein Wort bekehrte Ninive. Nico Metanoides, ein heiliger Priester, bekehrte die Insel Creta, indem er mit starker Stimme in den Städten rief: Kehret zur Kirche zurück! Der heilige Bernhard leitete Große und Kleine, Päpste, Könige, Fürsten, ganz Europa; der heilige Anton von Padua predigte vor vierzigtausend Zuhörern, wurde von Allen verstanden, rührte, bekehrte Alle, und versöhnte die Feindseligen mit wunderbarer Gewalt; der heilige Joseph von Copertino bekehrte einen Bedienten mit den wenigen Worten: Pfui! wie schwarz bist du im Gesichte! gehe, wasche dich! Schon ihr Anblick, ihre Anrede, ihr Gruß, ihre Nähe war wie fruchtbarer Regen auf dürre Erde. Als Prediger erschütterten sie die Welt. Das bewirkte die in ihnen wohnende heiligmachende Gnade. Daraus geht hervor, daß nicht sowohl Klugheit, Kenntniß, Beredsamkeit, sondern die Salbung der Gnade es ist, welche auf die Seelen der Untergebenen Eindruck macht. Darum sollten sich Alle, welche Menschen zu leiten haben, der heiligmachenden Gnade und ihrer Vermehrung befleißen.

Der Mensch in der heiligmachenden Gnade ist ein Liebling Gottes.

Der Maniok wächst als Knollenfrucht wie unsere Erdäpfel. An jedem Stamme befinden sich mehrere knollichte Wurzeln, die fast wie unsere Rüben gestaltet sind, fünfzehn bis zwanzig Zoll lang und fünf Zoll dick, von außen gelb, innerlich weiß. So giftig diese Knollen roh auch sind, daß ihr Genuß Menschen und Vieh fast auf der Stelle tödtet, so dienen sie in Amerika zubereitet Millionen Menschen als tägliches Brod, welches unser feinstes Weizenbrod an Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit noch weit übertreffen soll. Man zerreibt die Maniokwurzeln, presset den Saft sorgfältig heraus und der trockene Teig gebacken gibt das treffliche Brod. Selbst der ausgepreßte Saft, der frisch genossen auf der Stelle tödtet, liefert gekocht noch einen sehr heilsamen Trank. Wie wunderbar sind die Werke Gottes! Dieser Maniokwurzel gleichet der Christ, je nachdem er in der Todsünde oder in der heiligmachenden Gnade steht. In jener ist er das verabscheuungswürdigste aller Geschöpfe, in dieser ist er der Liebling Gottes, das schönste, liebwürdigste Wesen. Also hinaus mit der Todsünde; wohne du in uns, du heiligmachende Gnade!

Die heiligmachende Gnade ist das Leben der Seele.

Auf den Inseln der Südsee wächst eine Pflanze, der Süßklee, deren Blätter eine doppelte Bewegung haben. In der Morgendämmerung erheben

sich die Blätter allmählig, richten sich mit dem Steigen der Sonne immer höher und Mittags haben sie eine schlagende zitternde Bewegung; mit dem Sinken der Sonne senken sich die Blätter wieder und beim Eintritt der Nacht hängen sie völlig unbeweglich herab, die Pflanze schläft ein. Wenn man bei Tage Schatten über die Pflanze macht, so senken sich die Hauptblätter auch. Noch merkwürdiger ist die willkürliche Bewegung der Seitenblättchen, die sich wechselweise emporrichten oder senken. Dieser Pflanze gleichet der Christ in oder ohne die heiligmachende Gnade. Mit ihr ist Alles, was seine Seele Gutes denkt, will, fühlt, wünscht, redet, thut, verdienstlich; ohne die Gnade, in der Todsünde, ist alles Gute wie erstorben, denn es wird nicht im Himmel belohnt.

In der heiligmachenden Gnade ist ein Wachsthum möglich.

Der aus der Taufe gehobene, mit der heiligmachenden Gnade geschmückte Christ gleichet der Koralleninsel, die sich aus dem Meere erhebt. Anfangs ist sie nur Stein, zum Pflanzentragen nicht geeignet. Das Gestein verwittert, Flechten setzen sich an und bilden durch ihr Verwittern eine Bodenschichte. In dieser gedeihen schon höhere Pflanzen, deren Samen die Vögel fallen lassen; allmählig wird der fruchtbare Boden so dick, daß Bäume darin stehen und daß auch Menschen und Thiere darauf wohnen können. So der Christ. Nach der Taufe hat er bloß die heiligmachende Gnade; in dieser entwickelt sich der Verstand, er lernt Gott und die Religionswahrheiten kennen, er liebet Gott, fürchtet Gott, betet und verehrt Gott, danket Gott, übet seine Gebote und so werden allmählig Tugenden daraus, die Früchte und Verdienste für den Himmel tragen.

Die heiligmachende Gnade soll man sorgfältig bewahren.

Mit welcher Sorgfalt wird der kostbare Diamant gesucht und aufbewahrt, in Ringen, Kronen, oder auch roh. Was ist aber ein Diamant gegen die heiligmachende Gnade, in der wir zu Gott Kinder sind, und Gott zu uns Vater ist? Der Diamant ist ein lebloser Stoff aus Kohlensäure, der im Feuer verdampft. Die heiligmachende Gnade dagegen gibt der Seele Leben, Seligkeit, Herrlichkeit und vergeht in Ewigkeit nicht, wenn wir einmal im Himmel sind.

Die heiligmachende Gnade richtet sich nach jedes Menschen Temperament und Geistesanlagen.

Die Edelsteine haben jeder eine auszeichnende Eigenschaft. Der Diamant hat ein wunderbares Feuer, der Rubin ist hochroth, der Saphir himmelblau, der Topas gelb, der Smaragd grün, der Chrysolith hoch goldgrün, der Achat bandartig gestreift, der Amethist veilchenblau, der Hyacinth orangegelb, der Granat blutroth, der Turmalin schwarz. Alle diese sind Edelsteine, von innerem Werthe und doch zeichnet sich jeder durch eine ihm eigene Farbe aus. So ist es mit den Gerechten. Die in ihnen wohnende Gnade gibt ihnen Werth; alle lieben Gott und halten seine Gebote; aber doch zeichnet sich ein Jeder durch

eine besondere Tugend aus, nach Verschiedenheit der Geistesgaben und des Temperamentes. Dieser ist besonders stark in der Sanftmuth, dieser in der Geduld, dieser in der Demuth, dieser in der Liebe zur Armuth, dieser in der Buße, dieser in der Betrachtung, dieser in der Bekehrung der Sünder, oder in Bekehrung der Heiden, dieser in Werken der leiblichen, jener der geistlichen Barmherzigkeit, in der Zurückgezogenheit der Wüste oder unter Menschen. So wirkt die heiligmachende Gnade bei Allen dasselbe Allgemeine und bei Jedem das Besondere, indem sie sich nach jedes Menschen Individualität richtet.

Die heiligmachende Gnade ist das belebende Element der Seele.

In der Luft, die wir athmen, ist ein Gas enthalten, welches das belebende Element des Leibes ist; es färbt Blut und Wangen roth und gibt dem Körper seine entsprechende Wärme. Ohne dieses Gas stirbt Mensch und Thier; daher der Erstickungstod im Kohlendampf oder in Gruben, wo dieses Gas gänzlich fehlt; es heißt: Sauerstoff. Wie dieser Sauerstoff das Lebenselement für Menschen und Thiere ist, so ist die heiligende Gnade das Lebenselement der Seele. Jener ist reichlich in der Luft enthalten, diese gewinnt man durch Buße aus der Taufe und dem Sakramente der Buße und wird vermehrt durch die würdige Kommunion, durch Gebet und gute Werke; vertrieben wird sie durch die Todsünde. O hüten wir uns vor ihr; bewahren wir diese Gnade!

Ohne Gnade kann der Mensch nicht im Guten beharren.

Jeder Körper muß eine Unterlage haben, um auf seiner Stelle zu bleiben; wird diese Unterlage weggezogen, so fällt er abwärts und zwar mit jedem Zeittheilchen schneller. Ohne Gnade kann kein Mensch im Guten beharren; entzöge ihm Gott diese, so würde er vermöge seiner angebornen Neigung Böses thun und immer tiefer fallen. Durch Reue und Beichte gewinnt man diese Unterlage der Seele, diese Gnade wieder.

Mit der Gnade muß man mitwirken.

Wer viel Geld hat, leihet es auf Zinsen; die Zinsen tragen wieder Zinsen. So ist es mit der Gnade und der treuen Mitwirkung. Wer treu mitwirkt, thut gute Werke, verdient mittelst der guten Werke neue Gnaden; mittelst des Zuwachses an Gnade übt er neue gute Werke und Tugenden in erhöhtem Maaße und so geht dieser Zuwachs an Gnaden und Verdiensten fort bis zum Tode, wenn der Mensch in der Gnade verharret.

Die Gnade macht aus Ungläubigen und Spöttern gläubige Priester und Prediger.

Aus Köln schreiben die Rheinischen Blätter: Ein junger Engländer, Student der Universität Cambridge und angehender Theolog der englischen Hochkirche besuchte vor etwa zwölf Jahren Köln. Mit welcher Geringschätzung der protestantisch-anglikanische Theolog die katholischen Heiligthümer daselbst

angeschaut hat und wie sehr er die katholische Religion verachtete, mag daraus hervorgehen, daß er in der St. Ursulakirche nach Vorzeigung der dortigen Reliquien zuletzt den Küster spöttisch fragte: „Wo ist denn die Flasche mit der ägyptischen Finsterniß?“ — Indessen der Mensch denkt, Gottes Gnade lenkt und die Wahrheit ist noch stärker, als aller englische Dünkel und Hochmuth. Anfangs Oktober 1865 besuchte der nämliche Engländer zum zweiten Male Köln, aber nicht mehr als Student der Universität, auch nicht als anglikanischer Prediger, sondern als katholischer Priester und erbat sich die Erlaubniß, in der nämlichen St. Ursulakirche, in der goldenen Kammer, vor den Reliquien der heiligen Ursula die heilige Messe lesen zu dürfen, zur Sühne für seinen damaligen Spott. Nach dem ersten Besuche in Köln waren noch nicht zwei Jahre vergangen, da stand derselbe Theolog unter den Convertiten, reiste gleich darauf nach Rom und kehrte nach zwei Jahren von dort als Priester nach England zurück, wo er gegenwärtig in London als eifriger Seelsorger wirkt. (Gemeindezeitung 1865.)

Die Gnade führt die Lasterhaften wunderbar zu ihrer Bekehrung.

Auf einer einsamen Wanderung durch ein ödes Thal im Königreiche Neapel wurde Nikolaus Bobadilla, ein Gefährte des heiligen Ignatius, plötzlich von einer Räuberbande umzingelt. Er setzte aber, ohne die mindeste Unruhe zu zeigen, zwischen diesen ruchlosen Begleitern, munter seinen Weg fort und sang mit seiner lieblichen Stimme ein geistliches Lied nach dem andern, während die Räuber horchend ihm nachfolgten. Als er nach einiger Zeit ihre verwilderten Gesichter etwas erheitert sah, blieb er stehen und sprach lächelnd zu ihnen: Ihr kommt mir wie Leute vor, die schon lange keine Predigt gehört haben; wenn's euch gefällig ist, so kann ich euch damit dienen; nach geendigter Predigt könnt ihr dann machen mit mir, wie es euch beliebt. Die Räuber nahmen lachend den Vorschlag an. Bobadilla stellte sich in Ermanglung der Kanzel auf einen Stein und redete sie mit diesen Worten an: Je ernstlicher ich euch betrachte, desto mehr, solltet ihr's wohl meinen? finde ich zwischen Christo dem Herrn und euch ganz besondere Aehnlichkeiten. Christus hat allezeit unter Sündern gelebt, ihr deßgleichen. Christus wanderte oft und viel über Berg und Thal, so auch hier. Christus hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte, war ohne Dach und Fach, schlief oftmals unter freiem Himmel; so verhält sich's auch bei euch. Christus befahl: Wenn Jemand dir den Rock nehmen will, so gib ihm auch den Mantel; dieß ist euere Meinung auch und ihr seid damit einverstanden. Christus rief oftmals: Wehe über die üppigen und geizigen Reichen; eben diese verfolget ihr auch. Christus war Vielen verhaßt; ihr auch. Gegen Christum schrie man einhellig: „Kreuzige ihn!“ — euch wünschet man's auch. Christus hat dem Räuber und Mörder an seiner Seite das Paradies verheißen; und mit ihm euch Allen auch — wenn ihr euch bekehret und Buße thut. — Siehe, kaum hatte er, nach dieser Wendung seiner Rede, einige Worte voll Kraft und Mitleid und heiligen Ernstes zu ihnen

gesprochen, da fielen alle diese Wölfe dem Diener Christi zu Füßen, sie schonten nicht allein seines Lebens, sondern sie waren auch erweicht zur Erbarmung über sich selbst; sie verließen ihre ruchlosen Wege und wandelten von nun an in aufrichtiger Buße. So wunderbar führt die Gnade große Sünder zur Bekehrung!

Der Sünder muß mit der Gnade zu seiner Bekehrung und Heiligung mitwirken.

Auf der Zinne eines hohen und festverschlossenen Thurmes stand ein armer Gefangener und blickte sehnsuchtsvoll hinaus in die weite Landschaft, bis er, dieser Umschau müde, sein Auge auf die nächsten Gegenstände seiner Umgebung wendend, plötzlich unten am Fuße des Thurmes einen Freund stehen sah, der ihm ein zusammen gewundenes Seil zeigte und durch ausdrucksvolle Geberden und Winke über das, was ferner zu unternehmen, ihn unterrichtete. Der Gefangene begriff gar bald den Sinn dieser lautlosen Zeichen; er riß seine langen Haare, welche seit geraumer Zeit keine Scheere gekürzt, vom Haupte, und knüpfte deren mit Sorgfalt so viele zusammen, bis der zarte Faden, mit einem Stückchen Mörtel beschwert, zum Boden hinabreichte. Nun band der Freund, der unten harrte, einen Seidenfaden von gleicher Länge daran, welchen der Gefangene alsbald an der schwachen Haarkette hinaufzog, um ihn gleich nachher wieder hinabschweben zu lassen. An diesen Seidenfaden wurde dann das starke Seil befestigt und hinaufgeschafft, an welchem der Gefangene nun von der Zinne sich hinabließ und glücklich das Freie gewann. Dieß ist ein Bild der Gnade und der Mitwirkung des Menschen. Der Gefangene ist der Sünder; der Freund ist Gott; das Seil ist Gottes Gnade; das Ausreißen der Haare, das Zusammendrehen derselben zum Faden, das Hinablassen und Hinaufziehen der Seidenschnur ist unser Mitwirken und unsere Kräftigung durch Gebet, Buße und Kommunion, das Hinaufziehen des Seiles und die Flucht ist die standhafte Bekehrung und Ueberwindung aller Versuchungen.

Nothwendigkeit der zuvorkommenden Gnade.

Die gottselige Villana war als Kind sehr fromm. Da sie bemerkte, daß sie im Hause ihres Vaters Gott nicht mit aller Hingebung dienen könne, faßte sie den Entschluß, dasselbe zu verlassen und in den Orden des heiligen Dominikus zu treten und führte denselben heimlich aus. Als der Vater ihre Entfernung erfuhr, suchte er sie auf und verlobte sie dann, ganz gegen ihren Willen, mit einem Jünglinge. Ihre Bitten und Thränen halfen nichts, sie mußte sich fügen und wurde an dem dazu bestimmten Tage wirklich getraut. Von nun an ward sie eine ganz andere Person. Sie wurde eitel, gefallsüchtig, hatte an der Kleiderpracht eine besondere Freude und an der Seite ihres Mannes besuchte sie mit großer Sehnsucht die weltlichen Unterhaltungen und fand Geschmack an den Thorheiten des Lebens. Dieser Zustand würde so geblieben sein, wenn ihr nicht die Gnade zuvorgekommen wäre und ihr die Augen geöffnet hätte. Eines Tages kleidete sie sich eben in stattlichem Schmucke mit Gold und Edelsteinen an; so geziert trat sie zum Spiegel, um sich in ihrer

Pracht zu schauen. Da sah sie darin ein Bild ihres häßlichen Seelenzustandes. Sie erstaunte, als der Spiegel ihr ein ganz häßliches Gesicht entgegenwarf. Sie meinte Anfangs, sie sehe nicht gut, und wischte den Spiegel ab, um ihr Bild vollkommen zu erkennen. Allein, es half Alles nichts, sie sah mehr einer eckelhaften Mißgeburt ähnlich, als einem ordentlichen Menschen. Das machte sie nachdenkend. Sie erkannte darin das Bild ihrer Seele. Augenblicklich warf sie ihren ganzen Schmuck vom Leibe, eilte in die Kirche und beichtete. Von nun an führte sie ein Büßerleben und theilte ihre Zeit in Gebet, Betrachtung, Lesung, Kirchenbesuch und Liebeswerke. Ohne die zuvorkommende Gnade würde sie sich nicht bekehrt haben.

Die Macht der Gnade Gottes bekehrt die ärgsten Sünder.

Der heilige Martyrer Genesius lebte zur Zeit des Kaisers Diokletian in Rom und war ein Schauspieler, der das Volk mit seinen Possen unterhielt. Genesius war in den katholischen Gebräuchen nicht unerfahren und stellte eines Tages die Taufe der Christen spottweise vor. Er lag krank auf einem Bette und begehrte die Taufe. Man rief zwei Schauspieler, deren einer den Priester, der andere den Beschwörer vorstellte. Diese stellten sich an sein Bett und fragten: Sohn, warum hast du uns rufen lassen? Dieß war der Zeitpunkt, wo die göttliche Gnade in ihn einschlug. Genesius antwortete nun nicht mehr als Spötter, sondern in allem Ernste: Ich begehre die heilige Taufe. Die Mitspielenden, im Wahne, als scherze er noch immer, verrichteten die Taufceremonie, zogen ihm ein weißes Kleid an, dann wurde er vor einen Art Kaiser geführt, um als Christ verhört und zum Tode verurtheilt zu werden. Nun erklärte er dem anwesenden Publikum, daß er von Gott erleuchtet, die Taufe im Ernste begehrt und empfangen habe und daß er nun ein Christ sei und als solcher sterben wolle. Ueber diese Rede wurde der anwesende Kaiser wüthend und ließ den Genesius martern und enthaupten. So mächtig wirkt die Gnade.

Aus Demuth darf man die Gnadengaben verbergen.

Die heilige Franziska vom Sakramente betrachtete in der Charwoche das bittere Leiden Jesu. Da erschien ihr Jesus, nahm die Dornenkrone von seinem Haupte und berührte damit ihre Stirne, wovon sie solche Schmerzen empfand, als würden ihr beide Augen aus dem Kopfe und die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Franziska fürchtete, man werde die Wundmale an ihrer Stirne sehen und sprach deßhalb: Mein liebster Jesus, gib mir doch keine Gnade, die man äußerlich an mir erkennen kann, als allein die Gnade, Dich zu lieben. Der Herr gab zur Antwort: Ich habe dir kein äußerliches Zeichen eingedrückt, die Schmerzen habe ich aber dir geschenkt, damit du mehr zu leiden und einen größeren Lohn zu verdienen habest.

Die angebotene Gnade Gottes verschmähen, wird mit dem Tode in Sünden bestraft.

Der selige Leonard eiferte als Missionär im Bisthum Orvieto besonders gegen die eingewurzelte Gewohnheit des Kartenspieles. Allein gleich nach der Mission griff ein Wirth wieder nach den Karten. Da ihn seine Frau an die Drohungen des Missionärs erinnerte, sagte er: Was Missionär! der mag sagen, was er will, ich lasse mich von ihm nicht abschrecken von den Karten! Gleich auf diese Worte traf ihn der Schlag und er starb, ohne mehr beichten zu können. — In Rieti ging eine eitle vornehme Dame auf ihr Landgut, um der Mission auszuweichen; da brach an demselben Abende Feuer auf dem Landgute aus, so daß die Dame wieder in die Stadt zurückkehren mußte. Da sie nun erfuhr, daß dieses Jahr auf Zureden des Missionärs keine Faschingsbelustigungen statt finden werden, so reiste sie in eine andere Stadt. Als sie dort sich üppig geputzt hatte und eben auf den Ball fahren wollte, bekam sie plötzlich die heftigsten Schmerzen und endigte nach wenigen Minuten ihr Leben. Die Mission war eine Gnade Gottes; daher die Strafe der Verschmähung derselben jäher Tod.

Gott gibt die wirksame Gnade schon manchen Kindern.

Der Vater des heiligen Aloysius nahm den Knaben mit vier Jahren mit sich in's Kriegslager. Da hörte er von den Soldaten manche Flüche und unziemliche Ausdrücke, deren Bedeutung er zwar nicht kannte, welche er aber später, als man ihn darauf aufmerksam machte, mit schmerzlicher Reue beichtete. Mit sieben Jahren entschloß er sich, ganz Gott zu leben und zeigte schon damals eine ungewöhnliche Frömmigkeit und Eingezogenheit. Mit seinem neunten Jahre kam er in die Studien. Während aber menschliche Lehrer seinen Geist ausbildeten, machte ein anderer Lehrer, die Gnade, seine Seele immer reicher an Tugenden. Aus Liebe und Verehrung zu Maria legte er vor ihrem Bildnisse das Gelübde ewiger Keuschheit ab. Als Erstgeborner sollte er das Markgrafthum übernehmen, dagegen trat er zu den Jesuiten ein, was ihm von Seite seines Vaters viele Unannehmlichkeiten machte. Aloysius hatte seine Leidenschaften so sehr abgetödtet, daß bei ihm nicht einmal Schwachheitssünden vorkamen. Da er bei der sorgfältigsten Selbstprüfung und Gewissenserforschung wirklich nichts fand, was er zu bereuen gehabt hätte, so meinte er in seiner Demuth, es müsse dieß eine Verblendung des Teufels sein; er ging deßhalb zum Vorsteher, um sich Raths zu erholen. Seine Seele war durch die Gnade Gottes und durch fortgesetzte Uebung so geläutert, daß er bei seinen langen Gebeten und Betrachtungen doch von keiner Zerstreuung gestört wurde. Mit dreiundzwanzig Jahren starb er, der von seinem siebenten Jahre an ein vollkommenes englisches Leben geführt. Dieß war die Frucht der wirksamen Gnade und seiner treuen Mitwirkung.

Ohne die Gnade kann man nichts Gutes thun oder im Guten beharren.

Der selige Leo war der Beichtvater, Freund und unzertrennliche Gefährte des heiligen Franz von Assisi. Da er mit der Tugend der heiligen Einfalt begabt war, nannte ihn der Heilige zuweilen Bruder Gottes-Schäflein. Leo sah den heiligen Franz oft in Verzückung in der Luft schweben und war bei der Eindrückung der fünf Wundmale zugegen. Einmal kam dem Leo der Gedanke, in sich und seine Tugend Vertrauen zu setzen. Während er darüber nachsann, erschien eine Hand in der Luft und eine Stimme erscholl: Wisse, Leo, daß du ohne diese Hand nichts Gutes thun kannst! Leo erhob seine Augen zum Himmel und sprach: Ja, so ist es, o Herr! denn wenn Deine mächtige Hand unserer Schwäche nicht zu Hilfe kommt, so vermögen wir aus uns selbst nichts, wir können unseren Feinden nicht widerstehen, noch weniger im Guten beharren.

Die heiligmachende Gnade läßt keine Traurigkeit aufkommen.

Die Einsiedler und Mönche des heiligen Apollonius führten das strengste Leben, denn sie aßen nie vor dem Abend, und doch war ihre Freude ungemein groß und kaum kann ein Mensch auf Erden fröhlicher sein. Man sah keinen Traurigen unter ihnen, und wenn Einer etwas niedergeschlagen aussah, fragte ihn Vater Apollonius gleich um die Ursache und sagte ihm, daß solche, die den Himmel hoffen, nicht traurig sein sollten. Trauern, sprach er, mögen die Heiden; schwermüthig sein die Juden; weinen ohne Aufhören die Sünder; aber die Gerechten sollen sich freuen. Freuen sich die Weltmenschen über irdische Dinge, um wie viel mehr wir, die wir die Seligkeit hoffen. Freuet euch allzeit, sagt Paulus, und saget Gott Dank ohne Unterlaß.

Gott zeigt einem Heiligen die unterstützende Gnade in einem Gesichte bildlich.

Ehe Abt Theodosius das Einsiedlerleben wählte, gerieth er in Verzückung und sah einen Mann von großer Schönheit, dessen Glanz die Sonne übertraf. Dieser nahm ihn bei der Hand und führte ihn an einen offenen Schauplatz von großer Ausdehnung, welcher voll von Männern war, deren eine Hälfte weiß, die andere schwarz gekleidet war. Ueberdieß sah er einen schwarzen Riesen von ungeheuerer Größe, dessen häßlicher Kopf bis über die Wolken reichte. Hierauf sprach der Jüngling: Mit diesem Riesen mußt du kämpfen. Theodosius war über den Anblick des Ungeheuers sehr erschrocken, zitterte heftig und sprach zu seinem Führer: Welcher schwache Sterbliche vermöchte wohl, sich mit diesem Riesen in einen Kampf einzulassen, da die gesammte Menschheit nichts gegen ihn ausrichten könnte? Der Jüngling antwortete: Dennoch mußt du mit ihm kämpfen. Trete daher muthig und getrost in den Kampfplatz; sobald du ihn nur angegriffen haben wirst, will ich dir schon beistehen und zum Siege verhelfen. Da er nun angriff und beide gegen einander stritten,

stand ihm der Jüngling stets zur Seite, und reichte ihm zuletzt die Krone des Sieges. Das Mohrenvolk aber heulte und verschwand; die weiße Schaar aber frohlockte und dankte Gott, der ihm zum Siege verholfen hat. Dieses Gesicht zeigt bildlich des Christen Leben, seine Schwäche, seine Kämpfe und die unterstützende Gnade.

Die Macht der Gnade.

Prinz Heinrich, ein Sohn König Ludwigs des Großen, kam nach Clairvaux, um den heiligen Bernhard zu sehen. Als er sich mit ihm unterhielt, fühlte er sich von einem so dringenden Verlangen, bei demselben zu bleiben, beseelt, daß er sein zahlreiches Gefolge entließ und zum großen Staunen der Welt erklärte, daß er das Kloster nie mehr verlassen werde. Bernhard legte ihm, bevor er ihn in das Noviziat treten ließ, lange und demüthigende Prüfungen auf, und gebrauchte ihn zu den härtesten Arbeiten, ja sogar zum Küchendienste; aber der Prinz harrte in diesen Prüfungen und Uebungen aus und wurde einer der demüthigsten Mönche von Clairvaux. Nur lange Zeit nachher und mit lebhaftem Widerstreben nahm er das Bisthum von Beauvais an und später bestieg er den bischöflichen Stuhl von Rheims, wo er der Kirche die größten Dienste leistete.

Die Gnade wirkt das Gute nicht allein.

Der heilige Franz Xaver hatte eine so große Macht über die Wilden der Insel More, daß er mit Hilfe der Gnade solche Sittenänderung in ihnen hervorbrachte, daß Menschen, welche in ihrer rohen Natur Wölfen und Tigern ähnlich waren, sanft und lenksam wurden, wie die Lämmer. Es blieben jedoch einige übrig, welche ihre natürliche Wildheit nicht ablegten. Damit wollte Gott nicht nur die Geduld des heiligen Mannes prüfen, sondern auch zeigen, daß die Gnade, so mächtig sie auch ist, nicht Alles allein wirkt. Am unempfänglichsten für die Lehre Jesu zeigten sich die Javaren, ein wildes, grausames, die Menschheit entehrendes Volk, das in Höhlen wohnte und in Wäldern lebte. Sie gaben nicht nur dem Unterrichte des heiligen Franz kein Gehör, sondern stellten ihm selbst auf hinterlistige Weise nach. Einmal steinigten sie ihn am Ufer und er konnte sich nur auf einem Balken retten, den er in's Meer schob und den Gott blitzschnell an's andere Ufer führte.

Das Gebet, durch Gelübde verstärkt, verschafft Gnaden für sich und Andere.

Als der heilige Franz Xaver in Malakka ankam, war eben Alphons Martinez, Großvikar des Bischofs, schwer krank und litt an einer Geistesverwirrung, die allgemeines Mitleid erregte. Man hatte ihn ermahnt, sich für den Augenblick vorzubereiten, wo er von seiner dreißigjährigen Amtsverwaltung und von seinem ganzen Lebenswandel Gott Rechenschaft ablegen müsse. Erschüttert von diesem Gedanken, erschien ihm der herannahende Tod und sein unordentliches Leben in so schauderhaftem Lichte, daß er in tiefe Schwermuth

verfiel und an der Rettung seiner Seele ganz verzweifelte. Er schrie mit so kläglicher Stimme, daß Jedermann darüber erschrack; man hörte ihn laut seine Sünden bekennen und sie mit einer an Wuth gränzenden Reue verfluchen, nicht um Verzeihung von Gott zu erflehen, sondern um deren Größe und Abscheulichkeit zu offenbaren. Versuchte man, ihn durch die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes zu trösten, so kam er noch mehr außer sich und schrie aus allen Kräften: Dem Verdammten wird nicht vergeben und in der Hölle ist kein Erbarmen. Gerade jetzt trat der heilige Franz Xaver in's Zimmer, um ihm als geistlichem Würdenträger seinen Besuch abzustatten. Der Heilige sprach von der Ewigkeit und von dem Gemüthszustande, in welchem ein Christ den Tod erwarten müsse. Bei diesen Worten versank Martinetz wieder in seinen Wahnsinn und Franz fand auf's Neue bestätigt, daß nichts schwerer sei, als die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit in einem Sterbenden zu erwecken, der während seines Lebens im vermessentlichen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit fortsündigte. Als der heilige Franz kein Mittel mehr sah, gelobte er zur Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Mutter Gottes, seiner heiligen Patrone und der heiligen Engel viele Messen zu lesen, um dem Kranken die Gnade der wahren Buße und eines seligen Todes zu erwirken. Kaum hatte er dieses Gelübde ausgesprochen, so schien Ruhe und Friede in des Kranken Seele einzukehren, seine Gedanken ordneten sich wieder, er empfing die heiligen Sakramente mit schmerzlicher Reue über seine Sünden und mit innigem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes; dann starb er in Xavers Armen eines sanften Todes, unter Anrufung des heiligen Namens Jesu.

Gott.

Gottes Allmacht sichtbar in den großen Thieren.

Die Riesenschlange in Indien ist zwanzig bis dreißig Fuß lang, und drei bis vier Fuß im Umfange dick; sie verschluckt Büffel, Hirsche, Ziegen, zerbricht ihnen die Rippen und erstickt sie. Ihr Gang ist langsam, wobei sie eine Furche in die Erde zieht, wie ein geschleppter Baum. Wer sie erschaffen hat, der gab ihr auch diese furchtbare Stärke; was man aber selbst nicht hat, das kann man auch Anderen nicht geben. Welche Macht muß also der Schöpfer besitzen? Er ist allmächtig.

Gottes Allwissenheit sichtbar in den Thieren.

Der Hausen ist der größte Fisch, der in die Flüsse geht, er wird achtzehn bis vierundzwanzig Fuß lang. Er lebt im kaspischen, schwarzen und mittelländischen Meere, nur im Frühjahre und Herbst besucht er große Flüsse, die Donau und Wolga, den Po und andere und wird dann zahlreich gefangen. Er hat bis acht Zentner Rogen oder Eier bei sich. Wie viele Tausende mögen es sein? Wer hat sie gezählt? Der Allwissende weiß die Zahl und irrt nicht um Eins!

Menschen, die Gott nicht fürchten, sind zu fürchten.

Es saßen jüngst in einem Postwagen allerlei Passagiere mit Bärten, ohne Bärte, bescheidene Leute und andere mit trotzigen Gesichtern, von denen der Eine dieß, der Andere jenes dachte. Die am wenigsten dachten, redeten am meisten, wie gewöhnlich. Junge Faselhänse waren es nämlich, wie deren so viele auf allen Wegen zu finden sind, die mörderlich mit ihrer Gescheidtheit großthaten und es an allen Näthen herausblicken ließen, daß sie die rechten Kapitalkerls wären, die alle neumodische Weisheit löffelweis gefressen hätten. Dann thaten sie sich aber am meisten auf ihren Muth zu gut, damit man an ihrer Mannheit nicht zweifeln solle. Daß das die Art aller Lämmerschwänze ist, weiß der gescheidte Mensch schon lange. Furcht hätte er keine, sagte der Eine, gar keine Furcht, denn er wisse nicht, was er denn eigentlich fürchten solle? An den Teufel glaube er nicht; unser Herr Gott, wenn es einen gäbe, setzte er höchst weise hinzu, lasse ihn in Ruhe, und er lasse unsern Herr Gott in Ruhe; vor dem habe ich also auch keine Furcht. Und so meinten endlich die jungen Herren alle, daß man weder Gott, noch den Teufel fürchten solle, wenn man ein rechter Kerl sein wolle. Der Leser merke, mit Worten sind das wirklich Helden gewesen, die noch den Riesen Goliath übertrafen. In der Ecke des Wagens saß ein schon ältlicher, schlichter Bürgersmann, der mit Verdruß das gotteslästerliche Geschwätz angehört hatte und zuletzt seinen Aerger kaum bezwingen konnte. Wie unsere Helden das merkten, die auch weder Zucht noch Sitte hatten, rückten sie denn auf den ernsten Mitpassagier mit der unbescheidenen Frage los: „Aber guter Freund, was fürchten Sie denn?“ Der gab die nicht zu vergessende Antwort: „Ich fürchte Gott und alle Menschen, die Gott nicht fürchten.“ Die Bubenweisheit war auf's Maul geschlagen. Ein solcher ist entweder schon ein schlechter Kerl, oder er wird es; denn er ist aller Verbrechen fähig.

Gott hat Alles wohl gemacht.

Uebe dich in dem Glauben, daß Alles, was dir widerfährt, mittelbar oder unmittelbar von Gott komme und daß Gott, weil er höchst weise und gütig ist, aus Allem einen Nutzen für dich daraus bezwecke. Was scheinbar noch so unnütz, zwecklos, ja schädlich zu sein scheint, hat doch sein Gutes. Wer hat nicht schon bei sich selbst gedacht: Wozu sind wohl die Ratten nützlich? Hätten diese Thiere, die sich noch dazu so erstaunlich vermehren, nicht füglich aus der Schöpfung wegbleiben sollen? Sie scheinen nutzlos; aber bedenke, daß sie eine Menge lästiger Käfer verzehren, und daß man ihr Fleisch auf Jamaika und Martinique, in China, Sibirien und Aethiopien täglich mit Vergnügen genießet, daß sie schon oft Seefahrer, wenn ihnen die Lebensmittel ausgingen, und Bürger in belagerten Städten vor dem Hungertode gerettet haben. So ist es auch mit dem, was Gott über dich verhängt; du siehst den Zweck und Nutzen seiner Fügungen nicht ein; sie sind aber doch gut, weise und nützlich. Gott hat Alles wohl gemacht und macht auch jetzt noch Alles gut.

Gottes Weisheit und Güte in den Thieren.

In Kamtschatka kann man nicht säen; es wächst kein Getreide. Da aber Gott dennoch wollte, daß auch dieses Land von Menschen bewohnt werde, welche essen wollen, so gesellte er zu dem Menschen in jenem Lande ein kleines Thierchen, das ihm Nahrung schaffen muß, die Spitzmaus. Es vermehrt sich erstaunlich. Sie ziehen im Sommer in großen Schaaren, die oft vier Quadratmeilen weit den Boden bedecken, aus Kamtschatka fort gegen Mittag; aber zum Herbste kehren sie wieder, legen unter dem Rasen feste Höhlen mit vielen Nebengängen an, füttern sie mit weichem Grase aus und füllen sie dann mit allerlei eßbaren Wurzeln, die sie vorher sorgfältig von allen Fasern, Erde und Feuchtigkeit reinigen. So lange die Erde nicht mit Schnee bedeckt ist, wird dieser Vorrath nicht berührt, sie leben von Beeren. Erst im Winter greifen sie ihn an. Die Kamtschadalen betrachten diese Thiere als ihre großen Wohlthäter, denn sie nehmen ihnen die meisten Wurzeln und lassen ihnen nur einen Theil. So schenkt ihnen Gott eine gesunde Nahrung, noch dazu gereinigt und gesäubert. O wer wollte in Betreff der Nahrung nicht auf Gott vertrauen, wenn er solche Proben von seiner Vatergüte in kalten Ländern sieht?

Gottes Güte gegen die Menschen.

Du bist in Sorge wegen der Nahrung! hast wenig geerntet, wenig Verdienst und eine zahlreiche Haushaltung! Es kommt der Winter, die Kinder brauchen Kleider und Geschühe. Thue, was der Herr gesagt: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; das Uebrige wird euch als Zugabe gegeben werden. Erfüllet die Gebote Gottes, meidet die Sünde, bleibet in der heiligmachenden Gnade; wegen der Nahrung und Kleidung laßt Gott sorgen. Sehet den Eisbär an. Er ist zwölf Fuß lang und achtzehn Zentner schwer und lebt von Fischen; welche große Portionen braucht ein solches Thier! Es verläßt sich aber ganz auf seinen Schöpfer und findet sich nicht getäuscht; denn zu rechter Zeit wirft ihm der Herr einen todten Fisch an's Ufer und sättigt ihn. In Grönland, wo der Eisbär zu Hause ist, wächst kein Holz, man kann kein Haus bauen, die Kälte ist furchtbar, der Winter dauert neun Monate, das Meer gefriert, etliche Monate geht die Sonne gar nicht auf; wie werden daselbst die Menschen bestehen? Woher sich kleiden? Siehe, den Eisbär kleidet Gott in einen dichten Pelz und dieser dient dem Menschen zum Kleide; er ist gerade so warm, als die Kälte groß ist. Vertrau auf Gott, Er ist gütig gegen die Menschen!

Gott liebt den gerade am meisten, den Er hart hält und züchtiget.

Der Kamtschadale könnte ohne Hunde nicht in seinem Lande leben; diese müssen seinen Schlitten mit Gepäck und Familie ziehen; denn er muß im Winter reisen, weil im Sommer die Flüsse angeschwollen sind. Aber diese Hunde werden leicht fett, träge und zum Ziehen untauglich. Vor dem Schlitten

versuchen sie Anfangs des Winters hundert tückische Streiche, um ihren Herrn zu kränken und in Gefahr zu bringen. Jeden Augenblick stehen sie stille, bald der Eine, bald der Andere; dann laufen sie wieder über Stock und Stein so unbändig, als wollten sie durchgehen, was ihnen auch wohl gelingt. Möchte man sie früh Morgens füttern, dann würden sie ganz unbändig sein; darum müssen sie hungern bis Abends; darum ziehen sie so scharf, damit das Ziel des Tages, das erwartete Abendfutter erreicht werde. Aber auch Abends bekommen sie, wenn sie ziehen, nur halb satt, damit sie nicht träge und ungehorsam werden. Der Kamtschabale hält sie streng und dennoch liebt er sie. Ihnen gleichen viele Menschen. Sie sind so sehr sinnlich, so harten Herzens und Gemüthes, so leichtsinnig; sie denken so wenig an Gott, haben so wenig Willenskraft und Selbstbeherrschung, vergessen so leicht auf Gott und ihre ewige Bestimmung: daß sie der Herr eben so hart halten muß, wie der Kamtschabale seine Hunde. Er muß sie in Armuth seufzen, in Noth schmachten lassen; er muß sie mit Hunger, Kälte, mit schwerer Arbeit, mit Kummer und Sorgen plagen; er kann ihnen die Freuden nur selten und in kleinem Maße zuwenden; er muß sie zuweilen krank machen; zuweilen einen Sinn, das Augenlicht, das Gehör, die Sprache, oder die gesunden Glieder nehmen; Alles nur zu ihrem Besten. So hart gehalten, sind sie fromm und gut. Freigelassen, arten sie gleich aus. Der du also vom Herrn hart gehalten wirst, denke: Ich bin auch einer von denen, welche verloren gingen ohne diese Strenge des Herrn; wen Gott lieb hat, den züchtigt er.

Gottes Erkenntniß ist den Sinnlichen verschlossen.

Es gibt ein Thier, das Frettchen, aus dem Geschlechte der Marder, welches sich zwar zähmen läßt, Brod, Milch u. dergl. frißt, aber seinen Herrn nur schwer kennen lernt. Es frißt sehr viel; denn es schläft entweder, oder es frißt. Diesem Thiere gleichen jene Menschen, welche Gott nicht kennen und sich nur sinnlichen Gelüsten ergeben. Wer sich diesen, z. B. dem Trunke, der Unzucht, ergibt, der lernt Gott weder recht kennen, noch lieben und daran hindern ihn eben die sinnlichen Gelüste. Wer Gott nicht kennt und nicht liebt, ergibt sich gerne den sinnlichen Lüsten, weil er die reineren Freuden der Religion nicht kennt.

Gottes Weisheit und Güte in den Thieren.

Das menschliche Leben gleichet oft den Ländern Asiens; die Sonne ist unerträglich, an Wasser ist Mangel, wilde Thiere, böse Winde und Sandsteppen machen sie beinahe unbewohnbar; wo heute noch Ebene war, weht morgen der Wind Berge von Flugsand zusammen. Dagegen hat Gott diesen Ländern seine Güte durch das Geschenk des Kameeles bewiesen. Es trägt fünfzehn bis zwanzig Zentner; weder Zügel noch Zaum wird ihm angelegt, es läßt sich durch Worte und Zungenschlag willig regieren, ob es im Schritt, im Trab, im Galopp oder im Paß gehen, stehen oder niederhocken soll. Im Schritte legt es täglich etwa sieben Meilen zurück, im Trab fünfzehn, im

Galopp an fünfzig und hält diese Anstrengung fünf Tage hinter einander aus. Abends läßt man es niederknieen, es schläft unter seiner Last, indem es die Beine unter sich zieht und ist froh, wenn es einige Disteln, Nesseln und Dornsträucher zu fressen vor sich findet. Am folgenden Tage setzt es seinen Weg munter fort und vergißt alle Beschwerden der Reise, wenn sein Herr auf seinem Rücken ihm ein munteres Lied singt. So trabt es durch die brennenden Wüsten, schwer beladen, wie ein lebendiges Schiff in der Wüste und leidet Hunger und Durst. Kommt es zu einer Quelle, so säuft es zwei Tonnen Wassers auf einmal und hat auf fünf bis sechs Tage genug. Wenn die Durstnoth den Reisenden in der Wüste zu arg wird, so schlachten sie ein Kameel und finden in seinem Wassermagen reines Wasser, ihren Durst zu stillen. Auch den Instinkt hat das Kameel, daß es in den dürren Wüsten die Stellen angibt, wo Wasserquellen verborgen sind. Weil das Kameel so schnell läuft, so kann der Araber schnell durch's Land reisen und sich schnell zurück ziehen. Im Gefechte der Schlacht sind die Kameele muthiger, als die Pferde und beißen und treten ihre Gegner todt. Vor dem Pfluge lassen sie sich eben so gut brauchen. Milch und Fleisch derselben gibt eine treffliche Nahrung, aus seinen Haaren lassen sich Kleider und Decken verfertigen, der Mist dient zur Feuerung und zum Kochen. Obwohl Gott diese heißen Länder mit mancher Plage belegte, so hat er doch von der andern Seite den Bewohnern im Kameele das kostbarste Geschenk gemacht. So ist es auch im Menschenleben; es bietet manches schwere Kreuz und Leiden dar: aber Gottes Güte macht es durch irgend ein Gut erträglich.

Wir sollen in Betreff der Lebensbedürfnisse auf Gott vertrauen.

Es wäre eine Beleidigung für Gott, an seiner Güte zu verzweifeln. Wer sollte denken, daß in Grönland, Sibirien, Spitzbergen Menschen wohnen können, da weder Gras noch Getreide wächst, da man kein Holz hat zum Bauen, Kochen und Heizen; da die Kälte groß ist und die Sonne vier bis fünf Monate nicht sichtbar wird. Gott aber gab diesen Ländern Nahrungsmittel in Ueberfluß, nämlich den Seehund, der in großer Menge im Meere lebt. Dieses Thier befriedigt alle Bedürfnisse. Sein Fleisch schmeckt den Bewohnern so herrlich, als uns eine gebratene Schnepfe, der Thran ist ihnen ein so köstlicher Labetrank, wie uns ein Glas guten Weines. Der Thran nährt auch die Flamme, so daß sie dabei kochen; die Felle dienen zur Kleidung, zu Decken für ihre Zelte, zu Ueberzügen für ihre Kähne, die Gedärme zu Fensterscheiben, die Knochen zu Nähnadeln, die Sehnen zu Zwirn, die Bartborsten zu Putzwerk und so bleibt kein Theil dieses Thieres unbenützt. Sollte Gott, welcher für jene kalten Länder so gütig und weise sorgte, für uns nicht ebenso sorgen? Verdient also seine Güte und Weisheit nicht unser ganzes Vertrauen?

Gottes Güte gegen die Menschen in mancherlei Leiden.

Es ist wohl kein Mensch, der nicht einen öffentlichen oder heimlichen Feind hätte. Das bringt der gesellschaftliche Verkehr und die Schwäche der Menschen mit sich. Auch der Biedermann klagt hierüber; denn die sich durchkreuzenden Interessen erzeugen feindselige Gesinnungen. Gott hat es andererseits dadurch wieder gut gemacht, daß er Jedem seine Freunde geschenkt, die es gut und aufrichtig mit ihm meinen, die ihm wohlwollend rathen, und liebreich unter die Arme greifen. Es verhält sich im menschlichen Leben so, wie in den heißen Ländern Asiens und Afrika's. Dort wohnen allerdings böse Thiere, welche den Menschen anfeinden, die großen Schlangen, die Krokodile, Löwen, Tiger, welche manchen Menschen und manches Thier verschlingen und zerreißen; dagegen hat ihnen der Herr mehrere überaus nützliche Thiere geschenkt, den Esel, das Pferd, das Kameel, den Elephanten. Der letztere läßt sich zum Erstaunen abrichten, erräth den Willen seines Herrn im Voraus und thut Alles, was demselben angenehm ist, mit Eifer und Klugheit, ohne sich jedoch zu übereilen, denn er ist die Bedächtigkeit selbst. Er kniet nieder, daß sein Herr ihn besteigen kann und ladet mit seinem Rüssel sich selbst die Lasten auf, die man ihm zeigt. Er zieht den Wagen, ladet Waaren aus dem Schiffe und trägt sie ohne Führer durch die Straßen in das Haus seines Herrn. Er arbeitet mehr, als sechs starke Pferde, trägt über zwanzig Zentner, und wird nie verdrossen bei der Arbeit, wenn man ihm nur Zufriedenheit zeigt. Das Geschenk solcher Thiere wiegt die Nachtheile schädlicher Thiere weit auf. So ist es auch im Menschenleben rücksichtlich der Feinde und Freunde, der Freuden und Leiden.

In Betreff der Nahrung sollen wir auf Gott vertrauen.

Suchen wir das Reich Gottes, das Zeitliche wird zugegeben. Keine Familie bedarf so viel Nahrung, als Ein Wallfisch oder Ein Nordkapper. Diese Fische sind hundert Fuß lang, fünfzig dick und müssen täglich viele Zentner Fische zur Nahrung haben. Dabei hat der Wallfisch einen so engen Schlund, daß er nur Häringe verschlingen kann. Und doch ist Gott so gütig, sie täglich zu füttern. Um sie zu sättigen, hat Er in jenen Meeren unzählige Häringe erschaffen, welche von seinen Barten angelockt, zu Tausenden verschluckt werden. Ja selbst die Seevögel weiß Gott zu nähren. Wenn die Seekühe schwimmen, so steht ihr Rücken über dem Wasser heraus, die Seevögel setzen sich darauf und klauben das Ungeziefer ab, welches sich in Unzahl auf ihrer dicken Haut eingenistet hat; davon sättigen sie sich und leben. Wenn nun Gott diese Ungeheuer zu sättigen weiß und wirklich so gütig für ihre tägliche Nahrung sorgt: wie könnte er des Menschen vergessen? Daher verlasse dich ganz auf Gott; denn du bist ja Gott weit lieber, als der Wallfisch und Seevogel.

Gott ist groß im Kleinen.

Christus sagt: Kein Sperling fällt vom Dache und kein Haar vom Haupte, ohne Wissen und Willen eueres himmlischen Vaters. Gott lenkt die

kleinsten Ereignisse und darin ist Er groß. Das zeigt sich am Colibri. Er ist ein Vogel von der Größe einer Hummel. Aber gerade dieser kleinste Vogel zeigt Gottes Weisheit, Macht und Vorsehung heller, als die großen. Der Schöpfer machte dieses Thierchen zu einem wahren Vogel; er ist befiedert, er baut sein Nestchen, legt Eier und brütet; Blüthenstaub und Honig ist seine Nahrung, das prachtvolle Gefieder glitzert wie Gold und Diamanten in der Sonne, sein Flug ist schnell und so leise, wie der der Fliegen und sein Gesang lieblich.

Gott sorgt väterlich für die Nahrung seiner Geschöpfe.

Der Mensch muß allerdings für seinen Lebensunterhalt sorgen, doch mit Vertrauen auf Gott, ohne Aengstlichkeit und ohne Unrecht. Gott wird Keinen vergessen, besonders wenn er fromm ist und Gott fürchtet; oder sollte Er weniger für uns besorgt sein, als für den Steindreher, einen Vogel? Der Schöpfer gab ihm einen scharfen Geruch und den Verstand, zu vermuthen, daß die Würmer, welche die Sonnenhitze nicht vertragen, unter Steinen verborgen seien. Er drehet die Steine um, und findet Nahrung genug für sich und seine Jungen. Gott ist ja allmächtig, Er hat viele Nahrungszweige hergestellt. Vertraue auf Ihn, befolge seine Gebote, bete und Er wird dir's nicht an Erwerb fehlen lassen. Betrachtet die Sumpfvögel. Sie müssen ihre Nahrung von Fröschen, Schlangen, Fischen und Wassergewürme ziehen. Zu diesem Zwecke gab Er ihnen einen leichten Flug, die glänzenden langen Beine, womit sie im Schlamme und Wasser waten und die Fische anlocken, den ätzenden Unrath, welcher den Fischen ein angenehmes Köder ist, den langen Hals und Schnabel, womit sie im Schlamme bohren und die Schwimmhäute zum Rudern. Bei dieser zweckmäßigen Einrichtung wird es ihnen nicht schwer, in Wäldern auf hohen Bäumen zu nisten. Wird Gott gegen uns weniger gütig und weise handeln?

Gott sorgt väterlich für die Menschen.

Den Bewohnern der kalten Polarländer schenkte Gott die Eidergans. Von ihren Eiern und ihrem Fleische leben sie, die Dunen sammeln sie zu warmen Betten und bringen sie in den Handel; denn unter allen Vögeln haben die Eidergänse die elastischesten und feinsten Federn. Mit fünf Pfund kann man ein ganzes Bett stopfen. Da nun Mancher fünfzig bis hundert Pfund sammelt und in Handel bringt, so ergibt sich, wie wichtig dieser Artikel für die Bewohner jener Länder ist. Mittelst dieses Erwerbszweiges kaufen sie sich Lebensbedürfnisse aus südlicheren Ländern. Wer wollte nun verzagen? Glauben wir nicht an eben diesen Gott, der so liebreich für jene Länder sorgt? Er wird also mit derselben Güte auch für uns sorgen. — Werfen wir alle unsere Sorgen auf Ihn und seien wir nur besorgt, seine Gebote zu thun. Den Bewohnern der heißen Länder, die kein Getreide bauen, auf Coromandel, Malabar, Ceylon, Neuguinea, Otaheiti gab Er den Brodbaum. Derselbe befriedigt alle Lebensbedürfnisse. Die Frucht hat einen Fuß im Durchmesser;

das Fleisch ist weiß, wie Schnee und locker, wie Weizenbrod, und schmeckt, auf Scheiben geschnitten und geröstet, wie Weizenbrod. Drei Bäume ernähren einen Menschen reichlich das ganze Jahr. Aus dem Baste bereiten sie Kleider, aus dem Holze bauen sie Häuser und machen allerlei Geräthe. Dasselbe gilt vom Palmbaume in den Sandwüsten Afrika's und Arabiens; vom Pisang und Reis in Ostindien; vom Kastanienbaum in Sizilien, Italien und Spanien.

Gott hat die Menschen in seiner Gewalt, wenn Er strafen will.

Gott will, daß wir Ihn lieben, Er will aber auch gefürchtet sein. Beide Tugenden entsprechen seinen göttlichen Eigenschaften; die Liebe seiner Güte und Barmherzigkeit, die Furcht seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit. In Bezug auf die letztere sagt Jesus: Ich will euch zeigen, wen ihr fürchten sollt; fürchtet den, der Leib und Seele zu Grunde richten und in die Hölle stürzen kann; ja diesen fürchtet! Gott hat uns Menschen ganz in seiner Gewalt. Für Ihn streitet der ganze Erdkreis gegen die Unsinnigen, sagt David. Die Wässer ergießen sich, Flüsse überschwemmen die Felder; Regen und Hagel verderben die Saat; die Blitze äschern Wohnungen ein und erschlagen Menschen und Thiere; Hungersnoth, Krankheiten und Pest stehen Ihm zu Gebote. Ja, wenn Er die Menschen recht demüthigen, beschämen und empfindlich züchtigen will, bedient Er sich der kleinsten Thierchen. Das Ungeziefer läßt ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe, ja Läuse läßt Er im Blute, in den Adern entstehen, wie bei Antiochus, Herodes und Tiberius. Der Mehlthau vernichtet den Hopfen. Ein einziges Paar Borkenkäfer zerstört in einem einzigen Sommer einen ganzen Wald. Will der Herr deine Getreidevorräthe verwüsten, so gibt Er dem Samenkäfer Befehl und er zerfrißt die Erbsen, Wicken, Linsen, Bohnen; in Pennsylvanien kann man dieses Käfers wegen keine Hülsenfrüchte mehr bauen. Oder Gott schickt den Rüsselkäfer auf deine Getreideböden, welcher das Mehl aus dem Getreide verzehrt und dir zum Spott die leeren Hülsen überläßt. Darum fürchte Gott und wenn dir so eine beschämende Züchtigung widerfährt, so nimm's an, nicht wie vom Ohngefähr, sondern als von Gott und bessere dich, damit Er nicht genöthigt sei, statt deine Habe, dich selbst anzugreifen im höllischen Feuer! Darum seid immer beflissen, in Allem Gottes Gebote zu thun, wie die Sonnenblume, welche ihre Blumen immer der Sonne zukehrt.

Wir sollen Gott mit aller Treue dienen.

Wir sollen Gott, jeder in seinem Stande, in Erfüllung seiner Gebote mit möglichster Treue und Eifer dienen, auch dann, wenn es uns schwer ankommt, wenn die Lust fehlt. Wo die Pflicht ruft, muß das Vergnügen weichen; die Pflicht muß allen Rücksichten vorgehen. Sehet den treuen Schäfer-, Fleischer- oder Jagdhund. Immer ist er zu Hause in der Nähe seines Herrn, selten geht er aus auf Besuch zu seinen Kameraden; ist er abwesend, so verläßt er augenblicklich seine Gesellschaft, wenn er den Pfiff oder Ruf seines Herrn vernimmt und eilt an seinen Dienst. Unverdrossen geht er den ganzen Tag mit ihm, voll Koth, durchnäßt, hungrig, aber immer diensteifrig, oft zu eifrig, weßhalb

er manchen Schlag erhält. Doch das lähmt seinen Eifer nicht, es lehrt ihn nur mäßigen. O wenn doch wir Gott so treu dieneten!

Gott wohnt in uns.

Wir wenden Alles auf, um uns eine Wohnung zu bauen und diese Wohnung in bewohnbarem Stande zu erhalten. Unsere Seele ist die Wohnung des heiligen Geistes. Bieten wir Alles auf, daß Gott stets darin bleiben könne und nie ausziehen müsse. St. Chrysost.

Gott schützt in Gefahren, wenn wir Ihn anrufen.

Ein Soldat mußte schwimmen lernen. Als sie einst in Theresienstadt in der Eger Probe schwammen, befiel ihn ein Seitenstechen. Er konnte sich nicht mehr halten und gab die Hoffnung auf, da kein Schwimmmeister zugegen war, da er nicht rufen konnte und die Anderen voraus waren. Da dachte er an sein Ende, empfahl sich Gott in Reue und flehte: Ach Gott, gib mir die Gnade, daß ich einen Zweig von einer Staude am Ufer erlangen kann! Er war zu weit vom Ufer und zu matt und doch, ohne zu wissen, wie es geschah, fühlte er in der Hand den Zweig einer Staude und stieg dankend an's Ufer.

Der Gottesfürchtige läßt bald von der Sünde ab.

Die Rainsteine sinken vermöge ihrer Schwere mit der Zeit tiefer und tiefer, bis sie unsichtbar werden. Da treibt wohl der eine oder andere Nachbar seinen Acker über die Grenze hinüber; doch man sucht die Steine und zieht die Grenzfurche. So verfällt auch der Gottesfürchtige vermöge des angebornen Hanges zum Bösen manchmal in eine Sünde, und bei den mancherlei Sorgen, Wünschen und Bestrebungen geschieht es wohl, daß er nicht an die Gebote Gottes denkt. Doch es darf ihn nur eine Predigt, ein Freund, ein Beichtvater, ein Buch auf sein Abweichen vom Gesetze Gottes aufmerksam machen, so kehrt er um, weil ihm Gottes Wille die Richtschnur des Handelns ist. Anders handelt der, welcher Gott nicht fürchtet.

Im Tode Jesu zeigt Gott seine Gerechtigkeit.

Als König Tarquinius Superbus aus Rom verjagt war, schickte er Gesandte dahin und ließ bitten, man möchte ihm seine Familiengüter verkaufen lassen. Die Gesandten stifteten unter den römischen Jünglingen eine Verschwörung, den König wieder zurückzuführen. Die Verschwornen waren mit den Gesandten in Einem Hause, darunter auch beide Söhne des Konsuls Brutus. Das Gesetz hatte die Todesstrafe auf Empörung und Verrath gesetzt und es mußte hier ein Beispiel strenger Strafe zur Warnung gegeben werden. Brutus war Vater und Richter zugleich. Er war nicht unempfindlich und liebte seine Söhne; aber Gerechtigkeit ging ihm über Alles; er verbiß seinen Schmerz, ließ alle Verschwornen hinrichten und sah die Köpfe seiner Söhne in den Sand rollen. Dann erhob er sich von seinem Richterstuhle und sprach: Freunde, ich habe Gerechtigkeit gehandhabt, nun laßt mich meine Söhne

beweinen! So war auch Gott der Vater nicht unempfindlich gegen seinen Sohn, den Er unendlich liebte; aber um seiner göttlichen Gerechtigkeit für unsere Sünden Genüge zu leisten, gab Er ihn in den Tod hin.

Gott zähmt wilde Naturen durch Kreuz und Leiden.

König Alexander ritt einen wilden Hengst, den er Buzephalus nannte. Er zähmte ihn dadurch, daß er ihn laufen ließ, bis er müde war; dann erst tummelte er ihn tüchtig herum. Das Pferd war ihm sehr anhänglich und litt nur ihn auf seinem Rücken. So macht es auch Gott mit unbändigen Naturen. Wenn sie in Sünden müde sind und Eckel haben, dann fängt Gott an, sie durch Kreuz und Leiden in die Zucht zu nehmen.

Gott der gerechte muß ebenso die Sünden bestrafen, wie Er das Gute belohnt.

Die Römer führten einen Krieg mit den Tuskulanern. Da der Feind gefährlich war, verboten die Konsuln bei Todesstrafe dem einzelnen Soldaten, außer seinem Gliede und ohne Vorwissen der Konsuln, sich mit einem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Der Sohn des Konsuls Manlius wurde mit einigen Reitern abgeschickt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf Mellius, den Anführer der tuskulanischen Reiterei, welcher ihn zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Manlius, folgend dem Zuge der Ehre, gedachte des Verbotes seines Vaters nicht, erlegte seinen Gegner und kehrte mit dessen Rüstung freudig zu seinem Vater zurück. Dieser gab ihm erst die Krone, die nach römischer Sitte ein solcher Sieger erhielt; dann aber befahl er einem Lictor, seinen Sohn zu binden und zu enthaupten. So macht es auch Gott; so gewiß Er Gott ist, belohnt Er alles Gute; so gewiß Er alles Gute belohnt, so gewiß bestraft Er auch alles Böse an uns. Dieß schreckliche Beispiel des Manlius brachte Mannszucht in's Lager und Keiner wagte es mehr, ungehorsam zu sein. Nur wir wagen es gegen Gott!

Jeder Sünder wird sich vor Gottes Richterstuhl selbst verdammen.

Gegen König Johann II. von Portugal verschwor sich der Adel; das Haupt der Verschwörung war der Herzog von Viseo. Den König wollten sie tödten. Es wurden Mörder ausgeschickt, die aber den König immer fehlten. Endlich ließ der König den Herzog einmal zu sich laden und redete ihn launig an: Vetter, wenn Euch Jemand ermorden lassen wollte, was thätet Ihr? — Ihm zuvorkommen, antwortete der Herzog unbefangen. — Recht so, mein Freund! rief der König — du hast dir selbst das Urtheil gesprochen! und stieß ihm rasch einen Dolch in den Leib. Die Mitverschwornen wurden alle eingezogen und hingerichtet. Ebenso wird sich jeder Sünder beim Gerichte Gottes selbst das Urtheil der Verdammniß sprechen.

Der Schrecken der Sünder beim Gerichte Gottes wird groß sein.

Als Columbus nach Spanien zurückkehren wollte, um dem Könige Bericht über seine Entdeckung zu erstatten, wollten ihn die guten Wilden auf Haiti nicht ziehen lassen. Als er auf seinem Vorsatze beharrte, baten sie, er möchte einige Spanier zu ihrem Schutze zurücklassen; denn es kämen scheußliche Räuber, die Caraiben, von den südlichen Inseln herüber, welche Gefangene wegschleppten und zu Hause verzehrten. Es blieben neununddreißig Mann zurück. Um ihnen zu zeigen, wie mächtig die Europäer wären, ließ er seine Leute in Feuer exerzieren und eine Kanone auf ein gestrandetes Schiff abbrennen. Da fielen die Indianer vor Schrecken zu Boden und als sie noch dazu das Loch in dem beschossenen Wrack sahen, da stand ihnen der Verstand still und sie begriffen nicht, wie die Kanone dem Schiffe schaden könne, ohne nach dem Schiffe hinzulaufen. Welche Schrecken werden uns erst vor dem Richterstuhle Christi überfallen, bei der Verurtheilung, beim Anblick des göttlichen Zornes und beim Eintritte in die Hölle!

Gott liebt die Menschen unendlich.

Die Geschichte erzählt mit Bewunderung, daß König Heinrich IV. seine Kinder so lieb gehabt habe, daß er seine Knaben auf seinem Rücken reiten ließ und sie im Zimmer herumtummelte. Was muß man erst von Gott sagen, der uns zu lieb ein Mensch, ein Kind geworden ist und sich für uns kreuzigen ließ?!

Das Gericht Gottes ist von Schrecken begleitet.

Die Calviner waren empörungssüchtig und suchten sich überall von den bestehenden Regierungen los zu machen und Republiken zu bilden. Dasselbe war auch in Savoyen der Fall. Darum beschloß der Herzog von Savoyen, nur Eine und zwar die katholische Religion in seinen Staaten zu dulden. Er ließ bekannt machen, Alle, die zur calvinischen Religion gehörten, hätten sich auf dem Rathhause einzufinden. Er selbst auch begab sich dahin, von seinen Wachen umgeben und in Begleitung seines ganzen Hofes. Zugleich besetzte ein Regiment die Stadtthore und öffentlichen Plätze und bildete Spaliere von der Wohnung des Herzogs bis zum Rathhause. Diese Vorkehrungen versetzten die Calviner in Angst, denn sie fürchteten, der Herzog würde es auf's Aeußerste ankommen lassen. Auf dem Rathhause sprach der Herzog zu ihnen, er hätte vier Jahre Nachsicht getragen und Alles angewendet, sie ihres Irrthums zu überzeugen, sie hätten Zeit genug gehabt, sich zu bedenken, nun sei es Zeit, sich zu erklären. Diejenigen aus ihnen, welche beschlossen hätten, zur katholischen Kirche zurückzutreten, sollten sich zu seiner Rechten stellen; die aber auf ihrem Starrsinne bestehen wollten, sollten zu seiner Linken übergehen. Der heilige Franz und die gegenwärtigen Katholiken ermahnten sie, auf des Herzogs rechte Seite zu treten. Endlich trat der größe Theil auf die rechte Seite des Herzogs, indessen blieb ein ziemlich bedeutender Theil zu seiner Linken. Da nahm der Herzog abermal das Wort, wendete sich zu denjenigen, die zu seiner

Rechten waren, sagte ihnen, er betrachte sie von nun an als seine guten und getreuen Unterthanen und sie dürften von seinem väterlichen Wohlwollen jede Gnade erwarten. Hierauf aber wendete er sich zu Jenen, die zu seiner Linken geblieben waren, sah sie zornigen und unwilligen Blickes an und sprach zu ihnen: Ihr Unglückseligen also waget es, in meiner Gegenwart euch als Feinde Gottes und als meine Feinde zu erklären! Ihr sollt fernerhin weder Aemter noch Würden mehr haben und für immer aus meinen Staaten verbannt sein! Lieber will ich keine, als solche Unterthanen haben, wie ihr, vor welchen ich immer auf meiner Hut sein müßte! Zugleich gab er seinen Wachen einen Wink, die sie hierauf aus seiner Gegenwart vertrieben. Sie wurden aus dem Herzogthum vertrieben, mußten Hab und Gut verlassen, ohne Dach und Fach umherirren und Mangel an Allem leiden. Das ist ein schwaches Bild vom jüngsten Gerichte, nur mit dem Unterschied, daß man sich dann nicht mehr entschließen und die Seite wählen kann, denn die Rechte oder Linke hat man schon im Leben gewählt.

Man soll Gott treu dienen und sich Ihm zu lieb Manches gefallen lassen.

Der heilige Ignatius kam vor seiner Bekehrung an den Hof des Königs. In einem Alter, wo Andere nach Kinderspielen fragen, dachte er an den Krieg, um sich Ruhm zu erwerben. Unter der Aufsicht des Herzogs von Nojara ward Ignatius in kurzer Zeit fähig, seinem König zu dienen. Er durchschritt alle militärischen Grade, bewies bei jeder Gelegenheit viel Tapferkeit und war dem Dienste stets sehr zugethan, er mochte gehorchen oder befehlen. Nicht so pünktlich, als in der Kriegsdisciplin, war er in den Obliegenheiten des Christenthums. Diesem Heiligen vor seiner Bekehrung gleichen viele Menschen; sie sind brav, redlich, verläßlich, treu im Dienste ihres irdischen Herrn; aber ihrem höchsten Herrn im Himmel dienen sie nachläßig. Der heilige Ignaz liebte eine Dame; ihr zu Gefallen suchte er sich auszuzeichnen und duldete eine schmerzliche Operation, bei der man einen Knochen aus seinem Beine aussägte. Was dulden wir Gott zu lieb? Gleichen wir nicht diesem Heiligen vor seiner Bekehrung? Menschen zu gefallen, thun wir Beschwerliches, dulden wir Ungemach; aber Gott zu gefallen wollen wir gar nichts thun und leiden!

Gott prüfet die Menschen durch Entziehung seines Trostes und Segens.

Das menschliche Leben gleichet oft den Bächen in trockenen Jahren, welche ihr Wasser von hohen Bergen erhalten. Die Quellen versiegen, die Fischlein leben nur nothdürftig in Dümpeln, endlich verfault auch dieses Wasser, sie verschmachten, bis ein wohlthätiger Regen die Quellen wieder fließen macht. Nun erholen sie sich bald wieder. So kommen auch über den Menschen Zeiten der Prüfung, wo Gott seine Tröstungen entzieht, wo Er innerlich Angst, Kummer und Sorge auflegt, äußerlich Armuth, Krankheit, Verfolgung verhängt, Verluste auflegt, in zeitlichen Dingen seinen Segen

entzieht, so daß man nichts erübrigen, nichts bezahlen, nichts heranbringen und ersparen kann, daß es zur Bestreitung der Bedürfnisse nicht ausreicht. Dulde, vertraue, hoffe, Gott wird es ändern.

Gottes Vorsehung weiß sich der kleinsten Dinge zu unserem Wohle zu bedienen.

Ein preußischer Soldat stand vor Düppel auf Vorposten. Er kratzte in den Haaren und fing eines dieser lästigen Thierchen. Er bückte sich, um es zu zerdrücken. Während dessen fuhr eine Kanonenkugel über ihn hin. Wäre er gestanden, so war er des Todes. Aus Dankbarkeit setzte er dieses Thierchen wieder in seine Kopfhaare und sprach: Lebensretterin, labe dir! Er hätte Gott danken sollen, der sich dieses Thierchens zu seiner Rettung bediente. (Gemeindezeitung.)

Gott kann die Menschen durch kleine Thierchen züchtigen.

In Siebenbürgen zeigt sich schon einige Jahre eine bösartige Gattung von Fliegen in außerordentlicher Menge. Der Bauer kann nur bei Nacht ackern, sogar die Menschen können am Tage nicht auf den Feldern arbeiten. Der Biß dieser Fliegen verwundet und macht die Haut aufschwellen; sie kriechen in die Nüstern der Pferde und beißen und fressen sich durch die Ohren und Augen bis in's Gehirn, so daß bei den Schiffszügen oft plötzlich ein Pferd niederstürzt. Einem Schiffszug sind allein von Arad bis Zam zehn Pferde gestürzt. Die Heerden können nur des Nachts auf die Weide getrieben werden und selbst dann ist das Vieh nicht sicher; denn es stirbt, wenn es die auf dem Grase Nachts gelagerten Fliegen mitfrißt.

Gott lenkt Alles zum Seelenheil.

Die griechische Kaiserin Euphrosyne war bedacht, ihrem Sohne Theophilus, dem künftigen Kaiser, eine würdige Gemahlin auszufinden. Sie ließ aus allen Städten des Reiches die durch Schönheit, Geistesvorzüge und Sittsamkeit ausgezeichnetsten Mädchen in ihren Palast kommen, und gab ihrem Sohne einen goldenen Apfel, den er derjenigen überreichen sollte, die er zur Gattin wählen würde. Er musterte die Mädchen gleichgiltig, bis er eine wunderschöne Jungfrau, Namens Ikasia gewahrte, deren Anblick ihn so sehr blendete, daß er den goldenen Apfel, statt dieser, der nebenan stehenden Theodora überreichte. Zwar erkannte er sogleich seine Irrung; aber da er diese letztere nicht beschämen wollte, wurde sie Kaiserin. Ikasia hätte ihre Hand dem und jenem Vornehmen geben können, aber sie wählte Jesum zum Bräutigam und ging in's Kloster. Auch Theodora füllte ihre Stellung würdig aus. So lenkt Gott Alles, auch diese Irrung war eine Fügung Gottes.

Gott straft noch heute die Grausamen und Frevler.

In dem Kampfe, den die Basellandschaft im Jahre 1833 gegen die Stadt Basel in der Schweiz führte, um ihre Lostrennung zu bewirken, geschah es,

daß die Kriegsleute der Stadt geschlagen wurden, das Schlachtfeld räumen und ihre Verwundeten zurücklassen mußten. Um nun diesen zu Hilfe zu eilen, sandte ein Baseler Bürger seinen Knecht mit einem Wagen hinaus, die Verwundeten abzuholen. Die Bauern aber nahmen ihn gefangen und obwohl er ihnen bewies, er sei ohne Waffen und in einer durchaus friedlichen Absicht gekommen, und bat, man möge ihm doch nichts zu Leide thun, schrie ihm einer der Wüthendsten aus dem Haufen entgegen: Nichts Pardon! du mußt sterben! Händeringend rief der Knecht: Schonet doch meiner um Gottes Barmherzigkeit willen, ich habe ja ein Weib und sieben Kinder zu Hause! Nichts da, schrie jener Unmensch, kniee nieder, Hund, du mußt sterben! Und augenblicklich schoß er ihn nieder. Am Abend, als der Kampf vorüber war, sammelten sich die Bauern in der Nähe des Rheines und rühmten sich ihrer Thaten. Der Mörder des unschuldigen Knechtes war auch dabei, und sagte lachend, mit Hinzufügung eines entsetzlichen Fluches: Heut hab ich doch einmal mein Müthchen gekühlt! Indem er dieß sagte, legte er seine beiden Hände über die Mündung seines Gewehres und stieß dasselbe heftig auf den Boden. In diesem Augenblick entlud sich dasselbe durch die Erschütterung und schoß dem Manne die beiden Hände entzwei. Seitdem geht dieser von Gott Gerichtete ohne Hände umher und bettelt noch heute um ein Stückchen Brod.

Gott hilft in der Noth wunderbar durch natürliche Mittel.

Daß Gott noch heute durch Raben speise und zwar durch einen todten Raben, das hat ein Fabrikarbeiter am Rhein bei der letzten großen Theuerung erfahren, der von seinem Brodherrn aus der Arbeit entlassen worden war, weil er keine mehr für ihn hatte. Da war die Noth groß, denn andere Arbeit war trotz aller Bemühung nicht zu finden. Schon hatte der Mann sechs Wochen zu Hause gesessen; alle seine Ersparnisse waren aufgezehrt, als eines Abends ein todter Rabe durch's Fenster herein geflogen kam, den ihm ein muthwilliger Bube im Vorübergehen hinein geworfen hatte. Der Mann sieht den Raben an und denkt: Du bist wohl auch vor Hunger umgekommen, armes Thier! Doch, wie er daran herumfühlt, fühlt er etwas Hartes im Halse und findet im Schlunde einen Schmuck von Gold und Edelsteinen stecken. Man weiß, daß die Raben gerne glänzende Sachen stehlen, der arme Schlucker aber war an seinem Diebstahl verendet. Doch es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen des himmlischen Vaters. So war des Mannes erster Gedanke, als er den goldenen Schmuck betrachtete: Gott will dir helfen! — und er ging sofort aus, um zu fragen, wem derselbe gehöre. Der Eigenthümer fand sich bald; es war sein bisheriger Brodherr, der den redlichen Mann hocherfreut alsbald wieder in Arbeit nahm.

Unser Wille soll stets mit dem göttlichen Willen gleichförmig sein.

Ein Ordensgeistlicher unterschied sich im Aeußern in nichts von seinen Brüdern, und doch hatte er einen so hohen Grad von Vollkommenheit und Heiligkeit erreicht, daß die bloße Berührung seiner Kleider die Kranken heilte.

Sein Oberer sagte eines Tages zu ihm, daß er sehr erstaune, wie er, der nicht mehr als die Andern faste, wache und bete, so viele Wunder wirke und daß er die Ursache davon zu wissen wünsche. Der Bruder erwiederte, daß er selbst sich noch mehr darüber wundere und daß er die Ursache davon nicht kenne; wenn er aber eine errathen solle, so sei es, weil er immer Sorge getragen habe, zu wollen, was Gott wollte und daß Gott ihm die Gnade verliehen, seinen Willen so gänzlich in den göttlichen Willen zu versenken, daß er weder in großen noch in kleinen Dingen irgend etwas aus eigenem Antriebe wolle und thue. Das Glück, sagte er, erhebt mich nicht, Trübsal schlägt mich nicht nieder, denn ich nehme Beides in gleicher Weise aus der Hand des Herrn an. Ich verlange nicht, daß die Dinge geschehen möchten, wie ich es natürlicher Weise wünschen könnte, sondern nur ganz und gar, wie Er es will, und alle meine Gebete haben das Ziel, daß sein Wille in mir und allen Geschöpfen vollkommen erfüllt werde. Wie, sagte der Obere, erzürnte es dich nicht, als neulich unser Feind unsere Scheuern mit dem Viehe und Getreide, die unsern Vorrath ausmachten, verbrannte? Nein, antwortete er, es ist im Gegentheile meine Gewohnheit, bei ähnlichen Ereignissen Gott zu danken, in der festen Ueberzeugung, daß Er sie nur zu seiner Ehre und unserem Wohle erlaubt. Darum ist es mir gleichgiltig, ob wir Wenig oder Viel zu unserem Unterhalte haben; denn ich weiß, daß, wenn wir auf Ihn vertrauen, Er uns ebenso gut nähren kann mit einem Stücklein, wie mit einem ganzen Brode; auf diese Weise bin ich immer zufrieden und vergnügt, was auch geschehen möge. Der Abt staunte über diese vollkommene Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen und wußte jetzt, woher er die Wundergabe habe.

In der Gleichförmigkeit mit Gottes Willen liegt des Menschen Glückseligkeit.

Tauler betete acht Jahre, Gott möge ihm den Weg zeigen, wie er Ihm am besten gefallen könnte. Als er wieder so betete, vernahm er die Stimme: Gehe hinaus; auf den Stufen der Kirche wirst du den finden, welchen du suchest. Am bezeichneten Orte fand er einen Bettler, in armselige Lumpen gehüllt, mit nackten, schmutzigen Füßen und einem Aussehen, das Mitleid erregte. Diesem wünschte Tauler einen guten Tag. Ich danke Euch für Eueren Gruß, erwiederte der Bettler; aber ich erinnere mich nicht, jemals einen bösen Tag gehabt zu haben; ich war nie unglücklich und mir ist mein Leben lang kein Mißgeschick begegnet; ich bin glücklich und bin es immer gewesen. Tauler bat ihn, sich näher zu erklären. Der Bettler sagte: Die Tage sind nur böse, wenn sie nicht zu Gottes Ehre gereichen; sie sind immer gut, wenn wir Alles, was geschieht, zur Ehre Gottes weihen. Ich bin ein kranker, armer Bettler. Wenn man mir kein Almosen gibt und ich Hunger leide, lobe ich Gott dafür; wenn Regen, Hagel, Winde mich quälen, wenn ich Kälte leide, so danke ich Gott dafür; werde ich verachtet, so preise ich Gott dafür; kurz Alles, Hartes und Angenehmes ist mir Grund, Gott zu loben; mein Wille ist dem Seinigen unterworfen. So ist jeder Tag gut für mich; denn nicht die Trübsale machen die

Tage böse, sondern unsere Ungeduld und der sich empörende Wille, der Gott nicht unterwürfig sein will. Nichts geschieht uns ohne Gottes Willen und was Er will, ist immer das Beste für uns. Ich lebe mit Gott, wie mit einem Vater. Ob nun das, was mir begegnet, süß oder bitter ist, ob es Ehre oder Schande bringt, ob es gesund ist oder ungesund: ich nehme es an als etwas von Gott für mich Heilsames; so ist Alles, was mir begegnet, für mich Glück. Die Uebereinstimmung unsers Willens ist immer von einem köstlichen Frieden begleitet, der ein Vorgeschmack der himmlischen Glückseligkeit ist. Ich finde in Allem, was Gott thut, einen Genuß, der süßer ist, als das Vergnügen eines Menschen, dessen Wünsche alle in Erfüllung gehen.

Unser Wille soll mit Gottes Willen gleichförmig sein in Betreff der Witterung.

Der heilige Franziskus Borgias besuchte die Ordenshäuser und kam bei einem solchen spät Abends an, als schon Alle im tiefen Schlafe lagen. Während es schneite und bitter kalt war, klopfte er lange vergeblich an der Pforte. Endlich wurde geöffnet und man bedauerte ihn. Der Heilige erwiederte: Ich dachte, daß Gott mir diese Kälte und diesen Schnee schickt und daß Er es machte, daß ich warten muß und dieß tröstete mich. — Im Leben der Altväter wird erzählt, daß die Aecker eines Landmannes stets reichlichere Frucht brachten, als die der Nachbarn. Als man ihn um die Ursache fragte, sagte er: Wundert euch nicht darüber; ich habe immer die Jahreszeit und die Witterung, welche ich mir wünsche; weil ich nie anderes Wetter will, als das, welches Gott schicken will und da ich Alles will, was Ihm gefällt, gibt Er mir eine Ernte, wie ich sie nur wünschen kann.

Unser Wille muß mit dem göttlichen gleichförmig sein bei Krankheiten.

Dem heiligen Franz von Assisi verursachte eine Krankheit ungemein große und stechende Schmerzen. Da sagte ein Klosterbruder in seiner Einfalt: Mein Vater, bitte Gott, dich etwas milder zu behandeln; denn es scheint mir, daß seine Hand zu schwer auf dir liege. Der Heilige fuhr ihn an und sagte: Wenn ich nicht wüßte, daß du dieses in Einfalt, ohne Bosheit gesagt, so würde ich dich von diesem Augenblicke an nicht mehr sehen wollen, da du so vermessen bist, die Fügungen Gottes zu tadeln. So schwach er auch war, warf er sich auf die Erde, küßte den Boden und sprach: Ich danke Dir, mein Herr, für alle Schmerzen, die Du mir zugeschickt hast; ich bitte Dich, mir deren noch hundertmal mehr zu senden, wenn Du es für gut findest; ich werde mich freuen, wenn Du mich heimsuchst, ohne mich in einer Weise zu verschonen, weil die Erfüllung Deines Willens der größte Trost ist, der mir zu Theil werden kann. Der heilige Ephrem sagt: Wenn die rohesten Menschen wissen, wie viel ihre Pferde und Maulthiere ertragen können und ihnen nicht mehr aufladen; wenn der Töpfer weiß, wie lange der Thon im Ofen bleiben muß, um gehörig gebrannt zu sein; so muß man gedankenlos sein, zu sagen, daß Gott, die Liebe und

Weisheit, uns mehr, als wir tragen können, aufbürde und uns länger als nothwendig in der Trübsal lasse.

Die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen ist die beste Vorbereitung zum Tode.

Die heilige Gertrud fiel von einer Anhöhe in die Tiefe hinab. Als sie wieder zu ihren Gefährtinen hinaufkam, fragten sie diese, ob sie sich nicht gefürchtet habe, ohne die heiligen Sakramente zu sterben; worauf sie erwiederte: Ich wünsche in der That von ganzem Herzen, sie vor meinem Tode zu empfangen; aber ich wünsche noch sehnlicher, daß der Wille Gottes an mir geschehen möge; denn ich bin überzeugt, daß die Ergebung in denselben die beste Vorbereitung ist, um gut zu sterben. Darum wünsche ich den Tod, den Er für mich bestimmt hat, und ich habe das Vertrauen, daß, in welcher Weise ich auch sterbe, bei dieser Gesinnung seine Barmherzigkeit mir zu Hilfe kommen werde.

Gott belohnt das Vertrauen zu Ihm.

In dem Orte Draßmarkt in Ungarn befand sich ein Bauer, Namens Franz Kohlmann, welcher durch einen höchst seltenen Fall aus dem tiefsten Elende gerettet wurde. Obgenannter Bauer schuldete seinen Geschwistern beiläufig vierhundert Gulden an Erbtheil. In Folge der schlechten Ernten durch mehrere Jahre und mancher Unglücksfälle war er außer Stande, die Forderungen der Geschwister zu befriedigen, welche aber ihren Bruder ohne Gnade gerichtlich belangten und so weit trieben, daß ihm sein Haus exekutive feilgeboten werden sollte. Voll Vertrauen auf Gott, daß Er ihm gewiß aus der Nothlage helfen werde, da er ja nicht durch seine Schuld in dieses Elend gerathen sei und in der festen Ueberzeugung, daß Gott die Bitten in Jesu Namen nicht unerhört lassen werde, machte er sich, wie seit mehreren Tagen, auch an dem Tage, an welchem die Lizitation vorgenommen werden sollte, dießmal aber in größter Traurigkeit daran, weil vielleicht zum letzten Male, den Dünger auszuführen. Hiebei hinderte ihn beim Wagenumdrehen, da er eine zu weite Neigung genommen, ein kleiner Hügel in der Nähe eines Thürstockes, welchen er augenblicklich mit der Haue beseitigen wollte. Und — o welch Entzücken, welche Freude für den armen bedrängten Bauer! beim zweiten Hiebe mit der Haue kam er auf einen Topf, welcher mit Silberthalern gefüllt war und wahrscheinlich zur Zeit eines Krieges hier verscharrt wurde; es war natürlich hiemit allem Elende abgeholfen. Dieß geschah um sieben Uhr früh und um zehn Uhr kam auch wirklich der Herr Stuhlrichter in Begleitung von Panduren, um die Feilbietung vorzunehmen. Nachdem der Bauer dem Herrn Stuhlrichter das Vorgefallene erzählt hatte und ihm die gefundenen Thaler, fünfhundert an der Zahl, gezeigt hatte, wurde natürlich die Feilbietung nicht vorgenommen, denn ein reicher Weinhändler aus St. Martin zahlte für den Bauer augenblicklich alle Schulden und stellte ihm frei, sich überall zu erkundigen, was er für das Silbergeld erhalten würde, er werde ihm auch soviel dafür geben. Hiemit war mit Einem

Male der Kummer des braven Bauers gehoben, wozu ihm alle Bewohner des Ortes, da er ein ehrenwerther Mann ist, ihre herzlichen Glückwünsche darbrachten. Was wohl seine Geschwister denken werden, die den armen Mann um Hab und Gut gebracht hätten? Es gilt noch immer der gute Spruch: Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut; und: Wo die Noth am größten, da ist die Hilfe Gottes am nächsten.

Widersetzlichkeit gegen die Gnade Gottes zieht Unglück nach sich.

Gerhard, ein Bruder des heiligen Bernhard, tapfer und edel, tadelte Bernhard und seine Brüder, weil sie das Klosterleben gewählt hatten. Gott hatte auch ihn dazu berufen, aber er empfing seinen Bruder Bernhard kalt, verwarf seine Worte und verhärtete sein Herz gegen die Stimme der Gnade. Bernhard, zitternd vor brüderlicher Liebe und wie außer sich selbst, legte seine Hand an die Seite seines Bruders und sprach zu ihm in prophetischen Worten: Ich weiß, ja ich weiß, daß das Unglück allein deinen Geist der Wahrheit zu öffnen vermag. Wohlan denn! der Tag wird kommen, und zwar bald wird er kommen, wo diese Stelle, die ich berühre, von dem Stiche einer Lanze wird durchbohrt werden und die Wunde wird zur Oeffnung dienen, um dem Worte Gottes, welches du gegenwärtig verachtest, den Zugang zu deiner Seele zu bahnen. Gerhard erklärte in der Folge, daß er in dem Augenblicke, in dem sein Bruder diese Worte aussprach, schon einen Wurfspieß zu fühlen glaubte, der ihm durch die Seite dringe. Und wirklich wurde er einige Tage nach dieser Vorhersagung bei einem Sturme auf das Schloß von Grancey von einer Lanze getroffen an eben der Stelle, welche Bernhard mit dem Finger bezeichnet hatte. Von da ging auch Gerhard in's Kloster.

Wem Gott ein Werk aufträgt, dem gibt Er auch Kraft und Weisheit dazu.

Die heilige Coleta bekam von Gott den Auftrag, die drei Orden des heiligen Franziskus zu reformiren und zum ersten Eifer und der früheren Strenge zurückzubringen. Darüber wunderte sie sich nun und dachte, in der ganzen weiten Welt sei Niemand untauglicher dazu, als sie. Sie zankte deßwegen mit der heiligen Jungfrau und mit dem heiligen Franziskus, daß sie ein so armes, einfältiges, ungelehrtes, unerfahrenes und unberedtes Mädchen ohne alle Tugend und Geschick, zu solchem Werke dem Herrn vorgeschlagen; sie könne es nicht thun und werde es nicht thun und hoffe, Gott werde sie nicht zum Unmöglichen zwingen wollen. Ihre Freunde redeten ihr zu, Folge zu leisten; sie aber bat Gott, ihr diese Bürde abzunehmen; da wurde sie stumm und konnte drei Tage kein deutliches Wort reden. Sie versprach, Folge zu leisten und sogleich wurde die Zunge gelöst. Als sie aber nun nachdachte, wie sie es anzufangen habe, um die Sache zum Ende zu bringen, kam ihr die Last wieder so schwer vor, daß es ihr unmöglich schien, sie auf sich zu nehmen und sie erklärte wieder rund heraus: Einmal kann ich's nicht thun und werde es nicht thun und hoffentlich wird mich auch Gott nicht zwingen, es zu thun.

Kaum hatte sie das ausgeredet, da wurde ihr plötzlich das Augenlicht genommen, und sie blieb drei Tage und drei Nächte stockblind. Endlich ergab sie sich, wurde sehend und führte das aufgetragene Werk glücklich durch; denn Gott verlieh ihr Macht und Weisheit dazu.

Die Vöglein singen Gottes Lob.

In der letzten Zeit des Lebens der heiligen Rosa von Lima kam gegen Abend ein Vögelein zu ihrer Zelle und setzte sich auf einen Baum; sie forderte es auf, mit ihr das Lob Gottes zu singen; und das that das Vögelein, abwechselnd mit ihr eine Stunde lang Gott lobsingend; dann flog es fort und kam am anderen Abende wieder. Ihre Zelle war voll der Fliegen und Mücken, ohne sie zu belästigen. Bei der Morgendämmerung rief sie ihnen zu: Eja Freunde, auf zum Lobe Gottes! Sogleich begannen sie mit lindem Einklang ein Surren und im Kreise sich zusammenschließend, floß ihr Geschwirre in Eins zusammen und ihre Ordnung war so wohl geflochten und in einander gefügt, als ob sie unter einem Führer ordentliche Chöre bildeten. War das vorüber, dann flogen sie aus zu ihrer Nahrung und wiederholten Abends bei der Heimkehr nach der Aufforderung Rosa's denselben Sang; ihr Summen erfüllte so lange die kleine Hütte, bis auf ihren Zuruf alle verstummten. — Vor der Zelle des heiligen Franziskus bei Portiunkula hatte eine Cikade ihre Wohnung auf einem Feigenbaume. Von da kam sie auf seinen Ruf ihm auf die Hand geflogen und als er sie aufforderte: Singe, meine Schwester, singe zum Lobe des Herrn! fing sie sofort zu singen an und hörte nicht auf, bis er sie wieder zu ihrem Orte entließ.

Gott bedient sich auch des Aberglaubens zu seinem Zwecke.

Unerklärbares zufälliges Zusammentreffen von Umständen hielt man im alten Rom für die Stimme der Götter und deutete sie und richtete die Handlungen darnach ein. Einmal war in Rom das gemeine Volk gegen den Adel aufgebracht, wollte die Stadt verlassen und nach Veji übersiedeln. Da ward im Senate über diesen Vorschlag viel gesprochen, aber man konnte sich nicht vereinigen. Indem aber einmal ein Senator seine Rede anfangen wollte, und tiefe Stille im Saale herrschte, zog zufällig gerade die Wache vor den Fenstern vorüber. Der Hauptmann befehligte: Halt! hier wollen wir bleiben! Diese Worte nahm die Versammlung für eine Götterstimme an. Wohl, sagten Alle, in Rom sollen wir bleiben! So war die Streitfrage auf einmal entschieden und von Veji war nicht mehr die Rede. Gott wollte, daß das Volk in Rom bleibe; hiezu benützte Er seinen Aberglauben.

Man soll sich nicht schämen, Gott öffentlich zu danken und zu loben.

Die unglücklichen Deutschen mußten den Ungarn Tribut zahlen. Da nun wieder, wie gewöhnlich, ungarische Gesandte erschienen, diesen jährlichen Tribut zu holen, ließ ihnen Kaiser Heinrich einen räudigen Hund reichen. Wüthend

über diese Beschimpfung brachen nun die Ungarn wie ein Heuschreckenschwarm über Deutschland ein, aber Heinrich und seine Deutschen kannten keine Furcht. Das große Banner mit dem Bilde des Erzengels Michael an der Spitze rückten sie anno 933 bei Merseburg gegen die Ungarn gepanzert in regelmäßigen Reihen an. Das waren die wilden Horden nicht mehr, die ehemals den Ungarn zum Gespötte gedient hatten. Ein ganz verwandeltes Heer fanden diese vor, und geriethen in solche Bestürzung, daß sie davon liefen, ehe es noch recht zur Schlacht kam. Aber doch mußten sie theuer bezahlen; die meisten wurden auf der Flucht niedergehauen und die man lebendig fing, als freche Räuber an die Bäume gehängt. Es war ein glorreiches Treffen. Heinrich kniete auch schon auf dem Schlachtfelde nieder und dankte Gott für die Befreiung des Vaterlandes. Die vielen Klöster und Kirchen, die von den Ungarn zerstört waren, ließ er wieder aufbauen und gründete zwei neue Bisthümer.

Gott schützt die Seinigen in Noth und Gefahren.

Der Winter war in demselben Jahre ungemein strenge, so daß dem heiligen Franz von Sales auf seinen Bekehrungsreisen Hände und Füße ganz aufgesprungen waren. Um die nämliche Zeit ging er später als gewöhnlich von Thonon fort, um nach Allingues zurückzukehren. Da überfiel ihn die Nacht und er ging irre. Ziemlich spät kam er in einem Dorfe an, dessen Häuser sämmtlich geschlossen waren. Die Erde war mit Schnee bedeckt und die Kälte sehr grimmig. Er klopfte an allen Thüren an und beschwor die Inwohner bei Allem, was vermögend war, sie zu rühren, ihn nicht in der Kälte umkommen zu lassen. Doch diese waren weit entfernt, ihm aufzuthun; sie waren sämmtlich Calviner, und Ketzer und Irrgläubige haben keine Nächstenliebe; zur Fülle des Unglücks hatte sein Diener ihn bei seinem Namen genannt, da er glaubte, sie würden mehr Achtung für ihn haben. Gott aber, der die Seinigen nicht verläßt, leitete die Dinge so, daß sie in dieser äußersten Noth im Finstern den Gemeindebackofen des Dorfes fanden. Dort übernachteten sie so gut sie konnten und dieß rettete ihnen das Leben, das sie sonst gewiß verloren hätten.

Gottes Barmherzigkeit soll uns zur Verzeihung bewegen.

Der heilige Franz von Sales war Bischof von Genf und sein Bruder Weihbischof und Coadjutor; diejenigen Priester, welchen Franz oder er selbst schon einmal verziehen hatte, wurden ohne Gnade in's geistliche Gefängniß gesetzt. Franz konnte die Strenge seines Bruders nicht mißbilligen, doch konnte er sich auch des Mitleids nicht enthalten. Die Pforte zum Gefängniß war unter einer Wölbung, durch die der heilige Franz täglich durchgehen mußte, die heilige Messe zu lesen. Sie wußten die Stunde und säumten niemals, wenn er vorüberging, ihn um Verzeihung anzuflehen und ihn zu bitten, Barmherzigkeit mit ihnen zu haben. Wenn er die Messe gelesen hatte, stellte er sich die Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder vor, er konnte sich der Thränen nicht enthalten, ließ die Gefängnisse öffnen, gab den Gefangenen einen Verweis voll der Sanftmuth,

nahm ihnen das Versprechen ab, künftighin ein besseres Leben zu führen und ließ sie nach Hause gehen. Sein Bruder, der überzeugt war, seine Nachsicht gehe zu weit und man mißbrauche dieselbe, bewog den heiligen Franz, ihm die Schlüssel des Gefängnisses in Verwahrung zu geben und ihn zu bitten, solche ihm zu verweigern, wenn er sie verlangen sollte; denn, sprach er, es erbarmt mich dieser armen Priester, und ich könnte nicht für mich gut stehen. Er mußte nun einen langen Umweg nehmen, um in die Kirche zu gehen; denn es wäre ihm unmöglich gewesen, dem Mitleid zu widerstehen, das er gegen Alle hatte, die er leiden sah. Gegen diese Gefangenen stimmte ihn die Barmherzigkeit Gottes so mitleidig.

Gottes Barmherzigkeit schenkt Zeit und Gelegenheit zur Buße.

Der entthronte Napoleon wurde auf der Insel Helena gefangen gehalten bis zu seinem Tode. Die Gärtnerei war seine liebste Beschäftigung. Der Mann, welcher sonst Reiche schuf und vernichtete, pflanzte jetzt Kohl und andere Gewächse; statt Könige zu entthronen und große Heere zusammen zu schießen, ging er täglich gebückt von Pflanze zu Pflanze, um Schnecken, Raupen und Würmer zu tödten, und statt vor seinen Marschällen zu prangen, wandelte er jetzt allein, im bunten Schlafrocke und grünen Pantoffeln, um den Kopf ein Tuch gewunden, mit der Gießkanne in seinem Gärtchen, die Gewächse zu begießen, oder Erdreich umzugraben, oder Unkraut auszujäten. Von körperlichen Schmerzen und Seelenleiden gedrückt, lebte er in seiner Verbannungsstätte völlig fünf Jahre, ehe er starb. Diese Zeit war ein kostbares Geschenk des allbarmherzigen Gottes; möge er sie zur Einkehr in sich selbst und zur Buße verwendet haben! Auf besonderes Verlangen kamen zwei Priester mit ihm. Am 21. April 1821 empfing er die heiligen Sakramente und starb unter einem fürchterlichen Sturme am Abende des 5. Mai 1821 in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre. Sein Uebel war der Magenkrebs; darum kränkelte er in den letzten vier Jahren fast immer, ein fortwährend sich wiederholendes Erbrechen schwächte seinen Körper und dabei plagte ihn die Schlafsucht. In seinem Testamente versicherte er, daß er im katholischen Glauben sterben wolle.

Die Vorsehung Gottes überwacht das Thun und Lassen der Menschen.

Der heilige Ephrem stammte aus einer Bauernfamilie in Mesopotamien, führte von Jugend auf ein christliches Leben, nur kamen ihm bisweilen Zweifel darüber, ob Gott Alles in der Welt regiere; Vieles wollte ihm nur als Zufall vorkommen. Darüber belehrte ihn nun die Vorsehung Gottes selbst eines Besseren. Auf seiner Reise kam er zu einem Schafhirten, bei dem er übernachtete. Ueber Nacht zerrissen und verscheuchten die Wölfe die Heerde; der Hirt merkte aber nichts, weil er betrunken war. Als nun die Eigenthümer kamen und kein Schaf mehr fanden, schleppten sie den Hirten und den Ephrem als Schafdiebe in's Gefängniß. In dasselbe Gefängniß kam Einer, des Ehebruches, und Einer, des Mordes beschuldigt. Indessen war weder Jener ein

Ehebrecher, noch Dieser ein Mörder, so wenig Ephrem ein Schafdieb war. Da erschien ihm ein Mann im Traume und sprach: Harre mit Gottesfurcht, du wirst die Vorsehung Gottes kennen lernen. Denke nur nach über deine Werke und frage die andern Gefangenen; dann wirst du selbst einsehen, daß euch nicht Unrecht geschehe. Nachdem Ephrem erwacht war und nachdachte, fand er eine Jugendsünde; er hatte nämlich die Kuh eines armen Mannes aus Muthwillen in den Wald gejagt, wo sie wegen ihrer Trächtigkeit und vor Kälte nicht mehr zurückkonnte und von Wölfen zerrissen wurde. Als er dieß den Mitgefangenen erzählte, theilten sie ihre Vergehungen auch mit. Der des Ehebruches angeklagte hätte einen Ertrinkenden retten können und that es nicht, und der des Mordes beschuldigte gab für Geld ein falsches Zeugniß. Nun wurden auch jene Männer in's Gefängniß gesetzt, zu deren Gunsten das falsche Zeugniß gegeben worden. Daraus ergab sich, daß sie zwar an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen unschuldig waren, daß sie aber diese Strafe wegen früherer Vergehen leiden mußten. Die drei ersten Gefangenen wurden entlassen, die beiden letzten aber gefoltert und hingerichtet. Nach der Befreiung erschien der Mann dem heiligen Ephrem noch einmal und sprach: Gehe nun in deine Heimath und thue Buße für dein Vergehen! Sei überzeugt, es gibt ein Auge, das Alles überschaut und Alles lenkt.

Wir sollen uns bestreben, Gott zu gefallen.

Der selige Bischof Athanasius bat einst den Abt Pammon, er möchte mit ihm nach Alexandria gehen. Als Pammon mit den Brüdern hinging, sah er einige Weltmenschen; zu diesen sprach er: Stehet auf und begrüßet die Mönche, damit ihr von ihnen gesegnet werdet. Als er eine Schauspielerin sah, fing er an zu weinen. Die ihm folgten, fragten ihn, warum er denn weine? Da antwortete ihnen der Altvater: Zwei Dinge treiben mir die Thränen aus den Augen; einmal der Untergang dieses Weibes, und dann, daß ich nicht so viele Mühe anwende, um Gott zu gefallen, als dieses Weibsbild anwendet, um schändlichen Menschen zu gefallen!

Gott versuchen ist Sünde.

Zwei Einsiedler gingen in die Wüste und faßten aus übertriebenem Bußeifer den Entschluß, durchaus keine Speise zu nehmen, als solche, die ihnen Gott schicken würde. Als sie beinahe verschmachtet waren, trafen sie auf grausame Mazikeu, welche ihnen Brode anboten. Einer der Brüder nahm sie an als von Gott geschickt, der Andere aber starb vor Hunger und aß diese Brode nicht, weil sie von Menschen kamen. Dieser starb als Selbstmörder.

Gott verläßt Jene nicht, die fromm sind und auf Ihn vertrauen.

Einst wurde ein Altvater, der in der Einöde wohnte, krank und es kam Niemand, ihn zu besuchen. Nach Verlauf von dreißig Tagen, als noch immer Niemand kam, schickte Gott einen Engel, daß er ihn pflege. Als solches sieben

Tage geschah, gedachten endlich die Altväter seiner und besuchten ihn. Da verschwand der Engel. Der Kranke verwies ihnen ihre Lieblosigkeit und verschied in Frieden. Die Brüder staunten und priesen Gott, der die Seinigen nicht verläßt, die auf Ihn hoffen.

Gott benützt auch schwere Sünden zum Heile des Menschen.

Makarius spielte einst mit seinen Altersgenossen, während sie das Vieh hüteten und beging wider Willen, also unvorsätzlich, einen Todtschlag. Gott ließ dieses Vergehen zu seinem Heile zu; denn aus Furcht vor der Gerechtigkeit floh er in die Wüste, wo er bis an sein Ende ein heiliges Leben führte. Später sagte er, er sei weit entfernt, darüber zu trauern, daß er fliehen mußte, daß er vielmehr Gott dafür Dank sage; denn dieser unvorsätzliche Todtschlag sei ihm eine Ursache seines Heiles geworden; damit wollte er zeigen, daß Gott auch einen bösen Fall als Veranlassung zur Tugend benützt, wenn Jemand nicht freiwillig sich zum Guten wenden will.

Gott macht seinen Lieblingen Freude.

Als der heilige Petrus Canisius einst krank lag und nichts essen konnte, fragte ihn der Rektor, auf was er wohl Appetit hätte. Auf einen Vogel, antwortete er. Es war aber zu dieser Zeit nichts dergleichen auf dem Markte zu bekommen. Siehe, da flog ein Vogel durch's Fenster herein; man richtete ihn zu und er verzehrte ihn mit Dank gegen Gott.

Gott danken für die Krankheit macht gesund.

In Venedig lag ein reicher Patrizier durch viele Jahre krank und es konnte ihm nicht geholfen werden. Zwei Franziskaner, die ihn besuchten, ermahnten ihn zur Geduld und zum Danke gegen Gott für diese Krankheit. Auf ihr Zureden schickte er allen Hospitälern Almosen, mit dem Bedeuten, daß sie Gott Dank sagen für seine Krankheit. Das gefiel Gott so sehr, daß er wieder gesund wurde. Nadas. l. 3, in Hist. Ital. c. 21.

Gott hilft den Frommen in der Noth.

Im Jahre 1627 wurde in Rom ein Mann wegen einer Schuld in's Gefängniß gesetzt. Als es Nacht war, pochte Jemand an der Thüre seines Hauses und begehrte Einlaß. Das Weib des Gefangenen fürchtete sich, zu öffnen, weil sie allein war. Da jedoch der Mann drohte, das Haus anzuzünden und sie zu verbrennen, wenn sie nicht öffne, schob sie den Riegel zurück. Kaum war der unbekannte Mann eingetreten, so suchte er sie zu nothzüchtigen, das Weib aber widerstand tapfer und war ihm nicht zu Willen. Hierauf begehrte er alles Gold und Silber, das im Hause wäre. Die Frau hatte sich zwei Dukaten ausgeliehen, um ihren Mann aus dem Gefängnisse zu befreien; diese gab sie ihm. Nun begehrte er einen Strick, um, wie er sagte, sie damit zu erwürgen. Da sie keinen andern hatte, als den, woran der Esel angebunden war, so mußte sie ihn in den Stall führen, wo er anfing, den Strick los zu

machen, der aber oft verknüpft war, wobei die arme Frau zitternd und in Todesängsten zusah. Unterdessen fiel ihr ein starker Prügel in die Augen; diesen ergriff sie, schlug ihn damit betäubt zu Boden und hieb so lange auf den Bösewicht ein, bis er todt war. Dann schleppte sie ihn hinaus. Als man am Morgen den Leichnam fand, wurde die Frau vor Gericht geladen, wo sie Alles erzählte. Siehe, es war ein berüchtigter Räuber, auf dessen Kopf, todt oder lebend, zweihundert Dukaten gesetzt war. Die Frau erhielt diese zweihundert Dukaten, löste ihren Mann aus und war vor Noth gedeckt. So hilft Gott den Frommen wunderbar aus der Noth. (Stengel p. 3. c. 13.)

Vor Gottes Gericht fürchten sich auch die Heiligen.

Als der heilige Stephan, Stifter des Cisterzienser-Ordens, am Sterbebette lag, versammelten sich die Aebte der Filialklöster, zwanzig an der Zahl, zu Cisterz, um bei seinem seligen Dahinscheiden gegenwärtig zu sein und mit ihrer Sorgfalt und ihrem Gebete dem heiligen Patriarchen beizustehen, der sie verließ, um in das wahre Vaterland zurückzukehren. Als er nun bereits im Todeskampfe lag und schon beinahe aufgelöst zu sein schien, sprachen sie mit einander von seinen großen Verdiensten und bezeugten laut, daß sie ihn für glücklich hielten, weil er, nachdem er der Kirche so viel Gutes erwiesen, mit Recht in vollster Ruhe vor Gott erscheinen könne. Aber als der heilige Stephan diese Worte hörte, lebte er von Neuem auf und sammelte alle seine Kräfte. Was sprecht ihr da? seufzte er. Ich versichere euch, o meine Brüder, daß ich mit eben so großer Furcht vor Gott hintrete, als hätte ich niemals etwas Gutes vollbracht; denn wenn meine Wenigkeit durch den Beistand Jesu Christi Früchte gebracht hat, so fürchte ich in dieser letzten Stunde, daß ich seine Gnade nicht mit der erforderlichen Demuth angenommen und derselben nicht mit genug Treue und Dankbarkeit gefolgt bin! Was sollen erst wir arme Menschen sagen, die wir in der Welt der Versuchung leben und täglich mehr oder minder schwer sündigen?

Gott wählt das Verachtete, um zu zeigen, daß Er der Menschen nicht bedarf.

Zu einer Zeit, wo die Christenheit durch Spaltungen, Irrthümer, Leidenschaften, Interessen, Mißbräuche und Laster jeder Art, welche in ihrem Innern wucherten und sie von Außen wie mit einem schmutzigen Kleide umgaben, befleckt war; in diesen düsteren Tagen hätte es, nach Menschenart zu reden, eines in Wort und That mächtigen Mannes bedurft, der als Papst fähig gewesen wäre, der Welt Ehrfurcht einzuflößen. Um den Glauben zu beleben und die anmaßende Vernunft zu beschämen, wählte der Geist Gottes das schwächste Werkzeug aus, um alle Mächte zu beherrschen; ein Mann, ein Kind, ein Armer ohne Namen, ohne Geburt, ohne Kenntnisse, ohne Ansehen wird aus dem Dunkel eines Klosters hervorgezogen, um die Völker zu lenken, und an der Spitze der Könige einherzuziehen. Nachdem Papst Lucius am 25. Februar 1145 gestorben war, wählten die Kardinäle einstimmig einen Mönch von Clairvoix und erhoben

ihn auf den Stuhl des heiligen Petrus. Dieser Mönch war weder Bischof noch Kardinal; es war der furchtsame Bernard von Pisa, ein Schüler des heiligen Bernhard, welchen dieser fünf Jahre vorher nach Rom gesendet hatte, um daselbst das Kloster des heiligen Anastasius zu gründen. Diese Wahl schien seine Kräfte zu übersteigen; denn seine Geschäfte zu Clairvoix bestanden darin, das Einheizen zu besorgen und den Mönchen, welche nach der Frühmetten vor Kälte erstarrt waren, weil sie nur leichte Kleider hatten, Feuer zu machen. Er wurde gegen seinen Willen Abt des Klosters in Rom und hatte so viel Neckereien und Beschimpfungen von einem falschen Bruder auszustehen, daß er in Gefahr war, das Gelächter und das Märchen der ganzen Stadt zu werden; weßhalb er den heiligen Bernhard immer inständigst bat, ihm diese Bürde abzunehmen. Und diesen Mann stellte der heilige Geist zu dieser bösen Zeit auf den Stuhl Petri. Aber wie er diesem Weisheit gab und mit ihm war, so that er es auch mit Bernard von Pisa, der sich als Papst Eugen III. nannte. Er empfing so reiche Gnade, daß er wie der erste Apostel in einen neuen Menschen umgewandelt wurde in der Weise, daß Jedermann gleich Anfangs über seine hohe Weisheit und die Festigkeit seines Benehmens in Erstaunen gerieth. Er verdient, den besten Päpsten an die Seite gestellt zu werden.

Wem der Herr ein Werk aufträgt, dem gibt Er auch die Kraft dazu.

Papst Eugen III. gab dem heiligen Bernhard den Auftrag, in allen christlichen Ländern den Kreuzzug zu predigen, um den Sarazenen das gelobte Land zu entreißen. Dieser Auftrag des heiligen Stuhles erfüllte den demüthigen Mann mit Furcht und Zittern. Er hatte um diese Zeit das vierundfünfzigste Lebensjahr erreicht. Aber sein Leben schien ein fortwährendes Wunder, so sehr war sein abgemagerter, von der strengen Lebensweise zerstörter, durch lange Leiden erschöpfter Leib gebrechlich, blaß und hinfällig geworden. Kaum konnte er sich aufrecht halten und seit drei Jahren hatte er sein Kloster nur in den dringendsten Angelegenheiten seines Ordens verlassen; er war fast todt und man hätte glauben sollen, er werde jeden Augenblick den Geist aufgeben. Und dennoch fand dieser gebrechliche und entstellte Leib allemal übermenschliche Kräfte, wenn er gerufen wurde, dem Geiste Gottes als Werkzeug zu dienen. Dann erholte er sich stufenweise und das Wort floß glühend und salbungsreich aus seinem Munde, wie ein Fluß von Milch und Honig, während es zugleich aus der Brust wie aus einem Schmelzofen der Liebe hervorsprühte. So hatte die hohe Fähigkeit und die übernatürlichen Gaben den Papst der körperlichen Schwäche des heiligen Bernhard vergessen lassen, und er trug ihm auf, den heiligen Krieg zu predigen.

Gott erhöhet und Gott erniedriget.

Der heilige Bernard hatte zum heiligen Kriege aufgefordert; mehr als eine halbe Million Christen zogen aus Deutschland und Frankreich in's gelobte Land; aber nicht der zehnte Theil kehrte zurück; denn der griechische Kaiser

lockte die Armeen im Einverständniß mit dem Sarazenenfürsten in enge Thäler, wo sie größtentheils niedergehauen wurden. Bernhard hatte sich durch unzählige Wunder bei seinen Kreuzpredigten als Gesandten Gottes ausgewiesen; sein Ruhm war auf's Höchste gestiegen. Aber eine große und letzte Prüfung war ihm vor seinem Ende von Gott aufbehalten. Er mußte seinen Ruhm zum Opfer bringen und nachdem er die Wohlthaten des Himmels auf der Erde verbreitet hatte, erntete er, nach dem Beispiele seines göttlichen Meisters, Schimpf und Undank von den Menschen. In dem Augenblicke, wo sein Ruhm im lebendigsten Glanze strählte, ward er plötzlich von einer dunklen Wolke umhüllt, und der große Mann, der eben erst noch der Abgott der Völker, das Orakel der Kirche, der Schiedsrichter in göttlichen und menschlichen Dingen war, galt nun in den Augen der Welt für einen Lügner und falschen Propheten. Die unheilverkündenden Nachrichten aus Palästina brachten diese plötzliche Wendung der öffentlichen Meinung hervor. Man erfuhr den Ausgang des Kreuzzuges und dieses Mißlingen fiel mit seinem ganzen Gewichte auf den heiligen Bernhard. Er hatte den heiligen Krieg hervorgerufen, er hatte ihn gepredigt, er war so zu sagen durch seine außerordentlichen Thaten und Wunder für denselben gut gestanden; er also hatte Frankreich und Deutschland in's Verderben gestürzt, er war die erste Ursache der Vernichtung der christlichen Armeen. Man beschuldigte ihn laut, daß er die Kirche in Gefahr gebracht; man warf ihm, wie einst Moses vor, daß er sie hinterlistig in's Verderben gelockt habe. Dazu kam noch, daß ein Mönch, dem er seine Zärtlichkeit geschenkt, sein vertrautester Freund, dem er seine geheimsten Gedanken, seinen Briefwechsel und die Besorgung der wichtigsten Geschäfte anvertraute, der Mönch Nikolaus, ihn verrieth und ihn Angesichts der ganzen Kirche zu Schanden machte. Bernhard nahm ihn zum Geheimschreiber und dieß Geschäft, das ihn mit den ausgezeichnetsten Personen der Christenheit in Verbindung brachte, blähte seinen Stolz auf und machte ihn zum Verräther. Er mißbrauchte sein Siegel und bediente sich desselben, um in seinem Namen eine Menge Briefe zu schreiben, unter diesem falschen Titel unwürdige Menschen dem römischen Papste zu empfehlen. Nikolaus, überwiesen, verließ wie Judas den Orden und ging nach England; hier neckte er, seinen ehrgeizigen Hoffnungen und der Rache hingegeben, seinen Wohlthäter durch die schwärzesten Verläumdungen und setzte Alles in Bewegung, Bernhards Ruf zu verdunkeln. Bernhard sah sich in der größten Verlegenheit, die schädlichen Wirkungen zu beseitigen. Mehrere Bischöfe, Aebte und Klöster beklagten sich, daß ihnen Bernhard geschadet habe und dieser wußte nicht, wie er auf so viele Beschwerden antworten sollte. Er ertrug aber Alles geduldig, nach dem Beispiele seines Herrn.

Gott zieht aus fehlgeschlagenen Unternehmungen Nutzen für das Seelenheil.

Der Kreuzzug, den der heilige Bernhard zu Stande brachte, schlug fehl. Daran war die Sittenlosigkeit der Kreuzfahrer schuld. Der französische König nahm seine Gemahlin mit; diesem Beispiele folgten die Ritter, deren Frauen

Kammermädchen mit sich führten, wodurch die Unzucht befördert wurde. Unter ihnen waren Verbrecher, Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige, Bösewichter, welche die Gesellschaft ausstieß. Diese stritten für Jesus Christus und starben für ihn und tilgten damit ihre Vergehen; diese Alle retteten durch die Kreuzzüge ihre Seele. Die im Morgenlande für die Sache des Glaubens ihr Leben opferten, waren weniger zu beklagen, als die dem Tode entronnenen Krieger, die nach der Rückkehr in ihre Heimath in die alten Schandthaten zurückgefallen sind. Viele Kreuzfahrer, die glücklich zurückkamen, haben ausgesagt, daß sie eine große Anzahl derer haben sterben sehen, die sich über ihren Tod freuten, aus Furcht, in ihre Sünden zurückzufallen, wenn sie nach Europa zurückkämen. So zog Gott aus dieser verfehlten Unternehmung großen Gewinn für das Seelenheil dieser Hunderttausende.

Einen Gotteslästerer trifft seine eigene Selbstverwünschung.

Ein junger Abbé, Namens Lanze, war in den gottlosen Bund der Lichtfreunde eingetreten und ließ sich zu einem Werkzeuge des Klubs gebrauchen. Er sollte eben nach Sachsen abreisen, um dort für den Bund zu arbeiten. Zum Abschiede speiste er noch bei einem protestantischen Rathsherrn in Regensburg zu Mittag, wobei die losen Brüder sich gegenseitig erhitzten und ermunterten. Da hörte man den Abbé den furchtbaren Ausspruch thun: Lieber will ich auf dem Schindanger sterben, als daß mir ein Pfaff beim Sterben das Brödlein bringen sollte. Nach der Mahlzeit ging Lanze mit Weishaupt, dem Chef der Lichtfreunde, durch das Jakobs-Thor hinaus spazieren. Links vor dem Thore liegt der Lindenwald mit seinen schönen Alleen, rechts die Schindmatte und gegen die Donau hin der Schindanger. Es war ein heller Tag, ein kleines Wölkchen zog über ihnen auf und ließ einige Regentropfen fallen; da lief Weishaupt, um sein neues Kleid zu schonen, schnell in das Schützenhaus, Lanze blieb stehen, sah aufwärts und rief Weishaupt zu: Es ist gleich vorüber — und kaum gesagt, schlägt ihn der Blitz todt darnieder. So traf den Spötter über die heilige Wegzehrung der Blitz des göttlichen Zornes und vollzog an ihm das Strafgericht seiner Selbstverwünschung. (Philothea 5. Heft 1843.)

Gotteslästerung und ihre Strafe.

Ein reicher Eigenthümer, Herr G., im Bezirk Sedan im Departement Ardennes, läugnete das Dasein Gottes. Ueberall, besonders in Wirthshäusern, spottete er über die Religion und über die Geistlichkeit, welcher er Alles zum Trotze that, auf die frechste und pöbelhafteste Weise. Besonders witzelte er gern über das Keuschheitsgebot, welches er öffentlich übertrat. Am letzteren Charfreitage aß er Fleisch und sagte zu einer Frau: Sie essen heute kein Fleisch und gehen in die Messe; ich esse Fleisch und gehe nicht in die Messe; gleichwohl bin ich glücklich und Sie sind unglücklich. — Er war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber. Seinen vier Jagdhunden hatte er die Namen: Gott, Jesus Christus, heiliger Geist, Jungfrau Maria beigelegt. Am Sonntage Misericordias Domini war er auf der Jagd. Während er seine vier Hunde fütterte,

stützte er sich ausruhend auf seine Flinte so, daß der Doppellauf derselben unter die rechte Schulter zu stehen kam. Indem er seinen Hunden kleine Bissen zuwarf und sich an den Sprüngen derselben belustigte, sprang der, welchen er Gott nannte, an seinen Herrn heran, und berührte mit seiner Pfote den Drücker am Gewehre. Es ging sogleich los. Die Pulsader wurde ihm an drei Stellen zerrissen. Zugleich geriethen seine Kleider in Brand. Er fiel nieder und wälzte sich in seinem Blute, welches die Hunde aufleckten. Ein Mann in der Nähe sprang herzu, löschte das Feuer, und suchte, so viel er konnte, die Verblutung zu verhindern. Dann trug er ihn auf den Schultern in eine benachbarte Wohnung, aus der er nach Hause geschafft wurde, wo ihm der Arm abgelöst werden mußte. Jetzt wünschte der Mensch zu beichten und rief die Barmherzigkeit Gottes an. Als aber der Pfarrer kam, war der Unglückliche schon todt. Er lebte nach der Ablösung nur acht Stunden. (Philothea.)

Gotteslästerung und Strafe.

Nach der Schlacht bei Aspern 1809 wollte Napoleon Preßburg gewinnen und besetzte den Brückenkopf. Dort befand sich ein kaiserlicher österreichischer Oberlieutenant, dem seine Geliebte untreu geworden war. Bei einem Gastmahle, wo er sich im Weine erhitzte, ergoß er sich in Schimpfworte über seine Geliebte, über das ganze weibliche Geschlecht, selbst die Heiligen im Himmel verschonte er nicht mit seiner Lästerzunge. Plötzlich fiel ihm ein Muttergottesbild an der Wand auf. In seiner Wuth zog er den Degen und durchstach das Bild gerade unter dem linken Auge. Der Oberlieutenant mußte des andern Tages in der Festung eine Kompagnie kommandiren; keine Kugel traf ihn, er stand hinter einer hohen Schanze, er kam auch nicht in's Gefecht und doch stürzte er todt nieder, denn es war ihm ein Sandsteinchen in Folge der Anprallung einer Kugel durch das linke Auge in's Gehirn gedrungen; ein einziger Blutstropfen zeigte die Wunde unter dem Auge. So starb der Lästerer der Mutter Gottes. (Prager Zeitung 1. Jänner 1847.)

Gotteslästerung und Strafe.

In einem Dorfe des Kreises Reichenbach in Schlesien existirt eine Clique, welche sich durch schlechte Gesinnungs- und Handlungsweise auf mancherlei Art auszeichnet. Jüngst ist diese saubere Gesellschaft nun auch in einem Wirthshause versammelt gewesen und hat allerhand Tollheiten begangen, namentlich sich die Zeit mit Spöttereien über die Religion vertrieben. Zuletzt ist man auf den Einfall gekommen, das heilige Sakrament persiffliren zu wollen, und hat zu diesem Behuf eine Wurst genommen, um Hostien daraus zu schneiden, die alsdann in ein großes Glas mit Branntwein gethan wurden, welches Einer ergriff, um, den Geistlichen vorstellend, den Uebrigen eine Rede zu halten, die, zum Spott auf den Knieen liegend, bereits erwarteten, was sie würden zu hören bekommen. Als nun der Spötter seine Rede beginnen wollte, fing er plötzlich an, die schauderhaftesten Grimassen zu schneiden, was die Zuschauer Anfangs für Absicht hielten; dann aber stürzte er mit Einemmale, vom Schlage

getroffen, zusammen und mußte bewußtlos fortgeschafft werden. Er wurde nach Hause gebracht, kam aber nicht wieder zu sich, sondern gab nach mehreren Tagen den Geist auf. Der Lästerer war Schnittwaarenhändler. Diese Thatsache ist dermassen allgemein bekannt und konstatirt, daß sie in der Umgegend dem Volke von der Kanzel als warnendes Beispiel, wie der Herr den Frevel straft, öffentlich vorgetragen wurde. (Der Leitmeritzer Vaterlandsfreund Nro. 93 vom 21. Nov. 1849.)

Gotteslästerung und Strafe.

La verita berichtet aus Italien: In der Emilia ging vor einigen Tagen ein Metzger auf ein Landgut hinaus, um Schlachtvieh zu kaufen. Als er mit dem Bauer in den Stall trat und ein wenige Tage altes Saugkalb sah, das krank war, sagte er höhnisch, man müsse um den Priester schicken, daß er ihm die Seele aussegne. Der Bauer sagte nichts dazu, sondern schloß mit ihm den Handel ab, wozu Jener gekommen war, und verabschiedete ihn. Als der Metzger auf dem Heimwege bei der Pfarrwohnung vorüber ging, klopfte er an die Thüre und sagte, in dem und dem Hause befinde sich ein Todtkranker. Der Seelsorger begab sich eilfertigst an Ort und Stelle und fand das kranke Kalb. — Der Metzger ging nach Hause, aber es kam für ihn kein zweiter Tag mehr, denn am Morgen des andern Tages lag er — als kalter Leichnam im Bette. Gott läßt seiner nicht spotten. (Gemeindezeitung Nro. 19. vom 12. Mai 1864.)

Gotteslästerung und Strafe.

In Bologna hatte ein Vater eine Tochter, die er oft mißhandelte. Sie starb. Darauf grollte er Gott und Maria und den Heiligen so sehr, daß er sogar ihre Bilder unter Gotteslästerungen herunterriß. Ueber kurz entstand in seinen Eingeweiden ein furchtbarer Schmerz, woran er als Gotteslästerer in wenigen Stunden starb.

Gotteslästerung an einem Cruzifix und Strafe.

Ein Garibaldianer nahm in Sassari ein möblirtes Zimmer ein. Als er in dasselbe trat, erblickte er zu den Häupten des Bettes ein hölzernes Cruzifix. Sogleich brach er in Verwünschungen und Gotteslästerung aus, riß es von der Wand herunter, zersplitterte es mit den Zähnen und warf die Theile in's Feuer. Was geschah ihm? Es vergingen nicht drei Tage, so war er eine Leiche und welche! er war entsetzlich aufgetrieben, schwarz wie eine Kohle, die Augen weit offen, starr und feuerroth, wie die eines Verdammten.

Gotteslästerung an den Dienern Christi und Strafe.

Ein Herr in Neapel nannte seinen Hund aus Verachtung Pius IX. Er lehrte ihn unter ähnlichen Lästerungen Exerzieren, Aufwarten u. s. w. Einmal wurde der Hund wüthend, biß seinen Herrn in den Hals und entfloh. Der Herr starb ohne Sakramente unverbesserlich.

Gotteslästerung an Maria und Strafe.

Ein Fuhrmann der Stadt Ascoli, mit Namen Sorci, fuhr mit seinem Wagen aus der Stadt zurück. An einer Stelle des Weges vor einem Bildnisse der Heimsuchung Mariä, das an der Strasse stand, blieb der Wagen stecken. Der Fuhrmann sprang herunter und lief zurück, um zu schieben, während ein Anderer vorne zog. Ganz wüthend wegen dieser Verzögerung schielte der Fuhrmann nach dem Bilde hinüber und stieß eine fürchterliche Lästerung gegen Maria aus. Doch im nämlichen Augenblicke stürzte er zu Boden; sein Kamerad eilte herbei, um ihm aufzuhelfen; doch wie er hinzukommt, ist der Andere eine Leiche. Ist dieß Zufall oder Strafe? Es gibt keinen Zufall. (Gemeindezeitung Nro. 27. 1865.)

Gottesläugner und Lästerer, seine Strafe.

Gutzkow, der Christusläugner und Lästerer der Religion schrieb ein Werk gegen die christliche Religion in neun Bänden, betitelt: Die Ritter vom Geiste. Dieser Mann wurde ein Narr und lebte im Irrenhause, wo er sich selbst ermorden wollte. Dorthin gehören solche Lästerer und Gottesläugner; sie sind Narren; denn die Schrift sagt: Der Narr spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.

Gotteslästerung und Strafe.

Am 18. Mai 1865 saßen in O. Kanton L. in der Rheinpfalz, ein Katholik und ein Protestant in einem Wirthshause und spotteten über religiöse Dinge. Unter Anderem kam die Sprache auf den Himmel. Da sagte der Eine: Ich gebe meinen Antheil Himmel wohlfeil! Der Andere sagte: Ich verkaufe meinen Antheil um einen Groschen! Kaum war diese Lästerung ausgesprochen, so stürzte der Eine der Spötter vom Stuhle und war eine Leiche. Der andere Spötter fühlte sich plötzlich unwohl, ließ den Arzt kommen und in einigen Stunden darauf war er ebenfalls eine Leiche.

Gotteslästerung und Strafe.

In Niederösterreich lebte ein wohlhabender Bauer. Er war am 30. Juni 1865 bei seinen Arbeitern auf dem Felde und äußerte sich im Uebermuthe: Es gäbe keinen Gott, keinen Teufel, keine Hölle, kurz gar nichts. Die Arbeiter sagten ihm das Gegentheil; er aber schimpfte fort und wurde immer frevelhafter in seinen Reden. Des andern Tages lag er todt im Bette. Jetzt weiß er, ob's was gibt!

Gotteslästerung der Japanesen.

Nach dem heiligen Franz Xaver tödteten die Japanesen siebenunddreißigtausend Christen und setzten auf ihr Grab folgende Inschrift: So lange die Sonne die Erde erwärmt, soll kein Christ es wagen, nach Japan zu kommen; Allen sei es kund und zu wissen, es soll der König von Spanien, es soll der Christengott, ja selbst der große Gott über uns Allen es mit seinem Kopfe

büßen, wenn er wider diesen Befehl handelt! Arme blinde Heiden! Wie lange wird die Sonne diese Inschrift und Gotteslästerung noch bescheinen?

Gotteslästerung und Strafe.

In der preußischen Strafanstalt Mewe verbüßte ein Dieb und Räuber seine mehrjährige Zuchthausstrafe. An einem Sonntage wohnte er in der Kirche der Predigt bei, welcher der Geistliche die Worte zu Grunde legte: Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr frei. Als er mit den Sträflingen die Kirche verließ, sagte er heimlich zu einem der letzteren: Ich will doch dem Schwarzen beweisen, daß man auch ohne den Sohn frei werden kann. In der Nacht darauf vollführte er einen Ausbruch aus seiner im vierten Stocke gelegenen Zelle, indem er sich durch die schon seit lange durchschnittenen Eisenstäbe hindurchzwängte und sich dann an einem, vornehmlich aus Betttüchern verfertigten Stricke hinunterließ. Noch hatte er aber die Hälfte der Höhe nicht erreicht, da riß der Strick, der Dieb stürzte herab und brach den Hals. Ohne den Sohn Gottes ist ihm also die Rettung doch nicht gelungen und der Verbrecher mußte seine Gotteslästerung mit dem Tode büßen.

Gotteslästerung und Strafe.

Ein eigenthümlicher Fall gab am Podskall in Prag und in der Umgebung viel zu reden. Ein Floßmeister daselbst stieß Samstag Vormittags (Sept. 1865) in Gegenwart vieler Flößer eine Art Gotteslästerung aus wegen des mangelnden Regens, wegen dessen die Flößer nicht fahren können. Nachmittags wurde derselbe, ohne vorher unwohl gewesen zu sein, vom Schlage gerührt, todt gefunden, eben als man ihn benachrichtigen wollte, daß wegen seiner Aeußerung eine polizeiliche Anzeige erstattet wurde. Statt zur Prager Polizeidirektion, ist er zum Gerichte Gottes berufen worden.

Ein Gotteslästerer von einem Kinde zurechtgewiesen.

David Hume, ein englischer Philosoph und Gottes- und Christusläugner, speiste einst bei einem Freunde. Nach dem Essen zog sich nach englischer Sitte die Hausfrau in ihr Zimmer zurück und nun überließ sich Hume ungenirt seiner Laune und begann allerlei spöttische Aeußerungen über die Religion zu machen. Da unterbrach ihn der Freund und sagte: Aber höre, man thut dir doch nicht Unrecht, wenn man dich für einen Ungläubigen hält. Ein kleines Mädchen, mit dem der Philosoph gerne spielte, und das im Nebenzimmer war, hört's, eilt zur Mutter und fragte mit großer Ungeduld: Mutter, was ist denn ein Ungläubiger? bitte, bitte, sag es mir, ich muß es wissen. Sie antwortete: Ein Mann, der weder an Gott, noch Christus, nicht an den Himmel, noch an die Hölle, noch an ein Leben nach dem Tode glaubt. Einige Tage später kommt Hume wieder und wollte wie gewöhnlich das Kind grüßen und küssen. Aber das Kind riß sich los und lief davon. Der Philosoph ruft ihm nach: Was ist denn das, ich habe dir ja nichts zu Leide gethan? Es antwortete: Nein, aber ich kann nicht mehr mit dir spielen, kann dir keinen Kuß mehr

geben. Warum denn nicht, mein Herzchen? versetzte der Philosoph. Weil du ein Ungläubiger bist, war die Antwort. Ein Ungläubiger, fährt der Philosoph fort, ein Ungläubiger, was ist denn das? Das ist, erwiederte das Kind, einer, der weder an Gott, noch Christus, noch Himmel, noch Hölle, noch an ein Leben nach dem Tode glaubt. Aber, ruft ihm der Philosoph zu, thut dir denn das leid für mich? Ja freilich, sagte das Kind, sehr leid, und ich bete auch für dich! Wirklich, versetzte der Philosoph, und was sagst du denn zu Gott? Ich sage zu Gott: Sage doch diesem Menschen, daß ein Gott ist!

Gotteslästerung im Uebermuth, Strafe.

Im Oronoko-Gebiete wohnte vor zwei Jahren Eugen Torralva, der sich nicht wenig auf seine Pferdezüchterei zu gute that. Einst zeigte er einem Fremden seine Heerde und rief im Uebermuthe aus: Mir kann es niemals an Pferden fehlen und wenn es auch Gott wollte! Bald darauf kam eine Viehseuche in's Land, der auch die zahllosen Rosse Torralvas erlagen. Als der Fremde heuer vor einigen Wochen Jenem wieder begegnete, erkannte er den ehemaligen reichen Pferdebesitzer kaum wieder; er war ein armer Mann geworden, der kaum seine Blöße zu bedecken vermochte.

Eine neue Sekte von Gottesläugnern und Lästerern.

In Ancona herrscht die Cholera; die Bewohner dieser und der Nachbarstädte fliehen nach allen Seiten. Es suchen die Landbewohner sich selbst gegen diese Seuche zu schützen und verweigern allen Fremden die Aufnahme, indem sie dieselben mit Flinten und Heugabeln verjagen. Man erzählt unter andern, wie Unita schreibt, von einem Unglücklichen, welcher nach Ricanati flüchten wollte, aber dort durch die Einwohner zurückgewiesen wurde. Er wendete sich dann nach Loretto. Auf der Reise dahin wurde er von der Cholera befallen; er lag am Wege und bat vergebens um Hilfe. Er schleppte sich, so gut er konnte, bis an die Thore von Loretto und flehte laut, ihm doch wenigstens, bevor er sterbe, den Beistand eines Priesters zu verschaffen. Ein Geistlicher, welcher von dem Vorfalle benachrichtigt wurde, begab sich eilends zu dem Sterbenden, vor welchem Jedermann floh und widmete ihm alle Sorge, welche die Barmherzigkeit nur widmen kann. Wenige Augenblicke nachher starb der Unglückliche, mit Dank gegen Gott, daß er sich zuvor mit Ihm habe aussöhnen können. Bei seiner Beerdigung entdeckte man, daß der Leichnam an den Fußsohlen das Gepräge des Kreuzes trug. Der Unglückliche hatte sich in eine Sekte aufnehmen lassen, welche in nichts den sogenannten Solidairs oder Freidenkern in Belgien nachsteht, welche, um nach ihrer Meinung das Christenthum auszurotten, gegenseitig bei einem Todtenkopfe das Gelöbniß machen, ihre Kinder nicht taufen zu lassen und am Todtenbette jeden Priester abzuweisen. Die Anhänger dieses teuflischen Bundes, dem der hier erwähnte Verstorbene angehörte, schwören, nachdem sie ihrem Glauben entsagt haben, ewigen Haß gegen den Erlöser, und um jeden Augenblick ihr satanisches Gelöbniß zu wiederholen, lassen sie sich auf den Fußsohlen ein Kreuz malen, um das Zeichen der Erlösung

so in jedem Augenblicke mit Füßen treten zu können. Man sieht, der Teufel hat großen Zorn, weil er weiß, daß seine Zeit kurz ist. Die Bekehrung im Tode hatte der Unglückliche nur Maria zu verdanken, welche in Loretto verehrt wird.

Gottesläugner und Lästerer und seine Strafe.

Der aus dem Jahre 1849 bekannte badische Revolutionär Friedrich Neff sagte öffentlich, daß er weder an einen persönlichen Gott, noch an ein Jenseits glaube, jedoch erklärte er für den Fall, daß wirklich ein Gott sei, will ich die Rache dieses Gottes auf das Haupt desjenigen herabbeschwören, durch dessen Hinterlist ich einmal gefangen werde und den Tod erleiden muß. Einige Zeit später war Neff eben auf der Flucht begriffen und schon hatte er die Brücke bei Breisach passirt, und stand auf französischem Boden, den großen Koffer erwartend, der ihm nachgeführt wurde. Der Mann mit dem Koffer wurde mitten auf der Brücke angehalten und zwar vom Brückenwärter, der dem Träger eifrig zurief und winkte, näher zu kommen. Neff, der höchst unvorsichtig den Koffer mit seiner Adresse versehen hatte, war nun noch unvorsichtiger, zurückzukehren und sich dem Brückenwärter und einem langsam näher getretenen Gendarmen als Eigenthümer des Koffers zu erkennen zu geben. Da bereits an allen Grenzorten der Befehl eingetroffen, den Revolutionär nicht passiren zu lassen, so wurde er natürlich alsogleich arretirt und von den Preußen standrechtlich erschossen. Er liegt auf dem Wiehrer Kirchhofe begraben. — Was war das Ende des Brückenwärters? Vor anderthalb Jahren sahen wir den Kopf desselben zu Freiburg in einem Spiritusbehälter des anatomischen Kabinets aufbewahrt, als Rarität eines geheimen Verbrechers. Der Brückenwärter hatte nämlich seit langer Zeit große Verbrechen geübt, bis endlich durch ein neues das Maß seiner Sünden voll war, indem er einige Jahre nach der Gefangennehmung Neff's sein eigenes Kind durch Einschütten von Vitriol ermordete; er war darauf im Hofe desselben Gefängnisses, in dem Friedrich Neff die letzte Nacht zugebracht, im Jahre 1855 enthauptet worden. So ließ es also die Vorsehung zu, daß nicht nur der Ungläubige durch einen geheimen Sünder dem gewaltsamen Tode überliefert wurde, sondern auch dieser selbst desselben Verbrechertodes gestorben ist. Das letzte Wort, welches der Brückenwärter vor der Hinrichtung sprach, war: „Denselben Gott, den Neff öffentlich läugnete, habe ich heimlich durch meine bösen Werke geläugnet; nun aber erkenne ich, und spreche es aus mit Furcht und Zittern: Es gibt einen Gott und dieser Gott ist zugleich unser ewiger Richter!"

Verachtung der Götter und Religion straften selbst Heiden mit dem Tode.

In Athen geschah eine auffallende Frevelthat. An einem Morgen fand man nämlich alle Statuen der Götter in den Strassen und auf den Plätzen verstümmelt, mit abgeschlagenen Köpfen. Man hielt es für einen muthwilligen Streich einer betrunkenen Gesellschaft und da so etwas dem Alcibiades und

seinen Gesellen sehr ähnlich sah, so schöpfte man Verdacht gegen ihn. In Athen traten Ankläger wider ihn auf und bewiesen sogar, daß er in jener Nacht wirklich ein Zechgelage in seinem Hause gehalten, bei welchem die Gäste im höchsten Uebermuthe sogar die eleusinischen Geheimnisse der Demeter spöttisch nachgemacht und so das Heiligste entweiht hätten; Alcibiades hätte den Oberpriester vorgestellt, ein Anderer den Fackelträger und die Uebrigen hätten andere Priesterrollen übernommen; so wäre das Heiligste von den Verwegenen als Gegenstand des Spottes behandelt worden. Alcibiades wäre getödtet worden, wenn er nicht mit seinen Freunden entsprungen wäre; denn auf solche Entweihung heiliger Handlungen war nach Athenischen Gesetzen der Tod gesetzt. Man zog seine Güter ein, errichtete ihm Schandsäulen und alle Priester mußten einen schrecklichen Fluch über ihn aussprechen. Gotteslästerung ist also schon nach dem natürlichen Gefühle des Menschen ein schweres Verbrechen.

Gotteslästerung und Strafe.

Der gottlose griechische Kaiser Copronymus bemühte sich, wie die Irrlehrer es forderten, die Verehrung der allerseligsten Jungfrau aus den Kirchen und dem Gottesdienste auszumerzen. Einst, als er eben eine Börse voll Goldmünzen in der Hand hatte, gab ihm der Satan den Gedanken ein, seine Verachtung gegen Maria gründlich zu erklären. Er hob die Börse empor und fragte seine Höflinge: Wie viel ist diese werth? Sie sagten: Wie es scheint, sehr viel. Er schüttete nun das Geld aus, zeigte die leere Börse und fragte neuerdings: Wie viel ist die Börse jetzt werth? Sie antworteten: Wenig oder nichts. — Nun denn, sprach er triumphirend, im Dünkel seiner Weisheit: Eben so ist's mit Maria. So lange sie Christum in sich trug, war sie aller Ehre und Hochachtung würdig; nach seiner Geburt war sie weder mehr noch besser, als andere Frauen. Wie ging es diesem wüsten Copronymus in seinem letzten Stündlein? Er starb eines überaus harten Todes, und schrie in den letzten Augenblicken aus aller Macht: Ehret die Mutter Gottes! Haltet die Mutter Gottes in Ehren!

Die Gotteslästerer muß man brüderlich zurechtweisen.

Wenn der heilige Vinzenz von Paul ein Fluchwort, eine Gotteslästerung oder sonst eine sündhafte Rede hören mußte, so nahte er sich dem, der so etwas vorgebracht hatte, um ihn freundlich zurecht zu weisen. Er that dieses mit entblößtem Haupte, mit liebreichem Angesichte und mit sanften, demüthigen Worten. Er stellte solchen Menschen vor, wie ungeziemend es sei, so von Gott zu sprechen und seine unendliche Majestät zu entehren. Dasselbe verlangte er auch von den Seinigen und setzte hinzu: Ich weiß Keinen, der meine Ermahnung übel genommen hätte, und diese Zurechtweisungen sind mir allzeit mit der Gnade Gottes gelungen.

Ein Gotteslästerer und Läugner zum Bekenntniß gezwungen.

Ein junger Spanier, von adeliger und glänzender Herkunft, war gewohnt, ganze Tage und Nächte bei den Würfeln zu sitzen. Er hatte viel verspielt, wurde aber dadurch nicht von seiner Leidenschaft geheilt. Als er nun wieder spielte und Alles verlor, da betete er innerlich zu Gott, er möge ihm nur so lange Glück geben, bis er das Verlorne wieder gewonnen habe. Doch das Verlieren ging fort, Gott erhörte ihn nicht. Nun erboßte er sich gegen Gott und entsagte dem Glauben an Gott, ja er bestieg das Pferd, das ihm die Gläubiger noch gelassen hatten, ritt auf den Markt und forderte Jeden zum Zweikampfe heraus, der noch an einen Gott glaube. Man sah ihm es an, daß er übernächtig sei und man wußte nicht, ob er im Rausche spreche, oder ein Narr sei. Da stach ihn eine Wespe durch das Visir so empfindlich, daß er im Schmerze den Helm abnahm und zur Erde warf. Nun stach ihn die Wespe in's offene Gesicht, so daß er dasselbe im Sand verbergen mußte; desto erbitterter griff sie nun sein Hinterhaupt an und den Nacken und verursachte ihm so grausame Qualen, daß der Frevler mit lauter Stimme bekannte: Es sei wahrhaftig ein Gott im Himmel, der die Menschen züchtige und ihren Uebermuth bestrafe.

Gotteslästerische Gedanken sind vom Teufel.

Ein gewisser Bruder wurde vom Geiste der Gotteslästerung angefochten und schämte sich, es zu sagen. So oft er irgend von einem großen Altvater hörte, reiste er zu demselben hin, um sich ihm zu entdecken; allein wenn er bei ihm angekommen war, schämte er sich wieder, etwas zu sagen. Als er aber häufig zum Abt Poemen kam, gewahrte dieser Altvater, er habe Gedanken und sprach zu ihm Siehe, mein Sohn, du kommst oft so voll Gedanken zu mir und gehst wieder traurig mit diesen Gedanken belastet von mir weg; sage mir also, was dir fehlt? Jener antwortete: Der Teufel versucht mich mit Gotteslästerungen und ich schämte mich noch stets, es zu sagen; so wie er aber die Sache entdeckt hatte, schien ihm die Anfechtung geringer zu sein. Der Altvater sprach zu ihm: Betrübe dich nicht, mein Sohn! wenn dir wieder ein solcher Gedanke kömmt, so sage: Ich habe keine Ursache, Gott zu lästern; diese Sünde komme über dich selbst, Satanas! meine Seele will sich damit nicht abgeben. Denn wenn die Seele eine Sache selbst nicht will, so wird sie nicht lange andauern. Hierauf ging der Bruder geheilt hinweg.

Gotteslästerung und Strafe.

In der Stadt Heliopolis am Libanon war ein Schauspieler, Namens Gajanus, welcher einst vor dem versammelten Volke im Theater die heilige Mutter Gottes lästerte. Da erschien ihm Maria und sprach zu ihm: Was habe ich dir Uebles gethan, daß du mich vor einer so zahlreichen Versammlung verkleinerst und beschimpfest? Er aber stand auf und weit entfernt, sich zu bessern, lästerte er noch mehr. Daher erschien ihm Maria zum zweitenmale,

wies ihn zurecht und sprach: Ich bitte dich, füge deiner eigenen Seele keinen so großen Schaden zu! Er aber trieb es noch ärger in seinen Lästerungen, als vorher. Deßwegen kam die Mutter Gottes zum drittenmale und wiederholte die nämliche Warnung. Weil aber auch dießmal der Schauspieler sich nicht besserte, sondern seine Ruchlosigkeit vielmehr zunahm, erschien ihm, während er Mittags schlief, die Mutter Gottes zum letztenmale; allein ohne etwas zu reden, sondern nur mit dem Finger auf seine Hände und Füße deutend. So wie er aber erwachte, fand er dieselben abgehauen und so als ein unnützer verstümmelter Rumpf daliegend, bekannte er Allen, warum er dieß leiden müsse und daß die Strafe für seine verbrecherischen Lästerungen noch gelinde sei.

Gotteslästerung und Strafe.

Man liest in der Lebensgeschichte des heiligen Albert, eines Karmeliten, daß einst zu Trapani ein Spieler, der all sein Geld verloren hatte, zwei Bilder wahrnahm, das eine das Bild unserer lieben Frau, das andere jenes des heiligen Albert. In einer Anwandlung von Wuth und Verzweiflung ergriff er seinen Degen und sagte: Ich habe dich oft angerufen, Heiliger und du hast mir nicht geholfen, ich kann dich nicht mehr leiden; und du Maria, die man Mutter der Gnaden nennt, auch du hast meinen Bitten dein Ohr verschlossen. Darauf stach er auf diese Bilder los, welche Blut vergossen; allein der Blitz fiel vom Himmel und verwandelte diesen Gottlosen in Asche.

Gotteslästerung und Strafe.

In einem Dorfe Burgunds in Frankreich war ein schönes Muttergottesbild. Um es zu ehren, kamen die Bewohner miteinander überein, daß jeden Abend einer von ihnen auf seine eigenen Kosten die Lampe anzünden und dermassen unterhalten sollte, daß sie bis zum andern Tage brenne. Nachdem eine gewisse Anzahl von ihnen diese Pflicht erfüllt hatte, weigerte sich der, an den nun die Reihe kam, aus Geiz oder Laune, dieses ebenfalls zu thun, indem er sagte: Braucht dieses Weib ein Licht? Geht sie denn nicht bald zu Bette? Kaum hatte er diese gottlosen Worte ausgesprochen, als er von unheilbarer Blindheit befallen wurde. Das Merkwürdigste aber an der Sache war, daß er sein Gesicht des Abends zu derselben Stunde verlor, wo man die Lampe anzünden sollte und dessen bis zum Morgen des anderen Tages beraubt blieb. Ohne Zweifel hatte Maria Mitleid mit der Armuth dieses Menschen; zu gleicher Zeit wollte sie ihn aber für seine gottlose Spötterei strafen.

Gotteslästerung und Strafe.

Auf der Landstrasse, die von Freiburg in das badische Oberland führt, steht eine Kapelle, die in neuester Zeit sehr schön restaurirt wurde. Vor noch nicht so langer Zeit stand in derselben ein Muttergottesbild, mit dem sich Folgendes zugetragen: Ein muthwilliger, gottloser Student, seiner Geburt nach Protestant, der aber keine Religion und keinen Glauben hatte, sägte dem Marienbilde den Hals ab und warf das Haupt in den nahe vorbeifließenden Bach.

Sogleich entstand an seinem Halse ein blutrother Streifen, dieser Streifen ging in Brand über und der Hals faulte förmlich ab. Alle Professoren der Universität konnten ihm nicht helfen und unter gräßlichen Schmerzen starb er im Spitale.

Gotteslästerung und Strafe.

Als der heilige Bischof Otto in Stettin predigte, trug zur Bekehrung jener Heiden die Bestrafung einer Gotteslästerin viel bei. Sie war reich und angesehen, aber auch gottlos und verachtete die Lehren und Ermahnungen des heiligen Bischofs. An einem Sonntage, während die Leute in die Kirche gingen, nahm sie ihr Gesinde zusammen und ging mit ihm auf's Feld, um das Getreide zu schneiden, indem sie dabei sprach: Das ist viel gescheidter, als wer weiß was für einem neuen Gott dienen, den Otto predigt. Als sie sich bückte, und mit der Sichel die erste Hand voll Getreide abschnitt, mußte sie auch so gebückt bleiben und konnte sich nicht mehr aufrichten und diese Strafe ihrer Gotteslästerung mußte sie ihr Leben lang tragen. Es strömten die Menschen herbei, um sie zu sehen und dieß Wunder bewog sie, Christen zu werden.

Gotteslästerung.

Der Missionär Brebeuf und Lalemant wurden von den Huronen gemartert. Sie sagten zum Brebeuf: „Du hast uns immer gesagt, je mehr wir hier auf Erden leiden, desto größer werde unsere Krone im Himmel sein; dank uns, denn wir legen dir eine im Himmel zurecht, die kostbar über alle Maßen ist. Wir taufen dich, auf daß du ein Seliger im Himmel werdest, denn ohne eine gründliche Taufe kommt man dort nicht hinein." So sprachen die Wilden spottend. Dann machten sie Wasser siedend, schnitten ihnen die Kopfhaut ab und begoßen diese Stelle mit siedendem Wasser, worauf die heiligen Martyrer ihren Geist aufgaben.

Gotteslästerung und Strafe.

Als der heilige Capistran fünfzig Tage sich in Wien aufhielt, predigte er täglich bei unermeßlichem Zulauf des Volkes. Dieß verursachten die Wunder, die er häufig wirkte. Ein adeliger Herr äußerte einmal seinen Unglauben, als man von den vielen wunderbaren Heilungen des Pater Capistran erzählte, indem er sprach: Ich will daran glauben, wenn mein blinder Hund sehend wird, Der Gotteslästerer hatte bald Ursache, daran zu glauben; denn der Hund ward sehend, er selbst aber blind.

Gotteslästerung und Strafe.

Als im Jahre 1529 die Türken Wien belagerten, kamen etliche Schaaren bis nach Mariazell, in der Meinung, sich dort einen großen Raub zu holen. Als sie aber zu der Säule gekommen, welche außerhalb des Marktfleckens auf der Wiener Strasse steht, rannte der Anführer mit großer Gewalt auf ein Frauenbild los, welches auf dieser Säule stand, um es herab zu stürzen, mußte aber zweimal zurückweichen. Als er zum drittenmale mit noch größerer Gewalt

ansetzte, stürzte er geblendet vom Pferde, so daß die übrigen Türken hierüber erschreckt zurückwichen. Es blieb aber bei dem nicht. Zur selben Zeit sah man eine schöne glänzende Krone über der Kirche. Des anderen Tages kamen noch größere Türkenschaaren, legten den Markt Zell in Asche und wollten auch die Marienkirche in Brand stecken. Sie schossen brennende Pfeile in das Kirchendach, doch es wollte nicht fangen, die Pfeile allein verbrannten, das Dach und die Kirche blieben unversehrt. Diese Türken sind nachher zur wohlverdienten Strafe zu Neuwald von den Christen geschlagen und Alle erlegt worden.

Gotteslästerung und Strafe.

Im Jahre 1505 pilgerten drei Frauen nach Dettelbach in Folge der Erzählung von den wunderbaren Vorfällen bei dem heiligen Bilde daselbst. Sie waren alle drei aus einem Dorfe. Als sie in die Nähe des Dorfes Summerach kamen, bemerkte sie ein gewisser Johann Hofmann, der in einem Weinberge arbeitete und sprach zu ihnen: Wohin lauft ihr denn so eilig, meine Frauen? Sie antworteten: Zu Unserer Lieben Frau von Dettelbach, welche so viele Wunder thut. O ihr Narren, schrie Hofmann, wohin lauft ihr Leichtgläubigen? Wollt ihr etwa eine neue Wallfahrt aufbringen? Dabei schlug er ein Gelächter auf; die Frauen aber setzten ihren Weg fort. Doch bald erreichte die Strafe den Spötter und in der Strafe sollte er erkennen, wie böse es sei, den Mund gegen die heilige Jungfrau zu öffnen. Geschlagen von Gottes Hand fing er an, wie ein Ochs zu brüllen; sein Verstand entfloh, er ward wie ein Wahnsinniger. Sobald er aber die Rache Gottes an sich fühlte, verließ er seine Arbeit, lief barhaupt und barfuß, nur im Hemde, den drei Frauen nach und kam noch vor ihnen zum heiligen Bilde, dort kniete er nieder, flehte inständigst zu Maria um Vergebung seiner Unbesonnenheit und ward sogleich geheilt. Viele waren Zeugen dieses Ereignisses, welche in den Weinbergen in der Nähe des Bildes arbeiteten und von dem Unglücklichen und den drei Frauen den Hergang der Sache erfuhren.

Gotteslästerung und Strafe.

Im fünfzehnten Jahrhundert lebte in Schottland, dessen Bewohner später größtentheils den heiligen katholischen Glauben verlassen haben, der heilige Bischof Gavinus zu Aberdeen, einer Stadt an der Mündung des Flußes Dar. Ueber diesen Fluß ließ der heilige Bischof eine Brücke und zum Anfange derselben der Mutter Gottes eine Kapelle bauen; daneben war auch ein Brunnen, der allerseligsten Jungfrau geweiht. Diese Kapelle wurde von dem Volke sehr besucht und die mit Vertrauen zu Maria beteten, erlangten viele Gnaden. Als aber die Bewohner der Stadt vom katholischen Glauben abfielen, da setzte sich eines Tages ein Irrgläubiger spottend an den Brunnen, stieß abscheuliche Worte gegen die Mutter Gottes aus, und verunreinigte die Quelle mit seinem Unrathe. Aber siehe, die Strafe folgte ihm auf dem Fuße nach; es befiel ihn plötzlich die sogenannte Wolfskrankheit, nämlich ein fürchterlicher Heißhunger, so daß er sich nicht satt essen konnte. Von Speisen vollgestopft schwoll er auf

und starb eines jämmerlichen Todes. Noch vor seinem Tode bekannte er, daß Gottes Hand ihn geschlagen habe und ermahnte die Umstehenden, ja die Mutter des Herrn nicht zu lästern. Die Kapelle aber, wo so viele Leidende Trost erhielten, wird wahrscheinlich nicht mehr stehen. Diesen Trost, diese Hilfe hat die Ketzerei geraubt!

Gotteslästerung und Strafe.

Oliver Tempel, ein erfahrner und tapferer Kriegsmann, der die Stadt Brüssel besetzt hatte, fiel in einer Nacht im Jahre 1580 unvermuthet die Stadt Hall an, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Unter seinen Soldaten befand sich ein gewisser Johannes Zwyck, ein Mensch ohne Religion, lasterhaft und von gottloser Zunge. Dieser sagte öffentlich: Er wolle dem Weiblein zu Hall — damit meinte er die Mutter Gottes — mit eigenen Händen die Nase abschneiden. Die Himmelskönigin hatte diese Lästerung gehört; die Strafe blieb nicht aus. Unter den ersten Schüssen, die fielen, traf den Lästerer eine Kugel und riß ihm die Nase weg. Ein anderer Soldat, Namens Johannes Ryssel-mann, stieß mit noch größerer Wuth die Worte aus: Ich werde das heilige Bild nach Brüssel bringen und dort öffentlich verbrennen. Gott hörte ihn, plötzlich traf ihn ein Schlag und er fiel todt zur Erde nieder.

Gotteslästerung mit Zulassung fleischlicher Versuchung bestraft.

Ein Altvater wurde von der Fleischeslust gar hart angefochten; denn er brannte von unerträglicher Gluth der bösen Begierden. Der Altvater, dem er dieß klagte, der die innere Ursache und den Ursprung seines Uebels wohl durchschaute, sagte seufzend: Der Herr würde dem bösen Geiste keine Macht über dich gegeben haben, wenn du ihn nicht gelästert hättest. Von größter Verwunderung ergriffen, bekannte der Bruder, er habe den Sohn Gottes mit einem gottlosen Gedanken gelästert. Die Versuchungen der Fleischeslust waren die Strafe seiner Gotteslästerung.

Gotteslästerung und Strafe.

Lucas Tudensis lib. 3. cap. 14. schreibt: Zu Lodi im Mailändischen hielt man im Spitale eine zahme Katze von ganz sanfter Natur. Da kam ein Unbekannter krank in's Spital, welcher das allerheiligste Sakrament des Altars lästerte. Alsogleich fiel ihn die Katze an und versetzte ihm Biße und Wunden in den Hals, so daß ihn die Anwesenden ermahnten, seine Gotteslästerungen zu unterlassen. Nachdem es mit ihm zum Sterben kam, ermahnte ihn der Priester, die heilige Beichte zu verrichten und die heilige Wegzehrung zu empfangen; der Kranke richtete sich auf und spie dem Priester in's Gesicht, indem er zugleich noch gräulichere Gotteslästerungen ausstieß. Darauf fiel ihn die Katze wüthend mit den Zähnen und Klauen an und würde ihn umgebracht haben, hätten sie nicht starke Männer weggerissen. Als er gestorben war, begrub man ihn außerhalb der Stadt in einem ungeweihten Boden. Man mußte während der Zeit die Katze einsperren. Als man sie herausließ, suchte sie den Gotteslästerer

allenthalben im Spitale; endlich kam sie auf die Spur, fand sein Grab, scharrte die Erde auf so lange, bis sie vor Mattigkeit einging. Dieß geschah in Gegenwart vieler Menschen zu ihrer höchsten Verwunderung.

Gotteslästerung und Strafe.

In Peru brachte ein spanischer Soldat, ein gottloser Mensch, mit Gewalt eine Indianerin zum Beischlaf. Bei der Nacht entstand ein so furchtbares Gewitter, daß vor den heftigen Blitzen und Donnerschlägen die Häuser bebten. Das Weibsbild rief erschrocken: O Jungfrau Maria hilf! Der Bösewicht lachte hierüber und sprach: Du bist eine Narrin; die Maria kann dir nicht helfen! Kaum hatte er die Lästerworte ausgesprochen, so schleuderte ihn der Blitz aus dem Bette fünf Schritte weit und verbrannte ihn zu Asche. — (Historia Peruan. anno 1589.)

Warum geht es den Gottlosen hier gut?

Ein Altvater erzählte, es seien in seiner Nachbarschaft zwei Einsiedler gewesen, ein Fremder und ein Einheimischer; der Fremde war aber etwas nachlässiger, der Einheimische aber sehr eifrig. Da geschah es, daß der Fremde in Frieden entschlief. Der benachbarte Altvater hatte aber die Gabe der Vorhersehung und sah eine große Schaar von Engeln, welche dessen Seele heimführten und als er an die Himmelspforte kam, wurde über ihn Gericht gehalten. Es ertönte eine Stimme von oben: Es ist offenbar, daß er etwas nachlässig war, aber weil er fremd war, lasset ihn ein. Später entschlief auch der Einheimische und seine ganze Verwandtschaft kam zu ihm, um ihn zu trösten und zu pflegen. Hier sah der Altvater keine Engel kommen, um dessen Seele abzuholen und aus Verwunderung fiel er auf sein Angesicht vor Gott nieder und sprach: Wie gelangt jener nachlässige Fremde zu solcher Ehre, während dieser Eifrige derselben nicht gewürdigt wurde? Eine Stimme antwortete ihm: Dieser Eifrige wurde zur Zeit seines Todes von seinen Verwandten besucht, getröstet, gepflegt; seine Seele wurde hier getröstet. Jener Fremde aber, obwohl er etwas nachlässig war, sah Niemand von den Seinigen; das betrübte ihn und er weinte; deßhalb hat Gott ihn getröstet.

Gottesraub und Strafe.

Ungefähr sechs Meilen von Beirut haben die katholischen Maroniten eine der allerseligsten Jungfrau geweihte Kapelle. Nachdem die Türken zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Maroniten den Flecken Ghasir, welcher nur eine kleine Strecke entfernt war, in Brand gesteckt hatten, wagten sie es nicht, die Kapelle der allerseligsten Jungfrau zu zerstören; aber viele Türken kamen des Nachts herüber, um die frommen Gaben zu stehlen, welche an den Wänden der Kapelle herum hingen. Die Strafe folgte dem Kirchenraube auf dem Fuße nach. Denn diese Unglücklichen, zwanzig an der Zahl, wurden leblos im Thale gefunden, das die Kapelle von dem Flecken Ghasir trennt; und da man an ihren Leichen keine Spur eines gewaltsamen Todes fand, so wurde und wird noch

heute dieses Thal: das Thal der Erdrosselten genannt. Seitdem nahen sich auch die Ungläubigen der Kapelle mit Ehrfurcht.

Gott geht den Sündern nach, wie dem verlornen Schafe.

Zur Zeit der französischen Revolution lebte zu Lyon ein Mann, der alles Glaubens los und bar, von Religion und religiösen Uebungen ganz und gar nichts wissen wollte. Dieser Unglückliche begegnete einst einem Priester, der die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Der Gedanke, vor dem Allerheiligsten Anstandshalber das Haupt entblößen zu müssen, machte ihn verworren, und unwillig über dieses Zusammentreffen floh er von Gasse zu Gasse. Aber sonderbar! der Priester folgte ihm Schritt für Schritt, weil er keinen anderen Weg zu nehmen hatte, um nach dem Aufenthaltsorte des Kranken zu gelangen. Der Ungläubige war seiner nicht mächtig; er ging durch die erste vor ihm offen stehende Hausthüre und der Priester ihm nach; denn gerade das war die Wohnung des sterbenden Kranken. Auf einmal sah er sich von den Personen, welche das heilige Sakrament begleiteten, umgeben. Jetzt wurde er bestürzt; er konnte nicht mehr entfliehen. In diesem Augenblicke rührte ihn die Gnade und brachte sein Inneres in die heilsamste Bewegung. Wie? sprach er zu sich selbst, ich fliehe Gott und dieser eilt mir nach? Nein, Herr, ich will nicht länger widerstehen. Ich bringe Dir ein gläubiges Herz zum Opfer dar; fest und unerschütterlich soll mein Glaube sein; ich schwöre von nun an all meinen Unglauben ab und will Dir treu bleiben bis in den Tod. Und er hielt sein Wort. Aus einem Ungläubigen wurde er ein Gläubiger, aus einem Anhänger der Welt ein eifriger Diener Gottes, aus einem Sünder ein Büßer.

Gott geht den Sündern nach und benützt Alles zu ihrer Bekehrung.

Aus Salzburg schreibt das Salzburger Kirchenblatt Folgendes: Am 11. April 1864 erhielt der Organist an der Metropolitankirche M. ein Billet vom Herrn von Z. mit der Bitte, noch Vormittags sich zu Letzterem begeben zu wollen. Der Organist kam erst nach zwölf Uhr von seinen Lektionen nach Hause, wo man ihm das Billet übergab, mit dem Beifügen, daß der Bediente schon zum zweitenmale hier gewesen sei und gebeten habe, daß M. ja gewiß noch vor Tische kommen wolle. Derselbe ging nun hin zu Herrn v. Z., wurde sehr freundlich empfangen, der Frau und Tochter vorgestellt und man setzte sich. Herr v. Z. erzählte nun Folgendes: „Am 24. März (Gründonnerstage) saß ich Abends wie gewöhnlich im Gasthause, als Sie hinsichtlich Ihres Orgelspiels von allen Gästen gelobt wurden; denn zufällig sind alle Tischgenossen, die wir täglich zusammen kommen, musikalisch; Jeder kannte Ihr Orgelspiel, nur ich nicht. Ich bin zwar auch ein Freund der Musik und würde auch gerne Ihr Orgelspiel gehört haben, wenn ich dasselbe außer der Kirche hätte hören können; denn Sie müssen wissen, daß ich seit 1850, in welchem Jahre ich pensionirt wurde und daher nicht mehr gezwungen war, ex officio eine Kirche zu besuchen, auch keine mehr betreten habe. Zur heiligen Beichte bin ich seit meinen

vollendeten Studien, also über dreißig Jahre, nicht mehr gegangen. Und obgleich von Natur kein böser Mensch, war ich doch immer im Lager der Gegner der katholischen Kirche zu finden und heulte fleißig über „Pfaffen, Finsterlinge, Ultramontane“ ꝛc. mit. Seit ich hier bin, gehe ich täglich Sommers und Winters in's Kaffeehaus frühstücken und so ging ich bald nach Ostern bei der Kirche vorüber, als ich in selber Orgel spielen hörte. Neugierig, Ihr Spiel zu hören, um dasselbe nach meinen schwachen Kräften selbst beurtheilen zu können, ging ich in die Kirche. Da aber nur ein Meßlied gespielt wurde, habe ich mich schnell wieder fortgemacht. Nach eingenommenem Frühstücke wieder vorübergehend, hörte ich abermals Orgeltöne und ich ging nochmals in die Kirche. Von einer Andacht war natürlich bei mir keine Rede, aber ich hörte dießmal mehr präludiren, welches mich auch mehr ansprach. Ich habe mir die Stunde gemerkt und kam des andern Tages wieder und immer wieder. Zudem sah ich täglich Frauen und Mädchen, Männer und Jünglinge mit wahrer heiliger Andacht den Leib des Herrn empfangen; ich versetzte mich in meine Kinderjahre, in die glückliche Kinderzeit. Diese Andacht der Leute, so wie das Fromme und Rührende, das in Ihrem musterhaften, zur Andacht stimmenden Orgelspiele lag, rührte plötzlich mein Herz; ich wurde weich — und gestern legte ich die heilige Beichte ab und heute ist der glückliche Tag, wo ich wieder meinen Erlöser in mich aufnehmen durfte.“ Herr v. Z. war so ergriffen, daß er nicht weiter sprechen konnte. Beide gingen im Salon auf und ab. Frau und Tochter kamen wieder herbei; besonders schien die Frau über die Wandlung ihres Gemahls sehr glücklich zu sein; der Organist wurde wie zur Familie gehörig behandelt. Nun ging man zu Tische. Herr v. Z. hat heute zum erstenmal wieder nach so langen Jahren zu Tische gebetet und zwar jenes Gebet, das ihn seine Mutter als Kind gelehrt, laut vorgebetet. Erst spät am Abende trennte man sich und der Organist mußte sich seither öfter bei der Familie Z. einfinden. So geht Gott den Sündern nach und benützt dazu selbst das Vergnügen an der Musik und am Orgelspiele.

Gott hilft zu rechter Zeit.

Der Kaufmann Alexander Rößler, ein geborner Steiermärker, der seit vielen Jahren in Amerika lebte, und sich dort ein hübsches Vermögen erwarb, traf am 5. Juni 1866 in Wien ein, um sich in seine Heimath zu begeben. Abends besuchte er das Karltheater in der Leopoldstadt und als er nach geendeter Vorstellung durch die Praterstrasse ging, sprach ihn ein Bettler um ein Almosen an. Rößler reichte ihm ein Geldstück, in dem Augenblicke sahen sich Beide beim Scheine der Gasflamme in's Gesicht und mit dem Rufe: Mein Sohn! Mein Vater! stürzten sie sich in die Arme. Der greise Bettler war wirklich Rößlers Vater. Die stürmischen Freudenäußerungen des alten Vaters lockten viele Personen herbei und unter Thränen erzählte er nun seinem Sohne, wie er durch Unglück und Krankheit an den Bettelstab gekommen sei. „Laßt's gut sein, Vater,“ sagte der Sohn, „nun hat die Noth ein Ende, Gott hat uns wunderbar zusammen gebracht; jetzt wollen wir uns nicht wieder

trennen; Gott sei gelobt!" Nächsten Tages reisten Vater und Sohn in ihre Heimath.

Zur Liebe und Treue gegen Gott verbindet uns die Dankbarkeit für seine Wohlthaten.

Kosroes, König von Persien, hatte an der Spitze seines Heeres einen Feldherrn, der sich ebenso sehr durch Tapferkeit und Kriegserfahrung, als durch Geistesgröße auszeichnete. Rustem war sein Name. Nachdem derselbe seinem Herrn lange Zeit treu gedient hatte, wurde er angeklagt, daß er ihn verrathen wolle. Wenn dieser Mann, dachte Kosroes, welcher der Abgott meiner Krieger ist, sich erkühnt, die Fahne der Empörung aufzustecken, wen könnte ich ihm entgegenstellen, der so geschickt und mächtig wäre, als er? Der König zog diejenigen von seinen Ministern zu Rathe, in die er das größte Vertrauen setzte. Alle stimmten darin überein, man müsse den Treulosen in Ketten legen; und es schien, Kosroes wolle sich nach ihrem Rathe richten. Am folgenden Tage ließ er Rustem zu sich kommen; aber anstatt ihn in's Gefängniß zu werfen, überhäufte er ihn mit neuen Wohlthaten. Die Güte und das Zutrauen des Monarchen rührte Rustem und bestärkte ihn in seiner Treue. Hierauf berief Kosroes seine Minister wieder zu sich und sprach zu ihnen: Ich habe eueren Rath befolgt und Rustem mit den stärksten Banden gefesselt; für Hände und Füsse braucht man viele Ketten, für das Herz aber ist nur eine eine einzige nöthig — die Dankbarkeit. Gott macht es gerade so mit uns, wie Kosroes.

Blumen, Bäume, Thiere und Berge fordern uns auf, Gott zu lieben.

Wenn die heilige Maria Magdalena von Pazzis eine Blume betrachtete, ward sie ganz von Liebe zu Gott entzündet und rief aus: So hat denn Gott aus Liebe zu mir von Ewigkeit her daran gedacht, diese Blumen zu erschaffen! So ward die Blume für sie gleichsam ein Liebespfeil, der sanft ihr Herz durchdrang und es immer mehr mit Gott vereinigte. — Die heilige Theresia machte sich beim Anblicke eines Baumes, eines Baches, einer Wiese oder einer Quelle Vorwürfe über ihren Mangel an Liebe zu Gott, der alle diese schönen Gegenstände erschaffen hatte, um von ihr geliebt zu werden! — Ein frommer Einsiedler glaubte dieselben Vorwürfe von den Kräutern und Blumen zu vernehmen, die er auf dem Wege traf und sprach deßhalb zu ihnen, indem er mit dem Stabe darauf schlug: Schweigt! schweigt! ihr nennt mich einen Undankbaren und sagt mir, daß Gott aus Liebe zu mir euch erschaffen hat und daß ich ihn dennoch nicht liebe; aber ich verstehe euch! Schweigt nur und macht mir keine Vorwürfe mehr! — Mein Herr und mein Gott! sprach der heilige Augustin, Alles, was ich auf und über der Erde sehe, Alles ruft mir zu und fordert mich auf, Dich zu lieben; denn Alles sagt mir, daß Du es mir zu Liebe erschaffen hast! — Der ehrwürdige Rance, Stifter des Trapistenordens, sah nie die Hügel, Quellen, Vögel, Blumen, Sterne und den Himmel an, ohne sich von Liebe zu Gott entflammt zu fühlen, der sie ihm zu Liebe erschaffen hat.

Gott muß man alle Ehre zuwenden.

Da der heilige Franziskus vom Volke täglich sehr hoch verehrt wurde und die Menschen seine Hände, sein Oberkleid, seine Füße, ja seine Fußtritte aus Ehrfurcht gegen seine Heiligkeit küßten, und es nicht verwehrte: so zweifelte einer seiner Gefährten an der Demuth des Heiligen, und als stieße er sich an dem, daß er solche Ehrenbezeigungen zulasse, sagte er zu ihm: Bruder, siehst du nicht, was diese thun und du läßt dieses geschehen? Die Menschen ehren dich über die Massen hoch und preisen dich als einen Heiligen, und du weisest dieses nicht ab, ja es scheint sogar, als gefallest du dir in diesem allem. Was ist das? Der Heilige erwiederte: Bruder, statt solches zurückzuweisen, dünkt mich das noch zu wenig; die Menschen sollten noch mehr thun. Der Bruder, noch mehr aus der Fassung gebracht, sagte: Das verstehe ich nicht, daß du, Bruder, für einen Heiligen gelten willst und nach Lob und Ehre der Menschen dürstest. Darauf antwortete der heilige Vater: Bruder, verstehe mich recht! Nicht mir gebe ich diese Ehre, sondern ich überlasse sie ganz Gott; mich selbst aber erhalte ich im Bewußtsein meiner Niedrigkeit. Ich erkenne meine Sündhaftigkeit. Die Menschen gewinnen aus dieser Ehrerbietung nicht geringen Nutzen, denn sie ehren Gott in mir. Man ehrt die Bilder und Statuen Mariä und der Heiligen, aber das Holz wird nicht von Stolz aufgeblasen und erhebt sich nicht wegen dieser Ehre; ebenso erhebe auch ich mich nicht, sondern gebe alle Ehre Gott.

Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich.

Im zwölften Jahrhunderte lebte zu Florenz eine Frau, Benedikta genannt, die aber ein gottloses und schändliches Leben führte. Zu ihrem Glücke predigte der heilige Dominikus in jener Stadt, den zu hören sie aus bloßer Neugierde in die Kirche ging. Aber Gott rührte ihr Herz während der Predigt so sehr, daß sie sich weinend zu dem Beichtstuhle des Heiligen begab. Dominikus hörte ihre Beichte, gab ihr die heilige Lossprechung und befahl ihr, den Rosenkranz zu beten. Indeß war bei ihr die Gewohnheit zu sündigen so stark, daß die Unglückliche bald darauf wieder zu ihrem Lasterleben zurückkehrte. Als der heilige Dominikus das erfuhr, suchte er sie auf und bewog sie, von Neuem zu beichten. Um die reumüthige Sünderin in ihrer Bekehrung zu stärken, zeigte ihr Gott eines Tages in einem Gesichte die Hölle und mehrere Seelen in derselben, an deren Verdammniß sie Schuld gewesen war. Darauf öffnete der Herr ein Buch und gab ihr die fürchterliche Verhandlung über alle ihre Sünden zu lesen. Es schauderte die arme Büßerin bei dieser Lesung, aber voll Vertrauen wandte sie sich an Maria um Hilfe und die göttliche Mutter erlangte ihr von Gott eine gewisse Zeit, in der sie alle ihre Sünden beweinen könnte. Hierauf führte Benedikta einen gottseligen Lebenswandel. Da sie aber jene furchtbare Verhandlung ängstigte, so bat sie Maria, zu bewirken, daß ihre Sünden aus jenem Buche gelöscht würden. Maria erschien ihr und erinnerte sie, oft zu betrachten, daß Viele um geringerer Sünden willen verdammt worden

seien; hierauf offenbarte sie ihr, daß ein Knabe von acht Jahren an demselben Tage, um einer einzigen Sünde willen verdammt worden sei. Nachdem nun Benedikta dem Befehle Mariä treu nachgekommen war, erschien ihr eines Tages Jesus, der ihr jenes Buch zeigte und sprach: Siehe, deine Sünden sind ausgelöscht, das Blatt ist ganz weiß, schreibe jetzt Tugenden und Liebesakte hinein. Das that sie, denn sie lebte wie eine Heilige und starb eines gottseligen Todes. Warum verdammte Gott den Knaben und diese große Sünderin nicht? Seine Rathschlüsse sind unerforschlich.

Gott erhört die Gebete am liebsten in der Kirche.

Eine arme Wittwe hatte fünf Kinder und sah kein Mittel, sie alle zu ernähren und zu erziehen. Aber sie setzte ihr Vertrauen auf Gott und glaubte fest: Was unser Gott erschaffen hat, das wird Er auch erhalten; darüber wird Er früh und spät, mit Seiner Liebe walten. Anstatt also zu klagen, betete sie fleißig und dankte Gott für den Beistand, den sie schon oft erfahren hatte. Dabei aber ließ sie es nicht bewenden, sondern arbeitete aus allen Kräften, um etwas zu verdienen. Sie hielt ihre Kinder fleißig zur Schule an und wenn sie aus derselben zurückkamen, wiederholte sie mit ihnen das Gelernte und suchte jedes nach seinem Alter zu beschäftigen. Eines Morgens aber sprach sie zu ihren Kindern: Liebe Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben; ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Bittet doch den lieben Gott, daß Er uns helfe, denn Er ist reich und mächtig und sagt ja selbst: Rufet mich an in der Noth und ich will euch erretten. Der kleine Ludwig, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchthüre vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: Lieber Vater im Himmel! wir Kinder haben nichts mehr zu essen; unsere Mutter hat kein Brod, kein Mehl und nicht einmal ein Ei mehr; gib uns doch etwas zu essen, damit wir sammt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja! hilf uns! Du kannst es ja und hast es auch versprochen! So betete Ludwig in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische ein großes schönes Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körbchen voll Eier. Nun Gott sei Dank! rief er freudig, Gott hat mein Gebet erhört! Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster hereingebracht? Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet doch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin oben in ihrem Betstuhle. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört; deßhalb hat sie uns dieß Alles geschickt. Sie war der Engel, durch den uns Gott geholfen hat.

Gott lenkt Unglück uns zum Besten.

Vater Gottfried pflegte des Abends seine Kinder um sich zu versammeln und ihnen etwas zu erzählen. Oft ließ er sich auch von ihnen eine biblische

Geschichte vorlesen und wenn das geschehen war, so beteten die Kinder und gingen zu Bette. Eines Abends hatten sie die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern gelesen. Und als sie geendigt hatten, sagte der Vater: Ihr sehet Kinder, oft ist es gut, eine Zeit lang Noth und Leiden zu ertragen. Manche Unglücksfälle werden uns von Gott zu unserem Besten geschickt. Wie oft sehen wir das für ein Unglück an, was uns, ohne daß wir es ahnen, wahrhaft zu unserem Heile gereicht. Ich hatte einmal Gelegenheit, mit einem vornehmen Herrn bekannt zu werden, der über's Meer reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir große Verheißungen machte, wenn ich mich entschließen könnte, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Ich war dazu bereitwillig und wir rüsteten uns zur Abreise. Doch, da alle Anstalten schon gemacht waren, verfiel ich in eine schwere und anhaltende Krankheit. Das Schiff ging indessen ohne mich ab, und alle die schönen Hoffnungen, die ich mir gemacht hatte, waren dahin. Das schien mir nun ein großes Unglück zu sein, und ich hätte in meinem Unverstande beinahe gegen Gott gemurrt. Aber nach einigen Wochen erfuhr ich, daß dasselbe Schiff gestrandet war und daß Viele in den Wellen ihr Grab gefunden hatten. Da erkannte ich Gottes Güte gegen mich und schämte mich meiner Unzufriedenheit. Seit der Zeit bin ich immer mit meinem Schicksale zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht immer begreifen konnte, wozu mir dieses oder jenes gut sein möchte. Und wie könnten wir Menschen dieses immer begreifen, da wir nicht in die Zukunft sehen? Wenn uns etwas begegnet, so wissen wir nicht, was künftig einmal, vielleicht erst nach vielen Jahren, daraus erfolgen werde. Das allein ist gewiß: Gott macht Alles wohl.

Gott hilft durch gute Menschen.

In Antwerpen lebte ein kleiner Knabe, welcher der Sohn armer Aeltern war. Der Vater war Maurer und der kleine Franz sollte auch einer werden; allein er zeigte eine so große Lust zum Zeichnen, daß seine Mutter und Großmutter den Vater überredeten, er möge ihn in die Zeichenschule schicken. Anfangs wollte der Vater nicht einwilligen. Wie sollte ich, sagte er, alle Erfordernisse zum Zeichnen herbeischaffen, das Papier, die Bleistifte und später die Pinsel und Farben? Franz zeigte indessen eine immer größere Neigung zum Zeichnen und Malen. Wenn er zu Hause war, zeichnete er alle Bilder ab, auch versuchte er Männerchen, Thiere, Häuser und dergleichen zu zeichnen. Sogar ein Bild von der Großmutter machte er, so unähnlich es auch werden mochte. Auch hatte er eine Kirche gezeichnet, die einen Schornstein auf dem Dache hatte, einen Soldaten, dessen Säbel länger war, als der ganze Mann. Mutter und Großmutter gingen zum Vorsteher der öffentlichen Zeichenschule. Der Vater gab nach und Franz wurde als Lehrling aufgenommen. Von dieser Zeit an betrachtete er alle Bilder genauer und prägte sie sich ein, wo ihnen die Nase, die Augen und der Mund standen und wie ihnen die Arme und Beine am Leibe saßen. Er fand nun, das Zeichnen sei schwerer, als er sich's vorgestellt hatte. Darum verdoppelte er seinen Eifer und nach zwei Jahren waren die Lehrer mit ihm zufrieden, so, daß er einen Preis bekam. Wie glücklich

fühlten sich die Aeltern, als sie den Sohn so geehrt sahen! Inzwischen mußten die Aeltern Schulden machen. Die Großmutter ging täglich in die Kirche, um dort vor dem Bilde der Mutter Gottes zu beten. Franz mußte ihr zuweilen Abends das schöne Lied singen: O du heiligste! O du frömmste! Süße Jungfrau Maria! Schuldlos geborne! Einzig erkorne! Bitte, bitte du für uns! Als die Großmutter eines Tages nach verrichtetem Gebete heimging, begegnete ihr auf der Straße ein Kaufmann, bei dem sie früher gedient hatte. Der edelmüthige Mann fragte mit großer Theilnahme, wie es ihr gehe. Hierauf klagte sie ihm ihr Leid; sie dachte nicht anders, als es sei ihr dieser Mann durch die Mutter Gottes gesendet. Sie täuschte sich nicht in ihrem Glauben. Er sprach lächelnd: Warum habt ihr mich dieses nicht eher wissen lassen? Seid nur getrost! Euer Enkel kann jeden Monat zwanzig Gulden bei mir abholen. Mit Hilfe dieser Unterstützung wagte es Franz, nacheinander zwei Bilder zu malen und in der Gemäldeausstellung aufzuhängen. Allein es fand sich kein Käufer. Da starb plötzlich ihr Wohlthäter. Da sagte Franz: Noch ein Bild will ich ausführen und wenn das nicht weggeht, so will ich als Zimmermaler mein Brod verdienen. Er entwarf ein Bild, welches zwei Frauen vorstellte, die betend auf dem Grabe ihres Wohlthäters knieten; hinter ihnen stand gebückt ein junger Mann, welcher weinte. Nie hatte er mit mehr Liebe und Fleiß an einem Bilde gearbeitet. Nach drei Monaten war es fertig und er sandte es zur Ausstellung nach Köln am Rhein. Wochen vergingen und sie hörten nichts. Eines Morgens brachte der Postbote einen Brief, der einen Gulden kostete. So viel Geld hatten sie nicht. Der Briefträger wollte wieder gehen, als die Frauen ihm zu Füßen fielen und um den Brief baten. Der Jammer rührte ihn. Er ließ den Brief zurück. Franz las und rief freudig: Zweihundert Gulden sind mir für das Bild angewiesen! Ein reicher Mann hatte das Bild angekauft und bestellte zugleich ein zweites von gleicher Größe. Wer könnte den Jubel dieser Leute beschreiben! Die verpfändeten Kleider wurden eingelöst und eine kleine Mahlzeit wurde veranstaltet, an der auch der Briefträger Theil nehmen mußte. Jetzt kamen auch Herren aus derselben Stadt Köln, um Bilder zu bestellen. Bald konnte die Familie ein besseres Haus bewohnen. Franz vergaß nie, was seine Aeltern für ihn geopfert hatten.

Gott hilft in der Noth, wenn man ihn anruft.

Daß in Wien vor achtzig Jahren der Kaiser Joseph lebte, wissen alle Leute; aber nicht Alle wissen, wie er einmal eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: Kind, hole mir einen Doktor, ich kann es nicht mehr aushalten vor Schmerzen. Der Knabe eilte aus dem Hause. Unterwegs aber fiel ihm ein, daß er Geld haben müsse, um die Arznei sogleich in der Apotheke bereiten zu lassen. Er wußte wohl, daß die Mutter nicht viel Geld vorräthig hatte; auch mochte er nicht mehr umkehren. Wie er nun traurig durch die Stadt zur Wohnung des Arztes ging, begegnete ihm der Kaiser. Der Knabe hielt ihn bloß für einen reichen Mann und dachte: Ich will's versuchen. Gnädiger Herr, sprach er, wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken?

seid so barmherzig! Der Kaiser dachte: Der macht's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so darf ich nicht sechzigmal um den Kreuzer betteln. Thut's denn nicht auch ein Zwanziger? fragte der Kaiser. Das Büblein sagte: Nein; und erzählte dem Kaiser, wozu er das Geld brauche. Der Kaiser gab ihm den Gulden und ließ sich genau sagen, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne. Während der Knabe den Doktor aufsuchte und die kranke Frau zu Hause betete, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, kam der Kaiser in ihre Wohnung. Er war ein wenig in seinen Mantel gehüllt, so daß man ihn nicht leicht erkennen konnte. Als er zu der kranken Frau in die Stube trat, in welcher es leer und betrübt aussah, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: Ich will Euch ein Rezept schreiben; und sie sagte ihm, wo des Knaben Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept, legte es auf den Tisch und ging fort. Als er kaum einige Minuten fort war, kam der rechte Doktor auch, den der Knabe geholt hatte. Die Frau verwunderte sich, als sie hörte, er sei auch ein Doktor und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet; dort liege das Rezept. Der Doktor riß die Augen gewaltig auf, als er das Rezept in die Hände nahm und nachsah, was für einen Trank oder was für Pillen der andere Doktor ihr verordnet habe. Frau, sagte er, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; der kann mehr, als ich. Er hat Euch fünfundzwanzig Dukaten verordnet, zu erheben bei dem Zahlamte und darunter steht: Joseph. Kennt Ihr den? Dergleichen Magenpflaster, Herzstärkung und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können! Da that die Frau einen Blick zum Himmel und konnte nichts anders sagen, als: Gott sei Lob und Dank! Der zweite Doktor verordnete ihr nun eine Arznei, die ihr bald wieder zur ihrer Gesundheit verhalf. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt und der Kaiser die arme; Gott hat es so geleitet.

Gott straft die Unmäßigkeit und Erpressungen der Preußen durch die Cholera.

Am 31. Juli 1866 kam ein preußisches Armeekorps auf seinem Rückmarsche aus Niederösterreich auf der Höhe von Brünn an. Die Mannschaft sehnte sich allgemein nach dem Rückmarsche, da ihr die Cholera sehr verderblich zu werden anfing. Die Sterblichkeit in den preußischen Spitälern war eine sehr große, die Mannschaft wurde geradezu dezimirt. In der Brünner Realschule, wo sich zweihundertundzehn Betten befanden, sind einhundertundneunzig Mann gestorben. Aehnlich war das Sterblichkeitsverhältniß auch in anderen Orten. Als Krankheitsursache wurde die Unmäßigkeit der Soldaten bezeichnet, die, nach furchtbar anstrengenden Märschen, bei mangelhafter Verpflegung, ausgehungert und entkräftet in ihren mährischen und österreichischen Bequartierungen ankamen und dort nicht jene Vorsicht beobachteten, die bei der Erholung geschwächter Kräfte nothwendig ist. Dazu kommt der für die meisten Soldaten ungewohnte und das der Gesundheit zuträgliche Maß überschreitende Weingenuß.

Da Alles geraubt und erpreßt wurde, folglich dem Soldaten nichts kostete, so ist es begreiflich, daß nicht darauf gesehen wurde, ob das Maß des Zuträglichen überschritten wurde. Die Cholera ist die Strafe Gottes für die Erpressungen und die Unmäßigkeit der Preußen.

Gotteslästerung auf der Stelle bestraft.

Zu Lazzaro bei Reggio in Kalabrien kamen, wie italienische Zeitungen berichten, am letzten Charfreitage zwei Pächter bei der dortigen Eisenbahnunternehmung in's Wirthshaus des Dorfes und verlangten Fleisch. Der Wirth gab ihnen die Heiligkeit des Bußtages zu bedenken; es gebe bei dem Metzger kein Fleisch. — Sie forderten endlich ein Huhn, welches gebraten wurde und verzehrten es. Dabei tranken sie Wein und brachten dem Satan die Gesundheit aus. Dann aber nahmen sie das Kruzifix von der Wand herab, und nachdem sie es unter den Tisch gelegt hatten, warfen sie ihm die abgenagten Knochen hinab und sagten die gotteslästerischen entsetzlichen Worte: Friß Hund! Diese zwei saßen am Tische; da erfaßten den Einen derselben fürchterliche Bauchschmerzen und in kurzer Zeit gab er unter heftigen Zuckungen seinen Geist auf. Den Andern traf ein Schlaganfall und lange lag er bewußtlos da. Er kam zwar wieder zum Bewußtsein, aber noch leidet er an den Folgen desselben.

Gotteslästerung alsobald bestraft.

Aus Schlesien schreibt das schlesische Kirchenblatt Folgendes: Eine merkwürdige, leichtsinnige Gemüther erschreckende Fügung ereignete sich vor einigen Tagen in dem Kirchdorfe Schm. In der Bräuerei des Ortes fand am Sonnabende den 14. Jänner 1865 eine Tanzlustbarkeit statt. Unter den Musikanten befand sich ein junger Mensch, der wegen seines leichtsinnigen und ausgelassenen Lebens nicht in bester Achtung stand. An demselben Abende that er sich besonders durch seine frivolen Reden und Spöttereien über Religion hervor; unter Anderem äußerte er spottend, er sei seit zehn Jahren, seiner ersten Kommunion, nicht mehr zur Beichte gewesen! Nachdem bei Anbruch des Tages die Gesellschaft das Lokal verlassen, blieb er zurück, um mit dem Dienstpersonale seine unziemlichen Späße zu treiben. Furchtbar sollte sich an dem Unglücklichen das Wort bewähren: Gott läßt seiner nicht spotten! Anscheinend heiteren Sinnes verließ er das Schanklokal ohne seine Genossen; etwa fünf Minuten nachher, etwa fünfzig Schritte von dem Orte seiner Sünde, stürzte er an einer, vom Eise blosgelegten Stelle in den Mühlgraben und wurde unter dem Eise von der Strömung etwa zwanzig Schritte fortgeführt, bis an das Mühlrad der dort befindlichen Mühle; dort fanden ihn zwei Stunden später die erschreckten Bewohner der Mühle. Wie plötzlich der Tod an den Unglücklichen herangetreten, ging aus dem Befund des Leichnams hervor. Die eine Hand desselben steckte in der Seitentasche, die andere hielt den Reisestab krampfhaft umfaßt; also wahrscheinlich ohne Zeit gefunden zu haben, einen reuigen Gedanken zu erwecken, war er in die Hände dessen gerathen, von dem es heißt: Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Um fünf Uhr Früh

beim Läuten des englischen Grußes mochte er das Lokal verlassen haben; während die Gläubigen an das heiligste Geheimniß der Menschwerdung erinnert wurden, ward der Spötter vor seinen Richter gerufen. Die Stelle, an der er verunglückte, liegt nicht an dem Wege, den man gewöhnlich nach dem Heimathsorte des Verstorbenen zu gehen pflegt, sondern einige Schritte abseits; überall war sonst der Mühlgraben mit Eis bedeckt, die Welt sagt: Wie sonderbar hat ihn der Zufall hieher geführt — am Mühlrade blieb er liegen — Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sorglich fein!

Unehrerbietigkeit im Gotteshause.

Am 26. Juni 1866 ist eine bei siebenhundert Mann starke Truppe Garibaldianer über das Vestinothal nach Bondone und Storo gekommen und hat diese beiden Ortschaften mit dem Vorsatze okkupirt, die Nacht dort zuzubringen. Diese Bande verübte allerlei Exzesse und wollte Kontributionen eintreiben und zwar in Bondone dreihundert, in Storo zweitausend Franks. Ueberdieß forderte sie von der Gemeinde unentgeldliche Verpflegung. Unverschämt benahm sich die Horde gegen das weibliche Geschlecht und verursachte viel Aergerniß. Nicht viel weniger brutal zeigten sie sich gegen die Geistlichkeit und ihr Benehmen in den Kirchen war gottlos. So haben sie in der Kirche zu Bondone die Orgel gespielt und dazu getanzt.

Gottesschändung am allerheiligsten Altarssakramente.

Dem heiligen Alphonsus erzählte ein Priester seiner Versammlung Folgendes. Als dieser Priester in einer gewissen Kirche Beicht hörte, bemerkte er einen jungen Menschen, welcher in der Nähe des Beichtstuhles stand und ungewiß zu sein schien, ob er beichten wolle oder nicht. Nachdem der Priester ihn seit längerer Zeit bemerkt hatte, rief er ihn zu sich und fragte ihn, ob er beichten wolle. Ja, antwortete der junge Mensch; da er aber die Bemerkung machte, daß die Beichte lange dauern möchte, so führte ihn der Beichtvater in ein einsames Zimmer. Der arme Sünder bekannte hierauf, daß er ein fremder Edelmann sei und daß es ihm unmöglich scheine, daß Gott ihm seine Sünden vergeben könne, nachdem er ein so gottloses Leben geführt habe. Er hatte eine unzählige Menge Todtschläge und Sünden der Unkeuschheit begangen, worauf er an seiner Seligkeit verzweifelte und am Ende nicht so sehr aus Leidenschaft, als vielmehr aus Haß und Verachtung Gottes sündigte. Unter andern erzählte er, daß er eines Tages ein Cruzifixbild genommen und es mit Verachtung auf den Boden geworfen habe, ja daß er an demselben Tage noch eine gottesräuberische Kommunion empfangen habe, um nachher die geweihte Hostie auf die Erde zu werfen und mit Füßen zu treten. Schon hatte er die Hostie ergriffen, schon wollte er seinen gräßlichen Vorsatz ausführen; aber er wagte es nicht wegen der Leute, die es bemerken konnten. — Hierauf zeigte der Unglückliche dem Beichtvater die heilige Hostie, die er in ein Stück Papier eingewickelt hatte. Er erzählte, daß, als er später wieder bei der Kirche vorbei ging, er sich gedrungen gefühlt habe, hinein zu gehen, daß er diesem innerlichen Drange

nicht habe widerstehen können und wirklich eingetreten sei, daß er hierauf eine große Reue über seine Sünden verspürt und den Willen zu beichten gehabt habe, einen Willen, der freilich noch schwach und unentschlossen gewesen; daß er sich deßhalb vor einen Beichtstuhl hingestellt habe, als er aber dagestanden, sei er so beschämt und kleinmüthig geworden, daß er immer weggewollt, es ihm aber geschienen habe, als ob ihn Jemand mit Gewalt zurückhalte, bis endlich, so sprach er, indem er sich an den Priester wandte — Sie mich riefen; jetzt bin ich hier und beichte und weiß nicht, wie das geschehen ist. Darauf fragte ihn der Priester, ob er während dieser Zeit irgend eine Andachtsübung verrichtet habe, er meinte zur allerseligsten Jungfrau, weil solche außerordentliche Bekehrungen gewöhnlich nur durch die mächtige Vermittlung der göttlichen Mutter geschehen. Nein, nein, antwortete der Sünder, wie hätte ich Andachtsübungen verrichten sollen, da ich mich schon für verdammt hielt? Denken Sie ein wenig nach, antwortete der Priester. Nein, nein, wiederholte der Jüngling, gar nichts habe ich gethan und das ist alles. Als der Jüngling hierauf mit der Hand auf die Brust fuhr, um seine Kleider zu öffnen, da geschah es, daß er das Skapulier von den sieben Schmerzen Mariä in den Händen hielt. Sehen Sie denn nicht, mein lieber Sohn, sprach hierauf der Beichtvater, daß die allerseligste Jungfrau ihnen diese Gnade erlangt hat? Sehen Sie, diese Kirche, in der ich Sie angetroffen habe, ist der allerseligsten Jungfrau gewidmet. Da der Jüngling dieß hörte, wurde er ganz gerührt, empfand eine heftige Reue über seine Sünden und fing an zu weinen; immer mehr seine Sünden erkennend, empfand er eine so große Reue, vergoß er so viele Thränen, daß er ohnmächtig vor dem Priester auf die Erde fiel. Nachdem ihn dieser mit Essig wieder zu sich gebracht, ließ er ihn seine Beichte beendigen, ertheilte ihm ganz getröstet die heilige Lossprechung und schickte ihn, voll Reue und Entschlossenheit, sein Leben zu ändern, in seine Heimath zurück. Der Jüngling erlaubte dem Beichtvater, allenthalben die große Barmherzigkeit, welche Maria ihm erwiesen hatte, bekannt zu machen.

Gotteshausschändung.

In Brünn bemächtigten sich die evangelischen Preußen der katholischen Kirche St. Thomas und hielten in derselben Gottesdienst für die Evangelischen. In Meseritsch nahm ein Offizier mit Gewalt dem katholischen Pfarrer die Schlüssel der Kirche ab, beorderte die Mannschaft evangelischer Konfession in dieselbe, ließ den Altar zum Gottesdienst abräumen und ihn so herrichten, wie es ihm gefällig war.

Warum läßt Gott den Verlust irdischer Güter zu.

Auf der Insel Tornate bekehrte der heilige Franz Xaver eine sarazenische Königin, ausgezeichnet durch hohen Geist und ein edles Gemüth; doch hing sie mit blindem Eigensinne am Muhamedanismus und war eine Todtfeindin der Christen, namentlich der Portugiesen. Ihr Haß war nicht ohne Grund; denn sie hatte dieselben menschenfreundlich aufgenommen und ihnen Erlaubniß gegeben,

sich zur Erleichterung ihres Handels, in einer geeigneten Gegend ihres Reiches niederzulassen, ward aber in der Folge, zum Lohne ihrer Großmuth, so sehr von ihnen mißhandelt, daß ihr nach dem Tode des Königs, ihres Gemahls, nichts übrig blieb, als der bloße Name einer Königin, indem auch ihre drei Söhne Krone, Freiheit und Leben durch die Umtriebe der Fremden verloren. Von einem harten Schicksale verfolgt, mußte sie mehrere Jahre von Insel zu Insel unstät umherirren. Doch fügte es die göttliche Vorsehung, die sie unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, daß sie gerade zu derselben Zeit in Tornate eintraf, als Xaver dahin kam. Der Heilige fand Gelegenheit, diese Frau zu sprechen und ihr das Himmelreich für das verlorne irdische Reich zu versprechen. Sie, die auf Erden nichts mehr zu hoffen hatte, wandte sich mit allen ihren Gedanken und Begierden ganz nach dem Himmel. Sie wurde Christin und gelangte zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. War sie vorher stolz und hochmüthig, so zeigte sie sich nun demüthig und bescheiden, mild und nachsichtig gegen Andere, streng gegen sich selbst, geduldig und gottergeben in Leiden. Sie blieb in der Einsamkeit mit Gott vereinigt und beschäftigte sich bloß mit Werken der Barmherzigkeit.

Gott ist Herr aller Herren, Er setzt auch Regenten ab.

Die Zahl der entthronten Fürsten mehrt sich in Europa auffällig. Der älteste derselben ist Don Miguel von Portugal, entthront seit 1832. Ihm folgt dem Alter nach der Graf von Chambord, Heinrich Karl von Bourbon, von den französischen Legitimisten Henri V. genannt, welcher durch die Julirevolution 1830 mit seinem Großvater aus Frankreich vertrieben wurde. Ein gleiches Schicksal traf im Jahre 1848 die Söhne und Enkel Ludwig Philipps. Der Graf von Paris, der Sohn des Herzogs von Orleans, zu dessen Gunsten Ludwig Philipp am 24. Februar 1848 entsagte, ist neben dem Grafen Chambord der zweite französische Kronprätendent, von den Orleanisten Ludwig Philipp II. genannt. Es trat eine Pause in der Weltgeschichte und in den Entthronungen ein, die bis zum Jahre 1859 dauerte. Aber dieses Jahr war äußerst fruchtbar an großen Ereignissen mit verhängnißvollen Folgen. Die Herzoge Italiens wurden landesflüchtig. Leopold und Ferdinand von Toskana, Franz V. von Modena, Robert von Parma vermehrten die Reihe der entthronten Fürsten. Ihnen schloß sich schon im nächsten Jahre König Franz II. von Neapel an. Nur zwei Jahre später mußte Otto I., König von Griechenland, aus Athen nach Deutschland fliehen; der neunte Fürst ohne Land. König Georg von Hannover, Herzog Adolph von Nassau, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen sind die jüngsten Mitglieder der entthronten europäischen Fürstengruppe; ob die letzten, ist sehr fraglich. Die Mehrzahl dieser Ex-Souveraine, nämlich der Graf von Chambord, die Großherzoge von Toskana, der Herzog von Modena, der König Georg von Hannover und der Herzog von Nassau, halten sich in Oesterreich auf; die Söhne und Enkel Ludwig Philipps wohnen in England, Herzog Robert von Parma in der Schweiz, wohin ihm auch der ehemalige Kurfürst von Hessen folgen will, wenn er von Stettin entlassen wird. Franz

von Neapel genießt noch die Gastfreundschaft des Papstes in Rom und Don Miguel hält sich im Hessischen auf, während König Otto von Griechenland zu Bamberg residirte. Wer hat sie abgesetzt? Nicht das Volk, sondern der Herr aller Herren, Gott!

Lästerung Gottes bestraft.

Ein Herr Kaplan einer böhmischen Pfarre besuchte unweit Trautenau 1866 ein Feldlazareth und traf da unter den schwerverwundeten Kriegern unter Anderen auch einen Preußen, dem beide Arme weggeschossen waren. Sichtlich ergriffen über den erbärmlichen Zustand dieses Armen richtete der hochwürdige Herr auch an ihn einige Worte des Trostes und mahnte ihn zur Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Da richtete der Schwerverwundete sich auf und sagte mit beherzter Stimme zu ihm: Euer Hochwürden! wie Sie mich sehen in meinem Elende, so sehen Sie die Strafgerechtigkeit an mir vollzogen für einen großen Frevel. Auf meinem Hermarsche nämlich hieb ich böswilligerweise einem Cruzifixe beide Arme ab; nun halte ich diese meine schreckliche Verstümmlung für eine gerechte Strafe Gottes und leide meine Schmerzen mit Geduld zur Sühne für meinen Frevel! So wird der Frevler gegen Gott oft schon auf dieser Welt gestraft; glücklich noch, wer seinen Fehler erkennt und bereut!

Gott lenkt den Frommen und Guten Alles zum Besten.

Seid unbesorgt um mich, Vater und Mutter, und geht getrost in die Christmette, ich stehe unter Gottes Schutz und kein Haar auf meinem Haupte wird mir gekrümmt werden, wenn Er es nicht will. So sagte am heiligen Abende des Jahre 1865, Anna, das einzige Kind des Ammerbauern, nächst dem Markt R. in Oberöstereich zu ihren Aeltern, die gewohnter Weise gerne in der Pfarrkirche der Mitternachtsmette beigewohnt hätten, denen aber bange war, es möchte während ihrer Abwesenheit dem Mädchen zu Hause etwas geschehen. Knecht und Magd waren schon Abends zur Kirche gegangen, also wäre Anna ganz allein auf dem Hofe zurückgeblieben. Sonst hätte das nicht so viel zu sagen gehabt, denn das Annchen war ein kerniges entschlossenes Mädchen, achtzehn Jahre alt, schlank, blond, mit himmelblauen freundlichen Augen; sie kannte keine Furcht und übrigens war ja Thor und Thür auf dem Bauernhofe wohl verwahrt; aber jetzt seit zwei Jahren schon kränkelte Anna fortwährend, der Arzt konnte gar nicht herausbringen, wo ihr Leiden eigentlich stecke und meinte endlich, das Uebel sitze tief im Herzen. So war es auch; Anna nahm zusehends ab, kein Medikament wollte helfen und so siechte still und geduldig die einst so blühende Jungfrau vor den Augen der Aeltern dahin. Es gelang Annchen, die Angst ihrer Aeltern zu beschwichtigen. Beide gingen in die Kirche; Anna verriegelte sorgfältig das Thor, schloß sich in ihr Kämmerlein ein, kniete vor dem Cruzifixe nieder und klagte Gott im inbrünstigen Gebete ihr Leid. Der dortige Schloßwärter fand vor zwanzig Jahren am Kirchhofthore ein Kind in einem Körbchen; vermuthlich hatten durchziehende Wanderer dort den

Säugling zurückgelassen. Der Schloßwächter und seine Frau, ein kinderloses Ehepaar, erbarmten sich des Kindleins, nahmen es zu sich und zogen es auf. Auf einem in dem Körbchen vorgefundenen Zettel war gestanden, daß das Knäblein auf den Namen Georg getauft sei. Der Jörg hatte sich zu einem rüstigen Jungen herausgewachsen, er war unstreitig der schmuckste Bursch in der Runde, gewandt in jeder Feldarbeit. Als Jüngling trat er in Dienst; als aber sein Ziehvater alt und schwach wurde, trat er aus dem Dienste und unterstützte seinen Pflegevater, indem er seinen Acker besorgte und nebenbei als Taglöhner auf Bauernhöfen arbeitete. Die Leute hießen den Jüngling vom Fundorte: Georg vom Friedhofe. Auch beim Ammerbauer war er in Arbeit gestanden; dort hatte er das Annchen kennen gelernt, in den Herzen der beiden jungen Leute war die Flamme der ersten Liebe entbrannt, doch damit war auch bei dem Ammerbauer, als er es merkte, Feuer am Dache. Was, rief der stolze Mann, der Findeljunge getraut sich auf des Ammerbauers einzige Tochter zu schauen? Sofort war dem Jörg die Arbeit gekündigt, der Bauer verbot ihm, jemals wieder über die Schwelle seines Hauses zu kommen. Der Jörg ging ruhig fort, er hatte schon zu oft empfunden, daß der Fluch seiner dunklen Herkunft auf ihm laste. Er wollte nicht Annchens Loos an sein verachtetes Dasein knüpfen und hatte sie seitdem nicht wieder gesehen. Das Annchen aber härmte sich um ihn, dem Tode entgegen. Als alle Leute schon um Mitternacht in der Kirche versammelt waren, schlich Jörg noch um die Friedhofmauer herum, wo ihn seine Mutter weggelegt hatte, voller trauriger Gedanken. Zufällig warf er einen Blick auf den Ammerbauerhof, der seines Lebens Stern umschloß. Das Blut stockte ihm plötzlich in den Adern, er sah Feuer auf dem Dache des Ammerbauerhofes aufgehen und Annchen, das wußte er, war allein zu Hause; er eilte dahin. Dort angekommen, einen Eimer mit Wasser vom Brunnen reißen, im Fluge auf's Dach zu klettern und mit Aufgebot aller Kräfte das Feuer zu löschen, niederzutreten, zu ersticken, das war für Jörg das Werk weniger Augenblicke. Gott war mit ihm, es gelang. Keuchend stieg er hinab. Im Dunkel glaubte er unheimliche Gestalten über den Hof huschen zu sehen; das Hofthor war gewaltsam erbrochen, im Hause polterte es seltsam; rasch ergriff er einen derben Knittel und nun stürzte er in das Wohnhaus. Haut ihn nieder, den Hund, schrie plötzlich eine rauhe Stimme drinnen und etliche Räuber fielen im Vorhause über ihn her. Annchen, aus dem Schlummer erwacht und Jörg's wohlbekannte Stimme vernehmend, rief laut auf: Jörg, lieber Jörg, was ist's denn? Laß die Thüre zu, Annchen, Räuber sind im Hause! Damit schleuderte er einen der Angreifer an die Wand, daß er zu Boden sank, mit einem tüchtigen Hiebe schmetterte er den andern nieder, ein Schlag mit der linken Faust streckte in demselben Momente den dritten zu Boden; der vierte unterlief ihn, Jörg faßte ihn mit Riesenkraft am Halse und preßte ihm die Kehle, bis ihm der Athem verging und er bewußtlos hinsank, dann stürzte er sich wie ein Löwe auf den fünften Räuber und riß ihn mit solcher Kraft zur Erde, daß er sinnlos liegen blieb. Nun war der Kampf zu Ende, der sechste Räuber war entflohen. Jörg war unversehrt geblieben, eine kleine Wunde abgerechnet.

Annchen, gutes Annchen, rief Jörg, jetzt bring Licht heraus, erschrick nicht, die Räuber werden dir nichts mehr thun. Und Annchen, die drinnen gezittert und gebetet, trat mit Licht heraus und fiel dem so lange nicht gesehenen Geliebten, der nun ihr Retter geworden, schluchzend in die Arme. In demselben Augenblicke trat der Ammerbauer mit seinem Weibe in das Vorhaus, sie standen wie versteinert, als sie die wunderliche Szene erblickten. Sein Annchen in den Armen des verachteten Jörg und ringsum auf dem Erdboden fünf zerlumpte Gauner, bewußtlos, murmelnd, röchelnd; was hat es da gegeben? Vater, Mutter, sagte Annchen, heute in seiner heiligen Nacht hat ihn Gott selbst hergesandt in unser Haus, um mich zu retten aus den Händen dieser entsetzlichen Räuber. Ihm danke ich nun mein Leben und mein Leben gehört ihm, was Gott zusammenführt, soll der Mensch nicht trennen; Vater, Mutter, laßt euer Herz erweichen! Ammerbauer, sagte Jörg, schaut hinauf auf Eueren Dachboden, den hatten sie Euch angezündet, wahrscheinlich, um in der Verwirrung rauben zu können; wäre ich durch Gottes Fügung nicht zur rechten Minute gekommen, ihr stündet morgen da als ein Bettler, so arm als ich. Dankt Gott, Ammerbauer und laßt Eueren harten Stolz fahren, ich weiß, Euer einziges Kind wird nur mit mir glücklich sein. Der Bauer überzeugte sich durch den Augenschein, Jörg band einstweilen die Räuber mit Stricken. Als der Ammerbauer vom Dachboden zurückkam, da trat er zu Jörg, reichte ihm die Hand und sagte mit vor Thränen halb erstickter Stimme: Jörg, ja dich hat wirklich unser Herrgott zu uns geschickt, jetzt wollen wir uns nicht mehr trennen; heb den Kopf in die Höhe, Annchen, du sollst ihn haben, um den du dich so gekränkt hast; er ist ein Mann, der dich schützen können wird, das hat er heute bewiesen. Damit legte er die Hand beider Liebenden in einander. Es war eine Verlobung unter seltsamen Umständen. Die Räuber wurden dem Gerichte eingeliefert, Jörg und Annchen wurden ein glückliches Paar; die letztere blühte wieder auf. Im Faschingsanfang 1866 fand die Hochzeit statt. Aber welch ein Glück! Gerade am Hochzeitstage kam ein Brief des Inhaltes, daß Jörg der Erbe eines bedeutenden Vermögens und der Sohn einer kürzlich verstorbenen reichen Herrschaftsdame sei. Den Guten und Frommen lenkt Gott Alles zum Besten!

Gott lenkt Alles gut.

Bei dem Bezirksgerichte der inneren Stadt Wien erschienen zwei junge Handelsleute, welche einander gegenseitig der Ehrenbeleidigung anklagten und von denen außerdem Einer vom Andern die Berichtigung einer Spielschuld von fünfzehn Gulden forderte. Die Beiden waren Abends zuvor in Streit gerathen, und hatten sich Worte zugerufen, die allerdings zu einer Ehrenbeleidigungsklage Anlaß geben konnten. Der Beamte versuchte einen Vergleich zu Stande zu bringen. Da trat ein Weib unter Thränen und in ärmlicher Kleidung ein, welches laut jämmernd klagte, daß ihr Mann sie und ihre beiden Kinder in der hilflosesten Lage verlassen habe, und ihnen nicht die geringste Unterstützung zukommen lassen wolle. Das Elend des Weibes machte auf die beiden Kläger

einen solchen Eindruck, daß derjenige, von dem die Zahlung der Spielschuld abgefordert wurde, sich sofort bereit erklärte, sogleich die fünfzehn Gulden zu erlegen, wenn sie nicht seinem Gegner, sondern dem armen Weibe ausgefolgt werden. Da sich nun der Andere bereit erklärte, das Geld der armen Frau zu überlassen und der Beamte zustimmte, so wurden die fünfzehn Gulden dem armen Weibe eingehändigt, welches sie unter freudigen Thränen entgegennahm und, auf die Kniee sinkend den jungen Männern ihren Dank so lebhaft aussprach, daß der Eine sagte: Das hat Gott gefügt! daß sich Beide versöhnt die Hände reichten und Arm in Arm das Bezirksgericht verließen und ihre Freundschaft bei einem Gabelfrühstück auf's Neue befestigten.

Gott schützt die in seinem Dienste arbeitenden Priester.

Ein junger Mann aus dem Osnabrück'schen, der sich für das Schulfach ausgebildet hatte, verließ seine Heimath und den theueren Familienkreis und wanderte nach Amerika aus, weil er hoffte, dort verdienstlicher wirken zu können. Zu verschiedenen Malen trat es sichtbar hervor, daß Gottes Hand den edlen strebsamen Jüngling beschützte; besonders ist dieß der Fall bei einem Erlebniß, welches der Sohn kürzlich seinem Vater mittheilte. Wir lassen seine eigenen Worte folgen. Im September wurde unser Herr Pfarrer zu einem Kranken gerufen, welcher ungefähr siebenzehn Stunden von uns entfernt wohnte. In Anbetracht der Weite und des durch einige in der Gegend kampirende Indianer unsicher gemachten Weges begleitete ich ihn. Die Revolver gut geladen, bestiegen wir unsere Pferde und trabten guten Muthes dahin. Im Anfange ging Alles gut. Als wir jedoch ungefähr zwei Stunden durch eine fast mit kniehohem Grase bewachsene Wiese geritten waren, bemerkten wir, daß dieselbe hinter uns im Brande stand. Das Feuer, getrieben von einem starken Winde und begünstigt durch die Dürre des Grases, wälzte sich, verbunden mit einem undurchdringlichen Rauche, mit einer fürchterlichen Schnelligkeit vorwärts. Ich will nicht versuchen, unseren Schreck zu beschreiben. Vor uns, vielleicht auf viele Stunden, noch hohes dürres Gras, hinter uns nichts als Feuer und undurchdringlicher Rauch. Dem Feuer vorauszueilen war unmöglich, denn solche Wiesenbrände verbreiten sich mit der Schnelligkeit eines Vogels. Der einzige Weg war zurück durch's Feuer. Sicher ein verzweifeltes Mittel! Biermann, sagte der Herr Pfarrer, wir sind Beide verloren, der Herr sei uns gnädig! Wir warfen Pulver und Revolver weg, rieben die Nüstern der Pferde mit Branntwein ein und jagten in rasendem Gallop dem Feuer entgegen, nachdem mir der Herr Pfarrer zuvor die Generalabsolution gegeben hatte. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir bei dem Feuer. Gepeinigt durch dasselbe flogen unsere Pferde dahin. Als ich, durch Rauch gezwungen, meine Augen schloß, da dachte ich nicht, sie je wieder zu öffnen. Der Tod stand in so abschreckender Weise vor mir, daß nur das Vertrauen eines Katholiken mich vor der Verzweiflung bewahrte. Ich fühlte, wie das Thier anfing zu zittern, wie die Stiefel an den Füßen begannen einzuschrumpfen. Fiel das Thier, so stand mir ein Lebendigverbrennen bevor. Ich rief nach dem Herrn Pfarrer, doch der

Rauch erstickte meine Stimme. Die Zunge klebte an meinem Gaumen, die Hose sengte langsam ab, an den Beinen fühlte ich heftige Schmerzen. Ich fürchtete, in Ohnmacht zu fallen und dann hinunter zu stürzen; doch der liebe Gott wollte es anders. Mit der letzten Verzweiflung trieb ich das Pferd an und ob es vielleicht baldige Rettung ahnte, es strengte seine letzten Kräfte an zu diesem verzweifelten Ritte, obgleich schon am ganzen Körper zitternd. Da auf einmal hörte ich die Betglocke unserer Kirche — sie verkündigte mir baldige Rettung. Wohl nie hat der Glockenton einen solchen Eindruck auf das Herz eines Gläubigen gemacht, wohl selten wurde auch der englische Gruß so andächtig gebetet, als in diesem Augenblicke. Ich konnte mich orientiren und es dauerte auch nicht lange mehr, als der Rauch sich zu lichten begann. Noch wenige Augenblicke, und wir standen vor einem kleinen Flusse. Und es war die höchste Zeit. Kaum hatte das Pferd den Fluß durchwadet, als es zusammenbrach. Mochte es die überstandene Todesangst sein oder thaten es die Brandwunden, auch ich fiel hin und kam von Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bette und der Arzt war beflissen, meine Brandwunden zu heilen. Am andern Tage kam der Herr Pfarrer an. Er hatte eine andere Richtung eingeschlagen, weil er, ein schlechter Reiter, seinem Pferde hatte folgen müssen. Er war bald in eine sumpfige Stelle, eine Art Moor gekommen, wo er geblieben war. Auch er hatte bedeutende Brandwunden.

Gott läßt sich nicht ungestraft lästern.

Im März 1867 fand man in Preußisch-Schlesien zwischen der Fürsten- und Paßbrücke in Scheitniz eine Leiche, die am Abhange, aber mit dem Kopfe im Wasser lag. Die gerichtliche Leichenschau stellte nicht nur die Persönlichkeit fest; sondern erwies auch, daß keine Zeichen vorhanden seien, die auf einen Mord hindeuten könnten. So nahm man an, der Mann, ob verschuldet oder unverschuldet, sei verunglückt. So bedauernswerth dieß nun an und für sich schon ist, so gewinnt die Sache eine noch ernstere Seite durch folgende wohlverbürgte Umstände. Der Umgekommene war am Abende vorher in einer Restauration, begnügte sich jedoch nicht damit, Getränk zu fordern, sondern lästerte Gott, die heilige Messe, die Sakramente, Priester und Kirche in einer solchen Weise vor Erwachsenen und Kindern, daß die Wirthin ihm die Thüre wies und ihm bedeutete, er würde seiner Lästerungen wegen einmal einen bösen Tod haben. Am nächsten Morgen fand man ihn in der oben angegebenen Weise. Es brachten ihn Leute auf einer Tragbahre vom Orte seines Todes. Als sie zu der Thüre der bekannten Restauration gelangt waren, brach die Bahre entzwei und der Todte fiel in den Schmutz.

Die Thiere beschämen uns Christen in der Liebe, Treue und Anhänglichkeit gegen Gott.

Ein Wirth in Schrems, Namens Riegler, besaß eine Hündin, die hoch an der Zeit zum Wurfe von Jungen war; demungeachtet begleitete dieses treue Thier seinen Herrn auf einer weiten Fahrt, wurde aber fern von der Heimath

vom Wurfe überrascht. Sie warf zwei Junge. Nach mehreren Tagen, als der Herr zu Hause war und die Hündin vermißte, kam sie nach Hause und brachte ein Junges zur Thüre ihres Herrn, wo sie selbes niederlegte und eiligst wieder fortlief, um das zweite Junge zu holen, das sie auch Tags darauf brachte, aber Mutter und Junge waren des anderen Tages todt. Wären wir nur den zehnten Theil so anhänglich an Gott!

Gott gibt etwas Besseres für das Verweigerte.

Gott macht's mit uns, wenn Er etwas verweigert, wie Samuel Harris, der kürzlich in London gestorben ist. Er hinterließ folgendes für seine trauernden Erben eben nicht erfreuliche Testament: Ich vermache meinem Neffen meinen alten schwarzen Rock, meiner Nichte die Flanelljacke, die man nach meinem Tode auf meinem Leibe finden wird; jedem der Enkel meiner Schwester einen der kleinen irdenen Töpfe, die auf dem Schranke in meinem Schlafzimmer stehen und meiner Schwester selbst als Zeichen der Freundschaft, die uns stets verbunden, den braunen Krug, der unter meinem Bette steht. Wie zu erwarten stand, waren die Erben natürlich wenig erbaut von diesen Vermächtnissen; die Schwester gab wüthend dem Kruge einen Fußtritt, der ihn zertrümmerte, als einige tausend Goldstücke herausrollten. Mit den Worten: Eine solche Fopperei ließe ich mir auch gefallen, holten nun auch die übrigen Erben ihre Legate hervor, zerschlugen oder zerrissen sie und siehe da, jeder fand sich in seinen Erwartungen köstlich getäuscht, indem jedes der oben angeführten Erbstücke eine Summe Geldes verbarg. So macht's Gott mit uns, Er verweigert, was wir heiß wünschen und erflehen, dafür gibt Er uns etwas Besseres.

Gotteslästerung wird von Gott gewöhnlich schon auf Erden bestraft.

In einem Dorfe der Romagna, einer vom König Viktor Emanuel annektirten Provinz des Kirchenstaates, hielt ein Advokat eine wüthende Rede gegen den heiligen Vater, gegen die katholische Kirche, gegen die Pfaffenbrut u. dergl., kurz, eine Rede voll schrecklicher Gotteslästerung. Dabei hielt er ein geladenes Pistol in den Händen und gestulirte damit wie rasend, als wollte er sogleich der ganzen Schlangenbrut den Garaus machen. Allein plötzlich geht das Pistol los und die Kugel fährt durch sein schwarzes Herz.

Aus Subiako flüchtete ein abtrünniger Priester nach Toskana und hielt auf einem öffentlichen Platze in Pistoja eine wüthende Rede gegen den heiligen Vater und seinen verruchten Anhang. Da ein Haufen Neugieriger ihn umstand, so ließ der Pfarrer der nächsten Kirche, in der ein hochverehrtes Gnadenbild sich befand, dasselbe aussetzen und zusammenläuten. Das Volk strömte in die Kirche, und der eidbrüchige rasende Priester stand allein auf dem Platze. Darüber gerieth derselbe in solche Raserei, daß er das Bewußtsein und den Verstand verlor und als Wahnsinniger, gebunden, in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte.

Ein garibaldischer Freischärler trat in einem Flecken des ehemaligen

päpstlichen Gebietes in ein Kaffeehaus und verlangte Schnaps, um für etliche Bajokkhi Exkommunikation zu trinken. Er trank und stürzte todt zu Boden.

In Cagliari, auf der Insel Sardinien, quartierte sich ein Garibaldianer in einem Wirthshause ein. Kaum hatte er das hölzerne Cruzifix an der Wand des Zimmers gesehen, stürzte er wutherfüllt darauf los, reißt es von der Wand, wirft es auf den Boden, tritt es mit Füssen und schleudert es sodann in's Feuer. Diese Gräuelthat verübte er unter den schrecklichsten Flüchen und Gotteslästerungen. Doch Gottes Strafgericht ließ nicht lange auf sich warten. Drei Tage später fand man ihn todt auf seinem Zimmer. Der Leichnam war über und über aufgedunsen und schwarz wie eine Kohle. War das nicht der Finger Gottes?

Gott bestraft den Gotteslästerer durch ein kleines Thier.

Wladislaus, der Bruder des Königs Przemißl, Herzog von Oesterreich und Polen, sprach einst gotteslästerisch von heiligen Dingen, die er nicht verstand; dafür wurde er auf eine merkwürdige Art mit dem Tode bestraft, indem in demselben Augenblicke, wo er lästerte, ihm eine Fliege in den Mund flog und ihn erstickte.

Gottesläugnung kann nicht aus Ueberzeugung entspringen, sondern nur aus Großsprecherei.

Hume, ein schottischer Gottesläugner, wohnte in Edingburgh. Die Neustadt ist mit der Altstadt durch eine schöne Brücke verbunden, die über einen Sumpf führt. Hume wollte einmal den Weg abschneiden und ging über einen aus Brettern gebauten Nothsteg; die Bretter brachen und der Gott verläugnende Philosoph stack im Schlamme, schrecklich um Hilfe schreiend. Ein altes Weib eilte herbei; als sie aber Hume sah, verweigerte sie, ihm die Hand zu bieten. Was, sagte sie, Ihr seid es, Hume, der Gottesläugner? Nein, rief Hume, ihr verkennet mich, ich bin kein Gottesläugner, so wahr Gott im Himmel lebt! Ihr verkennt mich! Nun, so laßt sehen, ob Ihr den Glauben hersagen könnt. Hume, in der Todesangst, dem Untersinken nahe, betet: Ich glaube an Gott, den Vater ꝛc. Dann wurde er vom Weibe herausgezogen. So finden die Gottesläugner in der Stunde der Gefahr schnell ihren Gott wieder; denn sie läugnen Gott nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Prahlerei!

Das Haus Gottes soll man in Ehren halten.

Kaiser Theodosius ist nie in die Kirche gegangen, er habe denn zuvor seine kaiserliche Krone und Waffen vor der Kirchthüre abgelegt. Die Mutter des heiligen Gregor von Nazianz hat nie in ihrem Leben dem Altare den Rücken gekehrt und keinen Speichel in der Kirche ausgeworfen. Die Hebräer verehrten den Tempel also, daß nur dem Könige zu sitzen erlaubt war. Die Türken bestellen immer eigene Männer in ihren Moscheen, die auf's Volk Acht haben, daß keine Unarten vorfallen; der Unartige wird bestraft.

Gott straft die Verunehrung seines Hauses durch garstige Reden.

Im Jahre 1630 hat man in der Peterskirche zu Rom ein stattliches Werk aufgeführt, wobei viele Arbeiter beschäftigt waren. Unter diesen war auch Einer, welcher theils aus Muthwillen, theils aus Zeitvertreib ein unzüchtiges Lied sang, und ob er schon derowegen von einem Pater, der in der Nähe war, zurechtgewiesen wurde, setzte er dennoch seinen Gesang fort. Weil aber Gott die Verunehrung seines Hauses nicht duldet, fiel er bald hernach von der Höhe herab und zerschlug sich jämmerlich.

Als der heilige Teodo noch ein kleiner Knabe war, legte er kleine Steine zusammen, um sich ein Kirchlein zu bauen. Das Kindsweib fragte: Was machst du da? Ein Kirchlein. Darauf stieß sie es mit dem Fuße zusammen. Da sie mittelbar das Haus Gottes entehrte und dem Knaben die Ehrfurcht raubte, wurde sie alsogleich stockblind.

Gott lenkt Alles, auch den Muthwillen, zum Besten.

Ein verdorbener Mensch wollte zur Fastnachtzeit einen Narren spielen, ließ sich ein Mönchskleid mit Narrenkappe und Schellen machen und lief zum allgemeinen Gelächter unter tausend Possen darin herum. Jeder wollte mit dem Frater Narziß scherzen, man setzte ihm wacker mit Gläsern zu, so daß er endlich betrunken zu Bett mußte geschafft werden und einschlief. Die Gesellen schoren ihn nun in der Nacht wie einen Mönch. Bruder Narziß schnarcht wacker, erwacht endlich am andern Tage, gegen acht Uhr, freut sich, daß er in der Mönchskutte so trefflich geschlafen und konnte sich des Lachens nicht enthalten; darauf kratzt er sich den Kopf, und vermerkte mit Schrecken, daß er keine Haare habe, ging zum Spiegel, beschaute seinen Kopf und schrie: Jesus, was ist das! bist du's oder bist du's nicht? allmächtiger Gott, ist das mein Kopf? Bin ich denn Mönch geworden, ich weiß ja nichts davon? Ei so sei es, so bleib es! Er zog den Habit aus, ging in's nächste Kloster, gesteht seinen Muthwillen, wird Mönch und ein recht braver Mönch. Wie Gott auch den Muthwillen zum Besten lenkt!

Gott warnt, bevor Er straft.

Als Polen noch selbstständig, aber seinem Falle nahe war, schickte der in Polen residirende päpstliche Nuntius eine Beschreibung der in Polen gesehenen wunderbaren Erscheinung nach Rom. Durch diese Erscheinung warnte Gott die Nation und kündigte ihr die bevorstehende Strafe an. Gerade damals fing das Verderben Polens an. Man sah nämlich in der Luft einen Mann von starkem Körperbau, mit einer polnischen Mütze von viereckiger Form bedeckt. Er war eine figürliche Darstellung Polens. Der Mann war von mehreren Schwertern durchbohrt, von denen eins im Munde stack. Die Seiten waren durchstochen von zwei Dolchen, feindliche Kanonen folgten ihm nach. Arme und Beine waren mit Ketten gefesselt. Mit Mühe und Schmerz schleppte sich

der Mann von Norden nach Westen. Gott wollte der Nation ihre politische Zersplitterung durch Rußland und andere Monarchen andeuten.

Durch Sünden wird Gott schwer beleidigt, gewissermassen mißhandelt.

In der Stadt Löwen in Brabant traf ein frommer Bürger viele Leute auf der Gasse an, welche mit weinenden Augen grosses Mitleid trugen mit einem am ganzen Körper verwundeten Menschen. Befragt, welche Bösewichte ihn so übel zugerichtet hätten, sagte er: Drei junge Burschen dort im Wirthshause beim Spielen, Saufen, Fluchen, Lästern. Sie gingen dann mit ihm hin, hielten den Dreien ihr unmenschliches Betragen vor, welche aber sagten, sie hätten ihm nichts gethan. Der arme, so zugerichtete Mann betheuerte es abermals und verschwand. Daraus folgt, daß es der Herr Jesus war, den sie durch Fluchen und Lästern schwer beleidigt hatten.

Gott straft die Sünde oft schon auf Erden.

In Oberösterreich, zur Zeit Pater Abrahams, der in demselben Wirthshause, wo es sich zugetragen hat, war, ereignete sich folgende schauderhafte Geschichte: Ein Säufer schlemmte durch alle drei Faschingstage im Wirthshause wie ein Vieh. Am Aschermittwoch wollte er noch schlemmen, begehrte Fleisch, das Fasten hätten die Pfaffen erfunden. Der Wirth sagte: Wenn du nicht Kraut und Häring ißt, so mußt du hinaus. Darauf sagte Jener: Ich kann so gut Mirakel wirken, wie jeder Heilige und aus diesem Häring sogleich einen Kapaun machen. Er machte das Kreuz, sprach possirliche Worte und zog ein Stück Kapaun von gestern aus der Tasche. Holla! schrie er, das Mirakel ist fertig! aber auch die Strafe Gottes war bereit. Er nahm den ersten Bissen und stürzte todt zur Erde; selbst die Eingeweide traten ihm aus dem Leibe.

Gottes Segen macht reich.

Zu Orleans lebte Einer, der Tags über hausiren ging. Es kamen ihm öfters Heirathsgedanken, da er Niemanden hatte, der ihm Abends eine Suppe kochte. Er fing seinen Zweck mit Gott an und versprach Ihm, am Tage seiner Hochzeit den ganzen Erlös dieses Tages den Armen zu schenken. Am Hochzeitstage kam wirklich ein Armer und verlangte ein Almosen, so groß, als der Erlös des ganzen Tages gewesen. Der Mann kratzte sich hinter den Ohren; Geb ich's, habe ich kein Geld, geb' ich's nicht, handle ich Unrecht an Gott. Endlich verließ er sich auf Gott, gab's dem Armen, borgte sich einige Gulden, fing einen kleinen Handel an und ward ein Millionär. Gottes Segen macht reich.

Das Zuspätkommen in den Dienst Gottes ist des Teufels Wunsch.

Cäsarius berichtet: Der Teufel nahm einmal die Gestalt eines Jünglings an und meldete sich bei einem Kriegsoffizier als Knecht. Des Jünglings

Wohlgestalt und Geberden gewannen ihn, er war ein so treuer Knecht, daß der Herr noch nie einen solchen hatte. Nach einiger Zeit ward der Herr von seinen Feinden verfolgt bis an einen Fluß, der seine Flucht hemmte. Da nahm ihn der Teufel auf seine Schultern und trug ihn durch's Wasser. Die Feinde kamen nach und sagten: Der Teufel muß ihn über das Wasser getragen haben. Nach einiger Zeit ward die Frau des Herrn sterbends krank. Der Diener sagte: Frische Milch von einer Löwin könnte noch helfen und er wolle sie in einer halben Stunde bringen. Er that's wirklich. Der Herr fragte: Wo hast du sie geholt? Der Teufel sagte: In dem ein Paar hundert Meilen entfernten Arabien habe ich eine Löwin in einer Höhle bei ihren Jungen getroffen und sie gemolken. Kerl, rief der Herr, sag mir doch, wer bist du? Ich bin der Teufel. Der Herr wollte ihn nun nicht mehr behalten, doch sollte er für seine guten Dienste einen Lohn begehren. Der Teufel sprach: Der Herr möge für die nächste Kirche, die noch keine Glocke hat, eine Glocke kaufen, damit die Leute wissen, wann der Gottesdienst angeht. Das muß ein frommer Teufel gewesen sein, wird Mancher denken. Aber traut dem Teufel nicht, wenn er auch äußerlich Gutes thut. So lange in der Kirche noch nicht konnte geläutet werden, kamen die Leute immer vor dem Gottesdienste, um ihn nicht zu versäumen und haben einstweilen andächtig gebetet; jetzt wird geläutet und die Leute lassen sich Zeit und kommen zu spät; das wollte er erreichen.

Gott in drei Personen durch ein Gleichniß veranschaulicht.

Ein Kaufmann stritt mit einem Juden über die allerheiligste Dreifaltigkeit. Der Jude konnte die Verschiedenheit der Personen und die Einheit im Wesen nicht begreifen. Es war gerade Winter. Der Kaufmann holte Schnee, Eis und Wasser und sagte: Hältst du diese drei Dinge nicht für unterschiedliche Sachen und Wesen? — Ja. — Er gab Alles in eine Schüssel, setzte es an's Feuer und bald war Wasser daraus geworden. Nun fragte er den Juden wieder: Sind denn diese drei Dinge im Wesen nicht einig? — Ja. — Du abscheulicher Jude! Aus diesem einfachen Gleichnisse kannst du die allerheiligste Dreifaltigkeit begreifen und er goß es dem Juden in's Gesicht.

Der Dienst im Hause Gottes ist eine Ehre.

Franz Graf von Klari-Altringen und Maximilian Graf Martinitz ministrirten 1708 zur Erbauung des Volkes mit kindlicher Frömmigkeit dem Priester bei der heiligen Messe in Mariaschein. Ignaz Graf Sternberg, Appellationsvicepräsident in Böhmen half 1687 dem Meßner der Mariascheiner Kirche durch die ganze Nacht und den nächsten Vormittag vor den Festen Mariä; er arbeitete so beflissen, als wäre er dessen Gehilfe.

Gott kann helfen und schaden durch kleine Thiere.

Als die Franzosen unter Ludwig XIV. die spanische Stadt Gironne belagerten, nahmen die geängstigten Einwohner ihre Zuflucht zum Gebete und trugen den heiligen Schrein eines heiligen Bischofs dieser Stadt auf den Wall.

In derselben Zeit erschien in der Umgegend eine so große Menge Fliegen, daß sie die Armee quälte. Die Kavallerie war verdutzt, die Pferde rissen sich los und flohen mitten durch die Felder und viele gingen zu Grunde. Die Belagerung mußte aufgehoben werden.

Gott züchtigt gotteslästerische Spaßmacher.

Zu Waiblingen in Würtemberg spielten die Bürger an der Fastnacht eine Komödie vom jüngsten Gerichte. Unglücklicherweise kam Feuer in jenem Orte aus, welcher: Hölle hieß. Die Teufel kamen durch die Flucht mit heiler Haut davon; unglücklicher fiel's für den aus, der Gott Vater vorstellte, und der seinen Thron über der Hölle hatte. Das Gerüst stürzte ein und der Vorstellende konnte nicht herunter, denn unten brannte ein großes Feuer. Er schrie Zeter und Mord, fluchte auch dabei, so daß die zur Rettung herbeigekommenen Leute bei allem Ernst der Dinge unwillkürlich lachen mußten.

Noch trauriger ist ein Fastnachtsspiel zu Waldenburg 1570 ausgefallen. Graf Georg von Tübingen, Graf Hohenlohe und einige Damen spielten zur Kurzweil. Die Frauen vermummten sich als Engel, die Männer als Teufel und so wurde gewürfelt. Da entzündeten sich die mit Pech schwarz gemachten Kleider der Männer, es war kein Wasser in der Nähe, und so verbrannten die Grafen, unter ihnen der Hausherr, Graf Waldenburg elendiglich; viele Andere wurden so beschädigt, daß sie lebenslang büßen mußten.

Für's Vergnügen Alles, für Gott Nichts.

Bei dem Wettrennen in Pardubitz in Böhmen 1859 wollte ein vornehmer dicker Herr einen Preis haben. Weil nun seine Körperlast dem Pferde zu schwer war und es im Laufe hinderte, so hatte er sich Wochen vorher durch häufiges Fasten und Schwitzen, leichter und geschmeidiger, aber auch so matt gemacht, daß er am Tage des Wettrennens das Pferd nicht gewandt leiten konnte. Später ward ihm auf dem Pferde unwohl und er stürzte endlich ganz herab, jedoch ohne sich zu beschädigen. Wenn der aus Liebe zu Christus oder aus Buße hätte sollen fasten, wie würde er geschimpft haben? Aber für's Vergnügen thut die Welt Alles; aber nichts für Gott und für das Seelenheil.

Gott handelt immer gut und weise.

Es lebten zwei fromme Einsiedler in einer Wildniß dicht nebeneinander, sich oft besuchend und fromme Gespräche führend; sie hießen Paulus und Johannes. Einst kam ein Engel zum Johannes und ersuchte ihn, mit ihm in den Wald zu gehen; am Wege nahmen sie auch den Paulus mit. Sie stiegen unter frommen Gesprächen auf einen hohen Felsen. Oben angekommen, schleuderte der Engel den Paulus in die Tiefe, daß er sich zerschellte. Bruder Johannes erschrack, machte das Kreuz und sagte: Du bist kein Engel, du bist der Satan! Fürchte nichts, sprach der Engel, ich bin sogar dessen Schutzengel und weil er jetzt im besten Zustande zum Sterben ist, habe ich ihn im Auftrage Gottes hinabgeschleudert; er würde später in Sünde gefallen und verdammt

worden sein! Also handelt Gott auch da gütig und weise, wo wir ein schreckliches Unglück erblicken.

Wofür sollen wir Gott danken?

Plato, der Philosoph, nachdenkend über Gottes Güte gegen ihn, dankte ihm aus drei Ursachen: Erstens: daß er ihn als Menschen und nicht als Thier erschaffen habe; zweitens: daß er ihn zum Griechen und nicht zum Barbaren, drittens: daß er ihn unter den Griechen zum Philosophen gebildet habe. Danken auch wir Gott, aber für Besseres, nämlich: Erstens: daß er uns nach seinem Ebenbilde erschaffen; zweitens: daß er unter den Menschen uns zu Christen, und drittens: daß er uns unter den Christen zu Rechtgläubigen und nicht zu Ketzern gemacht hat.

Gottesdienst.

Wir sollen den Gottesdienst nicht versäumen.

In dem alten Athen hatte das gemeine Volk über Staatsangelegenheiten, als: Steuer, Krieg, Frieden, Gesetze, Beamte, Strafen mitzusprechen. Alle zehn Tage wurde so eine Staatsversammlung gehalten. Kamen nicht genug Bürger zusammen, so trieben die Herolde alle auf den Gassen, Strassen und aus den Häusern herbei und gaben einem Jeden mit einem Knotenstricke, der in flüssig-rothe Farbe eingetaucht war, einen Schlag auf sein weißes Gewand. Jeder Gezeichnete mußte eine Strafe an Geld zahlen. Jeder Bürger erhielt für seine Anwesenheit drei Obolen, vier bis fünf Groschen. — Wenn diese Einrichtung bei christlichen gottesdienstlichen Versammlungen bestünde, so würde gewiß keiner den Gottesdienst versäumen oder vor der Kirche stehen bleiben und das schon aus Geiz. Der fromme Christ bedarf dieses Zwangmittels nicht; er weiß, daß ihm Gottes Wort und die heilige Messe mehr für seine Seele und für's ewige Leben einbringt, als drei Obolen; er weiß, daß die heiligen Engel den nachlässigen Christen mit einem geistigen Zeichen zeichnen und daß er für diese Sünde eine größere Strafe leiden muß, als jene Geldstrafe war.

Man muß dem Gottesdienste mit Eifer beiwohnen.

Diogenes war in Sinope geboren, wuchs aber in Athen auf. Um die Weisheit zu erlernen, wandte er sich an den Philosophen Antisthenes. Dieser hatte sich aber vorgenommen, keine Schüler mehr anzunehmen und wies daher den jungen Diogenes mit harten Worten ab. Als derselbe mit Bitten nicht nachließ, sondern immer heftiger in ihn drang, griff Antisthenes nach dem Stocke. Schlag immer zu, sagte Diogenes, indem er willig seinen Rücken darbot, du wirst nirgends einen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu vertreiben, so lange du redest. Der Philosoph staunte und nahm den entschlossenen Schüler an. Mit solchem Eifer sollten wir Christen dem Gottesdienste beiwohnen; denn was wir da hören, ist wichtiger, als die Weisheit des Antisthenes und was wir da gewinnen, ist über alle Begriffe. Leider gilt von den meisten Christen, was einst Diogenes sagte, als ihn ein Athener fragte:

War's voll in den olympischen Spielen? Viel Zuschauer, aber wenig Menschen, war die Antwort. Viele ziehen weder aus der Predigt, noch aus der heiligen Messe einen Nutzen.

Den Gottesdienst versäumen zieht Strafe Gottes nach sich.

Es kam einmal dem Fürsten von Braunschweig zu Ohren, daß die Bauern in einem seiner Dörfer, statt dem Gottesdienste beizuwohnen und das Wort Gottes zu hören, im Wirthshause sitzen, saufen, fluchen, Gott lästern und Zoten reißen. Der Herzog war ein christlicher Herr und wollte sich in eigener Person davon überzeugen. Am nächsten Sonntage begibt er sich in das Dorf, wirft einen alten Mantel um, drückt den Hut tief in sein Gesicht und begibt sich in die Schenke, da man gerade zum Gottesdienst läutet. Die Bauern saßen da, soffen und brüllten. Der Herzog setzt sich mitten unter sie, die Bauern erkannten ihn nicht. Sie hatten vor sich einen großen Napf mit Branntwein, darein warfen sie Zucker und zündeten ihn an zu Ehren ihres Gottes Bachus. Nachdem die Flamme erloschen war, nahm der, welcher dem Herzog zur Rechten saß, den Napf, trank daraus, gab ihn seinem Nachbar rechts mit den Worten: Lat et umme gahn! Dieser that und sagte, wie der Vorige. Der Napf kam zu dem, der dem Herzog zur Linken saß, der ihn nun mit demselben Spruche dem Herzog reichte. Der Herzog nahm den Napf, schaute hinein, trank aber nicht daraus, sondern reichte ihn dem, der ihm zur Linken saß, wieder zurück, sprechend: Lat et jet da umme gahn! Der Nachbar ließ sich das nicht zweimal sagen, trank abermals und so wanderte jetzt der Napf unter dem Worte: Lat et jet da umme gahn! links herum, von Einem zum Andern, wie er zuvor die Runde rechts herumgemacht hatte, bis er endlich wieder zu dem zurückkam, der ihn zuerst in die Hand genommen und der ihn jetzt zum zweitenmale dem Herzoge darreichte. Der Herzog nahm also den Napf mit großem Ernste, trank aber wieder nicht, reichte ihn aber auch nicht weiter, sondern stellte ihn mit der größten Ruhe und Feierlichkeit vor sich auf den Tisch; dann holte er mit der rechten Hand langsam aus und gab damit seinem Nachbar zur Rechten eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf brummte, indem er mit demselben ruhigen Tone, womit er vorhin den Napf ihm gereicht, sprach: Lat et umme gahn! Der Bauer sprang betroffen auf, um das Empfangene dem Geber zurückzugeben. Der Herzog seinerseits stand aber auch auf, sah dem Bauern mit einem ernsten, durchdringenden Blicke in die Augen und wiederholte im festen ruhigen Tone: Lat et umme gahn! und da sein Mantel zu gleicher Zeit sich öffnete und der Bauer an dem Sterne an seiner Brust und dem Degen an seiner Seite erkannte, daß er den Herzog vor sich habe, so fiel ihm der Muth und somit kehrte er sich um und gab seinem Nachbar eine Ohrfeige so tüchtig, wie er sie empfangen hatte, sprechend: Lat et umme gahn! Und wie der Branntwein umgegangen war, rechts herum, von Einem zum Andern, so gings jetzt auch mit der Ohrfeige. Und als der Letzte zur Linken des Herzogs von dem Vorletzten seine Ohrfeige empfangen hatte, und sich nun dem Herzog zukehrte, gab dieser ihm eine auf das rechte Ohr, sprechend wie

beim Branntweinnapf: Lat et jet da umme gahn! und somit machte die Ohrfeige nun die Runde links herum. Darauf entfernte sich der Herzog schweigend. Die Bauern begriffen die Lektion und besuchten von nun an die Kirche wie andere Leute. — So macht es Gott. Die Ohrfeigen sind die Unglücksfälle, womit sie Gott heimsucht an ihrer eigenen Person, an ihren Kindern, am Viehe, am Hause, am Getreide. Sieht auch jetzt die Obrigkeit nicht auf den Besuch des Gottesdienstes, Gott sieht ganz gewiß darauf! (Hist. polit. Blätter. 26. B. 6. Heft.)

Wir Alle sollen Gott dienen, Jeder nach Beruf und Stand.

Ein junger, talentvoller Spanier, Bernardin Realino, der die heilige Jungfrau eifrig verehrte, hatte einst, in einem sehr klaren und lebhaftem Traumgesichte von ihr den Auftrag vernommen, sich dem Dienste des höchsten Königs zu widmen. Der Jüngling säumte nicht, diesem Befehle nachzukommen, dessen Sinn ihm gar nicht zweifelhaft erschien; er wendete sich an König Philipp II. mit einer zierlich verfaßten Bittschrift, worin er um eine Bedienstung anhielt, und sein Ansuchen vorzüglich mit dem Grunde unterstützte: daß dieser Schritt durch die heilige Jungfrau ihm anbefohlen worden. Der König, dem diese kindliche Offenheit gefiel, gewährte die Bitte; und so geschah es, daß Realino in den Staatsdienst berufen ward, in welchem er, durch Talent und Eifer, binnen wenigen Jahren zum Generalauditor des Vicekönigs von Neapel vorrückte; bis er endlich durch ein neues ähnliches Gesicht bestimmt wurde, seinen bisherigen Stand mit einem andern zu vertauschen und in den blühendsten Missionsorden jener Zeit einzutreten. Maria verstand unter dem höchsten König Gott, und zu dessen Dienst fordert sie uns Alle auf, Jedem in seinem Stande und Berufe.

Die Pracht der Priester beim Gottesdienste ist keine Hoffart.

Der heilige Ephrem hatte schon Vieles vom heiligen Basilius gehört und er bat Gott, ihm zu offenbaren, wie denn Basilius beschaffen wäre. Da sah er eine feurige Säule, welche bis zum Himmel reichte und hörte eine Stimme, welche sagte: Ephrem, wie diese Feuersäule, so ist Basilius beschaffen. Die Neugierde, diesen heiligen Mann persönlich kennen zu lernen, trieb ihn an, nach Cäsarea zu reisen. Dort versteckte er sich in der Kirche unter dem Volke. Da erschien Basilius mit seiner Geistlichkeit, um den Gottesdienst zu halten. Als er die Prachtgewänder sah, dachte er bei sich: Wie, dieser soll eine Feuersäule sein, bei dieser Hoffart? Als ihn aber Basilius, der ihn nicht kannte, mit Namen zu sich rufen ließ und ihm die Gabe erflehte, der griechischen Sprache auf einmal mächtig zu sein, da dachte er doch besser von Basilius und erkannte, daß die Pracht beim Gottesdienste nicht zur Hoffart der Priester, sondern zur Verherrlichung Gottes diene.

Den Gottesdienst können nicht Laien, sondern nur Priester halten.

Es ist ein schreiender Irrthum der Protestanten, daß sie keine Priester haben und den Gottesdienst durch Laien abhalten lassen. Wenn das stattfinden dürfte, warum hat der heilige Helenus seinen Brüdern einen Priester geholt, ein Wunder dabei gewirkt und ihn nicht selbst abgehalten? An einem Sonntage kam der heilige Helenus, als er die Brüder besuchte, die in wilden Gegenden wohnten, in ein Kloster, und weil er sah, daß die Brüder keinen Gottesdienst hielten, fragte er sie um die Ursache. Sie sagten, weil kein Priester zu bekommen wäre; er wohne jenseits des Flusses und getraue sich aus Furcht vor den Krokodilen nicht, über den Fluß zu setzen. Helenus sprach zu ihnen: Wenn ihr wollt, will ich gehen und ihn holen. Er machte sich sogleich auf den Weg. Am Ufer des Flußes betete er, und alsbald kam ein Krokodil, das sonst den Menschen verschlingt, heran, um den Helenus über den Fluß zu bringen. Es lud ihn sanft und willig auf und trug ihn an's jenseitige Ufer. Hier eilte er zum Priester und bat ihn, er möchte zu den Brüdern kommen. Weil aber seine Kleidung sehr schlecht war, fragte ihn der Priester: Wer und woher er wäre? Da er sich überzeugte, daß er ein Mann Gottes sei, ging er mit ihm zum Fluße. Da hatte er nun den Vorwand, daß kein Schiff vorhanden wäre, auf dem sie über den Fluß fahren könnten; aber Helenus sagte ihm: Fürchte dich nicht, mein Vater! Ich will ein Fahrzeug bekommen. Er schrie mit starker Stimme und befahl, daß ein Krokodil herankomme. Das war auf den Ruf auch da und gab sanft seinen Rücken her, um darauf zu fahren. Helenus bestieg es zuerst und lud dann den Priester ein: Sitze ohne Furcht auf! Dieser aber erschrack über den Anblick des wilden Thieres so, daß er zurückfloh. So hatte das Kloster keinen Gottesdienst. Alle Anwesenden ergriff eine gewaltige Furcht und Staunen, da sie sahen, daß der Mann Gottes auf einem Krokodile über den Fluß fuhr. Da er am Lande abstieg, zog er auch das Thier auf das Trockene heraus und sprach zu ihm: Es ist besser, daß du sterbest, als daß du noch mehr Menschen mordest! Das Krokodil fiel nun hin und verendete. Wie heilig auch der Mann sein mag, so hat er doch nicht die Macht, Gottesdienst zu halten, wenn er kein Priester ist.

Der Gottesdienst der Manichäer.

Wie weit der Mensch kommen kann, wenn er die unfehlbare Kirche verläßt, zeigte sich an den Manichäern und ihren Verzweigungen. Sie zapften einem einjährigen Knaben das Blut ab, vermischten es mit Asche und das war ihre Kommunion; dieß Brod besprengten sie auch wohl mit männlichem Samen. Sie versammelten sich in einem Hause und sangen eine Litanei mit dem Namen der Teufel, bis der Teufel in Gestalt eines kleinen Thieres unter sie herabstieg. Sogleich wurden die Lichter ausgelöscht und jeder mißbrauchte darauf das Weib, das ihm zuerst zu Handen kam, ohne Scheu vor der Sünde, unbekümmert, ob er die Mutter, oder die Schwester, oder eine andere erfaßte; denn sie hielten

eine solche Vermischung für religiös und heilig. Die in dieser Verbindung erzeugten Kinder wurden am achten Tage nach ihrer Geburt verbrannt und die Asche mit solcher Verehrung gesammelt, wie die Kirche den Leib Jesu aufbewahrt und den Kranken zur Wegzehrung gegeben. In dieser Asche wohnte eine solche teuflische Gewalt, daß, wer davon auch nur wenig gekostet hatte, sich nicht mehr dem Irrthum entwinden konnte. Ketzerei und Irrthum stammt vom Teufel, ist Teufelsverehrung und unterwirft der Gewalt des Teufels.

Den protestantischen Gottesdienst darf der Katholik nicht besuchen

und zwar aus dem Grunde, weil er weiß, daß nur die katholische Kirche unfehlbar ist, die Protestanten aber im Irrthum sind. Wie könnte also ein Katholik glauben, Gott mit Besuch ihres Gottesdienstes zu dienen; das könnte Gott nur einem ungebildeten Wilden nicht zur Sünde rechnen. Die fanatischen Engländer vertrieben die Jesuitenmissionäre von den wilden Illinoisstämmen und schickten ihnen protestantische Missionäre, deren Predigten und Gottesdienst die Wilden besuchten. Nach einiger Zeit durften die Jesuiten zurückkehren. Als der Missionär sie fragte, ob sie Protestanten geworden, schwiegen Alle still, bis ein Weib mit Thränen in den Augen gestand, sie hätten die protestantischen Missionäre angehört, indem sie meinte, Etwas sei doch besser, als gar keinen Gottesdienst zu haben. Ihre verlassene Lage rührte das Herz des guten Priesters und er versprach, sie regelmäßig zu besuchen.

Mit Eifer muß man den Gottesdienst besuchen.

Die Christen in China versammeln sich täglich zweimal zum öffentlichen Gebete und der Missionär Pater Franz Noel erwähnt, daß viele Christen jeden Sonntag zwanzig und dreißig Meilen weit reisten, um die Messe zu hören und daß sie sich an Freitagen in großen Massen versammelten, um das Leiden Jesu zu verehren. Ihren Bußeifer mußten die Missionäre mäßigen; Viele schlafen auf nacktem Boden und ihre Kost ist so mager, daß es keinen Mönch in Europa gibt, dessen Regel eine solche strenge Enthaltsamkeit vorschreibt, da Viele das ganze Jahr hindurch nur von Reis, Früchten und Wasser leben. In ihren Kapellen und beim Gottesdienste herrschte gar keine Pracht, wegen der großen Armuth. Der Bischof hatte nur zwei ärmliche Meßgewänder, von denen das eine zerrissen, das andere mit Leinwand geflickt war. Also zog sie nicht die Pracht des Gottesdienstes an, sondern die innere Frömmigkeit. Wie sehr klagen uns diese chinesischen Neubekehrten der Nachläßigkeit im Gottesdienste an!

Beim protestantischen Gottesdienste ist der heilige Geist nicht.

Die protestantischen Missionäre liefern gewöhnlich glühende Berichte nach England über ihren Erfolg und über die Frömmigkeit ihrer Neubekehrten. Ein Engländer, der in der Heimath diese Berichte gelesen, wohnte einmal in Indien einer gottesdienstlichen Versammlung bei. Er sah sich überall und wiederholt um, um die Neubekehrten zu entdecken, deren Zahl so groß sein sollte, aber er

konnte durchaus Keinen entdecken. Der Prediger las etwas aus einem Buche vor, wobei die wenigen Anwesenden schliefen, nachher schlief auch er ein. Alle ringsumher sah man mit geschlossenen Augen, die Köpfe so sanft zurückgelegt, als es die hölzerne Lehne erlaubte; hie und da ertönte ein lauter Schnarcher. Es war wirklich ein kläglicher und zugleich seltsamer Anblick; kurz eine schmählichere Verspottung der Andacht könnte man nicht leicht finden. Dieser Gottesdienst war ein ceremonieller Hohn auf Gott, ein sinnreicher Kunstgriff, um einen Tag in der Woche in auffallendem Gegensatz mit den übrigen zu vollbringen. So urtheilt selbst ein protestantischer Engländer und bei so einem Gottesdienste soll der heilige Geist wirksam sein? Ein solcher soll Gott verehren und ihm gefallen? Unmöglich!

Durch Gottesdienst und Gebet bezeugen wir Gott unsere Unterwürfigkeit.

König Darius forderte die Griechen auf, sich ihm freiwillig zu unterwerfen. Als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit forderte er von ihnen Erde und Wasser. Viele gaben das Verlangte aus Furcht. Als Zeichen unserer Unterwürfigkeit verlangt Gott von uns den Besuch des Gottesdienstes, Gebet und Kreuzmachen.

Gottesdienst öffnet die Herzen der Liebe und dem Troste.

In einem Dorfe wohnte eine Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit. Was sie von ihrem kleinem Felde erntete, reichte kaum hin, um ihren Kindern das nöthige Brod zu geben. Aber eines Jahres mißrieth die Frucht; dazu fiel ihr die einzige Kuh, so daß sie mit ihren fünf Kindern in große Noth kam. Da wurde sie sehr mißmuthig und sprach: Betteln kann ich nicht, Arbeit und Fleiß nützen mir nichts; es wäre mir besser, ich stürbe! Als sie eines Sonntags so in ihrem Kummer da saß, hörte sie von ferne das Geläute aus dem Dorfe, und es war ihr ein liebliches Getön; denn sie dachte: So wird man auch mir bald zu Grabe läuten! Darauf trat ihr Töchterlein in die Kammer und sprach: Mutter, sie läuten schon zur Kirche; ich werde unterdessen das Haus hüten. So sprach die Tochter, denn die Mutter hörte am Sonntage außer der heiligen Messe auch die Predigt und kehrte dann jedesmal fröhlicher heim. Sie ging mit schwerem Herzen in die Kirche und setzte sich hinter einen Pfeiler; denn sie schämte sich ihres Unmuthes. Darauf als das Predigtlied anfing, vermochte sie kaum mitzusingen vor heimlichem Weinen und sie konnte ihre Thränen kaum verbergen. Als der Pfarrer von der Liebe und Güte Gottes redete, ward es ihr mit jedem Worte leichter um's Herz. Nach der heiligen Messe ging sie getröstet nach Hause und überdachte den Spruch aus der Predigt: Das Gebet des Gerechten bleibt nicht unerhört. Gott, sagte sie, hat meine Thränen gesehen; Er wird sie stillen, wenn Er es für gut findet. Ein wohlhabender Mann aus der Gemeinde, der zu gleicher Zeit in der Kirche gewesen war, hatte die Wittwe in ihrem Kummer bemerkt. Auch diesem war die Predigt

von der Liebe Gottes zu Herzen gegangen und er dachte, als er die Wittwe sah: Sie hat ein heimliches Leiden; darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken und nicht so fröhlich zum Hause des Herrn gehen, als du. Deßhalb fragte er unter der Hand nach der Wittwe. Abends schenkte dieser Mann der Wittwe eine Kuh und Getreide zu Brod und sprach: Ich war Gott schon lange ein Opfer des Dankes schuldig; denn Er hat mich reichlich gesegnet; darum seid so gut und nehmet dieses Geschenk als eine Schuld, die ich dem Herrn abtrage. Ich danke Gott, daß Er in der Kirche mein Herz erweckt hat, euch zu helfen. So hatte der Gottesdienst das Herz der Wittwe dem Troste und das Herz des Wohlthäters zu mitleidiger Liebe geöffnet.

Grausamkeit.

Grausamkeit gegen die Thiere und Strafe Gottes.

In Ingersdorf bei Wien band ein muthwilliger und gefühlloser Knabe von vierzehn Jahren einer Katze glimmenden Schwamm an den Schwanz. Vor Schmerz lief das Thier in die Scheuer und es brannten acht Wohnhäuser mit Scheuern und Fruchtvorräthen ab.

Grausamkeit aus Rache.

In Laibach wurde in einem Hause ein Rock entwendet. Man hatte Verdacht auf einen Knaben, der im Hause aus- und einging. Diesen packten die Männer des Hauses, entkleideten ihn, banden ihm Hände und Füße und hingen ihn an einer Kette an einen Balken. So hängend schlugen sie den ganzen Tag hindurch auf ihn ein, so daß sein Gesäße und Rücken wund waren. Im Wundfieber bat er um Wasser; statt dessen bekam er neue Schläge; so ging es fort, bis der Bürgermeister Kunde erhielt und ihn Abends befreite, die Schuldigen aber einsperren ließ. So grausam ist kein blutdürstiges Thier.

Grausamkeit macht den Menschen zum Teufel und der Hölle würdig.

Kaiser Nero ließ die Christen mit Pech bestreichen, anbinden und des Nachts in seinen Gärten anzünden als Leuchten; er ließ seine eigene Mutter Agrippina, seine Gemahlinen Oktavia und Poppäa Sabina, seinen Halbbruder Britannikus und seine Lehrer Seneka und Burhus ermorden und es rührte ihn nicht. Tamerlan, der Tartarenhäuptling, errichtete einst vier Pyramiden aus Schädeln von ermordeten Kriegsgefangenen, von denen die kleinste aus sechzigtausend, die größte aus hunderttausend Schädeln bestand und er blieb kalt und ungerührt. Wladt, Woiwode der Walachei, ließ einmal eine ganze Armee, Männer, Weiber und Kinder, zwanzigtausend an der Zahl, lebendig pfählen, von denen etliche acht Tage lang am Pfahle lebten; und während dieser acht Tage ging er täglich zwischen den Gepfählten auf und ab spazieren und ergötzte Aug und Ohr an diesem entsetzlichen Anblick und Jammergeschrei. Für solche Grausame kann in der Ewigkeit nur die Hölle passen.

Grausamkeit der Spanier gegen die Wilden.

Als der Bischof Las Casas seine Landsleute gleich Tigern in Amerika wüthen sah, überkam ihn ein Schauder; er sagt: Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß die Spanier Männern und Weibern Hände, Nasen und Ohren abschnitten ohne Grund, bloß weil es ihnen so gefiel. Ich hab' es gesehen, wie sie die armen Indianer von Hunden jagen und in Stücke zerreißen ließen. Ich habe es gesehen, wie sie Kinder von den Brüsten der Mütter wegnahmen und mit aller Kraft in die Luft schleuderten. Ein Priester entriß ein Kind den Flammen, in die man es geworfen; ein dazu kommender Spanier nahm es ihm weg, und warf es wieder in's Feuer. Jener Mann starb des andern Tages plötzlich und er wurde nicht beerdigt. Ein königlicher Offizier erhielt dreihundert Indianer; nach drei Monaten hatte er davon nur noch dreißig. Man gab ihm wiederum dreihundert: er ließ sie zu Grunde gehen und so fort und fort, bis er endete und dem rächenden Schicksal verfiel. Ich beschwöre es vor Gott und meinem Gewissen, daß mein Bericht über das, was geschehen und was noch heute geschieht, nicht im zehntausendsten Theile übertrieben ist. Karl V. ernannte Las Casas zum General-Protektor beider Indien: aber was vermochte ein Titel gegen ein ganzes Volk von Grausamen? Amerika ward verwüstet, der Name Las Casas blieb gesegnet.

Wie grausam manche Menschen sein können.

Ein in einem Dorfe unweit Budweis ansäßiger Korbflechter, Namens Wenzel F., hatte vor zwei Jahren aus einem andern Theile Böhmens eine Frau mitgebracht, die aber bald wieder verschwand; man glaubte, sie sei wieder zu ihren Aeltern zurückgekehrt, weil man den F. als einen rohen, händelsüchtigen Menschen kannte. Am 8. Oktober 1866 spielte sein sechsjähriger Sohn aus erster Ehe in Gesellschaft von mehreren Knaben und machte die Aeußerung: seine Mutter müsse wieder viel Hunger haben, da sie so schreie. Dieß wurde von einem Knaben seinen Aeltern hinterbracht, welche die Anzeige davon erstatteten. Es begab sich sofort eine Kommission in das Haus des F., der sich sehr erstaunt stellte, als er die Gerichtspersonen sah, aber seine Verlegenheit nicht verbergen konnte, als diese nach seiner Frau fragten; er läugnete ihre Gegenwart, wurde aber in einem Zimmer unter Bewachung eingeschlossen und sein Söhnchen durch Schmeicheleien überredet, ihnen den Wegweiser zu machen. Der Kleine führte die Kommission auf den Dachboden und bezeichnete eine Ecke unter dem Dache, vor welcher eine Mauer aufgeführt war, die nur eine kleine Oeffnung mit einem Schieber hatte, als den Aufenthalt der Mutter. Die Mauer wurde niedergerissen und nun bot sich ein schauderhafter Anblick dar. In einem Raume von kaum fünf Schuh Länge und drei Schuh Breite, in Mitte eines durch zwei Jahre angesammelten Schmutzes und Gestankes befand sich ein Weib, beinahe ohne Kleidungsstücke, zum Skelett abgemagert und blödsinnig; sie hatte oft zwei bis drei Tage nichts zu essen erhalten. Die Arme wurde in Pflege gegeben, doch wird eine Wiederherstellung bezweifelt; den

unmenschlichen Gatten überlieferte man dem Gerichte. Gehören solche gefühllose, grausame Menschen wo anders hin, als in die Hölle?

Der Fanatismus, ob religiös oder politisch, macht grausam.

Ueber die Greuelthaten, welche von den aufständischen Banden unlängst in Palermo verübt wurden, gelangen nachträglich immer noch haarsträubendere Details in die Oeffentlichkeit. Die Gensdarmen oder Karabiniere waren, wo man sie fand, dem schrecklichsten und grausamsten Tode verfallen, sie wurden auf schauderhafte Weise verstümmelt, der Tod erlöste sie erst nach mehreren Stunden von ihren Leiden. Allen diesen Unglücklichen wurden zuerst die Augen ausgestochen und dann ihnen spöttisch erlaubt, nach Hause zu gehen. Erst nach einigen Stunden der Jagd und Hetze ging es an das weitere Verstümmeln und dann an den Verkauf des Fleisches. An manchen Orten waren Fleischerbuden improvisirt, in welchem das Pfund Gensdarmenfleisch für sechs Soldi verkauft wurde; ebenso zu Monreale, wo viele Karabiniere von den Banden umzingelt und gefangen genommen worden waren. In dem belebten Quartiere della Rittoria zu Palermo fand man einen Artilleristen gekreuzigt, mit ausgestochenen Augen und auf die obscönste Weise verstümmelt und dann in vier Theile zersägt. In Messilmeri wurde ein gewisser Satorio verurtheilt, durch Bisse zu sterben. Weiber waren es, welche diese schauderhafte Hinrichtungsweise zu vollziehen übernahmen. Mit mehr als Hyänenwuth rißen diese Furien dem Gebundenen mit ihren Zähnen die Muskelstücke vom Leibe. Erst nach einer Stunde hatte der Unglückliche seinen Todesschmerz überstanden.

Grausamkeit wird angewöhnt.

Die grausame Sitte der Hahnenkämpfe, bei denen man Haushähne, mit stählernen Sporen bewaffnet, auf einander losgehen läßt und auf den Sieg des Einen oder des Andern wartet, gehört leider noch zu den Lieblingsvergnügen der Engländer. Ein Landedelmann in der Nähe von London gehört zu den eifrigsten Förderern der Hahnenkämpfe, betrieb dazu eine große Zucht von Hühnern und wettete auf seine Hähne mit ganz enormen Summen. Er kehrte von einem in der Nachbarschaft abgehaltenen Hahnenkampfe zurück, die Nacht war dunkel, sein Wagen warf um und er brach ein Bein. An dem nämlichen Abend war aber von ihm auf seinen besten Hahn eine Wette von tausend Pfund Sterling (zehntausend Gulden) abgeschlossen worden und eigensinnig, leidenschaftlich, wie der Mann war, bestand er darauf, den Kampf in seinem Zimmer ausfechten zu sehen. Unter schrecklichen Flüchen, aufgerichtet zwischen Polstern und Kissen, sah er, wie sein Hahn allmählig den Kürzeren zog. Jemehr sich nun der Kampf seinem Ende näherte, stieg die Aufregung des Patienten und eben als der Hahn, auf den er die hohe Summe gewettet, mit dem stählernen Sporn von seinem Gegner den Todesstoß erhielt, hörte man ganz deutlich ein lautes Röcheln, welches vom Krankenbette herkam. Der Hausarzt war zufällig bei dem Ereignisse zugegen, griff sofort zur Lanzette und öffnete

die Ader. Aber es floß kein Blut mehr, das Opfer der grausamen Spielwuth war zum Teufel gegangen. Es war ein Schlaganfall.

Wie grausam der Mensch werden kann.

In der Gemeinde Höf, Bezirk Gleisdorf in Steiermark, starb am 6. Februar 1867 eine sechsunddreißigjährige, blöde Person in der Behausung ihres Schwagers und ihrer Schwester Joseph und Maria Taucher. Bei der Vornahme der Leichenbeschau ergab sich, daß diese Person längere Zeit in einem Schweinstalle untergebracht war; daß weder ein Arzt noch ein Priester gerufen wurde, versteht sich von selbst. Die Schwester meinte, man habe keinen Priester holen können, weil die Agnes gar zu schmutzig gewesen sei. Ueber erstattete Anzeige wurde der gerichtliche Augenschein und die Untersuchung der Leiche vorgenommen. Diesem gemäß wurde nun erhoben, daß Agnes Karner schon seit fünf Jahren in den Stallungen untergebracht war und zwar deßhalb, weil sie nicht reinlich war. Der Schweinstall ist gezimmert, klein, finster und grenzt an sieben andere Abtheilungen, wovon sechs mit Schweinen besetzt sind. Sie hatte in dem nassen Loche nur etwas Stroh, ein Leintuch und einen Kotzen nebst einem Cruzifix und einem Weinbrunnkessel. Die Leiche war zum Skelett abgezehrt und mit Geschwüren bedeckt. Allgemeine Blutarmuth, vollständige Leere der Gedärme und des Magens, Verkrümmung der Wirbelsäule, Verkrüppelung der Füße und viele brandige Knochen, somit eine großartige Vernachlässigung der Armen, Mangel an Speisen, Trank, Licht, Wärme und Reinlichkeit wurden bei der Obduktion konstatirt. Selbstverständlich werden die unmenschlichen Verbrecher, welche die Verstorbene in beschriebener Weise mißhandelten, der gerechten Strafe nicht entgehen; wohl auch der Hölle nicht; denn wenn sie für solche nicht sein sollte, für wen wäre sie denn sonst? Die Schwester wurde zu drei Monate Arrest verurtheilt. Was ist das für solche Grausamkeit? Die Hölle gebührt ihr.

Grundsätze.

Schlechte Grundsätze verwüsten die Seele.

Die Schlupfwespe legt ihre Eier in die Raupen; die junge Made frißt sie inwendig aus bis auf den Balg und die Haut. So machen es die Irrlehrer, Verführer und Sittenverderber und schlechte Bücher; sie legen in die Seelen den Irrthum und schlechte Grundsätze; dadurch verwüsten sie die Furcht Gottes, die Scheu vor der Sünde, die heiligmachende Gnade und tödten die Seele. Zum Beispiel der Grundsatz: Der Glaube macht ohne die Werke selig oder: Gott hat Alles für Alle geschaffen, also ist Stehlen keine Sünde; oder: Die Natur ist von Gott; was von Gott ist, ist gut, mithin kann ihm die Befriedigung der sinnlichen Triebe des Zornes, des Gaumens und des Geschlechtes nicht mißfallen.

Schlechte Grundsätze verwüsten die Seele.

Nur der handelt gut, der gesund und richtig denkt. Schädliche Ansichten, irrige Glaubens- und Sittengrundsätze, falsche Maximen verzerren und mißleiten Herz und Willen zu einer Handlungsweise, die bei gesund und richtig denkenden Menschen und Christen nicht zu finden ist. Zum Beispiel: Man muß nicht Alles leiden; wer Alles leiden wollte, käme unter die Bank; mache etwas aus dir, so giltst du etwas. Die verschrobene Handlungsweise, die aus solchen Grundsätzen entsteht, gleichet den Auswüchsen, welche die Gallwespe durch ihren Stich und durch ihr Ei in den Blättern, durch Erzeugung der Knoppern und Galläpfel in den Eichen, Rosen und Dornstauden, Weiden und Pappeln erzeugt. Sie sind weder Blatt, noch Holz, sondern ein fremdes Gewächs aus verdorbenen Säften des Baumes gebildet.

Menschen von irrigen Ansichten und verdorbenen Grundsätzen soll man meiden.

Kömmt Jemand zu euch, sagt Johannes, und bringt diesen Glauben nicht mit, den nehmet nicht in euer Haus auf, den grüßet nicht. Man soll solche Menschen und ihren Umgang mit Sorgfalt meiden und soll in dieser Beziehung die Vorsicht der Thiere nachahmen. Wenn die Bremsen um sie herum summen und gerne ihre Eier in die Haut legen möchten, woraus schmerzliche Beulen entstehen; so eilen sie ängstlich davon, eins fordert das andere auf, sie gehen durch Sträucher und Gebüsche, um wo möglich die entfallenen und an den Haaren klebenden Eier wieder abzustreifen. Mit derselben Vorsicht sollen wir den Umgang mit Menschen von irrigem Glauben und verdorbenen Grundsätzen meiden.

Gut.

Ungerechtes Gut soll man nicht an sich bringen.

Während der heilige Franz von Assisi sich in Gubbio aufhielt, verwüstete ein Wolf das ganze Gebiet und die Bürger rückten zur Abwehr bewaffnet gegen ihn aus. Da entschloß sich der Heilige, ungeachtet der Bitten und Warnungen seiner Brüder, dem Wolfe allein entgegen zu gehen und sobald er desselben ansichtig wurde, gebot er ihm im Namen Gottes, keinen Raub mehr zu begehen; worauf das wilde Thier, sanftmüthig, wie ein Lamm, sich zu den Füßen des heiligen Franziskus niederlegte, der also zu ihm sprach: Mein Bruder Wolf, du ziehest umher, und verwüstest und vertilgst, was Gott geschaffen hat; du bist ein Menschenmörder und die ganze Gegend entsetzt sich vor dir. Aber es ist mein Wille, Bruder Wolf, daß du Frieden mit ihr schließest; und da dich der Hunger zu allem Bösen antreibt, so verlange ich von dir das Versprechen, dich des Raubes zu enthalten, wenn du gefüttert wirst. Nun neigte der Wolf, gleichsam zum Zeichen der Einwilligung, den Kopf, und der Heilige fuhr fort, ihm die Hand reichend: Gib mir ein Pfand, daß du dein Wort halten willst. Alsbald erhob der Wolf traulich die Vordertatze und legte sie in

die Hand seines Herrn und Freundes und folgte ihm in die Stadt. Hier angekommen, redete er zu dem Volke, welches sich des großen Wunders wegen versammelt hatte, in folgenden Worten: Unter andern Ursachen hat Gott diese Plage wegen der Sünden unter euch zugelassen und wahrlich, die ewige Höllengluth ist für die Verdammten schrecklicher, als der Grimm eines Wolfes, der nur den Leib tödten kann. Darum wendet euch zu Gott, liebe Brüder, und thut Buße wegen euerer Sünden und Gott wird euch hienieden von dem Wolfe, in der Ewigkeit aber von der ewigen Qual befreien. Mein Bruder Wolf aber, der hier ist, hat mir versprochen, einen Vertrag mit euch einzugehen und euch nicht mehr zu beschädigen oder zu betrüben, wenn ihr ihm dagegen versprechet, ihm täglich seine nothwendige Nahrung zu reichen. Das Volk stimmte mit freudigem Zuruf bei, auch der Wolf wiederholte die Zeichen seines Einverständnisses und erschien während zweier auf einander folgender Jahre regelmäßig in der Stadt, um in der Art wie die Hausthiere seine Nahrung zu begehren. Und als er starb, waren die Bürger sehr betrübt, weil er ihnen zum Andenken an die Tugend und Heiligkeit des heiligen Franziskus gedient hatte. — Wenn ein Wolf vom Rauben abließ, nachdem er seine Nahrung bekam, so wäre es Schande für einen Christen, wenn er stehlen, rauben, betrügen wollte; auch für den Armen wäre es Schande, weil er, wenn er betet, arbeitet und genügsam ist, immer sein Brod finden wird. Wer gestohlen hat, sagt Paulus, stehle nicht wieder, sondern arbeite mit den Händen etwas Gutes, damit er habe, den Armen mitzutheilen. Bleibet Niemand etwas schuldig, als die Liebe. Stellet das Gefundene zurück, zahlet euere Schulden, und bedenkt stets, was Paulus sagt: Kein Ungerechter wird in das Reich Gottes eingehen. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Dieb, ein Ungerechter, in den Himmel eingehe!

Fremdes Gut auf unrechte Art an sich bringen, raubt das Zutrauen.

In den reichen amerikanischen Bergwerken findet man Gold, Silber und Quecksilber. Doch auf den hohen Bergen, wo man es findet, kann man es nicht von dem Gesteine reinigen, in dem es eingeschlossen ist. Man zerstößt also das Erz, mischt es mit Quecksilber und scheidet dann das Gold und Silber wieder aus. Es löset nur diese Metalle auf, das Gestein nicht. Würde das Quecksilber das aufgelöste Gold und Silber nicht mehr von sich geben, so würde man ihm diese Metalle nicht mehr beimischen. So ist es auch mit den Menschen, welche fremdes Gut sich unrechtmäßiger Weise aneignen und nicht zurückgeben; sie verlieren das Zutrauen der Menschen und dadurch schaden sie sich selbst sehr viel und erschweren sich ihr Fortkommen.

Geistige Güter nehmen durch Mittheilung nicht ab.

Das Licht nimmt deßhalb nicht ab, weil man damit andere angezündet hat; der Magnet macht hundert Magnete und verliert nichts von seiner Kraft. So verhält sich's mit der Gemeinschaft der Heiligen und mit der Mittheilung

geistiger Güter. Ein guter Gedanke in Worten hörbar ausgesprochen, erzeugt in tausend Hörern tausend gute Gedanken, ohne sich im Sprechenden zu verlieren.

Auf irdische Güter soll man keinen hohen Werth legen.

Wir gleichen auf Erden den Schauspielern, welche Könige vorstellen, reich verziert sind, dann aber das Gewand ablegen und nichts sind. So geht es uns im Tode. Da hört der Kaiser auf, Kaiser zu sein, der Reiche ist nicht mehr reich, der Banquier hat kein Geld mehr. Wäre der Schauspieler nicht lächerlich, wenn er sich in seiner Rolle gefiele, weil er einen König oder Feldherrn vorstellte? Wäre er nicht thöricht, wenn er sich betrüben wollte, weil er in Folge seiner Rolle in's Gefängniß muß, weil er arm und verfolgt wird?

Unrecht erworbenes Gut hat keinen Bestand und keinen Segen.

Dieses sehen wir an Alexander dem Großen bestätigt. Die Frage, wer die ungeheueren Länder beherrschen sollte, beherrschte seine Feldherrn so sehr, daß man den Leichnam des vergötterten Königs beinahe zu begraben vergessen hätte, denn er lag dreißig Tage unbeerdigt. Seine Feldherrn, reicher, als jetzt die reichsten Könige, behielten das Heer in ihrem Solde, warben noch neue Truppen dazu, und führten neue Kriege in Europa, Asien und Afrika. Hunderttausende von Soldaten, die von den Plünderungen reichlich besoldet wurden, mordeten sich einander, äscherten Städte ein, verwüsteten Länder und verbrannten Flotten, dreiundzwanzig Jahre lang. Wohl zwölf verschiedene Kriegsheere wütheten gegen einander. Und das Alles um einiger habsüchtiger, herrschsüchtiger Feldherrn willen, die durch Meuchelmord bis auf fünf oder sechs zusammen schmolzen. Alexanders Gemahlinen, seine Mutter, seine noch kleinen Kinder, sein Bruder, alle diese wurden durch die Dolche der Meuchelmörder der Herrschsucht dieser Thronräuber aufgeopfert. Auf ungerechtem Gute ruht kein Segen; Alexander hatte kein Recht, sich diese Länder und Völker zu unterjochen.

Ungerechtes Gut verzehrt auch das rechtmäßige.

Ein fremder Schiffsherr hatte Schaden gelitten und kam nun zum heiligen Bischof von Alexandria, Johannes den Almosengeber, flehend, er möchte sich seiner, wie Aller, erbarmen. Der Heilige ließ ihm aus dem Kirchengelde fünf Pfund Gold geben. Er nahm sie, ging hin, kaufte eine Ladung, und brachte sie zu Schiffe. Bald litt er außerhalb des Leuchtthurms Schiffbruch; das Schiff aber verlor er nicht. Im Vertrauen auf des Heiligen Wohlthätigkeit kam er wieder zu ihm und sprach: Erbarme dich meiner, wie sich Gott der Welt erbarmt hat. Der Patriarch sagte zu ihm: Glaube mir, mein Bruder; wenn du das Geld der Kirche nicht unter Geld gemengt hättest, das dir übrig geblieben war, so hättest du gewiß nicht Schiffbruch gelitten; dieses war ungerechtes Gut und nun ist es sammt dem gerechten Gute zu Grunde gegangen. Er befahl wieder, dem Manne zehn Pfund Gold zu geben und trug ihm auf, es nicht mit anderem Gelde zu vermischen. Dieser kaufte wieder eine

Ladung und ging unter Segel; aber eines Tages, da ein starker Wind wehte, ward er an das Land geworfen; er verlor Alles, selbst das Schiff; nur die Menschen wurden gerettet. Der Schiffsherr wollte sich nun vor Gram selbst tödten; aber Gott, der immer für das Heil der Menschen besorgt ist, offenbarte dieses dem heiligen Patriarchen. Dieser ließ ihm sagen, daß er ohne Bedenken zu ihm kommen möchte. Er kam, das Haupt mit Asche bestreut und mit zerrissenen Kleidern, mit dem traurigsten Aussehen. Da ihn der Heilige in so einem Anzuge sah, gab er ihm einen Verweis und sprach: „Der Herr, der gebenedeite Gott, erbarme sich deiner! Ich vertraue auf Ihn, daß Er dich, bis zu deinem Tode, keinen Schiffbruch mehr wird leiden lassen. Diesen aber hast du erlitten, weil selbst das Schiff ein ungerechtes Gut war." Er ließ ihm nun ein großes Schiff geben, das mit zwanzigtausend Malter Getreide beladen war, eines der Schiffe, die der Kirche von Alexandria gehörten. Er ging damit unter Segel und der Schiffer selbst sagte unter Betheuerungen aus: Wir schifften zwanzig Tage und Nächte mit einem starken Winde; wir konnten weder an einem Sterne, noch an einem Orte erkennen, wohin wir gingen; aber es schien, als führe der heilige Patriarch das Steuerruder und als sage er zu ihm: Fürchte dich nicht, du steuerst recht! Nach zwanzig Tagen kamen sie auf den britischen Inseln an und da sie an's Land stiegen, fanden sie da eine große Hungersnoth. Da sie dem Stadtvorsteher sagten, daß sie Getreide auf ihrem Schiffe führten, sprach dieser: Gott hat euch hieher geleitet. Wählet nun, was ihr wollet; entweder für jedes Malter ein großes Geldstück, oder Zinn, so schwer, als das Getreide. Sie gaben also die Hälfte für Geld und die Hälfte für Zinn. Ich werde nun, fuhr der Schiffer fort, eine Sache erzählen, welche denen ganz unglaublich ist, die die Gaben Gottes nicht erfahren haben; aber glaublich und erfreulich für die, welche Gottes wunderbare Wohlthätigkeit erfahren haben. Da wir mit Freuden nach Alexandria zurück segelten, ruhten wir in der Landschaft Pentapolis aus. Der Schiffsherr nahm von diesem Zinne, um es zu verkaufen; denn er hatte dort einen alten Handelsgenossen, der von diesem Zinne etwas begehrte. Er brachte ihm in einem Sacke ungefähr fünfzig Pfund. Da derselbe das Zinn probirte, ob es gut wäre, schmelzte er es im Feuer und fand reines Silber. Er glaubte, man habe ihn versucht; er brachte ihm also den Sack wieder und sprach: Gott verzeih es dir! Hast du mich je schon auf einem Betruge ertappt, daß du mich prüfest und mir Silber für Zinn gabest? Der Schiffer erstaunte über diese Rede und sprach: Glaube mir, ich halte es für Zinn; wenn aber Der, der aus Wasser Wein machte, durch das Gebet des Patriarchen aus Zinn Silber machte, so dürfen wir uns nicht wundern. Aber damit du beruhiget werdest, so komm mit auf das Schiff, und du wirst das übrige Metall eben von der Art finden, wie dasjenige, das du empfangen hast. Sie stiegen an Bord und fanden das Zinn in das beste Silber verwandelt. Und das Wunder ist für Solche, die Christum lieben, nichts Fremdes; denn Derjenige, der die fünf Brode vermehrt, in Aegypten Wasser in Blut, den Stab in eine Schlange, und Feuer in Thau verwandelt, hat leicht auch dieses Wunder gewirkt, um seinen Diener zu bereichern und

dem Schiffer Barmherzigkeit zu erweisen. Nur auf gerechtem Gute liegt Gottes Segen; ungerechtes Gut verschlingt auch das Gerechte.

Irdische Güter fehlen dem nicht, der das Reich Gottes sucht.

Gott prüfte einst den heiligen Johannes, den Almosengeber, auf folgende Weise: Es war eine unzählige Menge von denen, die vor den Persern flüchteten, nach Alexandria gekommen; hier herrschte eine große Theuerung, weil der Nil in diesem Jahre nicht ausgetreten war. Da nun der Patriarch alles Geld, das er besessen, ausgegeben hatte, schickte er zu vielen Frommen und nahm ein Darlehen von tausend Pfund auf. Diese waren ausgegeben, aber die Hungersnoth währte noch fort und Niemand wollte ihm mehr etwas borgen, weil bei der langen Dauer der Noth alle für ihre eigene Erhaltung besorgt waren. Der Heilige war voll Schmerz und Sorge für diejenigen, die er ernährte und verharrte im Gebete. Ein Einwohner der Stadt kannte die Verlegenheit, in der sich der Heilige befand. Er hatte schon zweimal geheirathet und wollte doch gerne Diakon werden, was nach den Gesetzen der Kirche nicht sein durfte. Er reichte ein Bittgesuch ein, worin er um diese Würde bat und zweimalhunderttausend Malter Getreide und einhundertundachtzig Pfund Goldes für die Armen anbot. Der Heilige ließ ihn rufen und sagte zu ihm: Dein Opfer ist zwar nothwendig, aber ich kann es nicht annehmen, denn es ist befleckt; weil die Kirche deinen Wunsch nicht gestattet. Was meine Brüder, die Armen betrifft, sage ich dir: Gott hat sie erhalten, ehe wir, ich und du geboren wurden; Er wird sie auch jetzt erhalten, wenn wir nur sein heiliges Wort unverletzt bewahren. Als der Bittsteller traurig, aber ungebessert hinweg ging, wurde dem heiligen Johannes gemeldet, daß zwei Schiffe der Kirche mit Getreide aus Sizilien angekommen wären. Als er das hörte, fiel er auf sein Angesicht und dankte Gott mit den Worten: Ich danke Dir, o Gott, daß Du nicht zuließest, daß Dein Knecht um Geld Deine Gnade verkaufte. Wahrhaftig, die Dein Reich suchen und Deine Gebote beobachten, denen mangelt auch das Zeitliche nicht; nach den Worten Jesu Christi: Suchet zuerst das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit, so wird euch das Zeitliche als Zugabe gegeben werden. Wenn dieß Alle fest glaubeten, so gäbe es keinen Dieb und keinen Betrüger.

Gut, gemeinschaftliches, sorgfältig zu Rathe halten und verwalten.

Während es einen gewissen Bruder traf, in einer Woche Kochsdienste zu verrichten, sah der Vorsteher des Klosters im Vorbeigehen drei Linsenkörnlein auf der Erde liegen, welche der Bruder in der Eile beim Waschen hatte fallen lassen. Hierauf wurde der Bruder wegen Vernachlässigung des Klostergutes zur Buße verurtheilt.

Gott will, daß fremdes Gut zurückgegeben werde.

Abt Sisois ging einst mit seinen Brüdern aus, ein Feld abzuernten. Eine Wittwe folgte ihnen nach, Aehren zu lesen und weinte unablässig. Da

rief der Altvater den Herrn des Ackers und fragte ihn, wer jenes Weib sei und warum sie weine? Dieser antwortete: Ihr Mann hatte von Jemand etwas in Verwahrung und er starb, ohne zu sagen, wo er es aufbewahrte, und nun will der Eigenthümer sie und ihre Söhne zu Sklaven machen. Der Altvater sprach: Sag ihr, sie soll zu uns kommen, wo wir in der Mittagshitze ausruhen. Als sie gekommen war, fragte sie der Altvater, warum sie weine. Sie antwortete: Mein Mann ist gestorben und hat mir auf dem Todbette nicht gesagt, wo er jenes anvertraute Gut aufbewahrte. Der Altvater ließ sich das Grab ihres Mannes zeigen, hieß sie nach Hause gehen, und betete mit sieben Brüdern daselbst. Nachdem sie gebetet hatten, rief der Altvater den Gestorbenen und fragte ihn: Wo hast du das anvertraute Gut aufbewahrt? Der Todte antwortete: In meinem Hause habe ich es zu den Füßen meines Bettes versteckt. Da sprach der Altvater: Schlafe nur wieder fort bis zum Tage der Auferstehung. Als die Brüder dieses sahen, fielen sie dem Altvater zu Füßen; er aber sagte: Nicht um meinetwegen ist dieses geschehen, denn ich bin nichts; sondern wegen jener Wittwe und ihrer Waisen hat Gott dieses Wunder gewirkt und damit die Seele des Verstorbenen von der Sünde frei werde, die er durch Nichtzurückstellung des fremden Gutes in Folge seiner Vergeßlichkeit mit hinüber genommen hat. Hierauf ging er zur Wittwe und sagte ihr, wo das anvertraute Gut sei; sie aber nahm es, gab es seinem Herrn zurück, und befreite ihre Söhne. Alle aber, die diese Geschichte hörten, priesen Gott. Wenn nun Gott ein Wunder wirkt, damit das fremde Gut zurückgegeben werde, auf welches der Sterbende unfreiwillig vergessen hatte, wie strenge wird Er Jene strafen, die unrechtmäßiger Weise fremdes Gut auf's Gewissen laden und absichtlich, wissentlich nicht erstatten?

Daß man fremdes Gut zurückgeben müsse, zeigt Gott durch ein Wunder.

Der heilige Spiridion war vor seiner bischöflichen Weihe verehelicht und hatte eine Tochter, Namens Irene, welche starb, während er auf einer Geschäftsreise war. Nach seiner Zurückkunft meldete sich ein Weib bei ihm und jammerte in vieler Angst, daß sie der Verstorbenen ein goldenes Kleinod zur Aufbewahrung übergeben habe und man möge es ihr herausgeben. Nachdem man das ganze Haus durchsucht und nichts gefunden hatte, ging Spiridion auf Eingebung Gottes zum Grabe der Tochter und viele Leute begleiteten ihn dahin. Hier rief er nun vor den Umstehenden: Tochter Irene, wo ist der goldene Schmuck, welcher bei dir hinterlegt worden ist? Wie wenn die Jungfrau nur geschlafen hätte und nun aufgewacht wäre, antwortete sie mit klarer Stimme und bezeichnete die Stelle, wo sie den Goldschmuck aufbewahrt habe. Voll Schreck und Erstaunen hörten es die Anwesenden. Sodann hieß Spiridion die, welche er zum Leben erweckt hatte, wieder sterben, indem er sprach: Schlafe nun fort, meine Tochter, bis der gemeinsame Herr dich mit allen Menschen gemeinsam erwecken wird. Als er nach Hause zurückgekehrt war, fand sich richtig das Kleinod an der Stelle, welche die Tochter angegeben hatte.

Almosen von ungerechtem Gute haben keinen Werth vor Gott.

Der selige Missionsprediger Berthold erzählte in einer Predigt folgende Parabel, um zu zeigen, daß Almosen von ungerechtem Gute keinen Werth habe. Ein reicher Mann, der viel ungerechtes Gut hatte, beichtete einem heiligen Bischof. Dieser legte ihm auf, einer armen Wittwe zwei Malter Korn als Almosen zu geben, dieses Korn ihr wieder abzukaufen und es in einen Kasten zu verschließen. Nach einigen Tagen mußte er nach diesem Korne sehen und siehe, jedes Körnlein war eine Kröte oder Natter geworden, welche zischend gegen ihn fuhren. Voll Schrecken schlug er den Deckel des Kastens wieder zu. Als er zum Bischof kam, sagte dieser: Siehe, das ist dein Almosen vor Gott; willst du von deinen Sünden erlöset sein, so erstatte alles ungerechte Gut und dann lege dich eine Nacht zu den Nattern in den Kasten. Nein, sprach der Mann, da will ich lieber in der Hölle sein. Es ist aber doch besser, sprach der Bischof, nur Eine Nacht bei den Nattern zuzubringen, als ewig in der Hölle leiden. Mag sein, sprach der Büßer, zu den Nattern lege ich mich nicht! Und er fuhr in die Hölle. Diese Parabel lehrt, daß Almosen von ungerechtem Gute vor Gott keinen Werth hat und daß selten ein solcher Sünder das ungerechte Gut erstattet und seine Seele rettet.

Ungerechtes Gut muß erstattet werden.

Der selige Johannes Kolumbini war früher ein habsüchtiger, geiziger Kaufmann und Banquier, der viel ungerechtes Gut auf seinem Gewissen hatte. Einst kam er zu Mittag nach Hause und wollte essen; da das Mittagessen noch nicht fertig war, gab ihm seine Frau das Leben der Heiligen, um darin zu lesen und sich die Zeit zu vertreiben. Voll Zorn warf er das Buch zu Boden; nachher schämte er sich, las darin und kam auf die Bekehrung der heiligen Maria von Aegypten. Die Gnade wirkte bei dieser Lesung so stark auf sein Herz, daß er, als das Essen fertig war, bat, zu warten, bis er diese Geschichte ausgelesen haben würde. Von nun an wurde er ein anderer Mensch; er gab nicht nur reichliche Almosen, sondern war auch auf Ersatz des ungerechten Gutes bedacht, wenn er wußte, wen und um wie viel er Jemand übervortheilt hatte. Da er aber als Kaufmann nicht alle Verkürzten kennen konnte, so zahlte er, wenn er etwas kaufte, was man verlangte und wenn er Waaren verkaufte, gab er nicht nur eine Zuwage, sondern gab auch die Waare billiger. Auf diese Weise leistete er den Verkürzten und Betrogenen Ersatz. Leute, die diese Freigebigkeit sahen und seinen Geiz kannten, meinten, er sei ein Narr geworden. Nur einige wenige einsichtsvolle Menschen erriethen, daß er das aus Buße thue. Und so wurde Kolumbini nach und nach ein heiliger Mann.

Ungerechtes Gut gibt keinen Seelenfrieden.

Chiarissimo, der Vater der heiligen Juliana, aus dem vornehmen Geschlechte der Falkonieri zu Florenz, war wohl an irdischen Gütern reich, aber doch nicht zufrieden und glücklich; denn sein Gewissen machte ihm den Vorwurf, daß er unrechtes Gut besitze und dann hatte er kein Kind, was er als eine

Strafe Gottes ansehen mußte. Sein Bruder wurde ein Diener Mariä und schenkte all sein Vermögen den Armen. Dieses Beispiel und seine Ermahnungen wirkten zu seiner Bekehrung. Bereit, sich mit Gott zu versöhnen und seine Ungerechtigkeiten gut zu machen, begab er sich nach Rom, beichtete dem Papste, erhielt die Lossprechung und eine heilsame Buße. Beruhigt und voll Freude kehrte er nach Hause zurück, gab das unrechtmäßig erworbene Gut an seine rechtmäßigen Herren wieder hinaus, vertheilte reichliche Almosen unter die Armen und trug das Seinige zum Baue einer Marienkirche in Florenz bei. Von nun an genoß er heitere Ruhe und süßen Frieden der Seele. Aber auch seinen innigsten Wunsch nach einem Kinde erfüllte Gott in seinen alten Tagen, indem Er ihm eine Tochter bescheerte, welche später die heilige Juliana geworden ist.

Wer ungerechtes Gut nicht zurückgibt, wird verdammt.

Der heilige Anton von Padua 2. parte Summae c. 7. §. 3. erzählt: Einer, der sein Vermögen mit Unrecht zusammen gescharrt, kam zum Sterben. Die Hausgenossen säumten nicht, den Beichtvater zu rufen. Da seine Ungerechtigkeit öffentlich bekannt war, bestand dieser zuvor auf Ersatz, dann wolle er ihm seine geistliche Hilfe angedeihen lassen. Das kann ich nicht, sprach der Kranke; sollte ich Alles wieder geben, was ich mit Unrecht an mich gebracht und darauf sterben, so müßten meine Kinder andern Leuten zu Gnaden leben; sollte ich aufkommen, so wäre mir der Bettelstab gewiß. Der älteste Sohn redete ihm zu, sein Gewissen zu entlasten und sich nicht der Kinder wegen zu ängstigen, Gott werde für sie sorgen. Unverständiger! sprach der Vater, wie darfst du mir die Wiederstattung zumuthen, da unser Geschlecht auf Grund dieser Güter geadelt, du und dein Bruder hohe Würden erhalten und unsere Nachkommenschaft damit versorgt ist! Du willst also, daß unserem Glücke die Flügel beschnitten werden? Ich wollte, ich hätte dich nicht gezeugt! Der Sohn ließ nicht nach, ihm zum Ersatz zuzureden; es war aber Alles umsonst. Gott, sprach er, kann das von mir nicht begehren; Er ist barmherziger, als ihr Alle zusammen. In dieser eitlen Hoffnung gab er seinen Geist auf. Nach dem Tode verlangte der jüngere Sohn seinen Theil, indem er sagte: Ich bin an dem Unrecht des Vaters nicht schuld, noch viel weniger bin ich schuldig, statt seiner zu ersetzen. Der ältere Sohn leistete mit seinem Antheile denen Ersatz, die er von seinem Vater verkürzt wußte; das Uebrige gab er den Armen und er selbst ging in's Kloster. Der Jüngere aber zog in die Welt hinaus und verschwendete sein Erbtheil, starb aber bald darauf. Der ältere Bruder fastete und betete viel für Vater und Bruder, wenn ihre Seelen im Fegefeuer sein sollten. Da ließ ihm Gott ihren Zustand in der Ewigkeit schauen. Er sah Vater und Bruder im Feuer der Hölle brennen und hörte ihre Verwünschungen. Verflucht, sprach der Vater, sei die Stunde, in der ich dich gezeugt; denn um deinetwillen habe ich Unrecht gethan und leide jetzt ewige Pein! Der Bruder verfluchte den Tag, an dem er geboren ward, den Vater, die Mutter, alle ihre Güter, die ihn in die Hölle gestürzt haben. Daraus ersah der Bruder, daß Beide wegen des ungerechten Gutes verdammt seien.

Ungerechtes Gut zurückgeben.

Als einst der heilige Franziskus de Paula nach Neapel kam, ging ihm der König mit den Prinzen und dem ganzen Hofstaate entgegen und bat ihn, ein Kloster seines Ordens in Neapel zu errichten; er wolle ihm dazu die nöthigen Gelder geben. Der Heilige sagte dem König ungescheut in's Gesicht, es wäre für sein Seelenheil besser, das fremde Gut zurückzugeben, als Almosen zu spenden. Der König nahm diese Worte übel. Pater, sagte er, glaubt Ihr denn, daß ich ungerechtes Gut besitze? Unter dem fremden Gute, antwortete der Heilige, verstehe ich die allzugroßen Auflagen, durch welche Ihr den Unterthanen das Blut aussauget. Darauf verlangte er einen Dukaten, brach ihn entzwei und siehe, es rann das helle Blut daraus hervor. In vita.

Ungerechtes Gut muß ersetzt werden.

Der heilige Liguori erzählt folgende lehrreiche Geschichte. Ein sehr reicher Mann, der aber einen Theil seines Reichthums durch schreiende Ungerechtigkeiten erworben hatte, wurde gefährlich krank. Er wußte, daß seine Wunden bereits in Brand übergegangen waren, allein trotzdem konnte man ihn zum Ersatz des ungerechten Gutes nicht vermögen. So oft davon die Rede war, äußerte er: Was sollte aus meinen Kindern werden! sie kämen ja dadurch in's Elend! Diese Antwort erfuhr ein seeleneifriger Priester. Dieser ließ ihm durch Jemanden hinterbringen, er wisse ein unfehlbares Mittel, den Brand zu stillen. Dieß that er, um gerufen zu werden, wo er dann hoffte, ihn zum Ersatz zu bestimmen. Als der Kranke diese Nachricht erhielt, ließ er den Priester auf's schleunigste kommen. Dieser ging hin und sagte: Das Mittel, euch zu helfen, ist unfehlbar, es ist auch einfach und verursacht keinen Schmerz, aber es ist theuer, sehr theuer. Koste es auch tausend, ja fünftausend Gulden, es ist mir nicht zu theuer; worin besteht es denn? Das Mittel, sagte der Priester, besteht darin, daß man auf die Wunden etwas Fett von einem lebenden und gesunden Menschen streicht; man braucht auch nicht viel. Findet sich Jemand, der sich für fünftausend Gulden eine Viertelstunde die Hand rösten läßt, so reicht es hin. Ach, seufzte der Kranke, es wird sich wohl Niemand dazu verstehen. Versuchet es, sagte der Priester, mit Eueren Söhnen, sie haben Euch alle lieb. Die Söhne wurden angegangen, lehnten es aber alle drei ab. Nun sagte der Priester: Ist das aber nicht unbegreiflich, daß Ihr für solche Söhne Eueren Leib und Seele verlieren und im Feuer der Hölle ewig gemartert werden wollt, die, um Euch zu heilen und Euer Leben zu retten, nicht einmal eine Viertelstunde die Schmerzen des Feuers an ihrem Leibe aushalten wollen! welche Thorheit! Sie haben Recht, versetzte der Kranke, Sie haben mir die Augen geöffnet, man hole den Notar! Sie aber bitte ich, mich einstweilen Beicht zu hören. So geschah's. Er erstattete das ungerechte Gut, unbekümmert um das Loos seiner Kinder.

Ungerechtes Gut drückt schwer auf die Seele.

Ein reicher und gewaltthätiger Mann brachte eine arme Frau um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Des andern Tages erschien sie nun nochmals auf diesem ihr widerrechtlich entrissenen Grundstücke mit einem großen Sacke und bat den reichen Mann, ihr doch zu erlauben, von ihrem väterlichen Erbe wenigstens einen Sack voll Erde nehmen zu dürfen. Nun, die alberne Bitte kann ich Euch schon gewähren, sagte er kopfschüttelnd. Als der Sack gefüllt war, ersuchte sie den Geizhals, ihr denselben auf die Schulter zu heben. Nach einigem Zögern verstand er sich dazu. Allein der Sack war so schwer, daß er ihn nicht zu erheben vermochte. Da sprach das Weib: Wenn Euch schon dieser Eine Sack voll Erde zu schwer ist, wie schwer wird Euch durch die ganze Ewigkeit dieser ganze Acker drücken! Der Mann erschrack, dachte über dieses wahre und schreckliche Wort ernstlich nach, und — gab den Acker zurück. Ja, ungerechtes Gut drückt die Seele schwer und ewig, wenn es nicht dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben wird.

Ungerechtes Gut muß man erstatten.

Ein reicher Wucherer befahl auf seinem Sterbebette, eine gewisse Summe Geldes zurückzugeben. Nachdem der Vater gestorben war, beschloßen die Söhne das Gegentheil. Während sie noch in der Sterbekammer waren, kam ein alter Einsiedler, der ein alter Freund des Vaters war. Erschrocken sagten sie zu ihm: Wie geht's? Setzen Sie sich! Der Einsiedler sprach: Es geht schlecht; während ich durch den einsamen Wald ging, hörte ich aus schauerlicher Tiefe heulend rufen: Wehe mir, die Seele des reichen Wucherers, die ich schon Jahre lang in der Schlinge hielt, ist mir entgangen! Er hat seinen Söhnen befohlen, das ungerechte Gut zurückzugeben! — Eine andere Stimme dagegen erhob ein lautes Gelächter und rief: Betrübe dich nicht, statt Einer Seele bekommen wir vielleicht drei! Diese drei Seelen sind wir, sagte der älteste Sohn; geben wir das ungerechte Gut zurück! — Ja, das wollen wir, sagten die Andern. Gottlob, sprach der Einsiedler; Euer Vater hat mir kurz vor seinem Tode das zugesagt und mich gebeten, ich möge darüber wachen; vollziehet es; denn es gibt dort einen Kerker, wo man nicht mehr herauskommt, bis man den letzten Pfennig bezahlt hat.

Geistliches oder kirchliches Gut gehört der Kirche und den Armen.

Es war Herkommen, daß die Erzbischöfe von Braga der Königin alljährlich einen großen Fisch zu einer Jahreszeit schickten, wo dieselben sehr selten waren. Man machte den Erzbischof Bartholomäus von den Martyrern auch aufmerksam. Er erkundigte sich, was der Fisch kosten könnte, vertheilte den Betrag an die Armen und schrieb an die Königin: Wenn die Güter der Kirche mir gehörten, so würde ich mich glücklich schätzen, der königlichen Hoheit damit ein Geschenk zu machen; da sie aber den Armen gehören, so habe ich geglaubt, im Sinne der Königin zu handeln, wenn ich es den Armen gebe.

Gerechtes Gut wird von Gott gesegnet und geschützt.

Cäsarius schreibt, daß zu Sausberg im Kölner Gebiete eine Bräuerswittwe dieses Gewerbe durch Gesellen fortgesetzt habe. In der Nähe brach Feuer aus, welches auch ihr Haus zu verzehren drohte. Weil menschliche Hilfe nicht mehr möglich war, also hat sie zu Gott ihre Zuflucht genommen, aber auf eine eigene Weise. Sie stellte alle Geschirre, in denen sie Bier zu verkaufen pflegte, vor die Thüre und rief dann mit aufgehobenen Händen: Hab ich, o Herr, wissentlich einigen Menschen Unrecht gethan in diesen Gefäßen, so verzehre die Flamme auch mein Haus, wie die übrigen; habe ich aber Jedermann das Seinige gegeben, so sei meiner armen Behausung gnädig! Und ihr Haus blieb verschont!

Güte.

Gütige Behandlung macht willigen Gehorsam.

Gott will, daß wir nach Seinem Vorbilde und nach dem Beispiele Jesu unsere Kinder, Untergebenen und Dienstboten mit Sanftmuth und Güte behandeln, tadeln, belehren. Güte bringt es weiter, als Rohheit, Strenge und Zorn. Dieß erbittert und erschwert den Gehorsam; bei gütiger Behandlung gehorcht man willig, eifrig, mit Neigung. Selbst die Pferde ziehen williger und greifen die Last von neuem an, wenn man sie streichelt, lobt und ihrem Eifer Beifall gibt; es ist, als ob sie's verständen, und sich's Ehren halber angelegen sein ließen, das Wohlgefallen ihres Herrn auch ferner zu verdienen.

Güte erweckt Zutrauen.

Nichts ist geeigneter, uns das Zutrauen der Menschen zu verschaffen, als Güte mit anspruchloser Bescheidenheit und Aufrichtigkeit. Es geht mit den Menschen, wie mit dem Rothkehlchen. Es kömmt zuweilen im Spätherbste bei offenen Fenstern in die Stube geflogen, wenn es sich verspätet hat und nicht mehr in wärmere Länder ziehen kann. Wird es gut aufgenommen, gibt man ihm Futter, hält man die Katze fern, daß es nicht verfolgt wird: so fasset es Zutrauen zu diesen guten Leuten, es zieht im Frühlinge wieder in den Wald, paaret sich, kömmt aber im Herbste wieder in das Haus und bringt auch sein Weibchen mit. Güte erweckt Zutrauen; dieß sollten alle Jene merken, welche Andere zu leiten haben.

Gutes.

Man soll seine guten Werke im Geheimen thun.

Als einst die Einsiedler an einem hohen Feste in ihrem Kloster zusammen kamen und gemeinschaftlich speisten, sagte Einer zu denen, die bei Tische bedienten: Da ich nichts Gekochtes esse, so bringt mir Salz. Der Bruder, welcher dieß gehört hatte, rief mit lauter Stimme, sie möchten dem, der nichts Gekochtes esse, etwas Salz geben. Hierauf sagte der selige Theodorus: Es wäre besser gewesen, mein Bruder, du hättest in deiner Zelle Fleisch gegessen, als daß du hier vor den Brüdern deine Enthaltsamkeit geoffenbaret hast.

Man soll das Gute nicht der Ehre wegen thun.

Einst hörte der heilige Antonius von einem jungen Mönche, er hätte folgendes Wunder gewirkt. Wenn er nämlich einige Altväter von der Reise oder sonst von der Arbeit ermüdet kommen sah, befahl er seinen Eseln, sie sollten hingehen und sie tragen, bis sie zu ihm gekommen wären. Der heilige Antonius sagte: Jener Mensch scheint mir einem Schiffe zu gleichen, welches mit allen Gütern beladen ist, aber wohl schwerlich in den Hafen einlaufen wird. Nach einiger Zeit fing der heilige Antonius an zu weinen und zu klagen. So eben, sagte er, ist eine große Säule der Kirche gefallen! Gehet hin zu dem jungen Mönche und sehet, was geschehen ist. Seine Schüler gingen hin und fanden den Mönch auf seiner Matte sitzen, wie er seine begangenen Sünden beweinte. Da er die Schüler des Altvaters erblickte, sprach er zu ihnen: Saget dem Altvater, er wolle Gott beschwören, mir wenigstens noch eine Frist von zehn Tagen zu gewähren, ich hoffe dann für meine Sünden Genugthuung zu leisten. Innerhalb fünf Tagen starb er.

Habsucht.

Die Habsucht bestraft die Natur durch Verlust.

Den nördlichen Ländern hat Gott das Torfmoos geschenkt, welches sich nach und nach verkohlt und als Brennstoff herausgenommen werden kann. Der Habsüchtige sticht diesen Torf bis auf den Grund aus und zerstört sich sein Feuerungsmaterial; der Genügsame sticht ihn bis auf eine gewisse Tiefe aus, läßt die Mooswurzeln darin, welche in zehn Jahren wieder brennbares Torf liefern. So zeigt der Schöpfer in den Werken der Natur, daß Habsucht und Geiz Ihm verhaßt sind.

Habsucht benützt gottloserweise das Heiligste, um Gewinn zu machen.

Die englischen Fabrikanten verfertigen Götzenbilder und verkaufen sie als Christen den heidnischen Ostindiern. In einem Kaufladen der innern Stadt Wien verkaufte man dieser Tage — Oktober 1865 — Pfeifenköpfe, die durch ihre Form begründeten Anstoß erregen. Diese stellt nämlich einen Christuskopf mit der Dornenkrone und Blutstropfen vor und daß ja kein Zweifel bleibe, ist die Pfeife unten noch mit dem Kreuze versehen. Der Verkäufer macht auch aufmerksam, daß die eingesetzten Augen des Kopfes, wenn die Pfeife geraucht wird, einen schönen Glanz erhalten. Gegen solche Verirrungen der Spekulation, die für jeden Christen verletzend sein müssen, wäre ein behördliches Einschreiten sehr angezeigt. So weit treibt's die Habsucht!

Habsucht ist Thorheit.

Als Alexander der Große Indien eroberte, wurden ihm einige alte ehrwürdige Braminen vorgestellt. Sie sahen ihn an und stampften mit den Füßen

auf die Erde. Die Dollmetscher brachten von ihnen diese Erklärung heraus: Wer mehr Land haben will, als er braucht, ist ein großer Thor; er kann ja doch immer nur auf wenigem stehen und wenn er todt ist, wie wenig wird er brauchen, um unter ihm zu ruhen? Als der König Taxiles aufgefordert wurde, sich zu ergeben, erschien er vor Alexander und sprach: Warum, o König, sollen wir mit Mordgewehren auf einander einhauen, wenn du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigsten Lebensunterhalt zu nehmen? Denn um entbehrlicher Dinge willen sollte kein verständiger Mensch sich in Krieg und Todtschlag einlassen. Was meine sogenannten Glücksgüter und Besitzungen betrifft, so bin ich gern bereit, von dem, worin ich mehr habe, als du, dir mitzutheilen und das, woran mir's fehlt, schäme ich mich nicht, von dir dankbar anzunehmen. Alexander erröthete; er reichte dem Taxiles die Hand, schenkte ihm Kostbarkeiten, welche dessen Geschenke weit übertrafen und ließ ihm zuletzt noch tausend Talente auszahlen, welches die Macedonier gar nicht begreifen konnten, weil sie von Habsucht beherrscht waren und nicht so frei von diesem Laster waren, wie der indische König Taxiles.

Habsucht sollte den Christen zum Besuche des Gottesdienstes antreiben.

In der Pfarre N. besuchten schon seit Jahren außer den Christenlehrpflichtigen wenige oder keine Erwachsene die sonntägliche Christenlehre. Der Pfarrer gab sich alle erdenkliche Mühe, diesem Uebelstande abzuhelfen und es glückte ihm auch, mehrere seiner erwachsenen Pfarrkinder zum Christenlehrbesuch zu bewegen; aber Viele beharrten trotz alledem bei ihrer Nachlässigkeit. Da verkündete der Pfarrer — es war eben Sommer — er wolle für seine liebe Pfarrgemeinde einen geistlichen Hagelversicherungsverein gründen, der darin bestehen solle, daß alle Sonntage beim nachmittägigem Gottesdienste vor ausgesetztem Allerheiligsten im Ciborio bestimmte Gebete um den Segen des Himmels für die Feldfrüchte verrichtet werden. Wer diesem Hagelversicherungsvereine beitreten wolle, brauche sich bloß bei dieser Andacht fleißig zu betheiligen. Seit dieser Zeit wird die Christenlehre von Jung und Alt, von Aeltern und Kindern besucht. Der Gedanke, daß es eben Sommer sei, wirkte sehr stark auf die Landgemeinde und es steht zu hoffen, daß allmählig eine neue Uebung sich bilde, die auch im Winter Stand hält. Was die Liebe Gottes und das eigene Seelenheil nicht vermag, das kann die Habsucht.

Habsucht und Geiz löschen alle christlichen Gesinnungen aus.

Papst Eugen III. war genöthigt, längere Zeit sich in Frankreich aufzuhalten. Die Reise und der Aufenthalt in Paris verursachte Ausgaben, deren Last hauptsächlich den reichsten geistlichen Gesellschaften, den Bischöfen, Domkapiteln und Klöstern anheimfiel. Daraus entstand einiges Murren und mehrere Geistliche, nicht zufrieden, sich heimlich gegen den päpstlichen Hof aufzulehnen, bildeten gegen denselben eine Partei, die sich bald durch ein sonderbares Abenteuer kund gab. Eugen III. war am Tage der großen Litanei in feierlicher Prozession

nach Sankt Genovefa gezogen, als die Geistlichen dieser Kirche mit Ruthen bewaffnet über die Leute des Papstes herfielen und sie derb schlugen, so daß Blut in dem Getümmel floß. Der Papst strafte die Schuldigen strenge und setzte an die Stelle der Geistlichkeit von Sankt Genovefa die regulirten Chorherren und räumte ihnen dieses alte Kloster ein. So weit verblendet die Habsucht, daß der Sklave derselben allen Glauben verliert!

Habsucht macht grausam und verleitet zu bösen Rathschlägen.

Etwa hundertdreiundfünfzig Jahre vor Christi Geburt waren die Römer vom Laster der Habsucht besessen. Allgemein vernahm man Klagen über die Habsucht ihrer Statthalter in den Provinzen. Zwei römische Feldherrn wollten von einem Könige in Bithynien große Summen erpressen, weil sie ihm Schutz geleistet hätten, und da er so viel Geld nicht besaß, riethen sie ihm, in Pontus einzufallen, und sich's dort zusammen zu plündern. Nichtswürdiger Rath! Indessen befolgte ihn der bedrängte König, reizte aber dadurch den Mithridates dergestalt, daß dieser wie ein Riese von seinem Lager aufstand und sich nicht eher wieder niederzulegen schwur, als bis die Römer aus Asien und Griechenland völlig hinausgeschlagen wären. Er schlug auch wirklich das römische Heer, das unter jenen beiden Anführern dort noch stand, nahm einen derselben gefangen, ließ ihn zu Esel von Stadt zu Stadt führen und laut sagen, seine Habsucht sei die Ursache des Krieges, bis ihm endlich in Pergamus geschmolzenes Gold in den Hals gegossen wurde. Was nun von Römern in Asien sich aufhielt, ward von den Inwohnern niedergemacht, einhundertundfünfzigtausend an der Zahl. Dieß war eine wohlverdiente Strafe ihrer grausamen Habsucht.

Habsucht macht Unruhe und reizt Diebe.

Der ägyptische König Rhampsinit war wegen seiner Habsucht berüchtigt. Er hatte fünfhundertundzwölf Millionen Thaler zusammen gescharrt und ließ sich an seinem Palaste ein festes Gemach bauen, um seine Gold- und Silberkisten zu verwahren. Aber der Baumeister war unehrlich und verschmitzt; er setzte einen Stein in die Mauer so geschickt ein, daß er leicht herausgenommen werden konnte, ohne daß man etwas davon merkte und gedachte, den Schatz des Geizhalses oft zu besuchen. Doch es nützte ihm nichts; denn als eben das Gebäude fertig war, wurde er tödtlich krank. Er ließ daher seine beiden Söhne vor sich kommen, entdeckte ihnen das Geheimniß und starb. Die Söhne konnten kaum die nächste Nacht erwarten; sie fanden bald den bezeichneten Stein, nahmen ihn heraus und luden sich so viel Schätze auf, als sie tragen konnten und setzten den Stein wieder ein. Der König kam am folgenden Tage in das Schatzhaus und bemerkte gleich den Verlust. Er wunderte sich nicht wenig, denn er fand nirgends eine Verletzung der Mauer. Er legte Fangeisen zwischen die Kisten und es fing sich ein Bruder; doch der Andere schnitt ihm den Kopf ab und nahm ihn mit sich. Zu solcher Unruhe und zu solchen Verbrechen verleitet die Habsucht!

Habsucht macht schmutzig und niederträchtig.

Bei den wilden Indianern herrschte die Vielweiberei. Weiber werden gekauft. Als nun französische Handelsleute nach Amerika kamen, verläugneten sie allen Glauben aus Habsucht so weit, daß sie mehrere indianische Mädchen aus den angesehensten Familien zu Weibern nahmen, um mittels dieser Heirathen von den Wilden den größtmöglichsten Handelsvortheil zu ziehen. Ja sie nahmen Theil an den Jagden und Kriegen der Wilden und erschienen ihren Wirthen zu Ehren splitternackt bei einem indianischen Rathfeuer. Kann die Habsucht noch schmutziger und niederträchtiger handeln, als diese habsüchtigen französischen Handelsleute?

Der Habsüchtige ist aller Niederträchtigkeit fähig.

Ein Indianer sagte einmal zu einem Europäer: Kolumbus kam, landete und theilte Geschenke an die Naturkinder in Hispaniola aus; sie hängten sich dieselben als unschätzbare Dinge um den Hals, und glaubten in ihrer Unschuld die weißen Männer vom Himmel gefallen. Später schwand freilich der Schein der Gottähnlichkeit. An die Stelle der Geschenke trat das Kaufgeschäft. Roger Williams kaufte die Insel Rhode Island um weiße Perlen, zehn Röcke und zwanzig Schuhe. Und so ging es weiter. Die Weißen mehrten sich wie der Sand am Meere und die Indianer verloren nach und nach um lauter Bagatellen ihr schönes Land. Es saß einmal bei einer Rathsversammlung ein Indianer mit einem Weißen auf einer Bank; der Rothe rückte leise immer weiter auf seinem Sitze vor, bis der Weiße endlich am Hinunterfallen war. Ueber diese ganz unindianische Unart zur Rede gestellt, entgegnete der Indianer trocken: Sehet, gerade so macht ihr Weißen es uns! So sind die Indianer nach und nach aus den Seestaaten in die westlichen, aus diesen in die nackten Prairien verdrängt worden. Dort sind ganze Stämme im nahen Absterben begriffen, denn es fehlt ihnen der gehörige Jagdgrund; dort am Füße der Felsengebirge gehen sie unter, lautlos, spurlos. Erst vor einigen Jahren mußten die zwanzigtausend Sioux um einen Spottpreis ihr Land räumen, damit Landspekulanten und Handelsleute sich bereichern konnten. Aber auch das wenige Geld nahmen sie ihnen ab, indem sie ihnen ihren Branntwein verkauften, der für sie Gift ist.

Die Habsucht macht niederträchtig räuberisch.

Die wilden Indianer ehren ihre Todten sehr, geben ihnen ihre Kleider, Kostbarkeiten und Waffen mit in's Grab und wickeln sie in die schönsten Felle der Biber und Bären ein. Ein Grab ist ihnen heilig, denn sie glauben auch als Heiden an die Unsterblichkeit. Ein Grab verletzen, gilt für die größte Feindseligkeit, die man an einem Volke verüben kann. Auch der Christ ehrt das Grab. Dennoch öffneten habsüchtige Franzosen die Gräber der Wilden, um die Todten ihrer Biberfelle zu berauben, was die Indianer zum Aeußersten empörte.

Die Habsucht der Weißen legt den Missionären Hindernisse.

Die Wilden, welche an den Grenzen wohnen und oft mit Europäern zusammen kommen, sind schwer zum christlichen Glauben zu bekehren; weil die habsüchtigen und geldgierigen Weißen ihnen Branntwein verkaufen, der sie zum Thiere, ja zum Teufel umändert und weil sich die Europäer jede Art Betrug und Ungerechtigkeit gegen die arglosen Wilden erlauben. Bei allen Versuchen, das Christenthum, den Ackerbau und andere Wohlthaten der Civilisation bei ihnen einzuführen, argwöhnen die Indianer irgend einen neuen Kunstgriff der Uebervortheilung von Seiten der weißen Männer. Das hindert die Missionäre in ihrem wohlthätigen Wirken.

Protestantische Nationen verbieten die Bekehrung der Heiden und fördern das Götzenthum; aus Habsucht.

Die Engländer hatten Indien erobert und ließen mehr als ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe sie daran dachten, sich selbst eine Kirche zu bauen. Um so weniger kümmerten sie sich um die Heiden. Es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe sie den Versuch machten, die Heiden zu bekehren; nicht genug, der schüchterne Versuch einiger Missionäre wurde von der englischen Regierung verboten und bestraft. So handelten auch die Holländer und Dänen. Die Engländer bauten den Indiern auf eigene Kosten ihre zerfallenen Pagoden, wohnten ihren Götzenfesten bei und lieferten ihnen Götzenbilder. Kann es die Habsucht noch weiter treiben? Das christliche England ist die Hauptstütze der Abgötterei in diesem Lande; die habsüchtigen geldgierigen Engländer lassen sich für die Bewilligung ihres heidnischen Götzendienstes Steuer zahlen; selbst die Erlaubniß, im Ganges untertauchen zu dürfen, was bei den Indiern eine gottesdienstliche Ceremonie ist, muß den Engländern bezahlt werden und trägt ihnen jährlich zweimalhundertundfünfzigtausend Rupien. All das bisher Gesagte ist noch jetzt der Fall.

Aus Habsucht verläugnen die Holländer die christliche Religion.

Dr. Joseph Wolff schreibt: Ich sah niemals ein so kalt berechnendes Volk, wie die Glieder der holländischen Missionsgesellschaft. Golowin sagt: Die Japanesen versicherten, die Holländer wären keine Christen gewesen und darum erhielten sie die Erlaubniß, mit ihnen zu handeln. Benyowski fragte den König, ob er die Holländer für Christen halte? worauf er antwortete: Kaufleute haben keine Religion, ihr einziger Glaube besteht im Geldgewinne, während sie sich um den Glauben an einen Gott sehr wenig Unruhe machen.

Habsucht der protestantischen englischen Missionäre.

Im Jahre 1814 wurde in Neuseeland eine Mission von einem gewissen Marsden gegründet. Er wurde ursprünglich als Hufschmied erzogen, wurde aber zuletzt ein bischöflicher Geistlicher in Neu-Südwales, wo er viele Jahre lang die beiden Funktionen als Prediger und Oekonom in sich vereinigte. Nachdem er sich als

Schaf-Farmer ohne Nachtheil für seinen geistlichen Charakter ein beträchtliches Vermögen gesammelt und sich eine sehr genaue Kenntniß des Werthes von Land, Rindvieh, Ernten und vieler anderer Dinge erworben hatte, scheint er Neuseeland im Interesse der hochkirchlichen Missionsgesellschaft einen Besuch abgestattet zu haben. Die Direktoren dieser Anstalt zeigten gutes Urtheil, als sie ihn zum Agenten wählten, der durch lange Erfahrung wußte, wie er die Künste eines Geistlichen mit denen eines Oekonomen in einer fruchtbaren Vereinigung mit einander verschmelzen konnte. Sein erster Schritt bewies, daß sie sich nicht in ihm getäuscht hatten und Marsden begann die wachsende Mission mit dem Kauf von zweihundert Morgen Land, die er selbst ausgesucht, um zwölf Beile. Das Geschäft war vielleicht nicht apostolisch, aber die Direktoren der hochkirchlichen Missionsgesellschaft würden einen so unvernünftigen Einwurf belächelt haben; er war nicht einmal ehrlich, denn die armen Wilden kannten, wie sie später klagten, den Werth ihres Landes nicht; aber es war ein vortrefflicher Handel und ein sehr guter Anfang der Neuseeländer Mission. So schreibt ein protestantischer Arzt, Dr. Ernst Dieffenbach, über die Habsucht der protestantischen Missionäre. Bald rivalisirte der bischöfliche und wesleyanische Clerus in Ankäufen von Land und machten daraus das einträglichste Handelsgeschäft.

Habsucht führt die Sklaverei ein und falsche Anklage.

Im Jahre 1661 erregten die habsüchtigen portugiesischen Kaufleute einen Aufstand und warfen die Jesuiten in Brasilien in's Gefängniß, weil ihr Sklavenhandel durch Vieyra und seine Genossen beinahe aufgehoben worden war. Die Jesuiten wurden auf ein Schiff geschleppt und nach Portugal transportirt, von einer Denkschrift an den König begleitet, worin ihre schlechte Aufführung auseinandergesetzt und sie beschuldigt wurden, den Wohlstand der Kolonie ruinirt zu haben. Sie wurden im folgenden Jahre durch ein königliches Dekret wieder in ihre Rechte eingesetzt mit einem scharfen Tadel für ihre Ankläger; aber von jener Stunde an berathschlagten die Jesuitenfeinde miteinander, wie sie ihren völligen Untergang vollenden könnten.

Habsucht macht betrügerisch.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte ein gewisser William Johnson, als Agent der englischen Regierung, in naher Berührung mit den Indianerstämmen in Nordamerika. Um seine Geschäfte zu fördern, hatte er aus London prächtige Kleidungsstücke von hellfarbigen Stoffen und andere Gegenstände des Schmuckes herbeischaffen lassen, die er zu Geschenken für die Häuptlinge oder Caziken bestimmte. Einer der Vornehmsten unter diesen, der Anführer der fünf Stämme der Mohikaner, den die Engländer Henri nannten, war bei Schaulegung all der Herrlichkeiten, nach der Sitte dieser Halbwilden, dem Anscheine nach ganz gleichgiltig geblieben, als ob daran nichts zu bewundern oder zu wünschen wäre. Allein es zeigte sich bald, daß dieses kalte Benehmen nur erkünstelt war. Die Indianer haben den Aberglauben, daß Träume von Gott sind, und daß Jeder des Andern Träume erfüllen müsse. Wenige Tage nachher

fand sich der Cazike bei William ein und sprach: Ich habe geträumt, daß du mir eins der schönsten Kleider geschenkt hast, die über dem großen Wasser herüber gesendet werden. Der Agent, mit dem Aberglauben der Indianer bekannt, verstand den Sinn der Rede leicht und schenkte ihm ein prachtvolles, mit Gold bordirtes Scharlachgewand, das glänzendste von allen. Einige Zeit nachher, da er diesem Häuptlinge begegnete, wußte er schlau genug, den Handel umzuwenden. Henri, sagte er, auch ich habe heute Nacht geträumt, als hättest du mir mit diesem Stücke Landes hier längs des Flußes ein Geschenk gemacht. Es waren dieß sehr fruchtbare Grundstücke, die sich über eine Fläche von fünftausend Morgen erstreckten. Henri, der nach seinem Aberglauben das Begehren nicht abweisen konnte, sah sich genöthigt, den Traum zu verwirklichen; allein er verwahrte sich für die Zukunft mit den Worten: Von jetzt an werde ich mit dir nimmer träumen; deine Träume kosten mich zu viel! William betrog den Wilden durch Verspiegelung seines Traumes.

Habsucht verleitet zum Falschspielen.

Kaum vergeht ein Tag, an dem nicht ein oder zwei zugereiste Bauersleute von Falschspielern, in Wien Kosaken genannt, um ihre mühsam erworbene Habe geprellt, ja förmlich gerupft werden. Von Seite der Sicherheitsbehörde sind allerdings die umfassendsten Verkehrungen getroffen worden, dieser gefährlichen Individuen habhaft zu werden, aber immer tauchen deren wieder neue auf. So wurde im September 1866 der Bauer Joseph Flexel aus Strengberg von zwei unbekannten derartigen Gaunern in der Leopoldstadt in eine Kaffeeschenke gelockt, und ihm daselbst im Falschspielen seine ganze Baarschaft im Betrage von sechsundvierzig Gulden abgenommen. Die Gauner ergriffen wie gewöhnlich die Flucht. Das Großartigste jedoch, was Kosaken bisher leisteten, mag aus Folgendem ersichtlich werden: Der beim goldenen Kreuz auf der Wieden einlogirte Ochsenhändler Franz P. aus Steiermark wurde von einem Frauenzimmer in ein Kaffeehaus in der Wienstrasse in eine Gesellschaft von Falschspielern eingeführt, welche ihm da sechzig Gulden, in einem Kaffeehaus am Opernring achthundert Gulden, dann wenige Tage darnach in Baden eintausendachthundert Gulden, daher im Ganzen zweitausendsiebenhundert Gulden abgewannen. Während des Spielens verständigten sich die Falschspieler durch Zeichen über ihre Karten. Die Falschspieler und die Zubringerin, die dafür belohnt wurde, sind dem Gerichte übergeben.

Habsucht macht Brandleger.

Mathias Pumberger, achtundfünfzig Jahre alt, kaufte ein Bauernhaus. Es war beim Kaufe ausgemacht, daß, wenn er das Haus aus welcher Ursache immer nicht behalte, er zweihundertundfünfzig Gulden Reuegeld an den Verkäufer zu zahlen habe. Da Pumberger das Kaufsgeld nicht zur bestimmten Zeit erlegen konnte, so nahm der Verkäufer sein Haus zurück und Pumberger wurde zur Zahlung von zweihundertundfünfzig Gulden verhalten. Das wurmte ihn und er haßte den Verkäufer. Einst ging er vor einem Felde dieses angekauften

Hauses vorüber und sah Leute darauf arbeiten. Da kam ihm der Gedanke, daß er auch Grund und Boden haben könnte, wenn es ihm gelungen wäre, das gekaufte Haus zu behalten und nun müsse er noch zweihundertundfünfzig Gulden bezahlen. Nun faßte er plötzlich den Entschluß, dem Verkäufer das Haus anzuzünden. Er schlich sich zum Hause im Dunkeln, zündete ein Hölzchen an, steckte es mit dem freien Ende in's Strohdach und sagte bei sich: löscht es aus, so will Gott nicht, daß das Haus brenne; geräth aber das Haus in Brand, so hat eben Gott entschieden. In Kurzem brannte das Haus lichterloh. Beim Anblick der Feuersbrunst kam der Brandleger zum vollen Bewußtsein seiner That; er kniete in einiger Entfernung nieder und betete, der Himmel möge das Weitergreifen des Brandes verhüten. Es brannte nur das Haus ab. Da man den Pumberger im Verdacht hatte, wurde er eingezogen und zu zwei Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

Habsucht verleitet zum Mißbrauch der heiligen Sakramente.

Das liebe Geld hat noch immer seine magische Anziehungskraft nicht verloren nnd so Mancher, der mit allen Kräften nach dem Mammon strebte, ist dieser Habsucht zum Opfer gefallen. So hatte im November 1866 ein junger Handelskommis, Israelit, in Wien deßhalb die Bekanntschaft mit einem katholischen Mädchen gemacht, weil, wie man ihm sagte, selbes reich sein sollte. Es wäre mithin eine prächtige Parthie gewesen, die zu machen ihn eben nur seine jüdische Religion hinderte. Dem war jedoch bald abgeholfen. Der Jude trat schnell zum Christenthume über und führte bald nachher seine reiche Braut als angetraute Gattin heim. Aber, o Unglück! statt des angehofften vorgespiegelten Vermögens, brachte die Theuere ihm nur eine ungeheuere Summe — Schulden mit, die der ehemalige Jude nun zu bezahlen weigerte. Nun gab es Streitigkeiten und lärmende Szenen. Kummer und Sorge wuchsen, und als der junge Ehemann bald wieder eine Aufforderung zur Zahlung erhielt, da wollte er sich das Leben nehmen; zum Glück rettete ihn seine Gattin; gegenwärtig soll er dem Wahnsinne nahe sein.

Gott bestraft die Habsucht zuweilen schon auf Erden.

Vor drei Jahren haben in Preußen zwei Brüder mit Hilfe des Arztes die Lebensversicherungsanstalt um sechstausend Thaler geprellt. Der eine Bruder entfloh nämlich, der Arzt stellte den Todtenschein aus und der mit andern Sachen angefüllte Sarg ward in der Stille begraben. Die Sache wurde aber entdeckt und alle drei kamen in's Gefängniß. Aber, o Wunder, die zwei Brüder sind lebendige Leichen geworden, der Gefängnißwächter fürchtete sich vor ihnen, die Aerzte gleichfalls; sie haben den Geruch, wie Leichen und das ganze Aussehen, wie Leichen. Der Arzt ist an einer schändlichen Krankheit erkrankt, Würmer fallen ihm aus dem Leibe, er ward schon gebrannt, aber es half nichts. Das war die Hand Gottes! Gott läßt nicht mit sich spotten; Er bestraft die Habsucht zuweilen schon hier!

Habsucht mißbraucht die heiligen Sakramente.

Napoleon hielt auf der Höhe seines Glückes nicht viel auf Religion, aber offenbaren Spott duldete er nie. Am 5. Juli 1809 nach der Schlacht bei Wagram kam ein klafterlanger junger Soldat zu ihm und bat, in die Garde aufgenommen zu werden. Er übergab dem Kaiser seine Zeugnisse. Napoleon schaute sie schnell durch und sagte dann rasch: Du bist ein Jude! Nein, Euer Majestät; wohl war ich einer, aber jetzt haben Sie in der Armee keinen festeren Christen, als mich; denn als wir von Spanien kamen, lag ich zu Rom fünf Monate in Garnison und ließ mich viermal taufen; denn dort wird das Taufenlassen gut bezahlt. Diese Frechheit empörte den Kaiser. Was, rief er, du treibst mit dem Heiligsten Schacher? Elender, ich hätte Lust, dich augenblicklich erschießen zu lassen. In meine Garde willst du aufgenommen werden? Wenn ich Wegelagerer und Banditen brauchen sollte, werde ich dich rufen lassen. Fort aus meinen Augen! Augenzeugen versichern, daß sie den Kaiser nie so aufgebracht sahen. Den Tag über hörte man den Kaiser öfters sprechen: Es ist entsetzlich! Und noch am Abende war seine Stirne umdüstert!

Handwerk.

Uebung eines Handwerkes schändet nicht.

Willegis wurde Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Er war sehr fromm und speiste die Armen. Die Adelsstolzen schämten sich seiner, weil er von niedriger Geburt war. Um sein Ansehen zu mindern, riefen sie: Ist nur eines Wagners Sohn! In seiner Abwesenheit malten sie Räder auf Thüren und Wände und lauschten dann, was er sagen würde. Willegis sah's, rief einen Maler, ließ in allen Zimmern auf weißem Felde Räder malen und darunter schreiben: Willegis, Willegis, denk' woher du kommen sis! Seit jener Zeit ist im Mainzer Wappen ein Rad.

Haß.

Wer mit Haß im Herzen stirbt, legt diesen Haß ewig nicht ab.

Die alten Griechen hatten eine Sage, daß in Theben zwei Brüder sich haßten und mit diesem Hasse starben. Als man ihre Leichname auf einem gemeinschaftlichen Scheiterhaufen verbrannte, um wenigstens ihre Asche zu vereinigen, fuhren von beiden Körpern die Flammen fern von einander, so daß selbst das Feuer nicht die Macht hatte, die stets Entzweiten mindestens in ein gemeinsames Häuflein Asche zu vereinigen. Diese Sage ist ein Bild jener Menschen, die mit Haß in die Ewigkeit hinüber gehen; sie legen dieses Gefühl niemals ab, weil sie die Gnade dazu nicht mehr haben und können mithin ewig nicht selig werden.

Wer mit Haß im Herzen stirbt, kömmt in die Hölle.

Der heilige Antonius erzählte seinen Brüdern Folgendes: Ich habe ein ganzes Jahr lang gebetet, daß mir der Aufenthaltsort der Gerechten und der

Sünder gezeigt werde. Da sah ich einen überaus großen schwarzen Riesen, welcher bis an die Wolken reichte und seine Hände bis zum Himmel ausstreckte, unten aber war ein See, der an Größe dem Meere glich. Auch sah ich oben die Seelen gleich den Vögeln einherfliegen und diejenigen, welche über seinen Händen und seinem Kopfe flogen, wurden von den Engeln aufgenommen, welche er aber mit seinen Händen erreichte und schlug, die fielen in den See. Zugleich sagte mir eine Stimme: Die Seelen, welche du weit über dem Haupte und den Händen des Riesen fliegen siehst, sind die Seelen der Gerechten, welche von den Engeln in's Paradies gebracht werden; die aber von den Händen des Mohren erreicht und getroffen werden, stürzen in den Abgrund der Hölle und dieß sind Jene, welche sich der Fleischeslust ergaben, von ihrem Hasse sich hinreißen ließen und der Begierde der Rache unterlagen.

Haß ist eine Hauptsünde.

In der Gemeinde Buch bei Bregenz wurde 1867 eine schauderhafte That verübt. Ein Bruder hat nämlich dem andern das Haus angezündet, wobei drei Kinder des Letztern in den Flammen umkamen. Auch die Frau des Abbrändlers soll bei der Rettung eines vierten Kindes erhebliche Brandwunden davon getragen haben. Kaum gewahrte der Verbrecher die schrecklichen Folgen der That, zu der ihn der Bruderhaß antrieb, als er sogleich, von tiefer Reue erfaßt, sich selbst beim Bezirksamte Bregenz anzeigte, worauf er sofort in Gewahrsam genommen worden ist.

Haus.

Gefährliche Häuser muß man meiden und verlassen.

Der Herr sagt, man solle das Auge ausreißen, die Hand und den Fuß abhauen, die uns ärgern; und der heilige Johannes sagt, man solle den Irrgläubigen nicht in's Haus aufnehmen, folglich auch nicht bei einem Irrgläubigen und Sittenlosen wohnen. Man muß also die nächste Gelegenheit zur Sünde meiden und wer freiwillig darin bleibt, ist der priesterlichen Lossprechung nicht fähig. Man muß in Vermeidung solcher nächsten Gelegenheiten die Zugvögel nachahmen. Wenn ihre Zeit zum Abzuge da ist, dann ziehen sie unabänderlich fort, sie sammeln sich und keiner bleibt zurück; wird einer gefangen, so wird er zu dieser Zeit unruhig und kann er entkommen, so zieht er allein fort. Sie fühlen, daß sie verhungern müßten, wenn sie hier blieben und daß, wenn sie nicht zu rechter Zeit abziehen, die Witterung immer schlechter, die Nahrung immer seltener, die Reise beschwerlicher und zuletzt unmöglich werden würde. Lerne Sorgfalt für deine Seele von diesen Thieren. Was ist ihr Leben gegen das geistliche Leben deiner Seele! Du würdest aber gewiß sündigen und in die Sünde zurückfallen, wenn du die nächste Gelegenheit nicht meiden wolltest. Darum, wenn du in einem Hause dientest, wo du zwar einen guten Lohn bekämest, aber theils eigene, theils fremde Sünden begingest, so meide diesen einträglichen Dienst, verlasse dieses Haus! Was man nur mittelst der Sünde

gewinnt, darauf ruht ja ohnehin kein Segen. Das Seelenheil muß uns über Alles theuer sein.

So oft wir in das Haus gehen, sollen wir Gott danken für die Bequemlichkeiten unserer Häuser.

So wenig wir unsere Vorfahren um ihre unzweckmäßige und höchst lästige Kleidung beneiden dürfen, so würde uns doch der Aufenthalt in ihren Städten noch weniger gefallen. Wie bei den Griechen und Römern wurde Alles auf öffentliche Gebäude, auf Kirchen und Rathhäuser verwendet, die Wohnhäuser waren einfach und beschränkt und die ersten Städte mochten keinen sonderlichen Anblick gewähren. Die Gassen waren enge, krumm und schmutzig, die Häuser größtentheils von Holz und mit Stroh bedeckt, auch so klein, daß sie unter die beweglichen Güter, unter die fahrende Habe gerechnet wurden; und so wenige Gemächer enthielten sie, daß das Vieh mit den Menschen zusammen wohnte. Der Rauchfänge wird erst im Jahre 1347 erwähnt. Abtritte waren selten, die Schweinställe gingen nach der Straße hinaus, wo auch die Mistpfützen gleich Seen miteinander in Verbindung standen. Die menschlichen Bewohner des Hauses aßen und schliefen um den Heerd. In den steinernen Burgen der Ritter war freilich mehr Raum, aber es fehlte an tausend häuslichen Bequemlichkeiten, die man nicht vermißte, weil man sie nicht kannte und weil man überhaupt in den Bedürfnissen und Genüssen mäßiger war, als die Menschen unserer Zeit. Es muß für ein besonderes Glück angesehen werden, daß der Norden damals reicher an Holz war, als jetzt; denn da man von unseren Oefen noch nichts wußte, so gab es kein anderes Mittel, sich im Winter zu wärmen, als den ganzen Tag Kaminfeuer und in Becken Kohlengluth zu unterhalten. Feuersbrünste kamen häufig vor und gewöhnlich legte ein einziges brennendes Haus die halbe Stadt in Asche, weil die Löschanstalten unvollkommen waren. Daß die Wagen in großen Städten bald allgemein wurden, hatte unstreitig in dem tiefen Kothe der Gassen seinen Grund. Wer ein Pferd halten konnte, ritt, und die zu Fuße gehen mußten, zogen Schuhe und Strümpfe aus, um besser durch den Gassenkoth steigen zu können. Das Pflastern der Straßen war vor dem dreizehnten Jahrhundert fast nirgends Gebrauch; die Straßenreinigung konnte erst in gepflasterten Städten mit besserem Erfolge vorgenommen werden. Die vielen Feuersbrünste hatten das Gute, daß man von Stein und geräumiger baute. Wie viel Ursache haben wir, Gott für die Bequemlichkeiten in unseren Häusern zu danken! O danken wir Ihm, so oft wir aus- und eingehen! Ohne ihn, gegen dessen Willen kein Blatt vom Baume fällt, hätten wir diese Bequemlichkeiten nicht.

Das Haus, worin gesündigt wird, verläßt Gottes Schutz und Segen.

Der heilige Franz Xaver fuhr einst mit einer Flotte von vier Schiffen von Amboin nach Malakka. Die Reisenden, welche sich auf dem am besten ausgerüsteten und stärksten Kauffahrteischiffe befanden, luden ihn ein, sich mit

ihnen einzuschiffen; allein er lehnte es ab, aus Abscheu vor einem Schiffe, auf welchem so gräuliche Sünden begangen worden waren. Und indem er sich zu Gonsalvo Fernandez wandte, sagte er: Dieses Schiff wird eine große Gefahr zu bestehen haben; Gott gebe, daß es glücklich hindurch komme! Die Vorhersagung und der Wunsch Xaver's gingen in Erfüllung; denn als das Schiff durch die Meerenge von Seban steuerte, stieß es mit solcher Heftigkeit an eine verborgene Klippe, daß das Eisen am Steuerruder zerbrach und beinahe das ganze Schiff zu Grunde gegangen wäre. Allein es ward glücklich gerettet und kam glücklich an Ort und Stelle.

Hausväter sind zur Aufsicht über ihre Kinder und Hausgenossen verpflichtet.

Bei Paris wurde ein Mann ermordet; sein Hund hatte es gesehen. Nun lag der Hund immer an der Stelle im Walde, wo sein Herr verscharrt war und kam er des Futters wegen in die Stadt, so biß er den Mörder, so oft er ihn traf. Dieß gab Anlaß, daß man den Menschen festnahm und er gestand, der Mörder zu sein. Welche Treue zeigt der Hund in der Beaufsichtigung dessen, was man ihm anvertraut; er bleibt dabei liegen und bewacht es; der Schäferhund weicht nicht von der Seite seines Herrn und dieser darf ihm nur das Schaf zeigen, welches zuweit entfernt ist, alsogleich holet er's herbei; der Haushund bellt alsobald und immer heftiger, wenn sich verdächtige Menschen nahen. Siehe, du Hausvater, ein Bild der Treue, mit welcher du die Aufsicht über deine Kinder, über dein Gesinde führen sollst! Ist es nicht gewissenlos, wenn du sie sich selbst, böser Gesellschaft überläßt, wo sie gefährliche Spiele treiben, wo sie sich schaden, verunglücken? O übe die väterliche Aufsicht mit aller Treue und lasse dich nicht vom Hunde beschämen; denn dir sind nicht irdische, vergängliche Dinge, sondern unsterbliche Seelen übergeben, die der Herr einst von dir fordern wird!

Hausväter und Hausmütter müssen untadelhaft leben.

Auf sie sehen die Augen der Kinder und Diener, darum müssen sie ihnen in jeder Beziehung wie Muster dienen. Wenn sie sich einem Laster ergeben, dann ahmen es ihre Untergebenen nach, wenigstens lockert es die Gottesfurcht und das sittliche Gefühl und den Abscheu vor der Sünde. Sie gleichen den hohen Tannen und Fichten im Walde. Fallen sie, so schlagen sie vor sich und neben sich die jüngeren Bäume mit sich nieder und zerbrechen sie mit ihrem Gewichte.

Christliche Hausherren zum Muster vorgestellt.

Die heilige Brigitta entwöhnte ihren Mann durch sanftes Zureden von allen sinnlichen Vergnügungen und führte ihn zur Gottseligkeit. Sie heiligten sich längere Zeit durch jungfräuliche Enthaltsamkeit, hielten ihre Dienerschaft zur Andacht und Gottesfurcht an. Brigitta gebar vier Söhne und drei Töchter, denen sie durch Lehre und Beispiel ein Muster der Gottseligkeit und

aller Tugenden ward. Sie bewachte mit mütterlicher Treue ihre Kinder, ertödtete in ihren Herzen alle erwachenden Leidenschaften, und begeisterte sie mit Liebe zu Gott. Brigitta und ihr Gemahl ergaben sich täglich mehr der Gottseligkeit und änderten ihr Haus in eine Art von Kloster um. Sie pflegten die Armen und Kranken. Zugleich entsagten sie allen Ergötzlichkeiten. Gebet, Lesung geistlicher Bücher, öftere Kommunion und Buße waren ihr einziges Vergnügen im Alter. Hatte sie ein übereiltes Wort gesprochen, so nahm sie ein bitteres Kraut in den Mund.

Wie eine christliche Hausfrau im Hause schalten soll.

Als die heilige Franziska von Chantal in das Haus ihres Mannes kam, fand sie wegen der öfteren Abwesenheit ihres Mannes die größte Unordnung und Unsittlichkeit unter dem Gesinde. Als eine christliche Hausfrau sorgte sie, ihre Untergebenen zu einem gottseligen Leben und zur Ausübung der Religionspflichten anzuhalten. Täglich mußten sie gemeinschaftlich das Gebet verrichten, der heiligen Messe in der Schloßkapelle und an Sonn- und Festtagen dem pfarrlichen Gottesdienste in der Mutterkirche beiwohnen. Sie duldete keine geheimen Liebschaften in ihrem Hause und wenn ihre wiederholten Ermahnungen bei einer Person fruchtlos waren, entfernte sie dieselbe aus dem Dienste; denn sie war der Ansicht, daß die Sünden der Dienstboten Unheil und Unglück über das Haus ihres Herrn bringen.

Eine christliche Hausordnung für Dienstboten.

Der heilige Eleazar gab allen seinen Hausgenossen und Untergebenen eine bestimmte Hausordnung, zu der sie sich gleich beim Eintritt in sein Haus verpflichten mußten. Erstens: Alle müssen täglich der heiligen Messe beiwohnen. Zweitens: Niemand darf unnöthig oder gar falsch schwören. Drittens: Alle sollen die Schamhaftigkeit in Wort und That ehren. Viertens: Alle müssen wöchentlich beichten und kommuniziren. Fünftens: Niemand soll müssig sein. Sechstens: Hazardspiele werden nicht geduldet. Siebentens: Der Friede darf nicht gestört werden. Achtens: Die sich entzweit haben, müssen sich vor dem Schlafengehen aussöhnen. Neuntens: Alle Abende müssen sie sich zur Lehre und zum Gebete versammeln. Zehntens: Niemand darf einem Menschen Unrecht thun. Diese Hausordnung beobachtete Eleazar mit seiner Gemahlin selbst auf's Pünktlichste; sie würde in jedem Hause gut thun.

Heilige.

Die Heiligen sind jeder in einer besondern Tugend hervorragend.

Die Heiligen sind alle heilig und liebenswürdig; sie übten jede christliche Tugend; doch aber ragte ein jeder in einer besondern Tugend hervor. Sie gleichen den verschiedenen Weinen, die alle lieblich zu trinken sind, deren jeder aber besondere Farbe, Geschmack, Geruch und Stärke hat.

Die Verehrung der Heiligen liegt in der menschlichen Natur.

Herzog Leopold von Oesterreich fiel 1385 in die Schweiz ein mit einem großen Heere zu Roß und zu Fuß. Die Schweizer hatten nur eintausendfünfhundert Mann und standen bei Sempach auf der Anhöhe. Der Weg, auf dem die Oesterreicher anrückten, war schmal. Die Schweizer hatten nur kurze Waffen und vermochten nichts gegen den dichten Wald von Spießen der anrückenden Oesterreicher; gleich beim ersten Angriff kamen sechzig Schweizer um. Einen Augenblick machten sie traurig Rast. Da fiel Arnold von Winkelried, ein Schweizer aus einem alten Unterwaldner Geschlecht, auf ein verzweifeltes Mittel. Er sprang plötzlich hervor und rief laut: „Ich will euch eine Gasse in die Feinde machen, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ und schnell faßte er mit ausgebreiteten Armen so viele Piken, wie er nur konnte, drückte sie nieder und warf sich mit der ganzen Last seines Körpers auf sie. So durchbohrten zwar die Spieße seine Brust, aber über seine Leiche drangen die Schweizer eiligst in die Oeffnung der feindlichen Reihe und festgeschlossen folgte die ganze Säule der Schweizer in den durchbrochenen Feind, den sie beinahe bis zur Vernichtung schlugen. Die Schweizer erkämpften damals ihre Freiheit und stifteten ein jährliches Seelenamt, nach welchem der Pfarrer die Erzählung von Arnold Winkelrieds Heldentod in dem alten Schweizerdialekte von der Kanzel verliest. Wenn man das Andenken des Kriegshelden so ehrt, warum sollten wir die Heiligen nicht ehren, die sich's Freiheit, Hab und Gut, sogar das Leben kosten ließen, um Gott treu zu dienen, die Religion zu schützen, ihre Mitmenschen beim Glauben zu erhalten und vor Abfall zu bewahren? Mit Recht verehren wir die Heiligen als Tugendhelden und mit noch größerem Rechte, als wir Kriegshelden ehren.

Die Verwerfung der Verehrung der Heiligen von Seite der Protestanten und Freidenker ist höchst widersinnig und unkonsequent.

Die Wiener Kirchenzeitung berichtet in Nro. 122 des Jahres 1850 aus der Times: daß Jenny Lind in New-York Konzert gibt. Sie aß eine Pfirsich, warf den Kern vom Balkon, und man schlug sich um denselben als Andenken. Sie verlor einen Handschuh, der Finder läßt ihn für Geld küssen; ein Kuß außen kostet einen Schilling; ein Kuß auf der innern Seite kostet zwei Schillinge. Und dieselben Protestanten und Freidenker tadeln und verwerfen die Verehrung der Heiligen und Reliquien! Wie macht doch Irrglaube und Unglaube die Menschen blind, dumm und ungerecht gegen die katholische Kirche! Sie würden lieber mit den Manichäern dem Teufel den stinkenden Hintern, als mit den Katholiken eine Reliquie küssen!

Das Leben der Heiligen ist ein lebendiges Evangelium.

Das Leben der Heiligen ist ein Evangelium in Handlungen; was jenes lehrt, haben sie geübt; es ist zwischen dem Evangelium und dem Leben der

Heiligen, wie zwischen einer Musik in Noten und denselben Noten von Virtuosen aufgeführt. (Heiliger Franz von Sales.)

Die Macht der Heiligen über die wilden Thiere.

Als der heilige Einsiedler Sabas einst in eine Höhle ging, um Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen zu finden, traf er darinnen einen Löwen, der von dieser Wohnung bereits Besitz genommen. Der Grimmige erhob sich und ging dem Ruhestörer brüllend entgegen. Was brüllst du? redete ihn Sabas an, was ereiferst du dich? Es ist hier Raum genug für uns beide; sofern dir aber meine Gesellschaft mißfällt, so gehe weiter. Und das wilde Thier gehorchte, ohne ihn zu beschädigen.

Gott läßt schwere Beängstigungen über die Heiligen kommen.

Obwohl der heilige Ignatius eine vollständige und aufrichtige Generalbeicht abgelegt hatte, so bekam er doch Skrupel, die ihn ängstigten. Bald zweifelte er, ob er alle Umstände gewisser Sünden gut auseinander gesetzt habe; bald fürchtete er, manche davon verheimlicht, oder wenigstens in etwas verhüllt zu haben, um sich die Beschämung zu ersparen. Je mehr er betete, desto mehr nahmen seine Zweifel überhand. Dazu kam noch, daß er bei jedem Schritte zu fehlen und Gott zu beleidigen glaubte, indem er da eine Sünde sah, wo auch nicht ein Schatten derselben vorhanden war. In diesen fortwährenden Kämpfen kam er zuweilen so weit, daß er jammerte und schrie und sich auf die Erde warf; er war vor Traurigkeit wie blödsinnig. Es geschah ihm mehr als Einmal, daß seine inneren Peinen zur Zeit, wenn er kommunizIren wollte, so sehr überhand nahmen, daß er aus Furcht, einen Gottesraub zu begehen, sich ganz beschämt und trostlos zurückzog. Da er keine Hilfe erhielt, weder von der Erde, noch vom Himmel, so glaubte er, Gott habe ihn verlassen und seine Verdammniß sei gewiß. Er verfiel in eine finstere Melancholie und eines Tages kam ihm der Gedanke, sich aus dem Fenster zu stürzen, um seinem Leben ein Ende zu machen; er folgte jedoch diesem Gedanken nicht. Nach einer siebentägigen Faste kehrte seine Ruhe zurück und seine Betrübniß verwandelte sich in Wonnegefühl. Allein drei Tage darauf ergriffen ihn seine Skrupel, seine Traurigkeit und Verzweiflung von Neuem. Endlich nahm diese Unruhe ein Ende. Diese Beängstigung ließ Gott über ihn kommen, um ihn in der Demuth zu befestigen und damit er tauglich würde, Seelen zu führen, denen ein Gleiches widerfährt.

Die Heiligen sind ein Segen ihrer Mitmenschen.

Einmal sagte der heilige Franz Seraphicus dem Bruder Leo vorher, daß über ganz Italien eine Hungersnoth kommen werde und sprach: „Ach, mein Bruder, wegen der Sünden der Völker wird Gott eine große Hungersnoth in die Welt schicken; aber wegen der Verdienste eines gewissen Armen — welches, weiß ich nicht — der jetzt in der Welt lebt, hat der Herr diese Geisel verschoben; allein nach dem Tode desselben wird der Hunger so groß werden, daß

unzählige Menschen vor Hunger und Elend sterben werden." Dieses sagte er dem Bruder Leo kurz vor seinem Tode. Bald darauf ward diese Weissagung erfüllt; denn es wüthete durch ganz Italien eine so große Hungersnoth, daß arme Menschen nicht nur Kräuter, sondern auch Baumwurzeln essen mußten. Darauf folgte dann eine so schreckliche Seuche, daß überall nichts als das Bild des Todes zu sehen war. Während der Hungersnoth erschien er dem Bruder Leo und offenbarte ihm, daß er jener Arme gewesen sei, um dessenwillen Gott diese Plage verschoben habe.

Den Heiligen offenbart Gott ihre Todesstunde.

Die fromme Mutter des heiligen Bernhard verehrte sehr den heiligen Ambrosius. Jedes Jahr gab sie an seinem Feste der Geistlichkeit ein Gastmahl. Kurz vor diesem Feste offenbarte ihr Gott, daß sie an demselben sterben werde. Am Vorabende des Festes befiel sie ein Fieber und sie mußte liegen. Am Feste selbst ließ sie sich die heilige Wegzehrung und letzte Oelung reichen. Das Gastmahl fand wie gewöhnlich statt. Nachdem es beendet war, ließ sie die Geistlichen zu sich bitten, eröffnete ihnen, daß sie jetzt sterben werde und ersuchte sie, für sie zu beten. Und während der Litanei gab sie ruhig ihren Geist auf.

Die Macht der Heiligen über die Thiere.

Als der heilige Bernhard die neue Klosterkirche zu Foigny einweihte, war diese von einer so unglaublichen Menge von Fliegen angefüllt, daß ihre Unruhe und ihr Summen die Gläubigen störte und da man kein Mittel wußte, sich ihrer zu entledigen, rief der Heilige aus: Ich verbanne euch! Und den andern Morgen in der Frühe fand man sie alle todt. Ihre Anzahl war aber so groß, daß man Schaufeln nöthig hatte, um sie aus der Kirche zu entfernen. Dieses Wunder der Verfluchung der Fliegen wurde allgemein bekannt.

Die Macht des Gebetes der Heiligen.

Es reisten zwei Ritter in der Fastenzeit zum Turnier und kehrten im Kloster des heiligen Bernhard ein, der sie umsonst zu bereden suchte, in dieser heiligen Zeit von einem so weltlichen Vergnügen abzustehen. Ich bitte euch, sprach er zu ihnen, um einen Waffenstillstand bis nach der heiligen Fastenzeit. Die Ritter konnten sich nicht dazu entschließen. In diesem Falle, sprach er, bitte ich Gott um eine Gnade und ich bin der festen Ueberzeugung, daß ich sie erhalten werde. Er ließ ihnen darauf zu trinken reichen, segnete den Becher und sprach zu ihnen: Trinket auf das Wohl euerer Seelen! Sie tranken und nahmen Abschied. Aber kaum hatten sie eine kleine Strecke Weges zurückgelegt, als ihr Gewissen sie beunruhigte und Einer dem Andern den Schauer und die sonderbaren Aengsten der Seele mittheilte, die sie empfanden. Sie kehrten zurück und baten um Aufnahme in den Orden.

Abtödtung der Heiligen.

Der heilige Bernhard besuchte einst ein Kloster, das nicht seines Ordens war. Ein Karthäuser schien sich beim Anblicke der glänzenden Equipage des Heiligen zu ärgern. Er war wirklich auf einem prächtig aufgezäumten Pferde angekommen, welche Pracht den guten Mönch schmerzlich berührte, da er eine solche Eitelkeit bei einem Mönche, der für heilig galt und das Gelübde der Armuth abgelegt hatte, nicht begreifen konnte. Der Karthäuser vermochte seinen Unmuth nicht zu verhehlen und entdeckte denselben einem Mönche von dem Gefolge des heiligen Bernhard, indem er gegen denselben frei seine Meinung aussprach. Als Bernhard die Sache erfahren hatte, verlangte er alsbald das Reitpferd, mit dem er gekommen war, zu sehen, indem er offenherzig gestand, daß er auf dasselbe gar nicht gemerkt habe und es so angenommen habe, wie es ihm der Mönch von Clugny geliehen habe. So sehr hatte der Heilige seine Augen abgetödtet, daß er viele Stunden auf dem Pferde saß, ohne dessen Putz zu sehen.

Die Macht des Gebetes der Heiligen zur Bekehrung der Sünder.

Als sich der heilige Bernhard eines Tages zum Grafen von Champagne begab, wurde ein Missethäter zum Tode geführt. Bernhard, von Mitleid bewegt, stürzte sich unter die Menge und bemächtigte sich des Strickes, an den der Verbrecher gebunden war. Ueberlasset mir diesen Menschen, ich will ihn mit eigenen Händen aufhängen, sagte er. Und ohne seine Beute loszulassen, führte er ihn selbst an dem Stricke bis in den Palast des Grafen. Bei diesem Anblick rief der Fürst entsetzt aus: Ach, verehrungswürdiger Vater, was machen Sie da? Sie wissen nicht, daß dieß ein verruchter Verbrecher ist, der schon tausendmal die Hölle verdient hat. Wollen Sie denn einen Teufel erretten? Aber Bernhard entgegnete ihm gelassen: Nein, Fürst; ich bin nicht hier, um die Ungestraftheit dieses Schuldigen zu erbitten; im Gegentheile, Sie wollten ihn seine Verbrechen durch einen schnellen Tod aussöhnen lassen; ich aber verlange, daß diese Strafe sein ganzes Leben dauere und daß er bis an's Ende seiner Tage die Qualen des Kreuzes trage. Der Fürst schwieg; darauf zog der heilige Bernhard sein Oberkleid aus, legte es dem Verurtheilten an und führte ihn in sein Kloster, wo dieser Wolf in ein Lamm verwandelt wurde, wo er mehr als dreißig Jahre in der Bußübung ausharrte und eines erbaulichen Todes starb.

Alle Brüder Bernhard's lebten im Kloster, nur die Schwester war in der Herrlichkeit der Welt und in Mitte der Eitelkeiten und Vergnügungen zurückgeblieben. Diese edle Dame kam eines Tages, als der Ruhm ihres Bruders auch zu ihr gedrungen war, in einem prächtigen Aufzug auf Besuch zu ihm. Sie hielt an der Pforte des Klosters an und verlangte mit Bernhard zu sprechen. Dieser aber, der die Pracht, welche sie in ihrem Aufzuge zur Schau trug, verabscheute, konnte sich nicht entschließen, sie zu sehen und seine Brüder

weigerten sich, seinem Beispiele folgend, ebenfalls, sie zu empfangen. Nun machte sich der Schmerz Hombelinens, die innig betrübt war, in lauten Worten Luft: Ich weiß, daß ich eine Sünderin bin, rief sie unter einem Strom von Thränen; aber ist Jesus Christus nicht auch für die Menschen gestorben, die mir gleichen? Wenn Bernhard mein Fleisch verachtet, so möge der Diener Gottes meine Seele nicht verachten. Er möge kommen, anordnen, befehlen, ich werde ihm gehorchen und thun, was er mir sagen wird. Bei diesem rührenden Ausruf öffnete sich die Pforte des Klosters und Bernhard erschien in Begleitung seiner Brüder. Er söhnte sie mit Gott aus und Hombeline kehrte ganz umgeändert nach Hause zurück, nahm den Schleier und starb im Geruche der Heiligkeit.

Ein heiliger Mönch mußte einst allein durch einen Wald wandern, wo ihn Räuber mißhandelten und beraubten. Nachdem sie sich entfernt hatten, betete er für sie um Vergebung ihrer Sünden; einer der Räuber kehrte aus Neugierde zurück, um zu sehen, was er mache. Als er ihn beten sah, rief er seine Kameraden herbei, welche ihm alles Geraubte zurückgaben.

Wilhelm IX. herrschte über ein großes Stück Land in Frankreich. Er besaß einen unbezähmbaren Charakter und große Neigung zum Bösen. Groß und stark aß er für acht Personen, lebte aber auch stets in Krieg und Streit; auch behielt er das Weib seines Bruders drei Jahre mit Gewalt zurück und rühmte sich seiner Schandthaten. Zugleich beschützte dieser mächtige Fürst die Ketzer. Diesen sollte Bernhard bekehren. Dieser lud ihn in sein Kloster und Wilhelm kam wider alle Erwartung, blieb acht Tage und versprach, seine Ausschweifungen gut zu machen und Buße zu thun. Doch die Ketzer verkehrten seinen guten Sinn. Als der heilige Bernhard einmal vor diesem Herzoge Messe las, drehte er sich nach der Wandlung um, trat mit der heiligen Hostie auf der Paten zu Wilhelm hin und sprach mit leuchtendem Angesichte: Ich habe lange Zeit Bitten angewandt und Sie haben mich verspottet; mehrere Diener Gottes haben ihre Bitten mit den meinigen vereinigt, Sie haben sie nicht beachtet. Siehe nun den Sohn der Jungfrau, der zu dir kommt; derjenige, den du verfolgest, das Haupt und der Herr der Kirche, der Richter, in dessen Namen sich alle Kniee beugen. In die Hände dieses Rächers der Missethaten wird deine Seele fallen, die dich belebt. Wirst du Ihn auch verachten? Wirst du den Herrn behandeln, wie du die Diener behandelt hast? Bernhard schwieg. Wilhelm, in Schrecken versetzt, vermag kein Wort hervorzubringen; er fiel zu Boden und nachdem ihn seine Leibwache aufgehoben, fiel er nochmals und stieß ein furchtbares Geschrei aus. Gehe, sprach Bernhard, rufe die vertriebenen Bischöfe zurück, verjage die Ketzer und unterwirf dich dem Papste. Wilhelm that nicht nur dieses, sondern er legte die Regierung in einem Alter von achtunddreißig Jahren nieder und ward ein Mönch und starb selig.

Die Heiligen verachten Ehren und Würden.

In Mailand wollte man den heiligen Bernhard zum Erzbischof machen. All sein Bitten und Sträuben half nichts. Widerstand war fast unmöglich;

denn die Gläubigen, der Magistrat und die Geistlichkeit kamen in feierlichem Aufzug, um ihn mit Gewalt auf den erzbischöflichen Stuhl zu führen. Bernhard versuchte einen Ausweg. Morgen, sprach er, werde ich ein Pferd besteigen und mich der Vorsehung überlassen. Trägt mich das Pferd aus der Stadt hinaus, so werde ich mich von jeder Verpflichtung frei halten; bleibt es aber innerhalb des Weichbildes der Stadt, so werde ich euer Erzbischof sein. Des andern Morgens in der Frühe bestieg er wirklich ein Pferd, eilte im Galopp davon und verließ in aller Eile die Mauern Mailands.

Die katholischen Christen haben guten Grund, die Heiligen zu verehren.

Der heilige Bernhard schrieb einmal an die Republik Genua: „Treues Volk, ich werde dich nicht vergessen!" Im Jahre 1625, da Bernhard schon lange todt war, wurde Genua von dem Herzoge von Savoyen verheert und die Stadt war auf dem Punkte, erobert zu werden. In dieser äußersten Noth erinnerten sich die Einwohner an das Versprechen des heiligen Bernhard, machten ihm ein feierliches Gelübde und ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht. Gerade an dem Vorabende seines Festes langte unverhofft eine spanische Flotte zu ihrer Befreiung an und rettete die Republik vor ihrem Untergang. Aus Dankbarkeit für diese sichtbare Hilfe begab sich Genua unter den Schutz des heiligen Bernhard und erzeigte ihm eine kindliche Verehrung.

Gott erhört die Gebete der Heiligen.

Der heilige Bernhard hatte seinen Bruder Gerhard, einen erfahrenen klugen Mann, auf seinen Reisen bei sich. Zu Viterbo erkrankte Gerhard zum Sterben. Da betete Bernhard zu Gott, er möge ihm seinen Bruder wenigstens bis zur Rückkehr in's Kloster am Leben lassen. Und siehe, er ward alsogleich gesund.

Die Verehrung der Heiligen ist groß, aber gegründet.

In den meisten Städten, durch welche der Diener Gottes Bernhard kam, predigte er und wirkte Wunder; besonders groß war seine Verehrung in Köln. Er kannte die Ungeduld dieser berühmten Stadt, ihn zu empfangen und um den Ehrenbezeigungen auszuweichen, die man ihm bereitet hatte, hielt er heimlich am Abend seinen Einzug. Aber der Ruhm folgte ihm, der denselben floh, nach; kaum war die Nachricht von seiner Ankunft in der Stadt verbreitet, als die Einwohner in Masse vor seiner Wohnung zusammen strömten und sich die ganze Nacht einer lärmenden Fröhlichkeit überließen. Die Menge war so gedrängt, daß der Heilige nicht aus dem Hause gehen konnte. Er stand am Fenster, von wo herab er das Volk segnete und man reichte ihm vermittelst einer auf der Straße aufgestellten Leiter die Kranken dar, denen er die Gesundheit wiedergab. Man wagte nicht, die Thüren zu öffnen, wegen des Andranges der Menge, die den Eingang belagerte. Sein Bruder selbst mußte von neun Uhr Morgens bis auf den Abend auf der Straße bleiben, weil er

die Thüre nicht erreichen konnte. — Als Bernhard gegen Mailand zog, erhob sich die ganze Stadt, um dem Manne Gottes entgegen zu gehen; die Adeligen, die Bürger, die Reichen wie die Armen, die Einen zu Pferd, die Andern zu Fuß, verließen ihre Wohnungen; gleich als ob sie die Stadt auf immer verlassen hätten, gingen sie schaarenweise mit unglaublicher Ehrfurcht dem Diener Gottes entgegen. Außer sich vor Freude bei seinem Anblicke, erhoben sie ein Freudengeschrei. Sie küßten ihm die Füße und obgleich er sich aus allen Kräften dagegen wehrte, so konnte er sie doch auf keine Weise hindern, seine Kniee zu umfangen und sich vor ihm zu Boden zu werfen. Sie rißen Fäden von seinen Kleidern, die ihnen als Heilmittel für ihre Leiden dienen sollten, in der festen Ueberzeugung, daß Alles, was er berührt hatte, heilig sei und zu ihrer Heilung beitragen könne. Zu Toulouse verursachten die Huldigungen und Beweise der Liebe, welche die Einwohner dieser großen Stadt an den Tag legten, dem heiligen Bernhard beinahe eine schwere Krankheit. Seine Hände wurden so unzählige Male mit Küssen bedeckt, daß sie stark anschwollen, so wie auch seine zarten und abgemagerten Arme, so zwar, daß es ihm unmöglich war, den Segen zu geben. — Eines Tages heilte Bernhard in Frankfurt, wo ihn Kaiser Konrad ehrfurchtsvoll empfing, einen lahmen Greis. Dieses und noch andere eben so glänzende Wunder wurden beim Schalle der Glocken und unter dem Ausruf der Verwunderung der Menge verkündigt. Der Zudrang war so groß, daß keine Gewalt den Wogen des Volkes, das sich stürmisch in die Kathedralkirche stürzte, Einhalt zu thun vermochte. Der heilige Bernhard, von allen Seiten eingeschlossen, war nahe daran, in der Mitte der Menge erdrückt zu werden. Da legte der Kaiser seinen Mantel ab, nahm ihn auf seine kräftigen Arme, hob ihn in die Luft empor und trug ihn in das Innere einer Marienkapelle.

Die Heiligen verachten in ihrer Demuth alle Ehren.

Eugen III. war ein Schüler des heiligen Bernhard; sein Geheimschreiber, Baudoin, wurde Kardinal und Erzbischof von Pisa. Stephan und Hugo, zwei andere Schüler, wurden Kardinäle und Bischöfe von Ostia und Paläftrina. Die Diözesen Lausanne, Sion, Langres, Auxerre, Nantes, Beauvais, Tournay, York in England, mehrere Städte Deutschlands, zwei von Irland verlangten und erhielten zu Bischöfen Schüler des heiligen Bernhard; nur er selbst war nicht zu bewegen, irgend eine kirchliche Würde anzunehmen; denn in seiner Demuth wollte er der Diener seiner Brüder sein.

Die Macht der Heiligen über wilde Thiere.

Der heilige Pachomius kroch einst, um Versuchungen zu entgehen, nackt in eine Höhle hinein, wo, wie er wußte, ein Paar Hyänen ihr Lager hatten. Als die Thiere am Abende zum Raube ausgingen, da berochen und beleckten sie ihn vom Haupte bis zu den Füßen; er erwartete jeden Augenblick, daß sie ihn zerreißen würden, aber sie gingen, ohne ihn zu verletzen, davon, und er wurde die ganze Nacht nicht weiter beunruhigt.

Die selige Oringa konnte die Mißhandlungen im väterlichen Hause nicht mehr ertragen, sie floh und kam, als der Abend dunkelte, in einen Wald und von da auf eine liebliche Wiese. Als sie sich dort zur Ruhe niedergelassen, kam ein Hase ohne Furcht zu ihr, leckte ihre Hände, legte seinen Kopf in ihren Schooß und spielte mit ihr, als wäre er schon lange mit ihr vertraut. Sie war verwundert über die Zutraulichkeit des Thieres und sagte zu ihm: Armes Häschen, warum machst du dich nicht schnell auf die Beine? wie, wenn ich dich finge? ich kann's ja, wenn ich wollte. Glaubst du dich sicher in meinem Schooße? ich bin ja selber in Furcht und Angst flüchtig. Wie sie so miteinander spielten, überfiel sie der Schlaf, bis die Morgenröthe sie weckte. Sie begab sich auf die Reise, wußte aber nicht, welchen Weg sie einschlagen und nach welcher Seite sie gehen sollte. Da nahm der Hase die Stelle des Führers ein; er sprang vor ihr her und sie kam, ihm folgend, auf die Landstraße, die nach Lukka führte, wo sie sich in die Dienste eines Bürgers begab und zu einer Heiligen erwuchs.

Die Heiligen vervollkommnet Gott durch Leiden.

Gott hatte den Joseph von Kopertino zum Heiligen bestimmt und um diesen Zweck mit ihm zu erreichen, führte er ihn von Kindheit an durch Leiden zum Ziele. Als Knabe bekam er eine Geschwulst am Knie, die in Entzündung und Fäulniß überging und von Würmern wimmelte; bald auch wurde er mit einem Kopfausschlag heimgesucht, so daß des unerträglichen Gestankes wegen ihn Alle flohen und er unter seinen Schmerzen und in seiner Verlassenheit nur Trost in den Gesichten fand, die er öfter hatte. Nachdem die Noth sechs Jahre gedauert, wurde er von einem Einsiedler geheilt und nun war sein frommer Sinn befestigt. Er trat als Laienbruder in ein Kapuzinerkloster, wo man ihn aber entlassen mußte, weil er bei seinen öfteren Gesichten und Verzückungen zu körperlichen Verrichtungen nicht taugte; denn bald wußte er das weiße Brod nicht vom schwarzen zu unterscheiden, bald ließ er Geschirre aus den Händen fallen, bald kehrte er die Töpfe um, die er zum Feuer setzen sollte. Der Habit wurde ihm daher abgenommen, unter einer Empfindung, als hätte man ihm die Haut abgezogen. Er begab sich zu seinem Oheim und auf den Knieen vor ihm liegend, läßt er nun dessen Schelten, über den ungeschickten Landstreicher, über sich ergehen; und auf seine Frage, warum er hier sei, erwiederte er demüthig: Die Kapuziner haben mir ihren Habit ausgezogen, weil ich zu nichts tauge. Der Oheim erbarmte sich seiner, behielt ihn eine Zeit lang bei sich und führte ihn zu seiner Mutter nach Kopertino zurück; wo er die Vorwürfe der strengen und rauhen Mutter auch noch hinnehmen mußte, die ihn zuletzt durch Flehen und Bitten in's Franziskanerkloster zu Grotella brachte. Dort wurde er der große Heilige Joseph von Kopertino.

Die Macht des Gebetes der Heiligen.

Unter dem Kaiser Alexander Severus wurde eine junge Sklavin zu Alexandria in Aegypten als Christin angegeben und verurtheilt, in einen Kessel

siedenden Pechs geworfen zu werden. Als die Henker sich anschickten, sie zu entkleiden, bat die züchtige Jungfrau, man möchte ihr die Kleider nicht nehmen und für diese Gefälligkeit lieber ihre Marter verlängern, indem man sie langsam in den Kessel hinein ließe. Dieß geschah, man senkte sie bekleidet so langsam in die glühende Fluth hinab, daß ihre Marter drei Stunden dauerte. Ein Soldat, Basilides mit Namen, der die Heilige im Kerker bewacht und mit Achtung gegen den Frevel des Pöbels geschützt und dafür das Versprechen von ihr erhalten hatte, für ihn beten zu wollen, sobald sie im Himmel wäre, verspürte bald die Früchte seines Mitleidens. Er ward erleuchtet, und gab sich selbst als Bekenner Jesu an. Man glaubte Anfangs, er scherze, als er aber vor dem Richter betheuerte, es sei sein voller Ernst, wurde er in's Gefängniß gesetzt. Hier erhielt er Besuche von den Gläubigen, empfing die heilige Taufe und ward am andern Tage enthauptet. Die heilige Marthyrin hieß Potamiäna.

Der Unglaube an die wunderbaren Zustände der Heiligen bestraft.

Beim heiligen Dominikus von Jesu Maria waren die Entrückungen so stark, daß er oft auffuhr, bis er oben an die Decke seiner Zelle stieß und in solchem Zustande wohl einen ganzen Tag und die darauffolgende Nacht beharrte. Als man in Valencia viele Schmähungen wider ihn verbreitete, während er in vielen Verzückungen in der Kirche erhoben wurde, hatte einst einer seiner Widersacher, der den Verzückungen keinen Glauben beimessen wollte, ihn bei den Füßen erfaßt, als er, vom heiligen Geiste erfaßt, in die Höhe fuhr. Er wurde nun von der Gewalt mit hinauf gerissen, erschrack darüber, ließ deßwegen die Füße los und fiel auf die Erde; nachdem er so seine Keckheit mit großen Schmerzen bezahlt, mußte er freilich die Wahrheit sich gefallen lassen und glauben.

Ein Heiliger, früher lasterhaft.

Der heilige Camillus von Lellis wurde 1549 in Italien geboren, verlor früh seine Aeltern und gerieth bald auf die Lasterbahn, besonders in die Leidenschaft des Spiels. Um ungebunden leben zu können, wurde er Soldat, sobald er nur das erforderliche Alter hatte, folgte wild seinen Begierden, die ihn von einer Sünde zur andern führten und so befleckte er sein Herz mit den schändlichsten Lastern. Ein bösartiges Geschwür an den Füßen machte ihn endlich, da er fünfundzwanzig Jahre alt war, zum Kriegsdienste untauglich. Nun ging er in sich, setzte allen seinen Vergehen ein Ziel und bat zweimal, in den Kapuzinerorden aufgenommen zu werden; aber beidemale mußte er ihn wieder verlassen, weil die rauhe Kleidung sein Geschwür öffnete und ihn der Gefahr aussetzte, den Fuß zu verlieren. Er ging nach Rom und wurde in ein Hospital der Unheilbaren aufgenommen. Hier diente er mit unbeschreiblicher Demuth, Freundlichkeit und Geduld anderen Kranken, so viel sein eigenes Leiden es erlaubte und man wählte ihn bald zum Vorsteher des Hospitals. Camillus reinigte die Zimmer der Kranken, richtete ihre Betten zurecht, verband ihre Geschwüre. Um auch kranken Seelen nützlicher werden zu können,

befähigte er sich noch mit zweiunddreißig Jahren in einer Schule zur Priesterweihe und verband sich mit einigen andern Priestern zu einem Hospitalsorden, der 1585 von Papst Sixtus V. bestätigt ward. Der ehrwürdige Stifter lebte bis 1614, da starb er nach fünf langen und schweren Krankheiten, die er Erbarmungen Gottes zu nennen pflegte.

Die Heiligen von Teufeln geschlagen.

Der heilige Antonius schloß sich in ein Grabmal ein, blieb allein, und ließ sich von einem Bruder zur bestimmten Zeit Nahrung bringen. Der Teufel fürchtete, er möchte die Wüste mit heiligen Einsiedlern bevölkern und suchte ihn zu vertreiben. Die bösen Geister versetzten ihm viele schmerzhafte Wunden, daß er sich weder bewegen noch reden konnte. Als der Bruder ihm Speise brachte, fand er ihn eines Tages halb todt auf der Erde liegen. Derselbe trug ihn nach Hause; als aber Antonius erwachte, mußte er ihn wieder in sein Grabmal tragen, wo er nun wieder allein blieb. Da er nicht stehen konnte, betete er liegend und sprach herausfordernd: Siehe, hier bin ich Antonius, ich fliehe nicht vor eueren Kämpfen; wenn ihr mir auch noch größere bereitet, wird mich doch Niemand scheiden von der Liebe Christi. Hierauf griffen sie von Neuem an. Er hörte plötzlich ein Getöse und der Ort wurde von Grund aus erschüttert; sie erschienen in Gestalt von wilden Thieren und Schlangen, von Löwen, Stieren, Wölfen, Nattern, Skorpionen, Panthern und Bären und jedes dieser Thiere gab sein ihm eigenthümliches Geschrei von sich; gräßlich waren ihre Gesichter anzusehen und entsetzlich ihre Stimmen anzuhören. Antonius wurde von ihnen geschlagen, gestoßen und gebissen, die vielen Wunden preßten ihm manchen Seufzer aus, aber er wich nicht von da; ja er spottete ihrer. Die Teufel drohten und knirschten mit den Zähnen, weil sie nichts ausrichteten. Mittlerweile ließ Jesus einen Lichtstrahl auf ihn fallen, der die Teufel vertrieb. Wo warst Du, guter Jesus? seufzte Antonius, warum bist du nicht am Anfange da gewesen, meine Wunden zu heilen? Und eine Stimme sprach zu ihm: Antonius, ich war da: aber ich wartete deinen Kampf ab; nun aber, weil du nicht gewichen, sondern tapfer gekämpft hast, will ich dir allzeit beistehen und deinen Namen berühmt machen. Als Antonius dieß gehört, waren alle Schmerzen behoben, die Wunden geheilt, und das zerfallende Grabmal hergestellt. Er stand auf zum Gebete und war so gestärkt, daß er mehr Kraft erhielt, als er vorher verloren hatte. Der Satan versuchte ihn wohl noch dadurch, daß er Silbergeschirre und Goldklumpen vor ihn hinlegte, aber körperlich griff er ihn nicht mehr an.

Den Heiligen gehorchen die wilden Thiere.

Antonius baute Kräuter und Küchengewächse, um die Brüder zu erquicken, welche ihn besuchten. Da bei seiner Höhle eine Quelle war, kamen einige Thiere und fraßen sie ihm weg. Er fing eins von ihnen und sagte zu allen: Warum schadet ihr mir, der ich euch keinen Schaden zufüge? Gehet und kommet im Namen des Herrn nicht wieder! Auf dieses Gebot kamen sie nicht

wieder, wie wenn sie sich fürchteten. Es waren wilde Esel; seitdem kamen sie bloß zum Trinken. In der Gegend, wo sich der heilige Einsiedler Hilarion aufhielt, verheerte eine Schlange, welche einen Ochsen verschlucken konnte, die ganze Gegend. Nicht nur Rinder und Schafe, sondern auch Ackersleute und Hirten verschlang sie. Da ließ der Heilige einen Scheiterhaufen errichten, befahl der Schlange hinaufzukriechen, zündete ihn an und verbrannte sie. — Der heilige Pachomius hatte ein so großes Vertrauen zu Gott, daß er Schlangen und Skorpionen mit Füßen trat, ohne verletzt zu werden. Die Krokodile trugen ihn ganz unterwürfig, wenn er eben nothwendig einen Fluß übersetzen mußte, und setzten ihn an jenem Orte ab, wo er es verlangte. — Zum heiligen Ammon kamen die Bewohner jener Gegend mit der Bitte, sie von einer großen Schlange zu befreien, welche schon viele Menschen um's Leben gebracht hatte. Um sein Mitleid zu erregen, führten sie einen Knaben vor, der bei dem bloßen Anblick und von ihrem Athem aufschwoll und den Verstand verlor. Ammon heilte ihn und kniete sich dann auf der Spur der Schlange zum Beten nieder. Alsbald stürzte das Ungeheuer mit entsetzlicher Wuth auf ihn und blies, zischte und lärmte schrecklich. Ammon blieb unerschrocken und sprach: Dich tödte Christus, der Sohn Gottes, der den großen Drachen tödten wird. Er sprach es und sogleich zerplatzte der Drache und spie alles Gift mit dem Leben aus. Die Einwohner erstaunten über das Wunder und scharrten das Ungeheuer des Gestankes wegen tief in den Sand; Ammon mußte aber dabei stehen bleiben, weil sie sich auch der todten Schlange nicht zu nahen getraut hätten.

Die Heiligen wandeln auf dem Wasser.

Als Zosimus die heilige Maria von Aegypten in der Wüste traf, bat sie ihn, über's Jahr am Gründonnerstage das heilige Sakrament des Altars bis an den Jordan zu bringen und sie daselbst zu erwarten. Zosimus kam pünktlich an den Jordan und an den bezeichneten Ort; Maria aber kam von jenseits aus der Wüste. Während er betete, fiel ihm der Gedanke ein: Was wird sie thun, wenn sie kommt? Wie wird sie über den Jordan kommen, da kein Schiff vorhanden ist? Wie wird sie zu mir Unwürdigen gelangen? Während Zosimus so dachte, kam die Heilige und stand am Ufer jenseits. Da kam ihm der Kummer, wie sie über den Jordan kommen werde? Doch bei dem Lichte des Vollmonds sah er, wie sie das Kreuz über den Jordan machte, in den Fluß hinab stieg und auf dem Wasser, wie auf festem Grunde, hinwandelte. Als sie den Leib des Herrn empfangen hatte, machte sie wieder das Kreuz über den Jordan und wandelte hinüber, wie sie herübergekommen war.

Im Leben der Heiligen soll der Christ fleißig lesen.

Der heilige Einsiedler und Priester Kopres erzählte seinen Schülern von dem Leben, der Buße, den Tugenden und Wundern seiner Vorfahren. Einer seiner Schüler hielt diese Dinge für unglaublich, ward des Hörens überdrüssig und schlief vor langer Weile ein. Vom Schlafe überwältigt, sah er in einem Gesichte ein Buch in den Händen des Altvaters Kopres, das mit goldenen

Buchstaben geschrieben war und aus dem derselbe seine Erzählungen herausnahm; daneben sah er einen ehrwürdigen Mann mit weißen Haaren in großem Glanze stehen, der ihm ernstlich drohte und sprach: Warum merkst du nicht auf? Ungläubiger, warum schläfst du? Er wachte erschrocken auf und erzählte sogleich seinen Mitschülern leise, was er gesehen hatte. Das Leben der Heiligen lesen ist besser, als Romane lesen.

Die Heiligen nützen ihren Mitmenschen auch in zeitlichen Dingen.

Der Boden der Gegend, in der der heilige Einsiedler Kopres sich aufhielt, war so unfruchtbar, daß er, auch gut bearbeitet, kaum doppelt den Samen wiedergab; denn an den Halmen wuchsen Würmer, welche den Halm abbißen. Die Einwohner der Landschaft waren Heiden; die Einsiedler lehrten sie den Glauben an den wahren Gott und an Jesus Christus. Da sie nun Christen waren, kamen sie zu den Einsiedlern mit der Bitte, daß sie für ihre Saaten beten möchten. Sie sagten ihnen ihr Gebet zu, nur verlange Gott auch von ihnen Glauben, um dadurch den Segen zu erlangen. Da nahmen sie von dem Boden, füllten ihren Sack damit an, brachten ihn zu den Einsiedlern und baten, daß sie ihn im Namen Gottes segnen möchten. Kopres sprach zu ihnen: Euch geschehe nach euerem Glauben! Sie nahmen diese Erde mit sich, mischten sie unter den Samen, den sie aussäen wollten und streuten ihn mit derselben auf die Felder und ernteten so viele Früchte, wie nirgends in Aegypten. Seitdem kamen sie zweimal im Jahre zu Kopres und brachten die nämliche Bitte vor.

Die Anrufung der Heiligen ist von großem Nutzen.

Wenn es schon von Nutzen war, lebende Heilige anzurufen, um wie viel nützlicher wird es sein, einen vollendeten Heiligen im Himmel anzurufen? Ein Bruder bat den heiligen Helenus, bei ihm wohnen zu dürfen. Er erlaubte es ihm, und gab ihm eine Höhle zur Wohnung, die der seinigen nahe war. Bei Nacht kamen die Teufel und quälten ihn mit abscheulichen Gedanken; bald aber fielen sie über ihn her und drohten ihn zu tödten. Der junge Bruder entfloh, flüchtete sich zur Zelle des heiligen Helenus, erzählte ihm, was er leiden müßte, und bat um seine Hilfe. Der Altvater tröstete ihn mit wenigen Worten, ermunterte ihn zur Standhaftigkeit im Glauben und in der Geduld, hieß ihn wieder in seine Höhle zurückgehen, machte vor der Höhle im Sand eine Furche und gebot den Teufeln im Namen des Herrn, daß sie es nicht wagen, diese Grenzlinie zu überschreiten; durch die Kraft dieses Gebotes blieb der junge Bruder von nun an in Ruhe.

Die Heiligen besitzen große Macht.

Einst kam ein Weltlicher zu dem Abte Sisois auf den Berg und hatte seinen Sohn bei sich. Unterwegs starb der Sohn; allein der Vater verlor die Fassung nicht, sondern trug ihn zu dem Altvater, legte ihn und sich bußfertig vor seinen Füßen nieder und bat um seinen Segen. Hierauf erhob er sich,

ließ den Knaben vor dem Altvater liegen und ging hinaus. Der Altvater aber meinte, der Knabe liege aus Ehrfurcht zu seinen Füßen und sagte zu ihm: Stehe auf und gehe hinaus! denn er wußte nicht, daß der Knabe todt sei und gerade auf diesen Befehl und die Macht des Heiligen hatte der Vater gerechnet. Der Knabe stand sogleich auf und ging hinaus. Als dieß der Vater sah, überfiel ihn große Furcht; er trat wieder zum Altvater ein und erzählte ihm den Vorfall. Als aber der Altvater hörte, was geschehen war, betrübte er sich, aus Furcht, er könne hoffärtig werden und verbot sowohl dem Vater, als auch seinem Sohne, dieses Wunder vor seinem Tode bekannt zu machen.

Macht der Heiligen über die Teufel.

Ein Altvater reiste einst von Scithi nach Therenutis hinauf und kehrte dort ein. Als man sah, wie er vor Enthaltsamkeit matt sei, bot man ihm einen Trunk Wein an, Andere brachten ihm einen Besessenen. Da schmähte der Teufel diesen Altvater und rief: Warum habt ihr mich zu diesem Weinsäufer gebracht? Der Altvater wollte ihn aus Demuth nicht austreiben, wegen jenes Vorwurfs aber sprach er: Ich glaube bei Christus, daß du ausfahren mußt, bevor ich noch diesen Becher geleert habe. Und als der Altvater zu trinken anfing, schrie der Teufel: Du zündest mich an! und ehe er noch ausgetrunken hatte, fuhr der Teufel durch die Gnade Jesu Christi aus.

Heilige schlagen wollen und vorwitzig belauschen, Strafe.

Acephimas lebte sechzig Jahre in einer kleinen Hütte eingeschlossen, ohne Jemanden zu sehen und zu sprechen, nur mit Gott sich beschäftigend. Seine Nahrung, eingeweichte Linsen, empfing er durch eine krumme Maueröffnung, damit ihn Niemand sehe und nur Einmal in der Woche holte er des Nachts Wasser. Bei dieser Gelegenheit sah ihn ein Schäfer, der in der Nähe seine Heerde weidete und hielt ihn in der Dunkelheit für einen Wolf, besonders weil er wegen der Ketten, die er zur Buße trug, gebückt ging. Der Schäfer erhob seine Schleuder, um nach ihm zu werfen. Doch seine Hand blieb erstarrt und unbeweglich, bis der heilige Mann mit seinem Wasser in die Hütte zurückgekehrt war. Daraus erkannte der Schäfer seinen Irrthum und bat ihn am nächsten Tage um Verzeihung. Ein Anderer bestieg aus Vorwitz einen neben der Hütte stehenden Baum, um den Altvater zu belauschen, was er den ganzen Tag thue. Zur Strafe verdorrte sein Unterleib bis zu den Füßen; er rief um Hilfe und bekannte sein Vergehen. Der heilige Mann ließ den Baum umhauen, damit nicht noch Mehreren Gleiches begegne und nun erst erlangte Jener seine Gesundheit wieder.

Macht der Heiligen über die wilden Thiere.

Als der heilige Corbinian auf seinen apostolischen Reisen in einem Walde übernachtete, zerriß ein Bär sein Saumpferd. Als er das wilde Thier am Morgen seinen Raub verzehren sah, fing er es und zwang es, statt des Pferdes sein Gepäck zu tragen.

Auch Heilige begehen zuweilen einen Fehler.

Der heilige Corbinian speiste eines Tages beim Fürsten Grimoald. Der Heilige hatte die Schwäche, daß er sich bisweilen im Eifer über die Grenzen der Sanftmuth hinreißen ließ. Der Herzog warf bei Tisch den Hunden ein Stück von dem Brode vor, welches der Bischof gesegnet hatte. Corbinian gerieth in Hitze, verwies dem Herzoge die Entehrung des gesegneten Brodes, stieß im Unwillen den Tisch um und ging davon. Dieß war eine läßliche Sünde in Folge einer Schwäche des Heiligen.

Es ist Gottes Wille, die Heiligen zu verehren.

Zur Zeit des heiligen Anno, Bischofs von Verona, welcher im Jahre 780 starb, herrschte eine Hungersnoth durch sieben Jahre. Seiner Schwester Maria wurde geoffenbart, die Noth werde nicht eher enden, bis man die Leiber der Heiligen Firmus und Rustikus, welche in Verona gemartert worden, in einer Kirche beisetze. Anno erfuhr, daß sie in Istrien liegen und daß die dortigen Einwohner so viel Geld dafür haben wollten, als die heiligen Leiber schwer seien. Maria machte das Geld zusammen und holte sie ab und Anno setzte sie ehrerbietig in der Allerheiligenkirche bei. Kaum war dieses geschehen, so umzog sich der Himmel mit Wolken und ein ausgiebiger Regen erquickte die Erde und endete die Hungersnoth.

Heilige verspotten, Strafe.

Der heilige Ludwig IX., König von Frankreich, trug seinen Kopf etwas schief. Der Graf von Geldern hatte einen Beamten in Geschäften nach Paris gesendet und fragte diesen bei seiner Rückkehr, ob er den König gesehen habe? Der Beamte machte sich gerne über Andere lustig und antwortete, den König spöttisch nachahmend und den Kopf auf die Seite neigend: Ich habe ihn gesehen, den Betbruder, den armen König, der seine Kappe auf der Schulter trägt. Zur selben Stunde blieben ihm Hals und Kopf bis zum Ende seines Lebens schief, gerade wie er es spottweise gemacht hatte.

Auch Heilige begehen zuweilen kleine Fehler.

Der heilige Franz Seraphikus klopfte einmal an der Zelle des Bruders Bernard von Quintavalle und als dieser, der in Betrachtung der göttlichen Wahrheit vertieft war, nicht antwortete, fühlte sich Franziskus hierüber innerlich beleidigt. Aber der Herr verwies es ihm alsbald durch die Frage, ob es wohl vernünftig wäre, daß Bernard seinen Schöpfer, mit dem er in Unterredung begriffen sei, verlasse, um mit einem geringen Geschöpfe, wie Franz sei, zu sprechen. Dieser Verweis ergriff ihn so sehr, daß er den Bruder Bernard nöthigte, ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen und ihn als einen stolzen und elenden Erdenwurm zu behandeln.

Auch Heilige sind nicht frei von kleinen Sünden.

Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, bat den Kaiser Heinrich, nach seinem Tode seinen Neffen Adalbert zum Bischof von Augsburg zu ernennen, was ihm dieser auch versprach. Da Ulrich aus fleischlicher Liebe zu seinem Verwandten in dieser Sache zu menschlich gehandelt und gegen die heiligen Kirchengesetze gefehlt hatte, die den Bischöfen verbieten, sich Nachfolger nach ihrem Tode zu erwählen, so ließ ihn Gott dafür nicht ungestraft aus dieser Welt treten. Erstens schon machten ihm die Bischöfe in dem Kirchenrathe von Ingelheim Vorwürfe darüber und zwangen den Adalbert, seine bischöflichen Abzeichen wieder abzulegen und zweitens starb sein Neffe auf der Rückreise vom Kirchenrathe so plötzlich, daß Ulrich, der in demselben Hause war, nicht einmal Zeit hatte, ihm die heiligen Sakramente zu reichen. Man sieht aus diesem Zuge, daß die heiligsten Menschen nicht frei von Fehlern sind und daß sie oft noch die Stimme des Blutes zu sehr befolgen; daß aber auch Gott nichts ungestraft läßt und mit um so strengerer Züchtigung dort straft, wo er eine größere Losschälung von allem Irdischen zu fordern berechtigt ist.

Den Heiligen dienen die unvernünftigen Thiere.

Der heilige Bischof Deodatus zog sich mit einigen Priestern in das Vogesengebirge zurück und lebte mit ihnen als Einsiedler von Wurzeln und Kräutern. Der Fürst Hunno hörte einst im Schlafe eine Stimme, die ihm sagte: Warum läßt du den ehrwürdigen Deodat, deinen Freund, der Alles verlassen hat, um mir zu dienen, vor Hunger in der Wüste sterben? Hunno antwortete, daß er aus ganzer Seele wünsche, ihm beizustehen, daß er jedoch weder seinen Aufenthalt, noch den Weg kenne. Da erwiederte die Stimme: Belade deine Pferde mit Lebensmitteln und lasse sie von selbst gehen, meine Vorsehung wird sie leiten. Er gehorchte, belud seine Pferde mit Brod, Wein und andern Nahrungsmitteln und sie gingen ohne Führer in das Thal, in dem der Heilige wohnte. Einige Diener folgten den Pferden und nun, da man den Ort und Weg wußte, ließ er es ihm an nichts fehlen. Die Fürstin schickte dem Heiligen durch einen Esel Speise; als diesen ein Wolf zerriß, mußte dieser die Dienste des Esels thun.

Die Heiligen erhalten Trost von Gott.

Inmitten seiner großen Arbeiten, während er kaum genug Nahrung zu sich nahm, um das Leben zu fristen, und in der Nacht hauptsächlich im Gebet und in der Betrachtung Ruhe fand, so daß er von denen, welche ihn in seinen Privatstunden beobachteten, in Extase hingerissen gesehen wurde, empfing er jene reichen Tröstungen, von welchen der heilige Paulus spricht, und mit welchen der heilige Xaver reicher als viele Heiligen begnadigt worden zu sein scheint. Als ob er von einem Andern spräche, schrieb er an den heiligen Ignatius: Oft habe ich eine unter diesen Christen wirkende Person stammelnd aufrufen gehört: O Herr, gib mir nicht so viel Trost in diesem Leben; oder wenn Du

mich im Uebermaße Deiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit so begnadigen willst, rufe mich in Deine himmlische Herrlichkeit; denn es ist eine zu große Qual, länger zu leben, ohne Dich zu sehen.

Auch Heilige lassen sich zuweilen vom Zorne hinreißen.

Der heilige Gerhard, Bischof in Ungarn, gerieth wegen Verfehlung seines Fuhrmanns in Zorn und befahl, dem Schuldigen Schläge zu geben. Die Diener aber, welche die väterliche Güte ihres Herrn kannten, banden den Mann an einen Pfahl, entblößten ihm den Rücken und bestrichen ihn mit Blut von einer geschlachteten Henne. Als Gerhard beim Vorbeifahren den Angebundenen erblickte, sprang er sogleich vom Wagen herab, küßte ihm Hände, Arme, ja selbst die Füße und versprach ihm Geschenke, damit er ihm die Mißhandlung verzeihe. Er hatte sich offenbar vom Zorn überraschen lassen.

Heilige versuchen und spotten, Strafe.

Als der heilige Capistran in Breslau war, ereignete sich etwas, daß die Leute mit banger Ehrfurcht auf seine Predigten hörten. Die Hussiten legten einen Jüngling in eine Todtenbahre und machten mit ihm ab, daß wenn Capistran ihm rufe, er sich wie todt verhalte, wenn aber ein Hussit rufe, solle er sich sogleich aufrichten, als sei er von den Todten erweckt. Nun brachten die Hussiten den Menschen vor allem Volke zum heiligen Capistran und baten in heuchlerischer Demuth, er möge ihn vom Tode erwecken. Capistran rief vor allem Volke: Dieser hat seinen Theil bei den Todten in Ewigkeit. Nun machten die Hussiten ihr Gespött, als sei es mit seiner Heiligkeit nichts, bei ihnen aber gebe es heilige Leute; darauf ging ein Hussit an die Bahre und rief: Peter, ich sage dir, stehe auf! Allein der Jüngling war wirklich todt und blieb todt.

Zutraulichkeit der Kinder und Thiere zu den Heiligen.

Der heilige Bischof Hugo hatte eine besondere Neigung zu den Kindern. Wo er solche antraf, zeigte er alle Freundlichkeit, machte ihnen das Kreuz auf die Stirne und segnete sie. Andererseits fühlten sich auch die jüngsten und schüchternsten Kinder, selbst die noch nicht reden konnten, wunderbar zu ihm hingezogen und hatten größere Liebe und Freude zu ihm, als zu den eigenen Aeltern. Aber nicht nur unmündige Kinder, sondern unvernünftige Thiere wurden inne, daß Hugo ein Mann Gottes sei. An dem Tage, wo er in seinem bischöflichen Hause ankam, erschien ein fremder ungewöhnlich großer Schwan, nahte sich dem Bischof mit großer Zutraulichkeit, nahm Speise aus seiner Hand, steckte den Hals in die weiten Aermel seines Gewandes und wollte Tag und Nacht in seiner Nähe sein. War Hugo verreist, so flog der Schwan in einen nahen Teich, hatte aber jedesmal ein Vorgefühl, wenn der Bischof bald wieder kam und zeigte es einige Tage vorher an, indem er in's bischöfliche Haus zurückkehrte, und durch Umherfliegen und Schreien große Aufregung an den Tag legte. Nur einmal ging der Schwan seinem Herrn nicht entgegen,

sondern zeigte große Niedergeschlagenheit und ging mit gesenktem Kopfe davon. Es war eine Ahnung in dem Thiere. Kurz darauf starb der heilige Hugo.

Die Verdienste der Heiligen kommen Anderen zu gut.

Da der König von England sich einst mit einer größeren Anzahl von Schiffen auf dem Meere befand, kam ein solcher Sturm, daß Alle glaubten, es sei keine Rettung mehr. In dieser Todesnoth nun, wo Jeder Reu und Leid erweckte, und zu Gott und den Heiligen flehte, sprach der König: Dir, o Gott, dient der Prior Hugo; durch sein Gebet und Verdienst erbarme Dich unser in unserer Noth, die wir durch unsere Sünden wohl verdient haben. Alsbald legte sich der Sturm und alle Schiffe kamen glücklich an's Land.

Eine heilige Selbstmörderin.

Die heilige Pelagia lebte zur Zeit der Christenverfolgung zu Antiochia. Sie wurde ihres Glaubens wegen angeklagt. Auf einmal, da Pelagia ganz allein zu Hause war, wurde sie von Soldaten überfallen, um sie vor Gericht zu führen; dort sollte sie entweder ihren Glauben abschwören, oder gewaltsam ihrer Keuschheit beraubt werden. Das fromme Mädchen war erst fünfzehn Jahre alt; kein Mensch war gegenwärtig, welcher ihr in dieser schrecklichen Noth rathen oder helfen konnte. Sie wäre gerne bereit gewesen, alle Marter für ihren Glauben auszustehen, aber sich ihre Keuschheit nehmen zu lassen, das war ihr ein ganz unerträglicher Gedanke. Sie faßte auf Eingebung Gottes schnell ihren Entschluß, da sie ohnehin sterben mußte. Ohne Angst zu zeigen, bat Pelagia die Soldaten, ihr so viel Zeit zu lassen, daß sie sich anständig umkleiden könne. Dieses Gesuch wurde ihr gestattet. Nun ging die Jungfrau in ihr Zimmer, bat Gott inständigst um die Gnade, rein und fleckenlos vor Ihm zu erscheinen, schmückte sich mit ihren besten Kleidern; dann stieg sie auf das Dach des Hauses und stürzte sich hinunter. Sie war sogleich todt. Die Kirche verehrt sie als Heilige. Wie viele christliche Mädchen setzen einen so hohen Werth auf ihre Keuschheit, als Pelagia?

Von zweien Heiligen blieb die Zunge unverwest.

Als man 1231 das Grab des heiligen Antonius von Padua öffnete, fand sich, daß der ganze Leib in Verwesung übergegangen, hingegen die Zunge so frisch und roth geblieben war, wie bei einem lebenden gesunden Menschen. Der heilige Bonaventura war zugegen, nahm sie in die Hand und küßte sie ehrerbietig. Sie wird noch heute in einem kostbaren Reliquienkästchen in Padua aufbewahrt und verehrt, wie die Zunge des heiligen Johannes von Nepomuk in Prag. Die Zungen dieser beiden Heiligen werden durch das Wunder der Unversehrtheit verherrlicht, die eine wegen des Schweigens, die andere wegen des Redens und Predigens. Gott hat auch hier gezeigt, wie wichtig das kleine Glied der Zunge in Seinen Augen ist, wie im Guten, so auch im Bösen; aber die Menschen beachten dieß zu wenig!

Auch Heilige sündigen unwissentlich.

Die heilige Jutta hatte während ihres Ehestandes Gott gebeten, er möge ihren Mann sterben lassen, damit sie dem Drange ihres Herzens folgen und ein einsames, Gott geweihtes Leben führen könne. Sie hatte während ihres frommen Büßerlebens gar nicht daran gedacht, daß dieses Gebet Gott mißfällig gewesen, daher sie diesen Fehltritt gar nicht gebeichtet hat. Sie hatte gegen die christliche Liebe schwer gesündigt. Da hörte sie einmal eine Stimme, die ihr zurief, Buße zu thun, sonst werde ein strenges Gericht über sie ergehen. Nach Verlauf einiger Tage, da sie die Nacht in Thränen zubrachte, wurde sie verzückt und vor den Richterstuhl Jesu gebracht, der sie verurtheilte und ihr nur auf die Fürbitte Mariä Verzeihung gewährte. Sie bereute dann diese Sünde und beichtete sie.

Die Heiligen geben einen Wohlgeruch von sich.

Der selige Pater Thomas von Kora, ein Franziskaner, hatte zwanzig Jahre einen offenen Fuß; er verband seine Wunde niemals mit Leinwand, sondern mit Wolltuch, um die Schmerzen zu vermehren. Obwohl an seiner Wunde das wilde Fleisch wuchs, so verbreitete sie doch keinen üblen Geruch, vielmehr gab sie einen Wohlgeruch, wie die wohlriechendsten Blumen, von sich.

Die Heiligen lieben auch die Thiere.

Der selige Jordan, General des Dominikanerordens, ging einmal mit seinen Brüdern. Auf dem Wege, nicht weit von Lausanne, blieben die Brüder vor einem Loche in der Erde stehen, in welches sich ein weißes Wiesel geflüchtet hatte. Jordan, der mit dem Sakristan der Kirche ein frommes Gespräch von Christo dem Herrn gehalten hatte und eine Strecke zurückgeblieben war, kam herbei. Was steht ihr da, Brüder, sagte er, und warum schauet ihr so? Die Brüder sagten ihm die Ursache. Da beugte sich Jordan nieder, hielt seinen Mund an das Loch und rief: Komm hervor, schönes Thierchen, damit wir dich sehen und betrachten! Alsogleich gehorchte das Thier, sprang aus dem Loche und setzte sich vor die Augen Jordan's, als wollte es sagen: Siehe, hier bin ich; sag, was befiehlst du, ich gehorche! Jordan legte nun seine Hand unter die Vorderfüße des Thierchens und mit der andern Hand streichelte er sanft den Rücken desselben und das Thierchen duckte sich ganz ruhig nieder, als wäre es ganz zahm; auch kehrte es nicht eher in seine Höhle zurück, als bis Jordan sprach: Gehe nun und kehre zurück in deine Wohnung, gesegnet von Gott, der dich erschaffen hat.

Die Thiere haben Liebe zu den Heiligen.

Maria Bagnesia lebte in einem Kloster. Sie mußte fast die ganze Zeit ihres Lebens das Bett hüten und kam oft dem Tode nahe; litt aber mit unbeschreiblicher Geduld. Dabei hatte sie ein großes Mitleid mit den Nöthen und dem Elende der Armen. Sie entzog sich oft das Nothwendige, um sie zu

unterstützen und wenn sie selbst nichts hatte, bettelte sie Almosen. Für diese Liebe zu den Nächsten ward sie wieder herzlich geliebt von Allen, selbst von den Thieren. Wenn sie oft ganz verlassen auf ihrem Schmerzensbette lag und wenn man vergaß, ihr Speise und Trank zu bringen, so liefen die Katzen, die immer bei ihr blieben, den Schwestern nach, zerrten sie bei den Kleidern und führten sie in ihre Zelle; ja die Katzen brachten ihr oft selbst Speise. Der gottselige Joseph Anchieta, Jesuit und Missionär, hielt sich in Amerika unter wilden Menschenfressern auf; sie thaten ihm nichts zu leide und er bekehrte sie. Ihm gehorchte die Natur. Vögel und andere Thiere waren in seiner Gegenwart ganz zahm. Schlangen nahm er in seinen Schooß und zwei Pantherthiere setzten sich freundlich neben ihn hin.

Sanftmuth und Feindesliebe der Heiligen.

Der heilige Petrus ging oft in das Benediktinerkloster von Subjaco und bettelte Brod für die Armen. Eines Tages bat er den Prior für einige Kranke um Fische. Der Prior befahl dem Koche, der eben Fische zum Essen zurichtete, dem Petrus sogleich einige zu geben. Der Koch wollte dem Heiligen nur zwei kleine Fische geben. Der Heilige aber sprach: Wenn es dir, mein Bruder, gefällt, so gib mir von den großen, damit ich die Kranken erquicken kann. Der Koch erzürnte sich und gab dem Heiligen einen Backenstreich. Dieser litt geduldig die Schmach, entfernte sich schweigend und ging in die Kirche, um für seinen Beleidiger zu beten. Plötzlich ließ Gott dessen Hand verdorren. Der Unglückliche konnte die Strafe Gottes vor den Brüdern nicht verbergen, die, erschreckt hierüber, ihm eine angemessene Buße auferlegten und ihn dann zum Heiligen führten. Der arme Sünder warf sich mit den Brüdern zu seinen Füßen, bat um Vergebung und sprach: Befiehl, was ich thun soll, Diener Gottes! Erbarme dich meiner und mache meine Hand wieder gesund! Ihm antwortete Petrus: Möge sich deiner Gott erbarmen, lieber Bruder, und dir deine Sünde vergeben; mögest du aber mit Seiner Gnade nicht mehr solches thun; denn bösen Menschen begegnet solches Gericht! Mit diesen Worten hob er ihn auf, bezeichnete seine Hand mit dem Kreuze und alsbald ward sie gesund.

Heilige zürnen ihren Beleidigern nicht, aber Gott straft.

Die heilige Rosa von Viterbo befand sich in Soriane und eiferte vor einer großen Volksmenge über die herrschenden Laster. Da schlug sie ein Bösewicht und verwundete sie am Arme. Rosa zürnte nicht, sondern sprach ruhig und sanft: Gott läßt die Schmach der Seinigen nicht ungestraft und behütet alle ihre Gebeine. Mit dir wird aber Gott gütiger verfahren. Er wird dich nicht mit einem schmählichen Tode bestrafen; aber innerhalb dreier Tage wird Er dich zeichnen, daß Jedermann dich kennt. Wie gesagt, so geschah es. Am dritten Tage gingen dem Frevler alle Haare am Kopfe, Augenbrauen und Bart aus, so daß er ein Gegenstand allgemeinen Spottes wurde. So diente diese Strafe zur Erinnerung an seine Sünde und zur Buße.

Heilige, ihre Liebe zu den Armen und Kranken.

Der heilige Thomas von Villanova hatte einfache katholische Christen zu Aeltern, die ihn in der Furcht Gottes erzogen. Seine Mutter war eine besondere Verehrerin der allerseligsten Jungfrau und sehr freigebig gegen die Armen. Kein Wunder, daß auch Thomas diese Liebe zu Maria und dieses Erbarmen mit der Muttermilch einsog. Seine ersten Worte, die er als Kind aussprach, waren: Jesus und Maria. Er gab Alles den Armen und Nothleidenden.

Der heilige Franz von Borgia verband mit der glühendsten Liebe zu Jesus eine außerordentliche Liebe zu den Armen und Kranken. Die Spitäler waren sein liebster Aufenthalt. Er wusch den Kranken die Hände und reinigte sie vom Kothe und dieß mit einer Emsigkeit, mit einer solchen Liebe, wie es nur eine Mutter thun kann. Hierauf säuberte er die Füße und küßte sie liebevoll. Alsdann schnitt er Jenen, bei welchen es der Unreinigkeit wegen nothwendig war, die Haare ab und verunreinigte sich dabei selbst. Einmal befreite er eine arme kranke Frau mit vieler Geduld und Sorgfalt von ihrem Ungeziefer, indem er ihr nach und nach die Haare abschnitt, welche ganz davon strotzten, so daß sie ebenso sehr von dem Ungeziefer zu leiden hatte, als von der Krankheit. Dabei bekam er aber selbst so viel, daß er ganz davon bedeckt war. Als man ihn darauf aufmerksam machte, sah er sich an, lächelte und that weiter nichts, als daß er seine Kleider abschüttelte.

Die Heiligen verabscheuen die kleinste Lüge.

Nachdem der heilige Andreas Avellinus seine Studien vollendet hatte, wurde er Doktor der Rechte und zum Priester geweiht. Es wurden ihm nun mehrere Rechtshändel übertragen, die er vor dem geistlichen Gerichte vertheidigen sollte. Da geschah es eines Tages, daß ihm vor Gericht in einer unwichtigen Sache eine Lüge entschlüpfte. Darüber aber grämte sich der gewissenhafte Heilige so sehr, daß er beschloß, nur mehr der Buße und den geistlichen Pflichten sein Leben zu weihen und in den Orden der Theatiner zu treten.

Heilige bis zu ihrem Tode verkannt.

Die selige Lucia von Narni erhielt, wie der heilige Franziskus Seraphikus, die Wundmale Jesu sichtbar an ihrem Leibe. Aus allen Ständen kamen Personen, um sie zu sehen. Auf ihr Gebet verschwanden plötzlich alle Gnadengaben, die Wunden an Händen und Füßen heilten zu, und nun häuften sich Haß, Verachtung und Verfolgung über sie. Sie wurde nun für eine Betrügerin gehalten; man sagte, sie habe sich die Wunden mit einem Messer geöffnet; man setzte sie als Priorin ab und hielt sie in enger Gefangenschaft. Kein Trost ward ihr zu Theil, sie mußte bis zu ihrem Tode die Schmach tragen; ja als sie zum Tode krank da lag, ward ihr keine Erleichterung zu Theil. Nur Jesus und Maria blieben ihr treu und trösteten sie. Endlich in ihrer letzten Stunde kamen die Ordensschwestern an ihr elendes Lager. Lucia bat sie alle demüthig

um Verzeihung für das Aergerniß, das ihre Sünden gegeben, und gab mit den Worten: Auf zum Himmel! auf zum Himmel! ihren Geist auf. Sie lächelte, sie war schön und wohlriechend, jetzt öffneten sich die Wunden und das herauströpfelnde Blut heilte Kranke; jetzt war sie gerechtfertigt.

Heilige beschimpfen, Strafe.

Als die Arianer ihre Ketzerei ausbreiteten, eilte der Einsiedler Aphraates herbei, um die Ketzer zu widerlegen. Ein vertrauter Diener des Kaisers feindete den Aphraates an und drohte ihm sogar mit dem Tode; doch bald ereilte ihn die Strafe; denn als der Kaiser ein Bad nehmen wollte, kam der Diener, um nachzusehen, ob es nicht zu heiß sei, stürzte aber in das siedende Wasser und kam darin um, da Niemand zugegen war, um ihm Hilfe zu leisten. Dasselbe geschah einem zweiten, bis endlich der Kaiser selbst nachsah. Als es nun in der ganzen Stadt bekannt war, daß der Verfolger des Aphraates für seine Unbild eine so strenge Strafe erlitten habe, lobten Alle Gott.

Die Heiligen sehen in die Zukunft.

Die Kreuzfahrer verurtheilten die Ketzer zum Scheiterhaufen. Eines Tages, als man überwiesene, aber hartnäckige Ketzer zur Hinrichtung führte, bemerkte Dominikus mitten unter ihnen einen gewissen Raimund; er richtete auf ihn seinen Blick, als wenn er auf dessen Stirn ein geheimnißvolles Zeichen gesehen hätte. Laßt den Mann seitwärts treten, rief er den Henkern zu; dann sich zu ihm wendend, ermahnte er ihn mit Milde: Ich weiß es, sprach er zu ihm, o mein Sohn, ja ich weiß es, du wirst eines Tages ein Mensch des Heils, du wirst ein Heiliger werden. Wunderbar! Raimund wurde in Freiheit gesetzt, hing noch etwa zehn Jahre der Ketzerei an, aber endlich, von der Gnade erleuchtet, bekehrte er sich und trat in den Orden des heiligen Dominikus, wo er sein Leben mit einem seligen Tode endete.

Die Heiligen lieben die Thiere.

Der heilige Franz von Assisi hatte ein Herz voll zarter Liebe zu Gott und zu allen Geschöpfen. Er nannte in Berücksichtigung des gemeinsamen Ursprungs alle Geschöpfe Brüder und Schwestern. Doch liebte er diejenigen mehr, welche dem Heilande zu einem Bilde der Güte und Sanftmuth dienten und nach der Schrift sie abbildeten. Er kaufte häufig die Lämmer, welche zum Schlachten geführt wurden, eingedenk jenes sanftmüthigsten Lammes, welches sich zur Erlösung der Sünder zur Schlachtbank führen ließ. Aber auch die Thiere fühlten sich zu ihm hingezogen. Bei seinem ersten Auszuge kam der Heilige in der Nähe von Bevagno an einen Ort, wo viele Vögel verschiedener Gattungen sich gesammelt hatten. Als er sie wahrnahm, ging er vom Wege ab und grüßte sie, als ob sie verständige Wesen wären. Sie warteten insgesammt auf ihn, wandten sich gegen ihn und wie sie in den Gebüschen saßen, richteten sie in ungewöhnlicher Weise die Köpfe auf ihn. Nun sprach er zu ihnen: Ihr, meine geflügelten Brüder, immer müßt ihr eueren Schöpfer loben

und Ihn recht von Herzen lieben, der euch in Federn gekleidet, euch Flügel zum Fliegen gegeben und Nahrung verschafft. Edel hat Er euch vor allen Seinen Geschöpfen gemacht und euch den Aufenthalt in der reinen Luft gestattet, und ohne daß ihr zu sorgen braucht und ohne daß ihr säet und erntet, lenkt und erhält Er euch. Als er dieses und Mehreres redete, reckten die Vögel die Hälse aus, dehnten die Flügel, öffneten die Schnäbel und sahen ihn aufmerksam an. Er ging selbst verwundert mitten durch sie durch, strich einen um den andern mit seinem Gewande und keiner bewegte sich von der Stelle, bis er das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht und mit dem Segen die Erlaubniß zur Entfernung gegeben und nun flogen sie alle davon. — In Alvianum predigte er dem Volke auf der Straße. Umher auf den Dächern waren die Schwalben mit ihrem Gezwitscher so laut, daß man ihn kaum zu hören im Stande war. Da sprach der Heilige zu ihnen: Schwestern, ihr Schwalben da oben, ihr habt nun genug geredet; es ist Zeit, daß auch ich zu Worte komme; darum höret schweigend des Herrn Wort an, bis es geendigt ist. Alle, als ob sie ihn verstanden hätten, schwiegen und rührten sich nicht von dem Orte, bis er geendet hatte. — Vorzüglich für die Lämmer hatte der Heilige eine große Vorliebe. Mehrmals kaufte er ein solches um eines seiner Kleidungsstücke und oft, wenn er durch eine Heerde ging, sammelte sich, zur Verwunderung der Brüder und der Hirten, Alt und Jung um ihn her und alle hoben die Häupter auf und sahen ihn unverwandt an. — Bei Greccia brachte ihm ein Bruder einen lebendigen jungen Hasen, der eben in der Schlinge gefangen worden. Der Heilige, bei seinem Anblick von Mitleid bewegt, sprach zu ihm: Bruder Häschen, komm zu mir! Wie hast du dich doch von der Schlinge berücken lassen? Als der Bruder darauf das Häschen auf die Erde setzte, daß es nach Belieben entfliehen konnte, sprang es am Heiligen hinauf und verbarg sich in seinem Busen. Er aber herzte und liebkoste es dort mit Zärtlichkeit und nach einiger Zeit, nachdem er ihm zugesprochen, sich ferner nicht mehr fangen zu lassen, setzte er es auf die Erde, damit es weggehe nach Belieben. Aber so oft er den Versuch wiederholte, immer kehrte es zu seinem Busen zurück, so daß er zuletzt das Thier von den Brüdern fern in den Wald tragen lassen mußte. Aehnliches geschah mit einem Wasservogel, den man auf dem See Rieti gefangen; ja ein Hecht, den man ihm dort gebracht und den er wieder in's Wasser gesetzt, umspielte sein Schiff so lange, bis er mit dem Segen von ihm entlassen wurde. — Bei seiner Zelle zu Portiunkula saß auf einem Feigenbaume eine Cikade, die ihn durch ihre Stimme öfter zum Gebete angeregt. Einst, als er ihr gerufen, kam sie auf seine Hand geflogen und als er ihr gesagt: Meine liebe Schwester Cikade, so lobe denn unsern Herrn, deinen Schöpfer, mit deinem Liede! fing sie sogleich an zu schwirren und hörte nicht auf, bis sie auf sein Geheiß zu der Stelle zurückgeflogen, wo sie acht Tage blieb und mit Kommen, Gehen und Singen ihm immer zu Willen war. Endlich sagte er zu seinen Brüdern: Geben wir jetzt unserer Schwester, der Cikade, Urlaub; denn lange genug hat sie uns vergnügt und uns acht Tage lang zum Lobe Gottes angetrieben. Sogleich entfernte sie sich und ließ sich

nicht mehr blicken, als ob sie sein Gebot nicht im Geringsten zu übertreten wagte. — Als er aus Spanien auf den Berg Alverna zurückkehrte und die ihm von den Brüdern errichtete Zelle besichtigte, umflogen diese vielerlei Vögel, singend und fröhlich die Flügel schlagend, als ob sie sich seiner Ankunft freuten und als ob sie ihn einladen wollten, länger hier zu bleiben. Ich sehe, sprach er zu den Brüdern, wie es Gottes Wille ist, daß wir einige Zeit hier bleiben; denn allzusehr scheinen unsere Brüder, die Vögel, sich an unserer Ankunft zu ergötzen. Besonders war ihm ein Falke zugethan; denn immer kündete er die Stunde, in der der Heilige zu beten pflegte, im Voraus an. — Wer gegen die Thiere kein Mitleid hat, oder gar grausam ist, gefällt Gott sicher nicht und gehört nicht zu den Gerechten. — Die Lerchen, seine Freunde, versammelten sich in großer Menge in der Abenddämmerung über dem Hause, wo der heilige Franz gestorben war, und wirbelten schmetternd ihre Liebe zu ihm in fröhlichem Gesange aus.

Die Heiligen halten sich in ihrer Demuth für Sünder.

Der selige Franziskaner-Laienbruder Salvator ab Horta wirkte durch seinen Segen mittelst des Kreuzmachens über die Leidenden so viele Wunder, daß das Kloster stets von einer großen Menge Hilfe suchender Menschen angefüllt war. Die Brüder beklagten sich beim Provinzial sehr, daß sie durch den Zusammenfluß so vieler Menschen in ihrer Ruhe gestört würden und baten ihn, er möge den Bruder Salvator entfernen. Der Provinzial selbst zweifelte an der Wundergabe des Dieners Gottes, und weil er befürchtete, es möchte Salvator vom Stolze aufgebläht werden, befahl er ihm, daß er sich geißle, sich nicht mehr Salvator oder Retter, sondern Bruder Alphons nenne, und indem er ihm Briefe überreichte, mit diesen, ohne Jemanden etwas zu sagen, um Mitternacht in das Kloster nach Rens abziehe. Bruder Alphons, wie er sich nun hieß und heißen ließ, hörte demüthig schweigend den Befehl, nahm die Briefe und ging in die Kirche, wo er bis Mitternacht im Gebete verharrte. Nun kam ein Laienbruder, mit dem er sogleich die Reise antrat. Schweigend gingen Beide durch eine unzählige Menge von Kranken, welche sich bereits wieder gesammelt hatten; Allen gab er schweigend seinen Segen und eilte fort. Früh Morgens, als Salvator nicht um die bestimmte Zeit kam und die Menge seine Entfernung erfuhr, da erhob sich ein ungemeines Wehklagen. Alphons aber ging mit seinem Gefährten bloßfüßig über die rauhen Felsgebirge und gelangte endlich an eine Quelle, wo der Begleiter ausruhte, Salvator aber während der Zeit betete. Bald gerieth er in Verzückung und kam erst wieder zu sich, als Jener zur Weiterreise mahnte. Der Gefährte bewunderte das heitere Antlitz des Dieners Gottes und sprach zu ihm: Bist du nicht thöricht und unverständig, Bruder Alphons, daß dich der heftige Tadel des Pater Provinzials gar nicht aus der Fassung bringt? O, gab Alphons zur Antwort, man würde mit mir noch schlimmer verfahren sein, wenn man meine Sünden nach Gebühr bestraft hätte; die Strafe ist viel geringer, als meine Sünden, warum soll ich also zürnen? Doch weißt du nicht, daß das Herz des Königs in Gottes

Macht ist und daß Er es neige, wohin Er will? Weißt du nicht, daß kein Blatt vom Baume fällt, ohne Gottes Willen? Man hörte auf der ganzen Reise kein Wort mehr, als: Jesus und Maria! Endlich kamen sie in Rens an. Der Guardian las die Briefe und führte ihn in die Küche, deren Schlüssel er abzog, indem er zu ihm sprach: Du wirst mit Niemanden außer dem Kloster sprechen; hier wirst du bleiben und den Brüdern die Speisen kochen; wenn du willst, kannst du unter den Schüsseln und Töpfen Wunder thun. Alle Vorsicht half nichts; des andern Tages waren über zweitausend Kranke da, damit Salvator sie segne und heile.

Heilige machen sich unsichtbar.

Der selige Hermann Joseph war in Betrachtung so tief versunken, daß er auf die Stunde der Mahlzeit vergaß. Darüber wurden die Brüder, welche bei Tische dienten, ungehalten und sie gingen zur Zelle Hermann's, wo sie wußten, daß er allein sei, um ihn abzuholen. Sie aber fanden und sahen ihn nicht. Deßhalb, ihn abwesend glaubend, fingen sie an, sein Benehmen zu tadeln und hart anzulassen. Nach einiger Zeit kam nun Hermann und zu ihrem größten Erstaunen wiederholte er alle ihre Worte, welche sie über ihn gesprochen und ermahnte sie mit größter Sanftmuth, fernerhin sich nicht mehr vom Zorn zu solchem Tadel hinreißen zu lassen, wenn sie nicht den Zorn Jesu und Mariä auf sich laden wollten. Die Brüder entgegneten ganz verwundert: Woher weißt du denn unsere Worte, da du doch nicht gegenwärtig warest? Hermann erwiederte: Ich selbst habe euere Worte gehört; übrigens aber forschet nicht weiter. Er machte sich öfter unsichtbar. Er hatte sich im Refektorium einen einsamen Ort gewählt, in welchem er nach dem Essen beinahe den ganzen Tag der Betrachtung und dem Studium sich ungestört hingeben konnte. Dort wurde er manchmal von dem ein- und ausgehenden und die Thüre schließenden Bruder nicht gesehen. Der Bruder wunderte sich sehr oft, ihn, den er doch im Refektorium gelassen, nicht zu treffen, und wenn er zurückkehrte, sah er ihn an der bekannten Stelle. Das Schloß konnte man von innen nicht öffnen, auch sah ihn kein anderer Bruder herausgehen und wieder eintreten. Oefters geschah es auch, ja täglich, daß ihn die Brüder in allen Winkeln des Klosters suchten und nicht fanden, aber wenn er gesehen werden wollte, stand er zu ihrer Verwunderung vor ihren Augen.

Heilige, von Kindheit an begnadigt, lieben Jesum den Gekreuzigten und im Sakramente.

Ida von Löwen zeigte schon als kleines Mädchen, daß sie Gott zu einem Gefäße der Gnaden auserwählt habe. Als sie einst mit ihrer Mutter der heiligen Messe beiwohnte, sah sie inbrünstig betend bei der Wandlung einen feurigen Stern vom Himmel herabsteigen, der den ganzen Altar mit Strahlen umgab. Sie mußte wegen ihres frommen Wandels viel Schmach und Verachtung dulden, betete gerne und gab gerne den Armen. Christus erschien ihr öfters, drückte ihr auch Seine Wundmale ein, weil sie Sein bitteres Leiden

betrachtete; sie liebte Jesum im Sakramente und war in Seiner Nähe mit Freude übergossen.

Wachsamkeit ist für den heiligsten Menschen unerläßlich.

Der heilige Einsiedler Wilhelm ging einst aus, um Almosen zu sammeln. Vor einem Hause bettelnd, sah ihn ein Weib und lud ihn freundlich ein, bei ihr einzukehren. Der Heilige trat ein, nichts Arges ahnend, erquickte sich mit Brod und Wasser und begab sich dann zur Ruhe. Das Weib ging in ihre Schlafkammer. Wilhelm betete zuerst und legte sich dann auf den bloßen Boden nieder. Nicht lange ruhte er, als das Weib, von fleischlicher Begierde entflammt, sich ihm nahte und ihn mit Mienen, Geberden und Schmeichelworten zur Sünde reizte. Aber Wilhelm wandte sich mit Abscheu von ihr und vertrieb sie mit strengen, strafenden Worten. Gott dankend für den Sieg kehrte er in sein Kloster zurück, wo er den Brüdern erzählte, was ihm begegnet war, und sie warnte, wie gefährlich es sei, die Zelle zu verlassen und dem Anblicke eines Weibes zu trauen. Doch der heilige Wilhelm sollte erfahren, daß der Mensch nirgends vor der Versuchung sicher sei und daß man wachen müsse. Als er eines Tages wider seine Gewohnheit aus seiner Zelle trat und Psalmen betete, überfiel ihn eine unreine Versuchung und führte ihm die verführerische Gestalt jenes Weibes vor Augen. Das unreine Bild konnte er nicht mehr wegbringen; er betete, er fastete, er züchtigte seinen Leib; vergeblich, immer trat das unkeusche Bild vor seine Augen und endlich fand er sich besiegt, indem er in die Vorstellung einwilligte. Der beim Anblick des Weibes selbst nicht fiel, der sah sich jetzt besiegt von der Vorstellung. O wie schwach ist doch der Mensch! Wie sehr muß er wachen und beten!

Heilige wie durch Instinkt von Kindheit an zu Gott hingezogen.

Der heilige Paschalis Baylon war von armen, aber frommen Aeltern geboren. Seine Mutter wohnte gerne der heiligen Messe bei und nahm ihn auf den Armen mit. Da war er ganz still und ernst und verwendete kein Auge vom Altare. Ließ man ihn allein, so kroch er auf Händen und Füßen in die Kirche; Anfangs suchten ihn die Aeltern ängstlich, später aber gingen sie nur in die Kirche, wo sie sicher waren, ihn zu finden. Die heiligen Bilder waren seine Freude. Die Schule konnte er nicht besuchen, denn er mußte als Kind die Schafe hüten; dagegen bat er jeden Vorübergehenden, ihm einige Buchstaben zu lehren; so lernte er lesen und nun kam das Gebetbuch nicht mehr aus seinen Händen. Besonders liebte er Maria. Später diente er auf einem Hofe, wo ihm der Herr seine Tochter zur Ehe antrug. Doch sein Herz gehörte Gott und Mariä. Um ja nicht den geringsten Fehler zu vergessen und ihn beichten zu können, machte er jedesmal einen Knoten in eine Schnur. Der heilige Geist durchglühte ihn mit einer unaussprechlichen Liebe zu Gott und diese ließ ihn jeden kleinen Fehler erkennen und bereuen. Hatten seine Schafe auf fremdem Felde etwas abgeweidet, so ersetzte er den Schaden von seinem

Lohne, wenn es auch ohne seine Schuld geschah. Der Umgang mit den andern Hirten kam ihm sehr schwer an; sie fluchten, schwuren, führten oft leichtfertige Reden und das that ihm um Gotteswillen weh. Da er es nicht hindern konnte, ging er in's Kloster, wo er ein Heiliger wurde.

Die Heiligen stehen unter einem besonderen Schutze Gottes.

Die heilige Lutgardis stammte von bürgerlichen Aeltern. Ihr Vater ging mit dem Plane um, sie gut an Mann zu bringen; die fromme Mutter hatte anderen Sinn; sie wollte sie zur Braut Christi machen, suchte ihr daher ein Verlangen nach den ewigen Gütern in's Herz zu pflanzen und übergab sie frommen Klosterfrauen zur Erziehung. Doch Lutgard hatte Freude an schönen Kleidern und an dem Glanze und der Freude der Welt, mied aber doch alles Sündhafte, denn es regte sich in ihr, ohne daß sie es kannte, ein göttliches Gefühl. Einstmals saß sie bei einem Jünglinge und unterredete sich mit ihm. Da erschien ihr Christus der Herr in der Gestalt, wie er auf Erden gewandelt, öffnete sein Kleid auf der Brust, zeigte ihr seine blutende Seitenwunde und sprach: Hüte dich vor unwürdiger Liebe! siehe mein Herz, das du lieben sollst; ich verspreche dir, daß du hier die reinste Wonne genießen wirst. Von dieser Stunde an war sie ganz verändert; sie empfand heftigen Abscheu vor der Lust der Welt und ergab sich dem Gebete und den Uebungen der Gottseligkeit mit allem Eifer; auch ließ sie sich unter die Nonnen aufnehmen, wo sie heilig lebte.

Heilige erhalten die Gabe der Sprachen.

Die heilige Elisabeth von Schönau trat mit ihrem elften Jahre in's Kloster und legte mit ihrem zwölften die Gelübde ab. Mit ihrem dreiundzwanzigsten Jahre hatte sie himmlische Erleuchtungen. Sie verkündete dieselben in fließend lateinischer Sprache, ohne diese Sprache erlernt zu haben. Sie wollte diese Kenntnisse, die sie auf wunderbare Weise erhalten, nicht offenbaren, um allen Stolz zu vermeiden, allein der Befehl ihrer Oberen und ein innerer Drang, dem sie nicht widerstehen konnte, trieb sie dazu an.

Viele Heilige wurden von Kindheit an mit Gnade erfüllt.

Unter diese gehört die heilige Juliana. Sie war von Gott erbeten. Ihr erstes Wort war: Jesus und Maria, welche das Kind öfters mit zarter Andacht wiederholte und Zeugniß gaben, daß die Gnade ihr reines und unschuldiges Herz in Besitz genommen und mit Liebe zu Jesus und Maria erfüllt habe, wie es ihr heiliges Leben bewies.

Die Heiligen glühten vor sehnsüchtigem Verlangen nach dem Himmel.

Im Jahre 1591 brach in Italien die Pest aus. Die Jesuiten errichteten ein Spital für solche Kranke. Der heilige Aloysius bediente sie mit zärtlicher Liebe, wurde aber selbst angesteckt. Er war ohnehin schwächlich und obwohl

er von der Pest genaß, so verzehrte doch ein schleichendes Fieber seine Kräfte. Bereits hatten die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben. Ein Pater, der wußte, wie sehr sich Aloysius nach der Vereinigung mit Gott sehnte, sagte ihm, daß die Aerzte ihn für verloren ansehen. Frohlockend dankte Aloysius und bat den Pater, mit ihm das Te Deum zu beten. Bald darauf trat der Provinzial in's Zimmer des Kranken. Sobald Aloysius seiner ansichtig wurde, rief er ihm zu: Vater, ich ziehe von hinnen! Wohin? fragte dieser. In den Himmel! In den Himmel! antwortete Aloysius. Die letzten Tage seines Lebens brachte er betend, das Auge auf das Cruzifix gerichtet, zu. Seine einzige Sehnsucht war, recht bald mit Jesus und Maria vereinigt zu werden. Bald darauf gab er seine engelreine Seele, den Namen Jesus auf den Lippen, in die Hände Gottes, im Jahre 1591.

Unverständige und doch heilig.

Die selige Sancia Lopez war eine Klosterfrau, hatte aber ein so schwaches Gedächtniß, daß sie auf keine Weise das Ave Maria erlernen konnte. Ihre Mitschwestern gaben sich viele Mühe, ihr dasselbe beizubringen; allein vergeblich. Sie konnte nur das Wort: Maria merken und dieß heilige Wort sprach sie denn auch oft und oft mit größter Andacht und Inbrunst aus; dabei führte sie ein demüthiges, engelreines Leben. Als sie nun auf dem Sterbebette lag, hörte sie von den Himmlischen das Salve Regina singen, ja sie sprach lateinisch und lobte Gott und die Jungfrau Maria. Also auch Unverständige können heilig werden.

Viele Heilige litten und büßten ihr Leben lang.

Die gottselige Jungfrau Maria Hueber war wenig gesund; aber täglich opferte sie ihre Leiden und Mühen dem Heilande auf, schälte sich durch beständige Abtödtung immer mehr von der Welt los und lebte still und unbeachtet, wie ein Veilchen unter der Dornhecke. Jesus goß immer mehr Gnaden über sie aus und Maria folgte dem Zuge der Gnade wie ein sanftes Lämmchen. Je mehr die Gnade zunahm und je getreuer sie mitwirkte, desto mehr nahm die Kränklichkeit zu. Sie war genöthigt, aus dem Dienste zu treten und zu ihrer Mutter zurückzukehren, die alt war und ihre Pflege benöthigte. Unverdrossen erfüllte sie die Pflichten der kindlichen Liebe. Dabei übte sie sich eifrig in den Werken der Gottseligkeit und in jeder Tugend. Sie fastete sehr streng, in der Regel vier Tage in der Woche bei Wasser und Brod. Früchte aß sie nie; bei der großen Armuth ihrer Mutter litt sie trotz ihrer Einschränkung oft empfindlichen Hunger. Sie litt ihn stillschweigend zur Ehre der Entbehrungen und Armuth des Heilandes. Sie betrachtete das Leiden Jesu mit solcher Innigkeit, daß sie oft unter der Last des Mitleides zu erliegen schien. Unwiderstehlich ward ihr Herz zum Gekreuzigten hingezogen. Sie war immer kränkelnd und hatte nie eine gesunde Stunde, bis sie in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren starb.

Die Heiligen verließen sich in Betreff der Nahrung ganz auf Gott.

Dem heiligen Dominikus bot man vergebens Schenkungen für seinen Orden an, indem er seinen und der Seinigen Unterhalt ganz der Vorsehung überließ. Als er einst mit vierzig Brüdern zu Bologna wohnte, brachten die Brüder nur zwei Brode heim. Es war also große Noth vorhanden. Doch der heilige Dominikus hieß sie zu Tische gehen, zerschnitt die Brode und Jeder erhielt so viel, als er benöthigte und es blieb noch mehr übrig, als früher da war. Ein ähnliches Wunder fand auch in Rom statt. Als im Kloster Sankt Sabina ebenfalls das Brod mangelte, ließ er doch die Brüder zu Tische setzen und nachdem er Maria angefleht, erschienen zwei Engel in außerordentlich schöner menschlicher Gestalt, welche große Körbe voll des köstlichsten Brodes trugen, das sie an alle Brüder austheilten, wobei sie mit den Novizen begannen. Als sie zu Vater Dominikus kamen, verneigten sie sich und verschwanden.

Unwissende Heilige waren voll göttlicher Weisheit und Wissenschaft und beschämen Philosophen.

An dem heiligen Antonius dem Einsiedler war es zu bewundern, daß er, ohne studirt zu haben und ohne lesen zu können, voll Weisheit war und Philosophen beschämte. Einst kamen zwei heidnische Philosophen zu ihm, welche glaubten, den heiligen Antonius widerlegen zu können. Als er sie sah, erkannte er an ihrem Angesichte, daß sie Heiden seien. Er sagte ihnen: Warum haben sich doch weise Männer so weit zu einem thörichten Menschen bemühen mögen? Sie sprachen: Du bist kein Thor, sondern sehr weise. Er aber gab ihnen die verständige Antwort: Wenn ihr zu einem Thoren gekommen seid, so ist euere Bemühung überflüssig; wenn ihr aber glaubt, daß ich weise sei, so ist es gut, daß ihr nachahmet, was ihr gut heißet; denn das Gute muß man nachahmen. Wenn ich zu euch gekommen wäre, so würde ich euch nachahmen. Weil ihr aber zu mir, als zu einem Weisen gekommen seid, so werdet Christen, wie ich es bin. Die Philosophen gingen hinweg und bewunderten zwei Dinge, sowohl die Schärfe seines Verstandes, als auch die Macht über die Teufel. Andere Weltweise spotteten seiner, daß er nicht lesen und schreiben konnte; sie beschämte er mit dieser einzigen Frage: Was war zuerst, Verstand oder Buchstaben? Was ist aus dem andern entsprungen, der Verstand aus den Buchstaben, oder die Buchstaben aus dem Verstande? Da sie eingestanden, daß der Verstand der Urheber und Erfinder der Buchstaben sei, sagte er: Wer also Verstand hat, bedarf der Buchstaben nicht. Einst kamen Philosophen zu ihm, um durch spitzfindige Fragen und Trugschlüsse über die Lehre vom Gekreuzigten seiner zu spotten. Antonius trieb sie so in die Enge, daß sie erschüttert und staunend von ihm Abschied nahmen und gestanden, daß ihnen der Besuch bei Antonius sehr genützt habe.

Schon der Umgang mit lebenden Heiligen ist beseligend; wie dann erst im Himmel?

Christus hat dem Lande Aegypten in Antonius einen guten Arzt gegeben. Wer mit Traurigkeit zu Antonius kam, ging mit Freude von ihm; er verwandelte seinen Zorn in Frieden; sein Schmerz über den Verlust geliebter Personen ward bei seinem Anblicke gemildert; sein Gram über die Armuth, die ihn drückte, verwandelte sich in Verachtung des Reichthums und in Freude an der Armuth. Jeder, der seines Berufes überdrüßig war, wurde durch seine Ermahnungen ermuntert und gestärkt. Jeder junge Mensch, der von Lust entbrannt war, hat durch den Zuspruch desselben die Keuschheit liebgewonnen. Keiner, den der Teufel durch böse Gedanken verwirrt hatte, ging von ihm hinweg, aus dessen Sinn der wilde Sturm nicht vertrieben, und in dessen Herz nicht Heiterkeit und Frohsinn wieder zurückgekehrt wäre. Er kannte das Uebel, an dem Jeder litt und wandte für jede Seelenkrankheit die rechten Mittel an. Kurz, Menschen vom ganzen Erdkreise strömten zu ihm hin und Keiner klagte, daß er umsonst zu ihm gekommen sei; der angenehme Umgang mit ihm und der Nutzen für die Seele war ihnen reiche Entschädigung für die Mühseligkeiten der Reise. Nach seinem Hintritte trauerten Alle, als wenn Jeder seinen Vater verloren hätte. Wenn das schon auf Erden mit Heiligen der Fall war, wie beseligend wird erst der Umgang mit vollendeten Heiligen im Himmel sein?

Wie Christus seine Heiligen ehrt.

Der heilige Einsiedler Antonius wurde hundert Jahre alt; aber er behielt gegen den Lauf der Natur die Schärfe seiner Augen und die Zahl seiner Zähne, den festen Gang seiner Füße und die Stärke seines Körpers; sein Fleisch sah lebhafter aus, als das von wohlgenährten Menschen, die sich baden und köstlicher Salben bedienen. Die Liebe gegen den Antonius und seine Verehrung verbreitete sich schnell in alle Länder, da ihn doch weder die Herausgabe vortrefflicher Schriften, noch der Besitz weltlicher Kenntnisse, weder der Adel seines Geschlechts, noch große Schätze berühmt gemacht haben. Wem ist dieses zuzuschreiben, als Christo dem Herrn? Christus hat diesen Mann, obwohl er in einem andern Welttheile und in unzugänglichen Wüsten verborgen lebte, durch Afrika, Spanien, Gallien, Italien, Illyrien und sogar in Rom bekannt gemacht und zu Ruhm gebracht. So groß ist die Güte Christi, daß er seine Diener, obwohl gegen ihren Willen, zu adeln und zu verherrlichen pflegt, damit alle Guten aus den Beispielen der Heiligen erkennen, daß die Tugend möglich sei und die Kräfte des durch die Gnade gestärkten Menschen nicht übersteige.

Je mehr die Heiligen der Ehre auswichen, desto mehr suchte diese sie auf.

Zum heiligen Einsiedler Hilarion kamen Bischöfe, Priester, Schaaren von Klerikern und Mönchen, vornehme christliche Frauen, und von allen Seiten her aus den Städten und Dörfern das gemeine Volk. Selbst mächtige Männer

und Richter fanden sich bei ihm ein, um von ihm geweihtes Brod und Oel zu erhalten. Hilarion dachte aber an nichts, als an die Einsamkeit und zwar so ernstlich, daß er sich eines Tages entschloß, abzureisen. Da er durch Fasten entkräftet war und kaum gehen konnte, holte er einen Esel herbei und schickte sich zur Reise an. Sobald aber dieses ruchbar geworden war, versammelten sich mehr als zehntausend Menschen jedes Alters und Geschlechtes, als wäre die Verwüstung und der Untergang von Palästina angekündigt worden, und wollten Hilarion von seiner Reise abhalten. Er aber blieb unbeweglich, denn er verabscheute Ruhm und Ehre. Man bewachte ihn. Er aß sieben Tage nichts und wäre gestorben; endlich mußte man ihn ziehen lassen; er veränderte seinen Aufenthalt sehr oft, aber kaum war er einige Tage an irgend einem Orte, so war es allgemein bekannt; man ehrte ihn und trieb ihn weiter.

Die Leiber der Heiligen duften einen Wohlgeruch aus.

Der heilige Hilarion war auf der Insel Cypern gestorben und begraben. Nach zehn Monaten kam sein Schüler Hesychius, stahl den Leib mit Gefahr seines Lebens und trug ihn nach Majuma, wo er ihn in einem Kloster begrub. Sein ganzer Körper war unverletzt, wie wenn er noch lebete und er gab einen so guten Geruch von sich, daß man hätte glauben mögen, er sei mit köstlichen Salben einbalsamirt.

Die Heiligen nährte Gott in der Wüste.

Der heilige Einsiedler Paphnutius lebte in einer unzugänglichen Wüste. In Betreff der körperlichen Nahrung verließ er sich ganz auf Gott. Ein Engel brachte ihm täglich Brod und ein gewisses Maaß Wasser, um seinen Körper zu stärken, damit er nicht erlag und unabläßig im Lobe Gottes ausharre. Da standen auch Dattelpalmen, welche zwölf Mal im Jahre ihre Frucht brachten. Er sammelte sie täglich und aß sie statt des Brodes und fügte dazu Blätter von Kräutern und sie waren in seinem Munde süß, wie Honig. An ihm hatte sich das Wort Jesu erfüllt: Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt; sorget nicht für euer Leben, was ihr essen oder trinken werdet; euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

Die Heiligen wurden vom Teufel verfolgt.

Die Teufel machten den Heiligen oft Blendwerke vor, namentlich dem heiligen Pachomius; einmal bildeten sie einen See vor seinen Augen; ein anderes Mal umgaben sie ihn in Schlachtordnung, wie Kriegerschaaren; dann schien es, als ob sie seine Wohnung von Grund aus zerstörten; dann krähte der Teufel wie ein Hahn und zerkratzte ihn mit seinen Krallen; dann banden sie ein Baumblatt mit Stricken und zogen an beiden Seiten an denselben; dann stellten sie sich wieder, als ob sie einen großen Stein wegwälzten. Oefters erschienen sie in Gestalt schöner Frauenspersonen, frech und garstig entblößt; ein anderes Mal wurde er vom Teufel so grausam geschlagen, daß der ganze Leib

von Schlägen wund war. Dieß Alles thaten die bösen Geister, theils um ihn im Gebete zu stören, theils böse Gedanken einzuflößen, theils auch um ihn ganz zu vertreiben und zur Rückkehr in die Welt zu nöthigen. Er widerstand jedoch standhaft.

Das Heiligwerden hängt auch nebst der Gnade von unserem freien Willen ab.

Der heilige Pachomius hatte viele Schüler und unter diesen auch einige, die nach dem Fleische lebten und den alten Menschen nicht ausziehen wollten, worüber er sich sehr betrübte. Voll Betrübniß betete er für sie inständiger zu Gott. Als er nach einigen Tagen keine Frucht seines Gebetes wahrnahm, betete er abermals für sie zu Gott und gab ihnen eigenthümliche und besondere Regeln für's Gebet und die Lebensweise, damit sie wenigstens wie Knechte die Gebote Gottes aus Furcht erfüllend, nach und nach zur kindlichen Liebe gelangen möchten. Als sie nun sahen, daß sie nicht nach ihrem bösen Verlangen leben könnten und die Gegenwart des heiligen Pachomius scheuten, kehrten sie in die Welt zurück. Als aber diese sich entfernt hatten, blieben die Uebrigen in ihrer bisherigen Unbescholtenheit und nahmen immer mehr an Tugenden zu; wie denn auch auf Aeckern die guten Kräuter frischer grünen, wenn das Unkraut mit der Wurzel ausgerissen ist. Woher dieser auffallende Unterschied dieser Schüler, die doch gleichen Unterricht und gleiche Tugendmittel hatten? Vom freiem Willen. Um heilig zu werden, muß man wollen.

Die Liebe Gottes zu Seinen Heiligen und die Macht ihres Gebetes.

Da der heilige Apollonius mit seinen Mönchen am heiligen Ostertage den Gottesdienst gehalten und die heiligen Sakramente empfangen hatte, sollte ihnen ein Mahl bereitet werden; allein es fand sich nichts vor, als getrocknetes Brod und gesalzenes Kraut. Da redete Apollonius die Brüder also an: Wenn wir Glauben haben und gläubige Diener Christi sind, so bitte Jeder Gott um das, was er an diesem Feste essen möchte. Sie aber ersuchten ihn, daß er beten möchte, weil er ihnen an Alter und Verdiensten vorginge; sie hielten sich dieser Gnade für unwürdig. Dann betete er mit freudigem Herzen und kaum hatte er das Gebet vollendet und die Brüder: Amen gesagt, sahen sie außen vor der Höhle unbekannte Menschen, welche eine große Menge Eßwaaren brachten, daß kaum Einer von ihnen noch jemals so viele und verschiedene leicht gesehen hatte, darunter waren Obstarten, die man in Aegypten niemals gesehen hatte, eine Traube von ungeheuerer Größe, Nüsse, Feigen, Granatäpfel, das Alles vor der Zeit; zu dem Honig, Honigfladen und viele Milch, auch sehr große Palmfrüchte, und warmes und feines Brod, das jedoch aus einem andern Lande zu sein schien. Die Männer, die es gebracht hatten, gingen wieder fort, sobald sie es übergeben, als wenn sie eilig zu dem zurückkehren müßten, der sie geschickt hatte. Dann genoßen die Mönche von dem, was man ihnen gebracht hatte und dankten Gott. Der Vorrath war so groß, daß sie bis zum

Pfingstfeste davon genossen und erkannten, daß ihnen Gott der heiligen Osterzeit wegen Alles gesendet hatte.

Die Heiligen lieben Jesus glühend.

Die heilige Katharina von Genua bediente eine Pestkranke, die kein Wort mehr hervorbringen konnte; Katharina ermahnte sie: Sprechet Jesus! Da jedoch die Kranke dieses Wort nicht auszusprechen vermochte, verursachte dieses der Heiligen Leid. Sie ruhte nicht; als sie bemerkte, daß die Kranke die Lippen bewegte, konnte sie sich nicht enthalten, diese Lippen zu küssen. Dieser Kuß steckte sie selbst mit der Pest an. Das Uebermaß ihrer Liebe ging so weit, daß sie glaubte, sie könne nichts als Gott, nicht einmal den Nächsten lieben.

Ein Heiliger läßt die Sonne stehen, wie Josua.

Ein Schüler des heiligen Mutius ward krank und Gott offenbarte ihm, daß er sterben werde. Schon wollte es Abend werden. Er eilte also, um den Kranken zu sehen. Das Dorf, wo der Kranke lag, war noch ferne und der Altvater wollte nicht bei der Nacht dahin kommen. Da sah er zur Sonne auf und sprach: Im Namen Jesu Christi, unsers Herrn, stehe ein wenig in deinem Laufe und warte, bis ich zum Dorfe komme. Und die Sonne, die nur noch halb am Horizonte sichtbar war, stand und ging nicht eher ganz unter, als bis der Mann Gottes zum Dorfe kam. Dieses Wunder sahen mit Augen Alle, die sich dort aufhielten, denn sie standen da und sahen die Sonne an, die zauderte, unterzugehen und Alle fragten mit Verwunderung, was das bedeute, daß die Sonne so lange Zeit nicht untergehe? Als sie nun den Altvater Mutius aus der Wüste kommen sahen, fragten sie, was das Zeichen an der Sonne bedeute? Er aber antwortete ihnen: Erinnert ihr euch nicht an die Worte Jesu: Wenn ihr Glauben habet, wie ein Senfkorn, werdet ihr noch größere Werke thun, als diese. Nun erkannten sie, daß sein Glaube die Sonne stehen gemacht habe und Viele schlossen sich ihm an und wurden seine Schüler.

Viele Heilige anticipirten die Verklärung der Auferstehung.

Der heilige Mutius ging über den Nil und das Wasser trug ihn; er ging durch verschlossene Thüren zu den Bädern; er konnte sich versetzen, in einem Augenblicke, wohin er wollte, auch an weit entfernte Orte. — Der heilige Helenus kannte die Gedanken und Geheimnisse der Herzen; dem Einen sagte er, daß er unkeusche Gedanken habe; dem Andern, daß er zornig sei; dem Dritten, daß ihn die Begierde nach Geld plage; einem Vierten, daß er von Stolz und Ruhmredigkeit eigenommen sei; dagegen gab er Anderen das Zeugniß der Sanftmuth, der Gerechtigkeit und Geduld. Jeder mußte gestehen, daß er im Innern wirklich so beschaffen sei.

Gott straft die Fehler der Heiligen in diesem Leben strenge.

Gott will, daß die Heiligen ohne Makel in die Ewigkeit eingehen; darum straft Er ihre Fehler strenge. Der heilige Einsiedler Paulus war sehr keusch; er wollte nicht nur kein weibliches Angesicht, sondern auch kein weibliches Kleidungsstück sehen. Aber er übertrieb diese Sorgfalt. Eines Tages wollte er einen Bruder besuchen und es begegnete ihm zufällig eine Weibsperson. Kaum hatte er dieselbe erblickt, so rannte er so schnell in sein Kloster zurück, daß er ärger lief, als würde er von einem Löwen oder von einer Schlange verfolgt. Obwohl er dieses aus Eifer für seine Keuschheit und Reinigkeit that, so war es doch nicht weise und gegen die Nächstenliebe. Darum befiel ihn plötzlich eine solche Ueblichkeit, daß sein ganzer Körper gelähmt war und daß kein Glied mehr seinen Dienst zu thun vermochte. Denn er verlor nicht nur den Gebrauch der Füße und Hände, sondern auch den der Zunge und des Gehöres, so daß er mehr einem unbeweglichen Steine, als einem Menschen glich. Ja er kam so weit, daß die Pflege der Männer nicht mehr genügte, sondern weibliche Sorgfalt nöthig wurde. Man brachte ihn in ein Kloster von Jungfrauen, wo ihm Speise und Trank eingegeben und alle Dienste vier Jahre bis zu seinem Tode geleistet wurden. Während er aber gelähmt war und kein Glied regen konnte, ging aus ihm dennoch eine so heilsame Kraft aus, daß das Oel, welches seinen Leib berührt hatte, alle Kranken heilte.

Gott läßt seine Heiligen hier leiden.

Der heilige Abt Stephanus war an einem äußerst bösartigen Geschwüre krank. Während ihm der Arzt die kranken Glieder abnahm, flocht er Palmenblätter und war so geduldig dabei, als würden ihm nur die Haare abgeschnitten. Als sich seine Brüder wunderten, wie ihm Gott bei seiner Heiligkeit eine solche Krankheit auferlegt habe, sagte er: Nehmet daran keinen Anstoß! Nichts, was Gott thut, geschieht zum Uebel, sondern hat seinen guten Ausgang. Vielleicht haben meine Glieder eine Strafe verdient, und dann ist es besser, sie leiden dieselbe hier, als nach diesem Leben. Eben dieser kranke Heilige hatte die Gabe, Jeden, der zu ihm kam, er mochte mit was immer für einem Kreuze beladen sein, von seinem Leiden zu befreien.

Tödtung eines Heiligen, Strafe.

Einst wandelte ein Einsiedler am Gestade des todten Meeres. Da kamen zufällig etliche Sarazenen desselben Weges und als Alle vorübergegangen waren, kehrte Einer nochmal um, und schlug dem Einsiedler den Kopf ab. Während dieß geschah, schoß plötzlich ein Vogel aus der Höhe herab, ergriff den Sarazenen, erhob ihn in die Lüfte und ließ ihn dann fallen, so daß er zerschmettert am Boden lag.

Die Heiligen schon im Leben leuchtend.

Der Abt Palladius wurde einst gefragt, warum er den klösterlichen Stand gewählt habe. Er erzählte Folgendes: In meiner Gegend war außer den

Stadtmauern ein Einsiedler, ein Mann von großer Tugend, Barmherzigkeit und Enthaltsamkeit. Er brachte gegen achtzig Jahre eingeschlossen in seiner Zelle zu. Aus Furcht vor den Barbaren standen einst Soldaten auf den Stadtmauern auf der Wache und diese sahen aus den Fenstern der Zelle bei Nacht ein Feuer herausfahren und glaubten, die Barbaren hätten die Zelle des Altvaters angezündet. Am Morgen gingen sie hin und fanden den Altvater unversehrt und keine Spur eines Brandes an seiner Zelle; worüber sie sehr erstaunten. Derselbe Feuerschein wiederholte sich die nächste und noch viele Nächte fort, so daß es der ganzen Stadt offenbar wurde, und allnächtlich Viele auf der Mauer wachten, um dieses Feuer zu beobachten. Es wurde aber bis zum Tode des Altvaters gesehen und ich selber habe mich davon nicht ein paar Male, sondern gar oft überzeugt und sprach zu mir selbst: Wenn Gott Seinen Dienern schon in diesem Leben solche Ehre erzeigt, welche Herrlichkeit wird Er für sie erst in jenem Leben aufbewahrt haben, wenn ihr Angesicht leuchten wird, wie die Sonne? Dieß war auch die Ursache, warum ich den klösterlichen Stand wählte und diese Lebensweise antrat. Dieses Leuchten hat man an vielen Heiligen der späteren Jahrhunderte gesehen.

Viele Heilige leuchteten bei ihren Lebzeiten in ihren Verzückungen.

Wenn der heilige Heribert des Nachts betete, ging ein Licht von seinen Armen aus. Als sich der heilige Aegidius einst im Chore befand und die Annäherung einer Verzückung fühlte, war er schnell zur Sakristei geeilt; aber an der verschlossenen Thüre von dem Geiste ergriffen, vor ihr hingesunken. Eine fromme Frau sah ihn in diesem Zustande. Wie sie nun eine Weile so gestanden, erblickte sie eine Säule des glänzendsten Lichtes auf ihn niedersteigen, die, in ihn eindringend, seinen ganzen Körper also durchleuchtete, daß er nicht anders, als der reinste vom Sonnenlichte durchschienene Krystall erglänzte. Staunend stand sie, in den wundersamen Anblick vertieft, bis nach Verlauf von beinahe zwei Stunden das Licht allmählich verschwand und Aegidius mit einem Seufzer erwachend, einem Blinden gleich, an den Wänden herumzutasten anfing. Das pflegte ihm immer in seinen Extasen zu geschehen; denn es war ihm dann jedesmal zu Muthe, als wäre er aus dem glänzendsten Lichte plötzlich an einen dunklen Ort versetzt worden.

Eine Heilige der Neuzeit in den höheren Gnadenzuständen.

Maria Mörl, am 16. Oktober 1812 in Kaldern in Tyrol geboren, wurde ekstatisch. Sie liegt den ganzen Tag in Verzückung im Gebete und kommt nur Nachmittags um zwei Uhr auf das Gebot ihres Beichtvaters zu sich, wo sie die häuslichen Angelegenheiten mit Verstand und Umsicht ordnet. Sie lebt nur vom allerheiligsten Altarssakramente und trägt die Wundmalen Jesu Christi an ihrem Leibe. Im Jahre 1833 strömten vom Juli bis 15. September gegen vierzigtausend Menschen nach Kaldern, um sie zu sehen. Ihr Anblick wirkte wohlthätig auf das Volk und schon ihr bloßes stilles

Dasein und ihre rührende Erscheinung übte einen mächtigen Einfluß auf dasselbe aus.

Die Heiligen wandeln auf dem Wasser.

Der heilige Petrus von Alkantara kam einst auf seinen Wanderungen an's Ufer der angeschwollenen Guadiana, und fand kein Schiff, das ihn überführe. Er wendete sofort die Augen gegen Himmel, bezeichnete sich voll lebendigen Glaubens mit dem heiligen Kreuze und sprach dann zum Gefährten: Mein Sohn, habe festes Vertrauen auf Gott; hebe dein Gewand ein wenig auf und folge mir! Sie gingen nun in's Wasser und es reichte ihnen nur bis an die Knöchel. Ein andermal erreichte er, in das Lesen eines frommen Buches vertieft, die Ufer eines sehr bedeutenden Flusses. Er aber, immer mit seinem Gegenstande beschäftigt, bemerkte gar nicht die Gewalt, mit der die Wässer, vom Regen angeschwollen, vor ihm strömten und setzte unbekümmert seinen Weg über den wilden Strom fort, wie auf festem Boden. Umsonst rief man ihm vom Ufer mit lautem Schreien zu, als sie ihn dem Strome nahen sahen; er hatte nichts vernommen; als er aber am andern Ufer angekommen war, warfen die, welche ihm von jenseits zugesehen, sich ihm sogleich zu Füßen und verehrten ihn als einen Heiligen mit Thränen. Er kam darüber wieder zu sich, wurde verwundert und verwirrt; kehrte sich um, als er von ihnen das Geschehene erfahren und sah nun das Wässer; er warf sich zur Erde und dankte Gott. In dunkler Nacht kam er einst an den Fluß Tajo und als er jenseits ein Licht erblickte, ging er darauf zu. Jenseits gewahrte er das Haus des Fährmanns und wähnend, er sei noch jenseits, klopfte er bei ihm an und bat, daß er ihn überfahre, weil er nach Algarabella müsse. Der Fährmann hielt ihn für irreredend und beredete ihn zuletzt, daß er bis zum Morgen wartete, wo er dem Verwunderten den Strom zeigte, über den er gegangen war.

Den Heiligen dienen die Thiere.

Als sich der heilige Franz Xaver am Meere befand, erhob sich ein Sturm. Da zog Xaver sein kleines Cruzifixbild aus dem Busen hervor und wollte es in das sturmbewegte Meer tauchen. Allein die Wogen entrißen es seinen Händen und es ward von den Wellen weggespielt. Der Verlust dieses lieben Bildes schmerzte ihn sehr. Sie brachten etwa vierundzwanzig Stunden in steter Lebensgefahr zu und landeten auf der Insel Baranura. Der Gefahr entronnen, stiegen sie an's Land und Franz Xaver ging mit einem Portugiesen dem Ufer entlang. Kaum hatten sie fünfzig Schritte gemacht, als sie einen Krebs erblickten, der aus dem Meere auftauchte, das Kreuz in seinen Scheeren emporgehoben trug und gerade vor dem heiligen Franz still stand. Dieser ließ sich auf die Kniee nieder und nahm sein wiedergeschenktes Bild, worauf der Krebs dem Meere zuwandelte und verschwand. Xaver küßte freudig das liebe Kreuz und verweilte unbeweglich eine halbe Stunde an dieser Stelle im Gebete, in so andächtiger Stellung und tiefer Sammlung, daß auch sein Begleiter sich angetrieben fühlte, niederzuknieen und Gott zu danken.

Unter den Heiligen ist der heilige Joseph nach Maria der mächtigste bei Gott.

Die heilige Theresia war drei Jahre so krank, daß sie nichts essen, nur einen Finger bewegen konnte, in einem Leintuche gehoben und gewendet werden mußte, und daß nichts als Haut und Bein an ihr war. Da kein menschlicher Arzt ihr helfen konnte, so wählte sie den heiligen Joseph zu ihrem Patron. Dieß ihr Vertrauen wurde mit außerordentlicher Hilfe belohnt; schon nach wenigen Tagen konnte sie bisweilen aus dem Bette aufstehen und etwas herumgehen, bis sie nach und nach völlig hergestellt war. Sie schreibt: Ich habe erfahren, daß dieser mein heiliger Vater und Herr mich sowohl aus dieser Noth, als aus größeren Gefahren, in welchen meine Ehre und das Heil meiner Seele auf dem Spiele stand, gerettet hat und zwar mit weit größerem Gewinn für mich, als ich von ihm hätte begehren können. Ich erinnere mich nicht, daß ich seitdem etwas von ihm gebeten habe, das er mir nicht gewährt hätte. Die großen Gnaden, die mir Gott durch diesen heiligsten Vater verliehen und die vielen Gefahren für Leib und Seele, von denen er mich befreit hat, verdienen wahrhaft Bewunderung. Es scheint, Gott habe andern Heiligen die Gnade gegeben, daß sie denen, welche sie um ihre Fürbitte anrufen, in einer gewissen Noth zu Hilfe kommen; aber dieser glorreiche Heilige hat sich mir in allen Nöthen als einen zuverläßigen Nothhelfer bewährt. Das Nämliche haben auch einige Personen, denen ich gerathen, sie sollten sich ihm empfehlen, in der That erfahren. Ich habe keinen gekannt, der zu ihm eine recht herzliche Andacht getragen und ihn besonders geehrt hat, an dem ich nicht auch ein besonderes Wachsthum in der Tugend bemerkt hätte. Nun habe ich seit mehreren Jahren an seinem Festtage allzeit etwas Besonderes von ihm begehrt und allzeit sehe ich es erfüllt. Wenn meine Bitte nicht ganz weise ist, so leitet er mein Begehren zu etwas, das für mich nützlicher ist. Ich möchte Jedermann die Andacht zu diesem Heiligen anrathen wegen meiner vielseitigen Erfahrung, wie viel Gutes er bei Gott erlangen kann. Durch die heilige Theresia kam die Andacht zum heiligen Joseph in der katholischen Kirche in große Aufnahme. Ihre volle Hingabe und Vereinigung mit Gott durch das innerliche Gebet hatte sie der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Joseph zuzuschreiben, wie es ihr der Herr selbst in einem Gesichte anzeigte. Oft, wenn sie dem Verderben nahe war, hat sie durch ihre Fürbitte das Heil von Gott erlangt.

Die Heiligkeit mancher Heiligen bei der Geburt angedeutet.

Als die Mutter des heiligen Dominikus mit diesem Kinde schwanger ging, hatte sie einen Traum, in welchem es ihr vorkam, als gehe ein Hund mit einer Fackel im Maule aus ihrem Leibe hervor; womit Gott andeuten wollte, daß dieses Kind einst ein mächtiger Prediger sein werde. Kaum war das Kind geboren, so sah seine Pathin auf der Stirne desselben einen strahlenden Stern aufflammen. Ein anderes Mal ließ sich, während das Kindlein

schlief, ein Bienenschwarm auf seine Lippen nieder, um anzudeuten, daß er einst das Wort Gottes lieblich verkündigen werde. Als einst die Mutter mit dem Kinde einer heiligen Messe beiwohnte, rief der Priester, von Gott gedrängt, aus: Sehet da den Reformator der Kirche! welche Worte er dreimal wiederholte. Der heilige Geist legte diese Worte auf die Zunge des Priesters.

Die Macht des Gebetes der Heiligen.

Der heilige Dominikus hatte einen berühmten Doktor, Namens Reginald, der durch fünf Jahre in Paris das kanonische Recht gelehrt hatte, in seinen Orden aufgenommen. Er wurde krank und die Aerzte gaben ihn auf. Der heilige Dominikus konnte sich gar nicht beruhigen, einen Sohn, den er bereits zu den Seinigen zählte, verloren zu sehen, und bat aus der ganzen Fülle seines Herzens die allerseligste Jungfrau um ihren Schutz. Maria erhörte ihn und erschien dem Reginald, begleitet von zwei himmlischen Jungfrauen. Sie salbte die Lenden und Füße des Kranken, indem sie sprach: Mögen deine Lenden mit dem Gürtel der Keuschheit umgürtet sein; ich salbe deine Füße, damit du das Evangelium predigest. Tags darauf stand Reginald gesund auf und erzählte die Erscheinung dem heiligen Dominikus, aus dessen Händen er das Ordenskleid empfing.

Heilige verspotten von Gott gestraft.

Als der heilige Ignatius von Jerusalem zurückreiste und auf der Insel Cypern ankam, fand er daselbst drei Schiffe im Hafen, im Begriffe, nach Italien abzusegeln; das eine war eine türkische Galione, das andere ein großes venetianisches Schiff und das dritte eine kleine, sehr schwächliche und schlecht ausgerüstete Barke. Die Begleiter des Ignatius baten den venetianischen Kapitän, ihn aus christlicher Liebe an seinen Bord zu nehmen, und sagten ihm, daß es ein Heiliger sei. Der Kapitän, ein habsüchtiger und gottvergessener Mann, wollte sich nicht einen Armen aufbürden und sagte spottend: Wenn dieser Pilger so heilig ist, als man sagt, so hat er kein Schiff von Nöthen, er kann sich auf das Meer setzen, das Wasser wird ihn tragen. Der Eigenthümer der kleinen Barke war gefälliger und liebreicher, er nahm Ignatius aus Liebe Gottes auf. Die drei Fahrzeuge liefen zugleich aus und hatten Anfangs günstigen Wind; plötzlich aber veränderte sich das Wetter und es erhob sich ein schrecklicher Sturm. Die türkische Galione ging mit der ganzen Mannschaft zu Grunde; das venetianische Schiff scheiterte an Felsenklippen; die Barke, welche den Heiligen trug, rettete sich, obgleich beschädigt, mit Hilfe eines frischen Windes, der dieselbe gegen die Küste von Neapel trieb, wo sie einen Hafen erreichte und ausgebessert wurde. Von da stach sie wieder in See, und langte 1524 zu Ende Jänners, nach einer Fahrt von mehr als zwei Monaten, glücklich in Venedig an. Hieraus kann man sehen, daß die Heiligen unter dem besonderen Schutze Gottes stehen und daß die Vorsehung sie führt, wenn sie auch dieselben zuweilen zu verlassen scheint.

Gott schützt die Heiligen in Gefahren.

Der heilige Ignatius hatte den heiligen Franz Xaver als seinen Schüler aufgenommen. Ein Spanier von niederer Herkunft und schlechter Lebensweise, mit Namen Michael Navarra, welchem Xaver sehr befreundet war, konnte es nicht ertragen, daß seine Verbindung mit Xaver aufgehoben sein sollte. Er wendete seine Rache gegen den, welcher der Urheber davon war, und glaubte, der Tod des Ignatius würde ihm das wiedergeben, was dessen schmeichlerische Reden in hatten verlieren machen. Er war daher entschlossen, ihn zu tödten, und stellte in der Nacht eine Leiter an das Fenster des Zimmers des heiligen Ignatius. Als er aber hinaufstieg, hörte er eine drohende Stimme, die ihm zurief: Wohin gehst du, Unglücklicher, und was willst du thun? Zitternd zog er sich zurück und erkannte die Abscheulichkeit seines Verbrechens.

Um der Heiligen willen wendet Gott Unglück zum Besten.

Ignatius schiffte sich auf einem Kauffahrteischiffe ein, das von Spanien nach Genua ging. Er wollte nach Venedig. Der berüchtigte Seeräuber Barbarossa hielt das ganze mittelländische Meer mit einer Flotte von hundert Galeeren in Schrecken, plünderte die Küsten, kaperte die Schiffe und machte überall Sklaven; aber Ein Unglück sichert zuweilen vor einem andern. Gott benützte einen Sturm, um den heiligen Ignatius und seine Gefährten vor Sklaverei zu schützen. Der fürchterlichste Sturm, den man vielleicht jemals in den spanischen Gewässern erlebt hatte, trieb den Kauffahrer vor sich her und brachte ihn gänzlich in Unordnung. Das Steuerruder ward von dem Ungestüm der Wellen fortgerissen und die Gewalt des Sturmes zerbrach zugleich die Masten und riß die Segel auseinander, dergestalt, daß der Steuermann und die Matrosen sich verloren glaubten. Unter dem Geschrei so vieler Menschen, welche nichts Anderes vorhersahen, als ihre letzte Stunde, blieb Ignatius ganz ruhig; er hatte nur einen Schmerz, nämlich den Gnaden Gottes nicht mit aller schuldigen Treue entsprochen zu haben. Als aber Alles einen Schiffbruch befürchten ließ, legte sich der Sturm und ein günstiger Wind trieb das Schiff gegen den Hafen von Genua.

Die Heiligen sind merkwürdig im Leben und im Tode.

Der berühmte Franziskaner Pater Ladislaus, ein Mann, der durch sein strenges Leben und sein großartiges Wirken in ganz Rom bekannt und beliebt war, und im Rufe der Heiligkeit stand, ist vor Kurzem in Rom gestorben. Als sich die Kunde von seinem Tode verbreitete, trauerte sozusagen der größte Theil der Bewohner Roms; denn es gab wenige Familien, denen er in der Zeit seines Lebens nicht durch Rath und That Gutes erwiesen hätte. Sein Tod glich einem Schlummer, noch am dritten Tage nach seinem Hinscheiden war keine Erstarrung eingetreten, er lag wie lebend auf der Bahre. Seine Glieder blieben so biegsam wie die eines Lebenden. In Folge dessen, so wie des ungeheueren Volkszudrangs wegen, konnte sein Leichnam nicht sogleich bestattet

werden. Endlich mußte Pater Ladislaus auf Befehl des Papstes vor Neujahr begraben werden; das Begräbniß konnte nur mit großer Mühe vor sich gehen, da das Gedränge der Gläubigen um die Leiche sehr groß war. Der Habit des Verstorbenen wurde von den Leuten in ganz kleine Stücke zerschnitten und als Andenken unter sie vertheilt. Unmittelbar vor der Beerdigung mußte die Leiche mit einem ganz neuen Habit bedeckt werden. Vor der Einsenkung des heiligmäßigen Mannes ließ man ihm noch einmal — es war dieß der siebente Tag nach seinem Verscheiden — zur Ader, und das Blut floß reichlich, das Gesicht war geröthet, wie bei einem Schlafenden. Tausende von Menschen, der römische Adel, berühmte Ausländer, Personen aus den verschiedensten Welttheilen, Soldaten, Priester, Bischöfe und Kardinäle drängten sich an die Leiche. Man erzählte sich mehrere wunderbare Begebenheiten aus dem Leben des Dahingeschiedenen, besonders da er vom General des Ordens nach Cori, einem Städtchen in den Abruzzen, gesandt war. Was die Verwandlung des Pater Ladislaus nach dem Tode betrifft und das Fließen von Blut aus seinen biegsamen Gliedern, so haben Alle dieses gesehen. Es ist gewiß, daß viele große Gnaden bei der Leiche des Dieners Gottes erwiesen worden sind. Blinde erhielten das Augenlicht, Lahme konnten gehen und viele Leidende erhielten ihre Genesung.

Lästerung der Heiligen alsogleich von Gott gestraft.

Balbin erzählt: Es kamen eines Tages drei Handwerker nach Prag. Der Eine aus ihnen fordert die Andern auf, am andern Tage, als am Feste des heiligen Wenzeslaus, vor dem Zusammenströmen des Volkes in die St. Wenzelskirche zu gehen, um den Heiligen zu verehren. Der Eine willigt ein, der Andere widerspricht, versagt dem Heiligen die Verehrung und beschimpft ihn obendrein. Alsogleich wurde seine Zunge unbeweglich. Voll Schreck offenbart er dies dem Volke durch Geberden, das Volk lauft zusammen, man führt ihn zum Grabmale des heiligen Wenzel; der Dombechant Ernest berührt seine Zunge mit dem heiligen Haupte und der Stumme kann sogleich sprechen.

Gott offenbart die Heiligkeit der Heiligen bei ihrem Tode.

In Przibram starb eine fromme Frau. Laut ihres Testamentes verordnete sie, da sie als große Sünderin nicht verdiene, in geweihter Erde zu ruhen, man solle sie ohne Sarg auf einen Karren werfen, ein Paar Ochsen vorspannen und sie laufen lassen; wo sie stehen bleiben würden, dort solle man sie verschaaren. Die Ochsen gingen auf den heiligen Berg. Man hielt dieß für einen Fingerzeig Gottes, denn man ehrte die Matrone schon im Leben als eine Heilige. Man legte sie in ein gemauertes Grab und baute eine Kapelle darüber. Im Jahre 1655 brach man die Kapelle ab, und baute eine Kirche zu Ehren Mariä. Im Grabe fand man ein Skelett, welches von dieser Dame herrühren soll.

Die Verehrung der Heiligen ist von großem Nutzen.

Karl, König von Sizilien, ward 1279 im Kriege gefangen und zu Barzinone in einen Thurm geworfen. Sein Beichtvater rieth ihm, sich an die heilige Magdalena zu wenden, welche in seinem Lande besonders verehrt wird. Karl that's. Die Heilige erschien ihm mit vielem Glanze, sprechend: Dein Gebet ist erhört, folge mir. Er folgte. Sie fragte aber gleich: Wo bist du? — Zu Barzinone. Nein, du bist zu Narbonne in deinem Königreiche, siebenzig Meilen von Barzinone entfernt. Karl fiel dankend auf die Kniee nieder. Sie sagte ihm: An diesem Orte wirst du meinen Leib finden mit diesen Kennzeichen: Aus dem Munde ist ein Weinstock gewachsen, das Haupt ist ganz vom Fleische entblößt, bis auf jene Stelle, wo mich der Heiland nach seiner Auferstehung angerührt. Die Haare sind vermodert bis auf jene, mit denen ich die Füße Christi abgetrocknet; neben meinem Haupte ist ein Glas mit Erde, mit Christi Blut befeuchtet, welche ich beim Kreuze genommen und als einen großen Schatz stets mit mir herumgetragen. Alldort sollst du ein Kloster bauen. Der König gräbt nach, findet und baut das Kloster.

Die Fürbitte der Heiligen vermag sehr viel.

Die heilige Potamiäna wurde zum Tode verurtheilt. Am Wege wollte sie der Pöbel verhöhnen, aber Basilidis, ihr Führer, noch ein Heide, trieb das Volk zurück und hatte überhaupt viel Ehrfurcht und Mitleid gegen sie. Potamiäna versprach ihm, den Herrn zu bitten, daß er es ihm vergelte. Sie ward langsam in siedendes Pech eingelassen. Später verlangte man vom Basilidis einen Eid bei den Göttern. Er sagte: Bei den Göttern schwöre ich nicht, ich glaube an Christum. Man nahm dieß Anfangs für Scherz, endlich führte man ihn zum Richter. Wegen seiner plötzlichen Umänderung befragt, sagte er: Potamiäna sei ihm drei Tage nach ihrem Tode erschienen, und habe ihm eine Krone aufgesetzt mit den Worten: Der Herr hat mein Gebet erhört, er wird dich in Kurzem zu sich nehmen. Und er wurde am andern Tage enthauptet.

Die Verehrung der Heiligen ist von großem Nutzen.

Heinrich Suso ward in einem theueren Jahre zum Vorsteher seines Klosters gewählt. Den ersten Tag hielt er ein Kapitel und verordnete, einen Gottesdienst zu Ehren des heiligen Dominikus zu halten, damit Gott in dieser Noth zu Hilfe käme. Zwei Brüder, die hinten saßen, sprachen zu einander: Welchen thörichten Mann haben wir als Prior gewählt; ich hab' mir's doch gedacht, er wird uns in der Noth an den Himmel weisen; wir Alle waren Thoren, daß wir ihn gewählt, wußten wir doch, daß er immer zum Himmel gafft, und von zeitlichen Dingen nichts versteht. Man hielt nun am bestimmten Tage ein Hochamt zu Ehren des heiligen Dominikus. Während Suso noch im Chore sinnend stand, rief ihn der Pförtner hinaus zu einem reichen Mann, der zwanzig Pfund Geldmünzen zum Geschenk für's Kloster gebracht. So war geholfen, durch die Fürbitte des heiligen Dominikus in Folge seiner Verehrung.

Heilige verehren ist gut, selbst heilig werden, ist noch besser.

Zu einem Einsiedler kam ein Herr und flehte, ihn durch sein Gebet aus seinen Drangsalen zu erlösen. Der Einsiedler sagte: Ja, ich will beten. Zugleich bat er den Herrn, er möge seinen Strohsack helfen mit hinaustragen, weil er ihn schon lange nicht gelüftet hat; er allein könne ihn nicht fortbringen. Der Herr zog mit, aber sie brachten ihn trotz aller Mühe nicht hinaus. Nun bemerkte der Herr, daß der Einsiedler auf dem Strohsack stehe. Ihr müsset herunter gehen, das zwinge ich allein nicht, sagte der Herr. So ist's auch mit dem Gebete, antwortete der Einsiedler; ich will beten, aber Ihr müsset mitbeten; ich will fasten, aber Ihr müsset mitfasten; wir müssen die Heiligen verehren, aber selbst auch heilig werden.

Heilige anrufen ist nie vergeblich.

Zu Hippo wohnte ein frommer und armer Mann, Namens Florentius. Er war um sein Oberkleid gekommen. Zu arm, um sich eins zu kaufen, begab er sich zur Stätte der zwanzig Martyrer und bat sie mit lauter Stimme, ihm zu einem Kleide zu helfen. Es hörten ihn einige Jünglinge und lachten ihn aus, ja sie folgten ihm sogar spottend nach und sagten: er hätte die zwanzig Martyrer um fünfzig Denare angefleht. Der arme Mann ging stillschweigend weiter und sah einen großen Fisch am Ufer im Wasser zappeln. Mit Hilfe der Jünglinge fing er den Fisch, trug ihn zu einem Koch und verkaufte ihn um dreihundert Pfennige. Der Koch zerschnitt den Fisch und fand in seinem Magen einen goldenen Ring. Als frommer Mann und aus Gottesfurcht gab er ihn dem Armen wieder zurück und sprach: Da siehe, die zwanzig Martyrer haben dich gekleidet.

Heiligkeit.

Die wahre Heiligkeit vermeidet alles sonderbare und pharisäische Wesen.

Im Orden des heiligen Franziskus lebte ein Bruder, dem äußerlichen Anscheine nach an Heiligkeit leuchtend, im Wandel ausgezeichnet, aber andererseits ein Sonderling, da er alle Zeit dem Gebete weihte und das Stillschweigen so strenge hielt, daß er nicht mit Worten, sondern nur durch Zeichen zu beichten gewohnt war. Es traf sich denn, daß der heilige Franz an den Ort kam, den Bruder sah und seinetwegen mit Anderen redete. Da ihn nun Alle lobten und heilig priesen, antwortete der Mann Gottes: „Lasset das Loben und schweiget, Brüder, ihr würdet in ihm nur teuflische Gebilde loben; denn wisset, daß dieses heilige Wesen nur teuflische Versuchung, List und Täuschung ist.“ Die Brüder nannten dieses Urtheil hart, indem sie es für unmöglich hielten, daß bei so vielen Merkmalen der Vollkommenheit Täuschung und Trug unterlaufen sollte. Da aber dieser Bruder nach wenigen Tagen aus dem Orden trat, zeigte es sich sonnenklar, wie richtig und klar der heilige Franz in das Herz jenes Menschen gesehen habe.

Heirath.

Heirathe keinen Religionsspötter und Freidenker!

Eine Dame in Paris war mit einem jungen Manne verlobt und sollte am andern Tage getraut werden. Der Bräutigam war Tags zuvor dort, redete viel und witzelte unter andern auch auf Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich, er aber lehnte den Verweis mit dem Tone eines Weltmannes ab, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, auf Gott und Christenthum etwas zu halten. Das Mädchen erschrack, faßte sich aber gleich wieder und sagte: Von diesem Augenblicke an höre ich auf, Ihre Braut zu sein; wer Gott nicht liebt, kann auch keine Frau redlich lieben. Umsonst heuchelte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld, er ward dadurch in ihren Augen nur um so verächtlicher; umsonst beredeten die Aeltern das Mädchen zur Heirath, sie blieb bei ihrem Entschluß: Einen Freidenker und Religionsspötter heirathe ich nicht! So sollten's alle Mädchen machen.

Herren.

Herren sollen nur Diener aufnehmen, die der katholischen Religion ergeben sind.

Theoderich, König der Ostgothen, ließ einen seiner Diener, der, um ihm, seinem Herrn und Arianer, zu schmeicheln, Arianer geworden war, hinrichten, indem er sagte: Wenn er gegen Gott treulos war, so wird er es auch gegen mich sein.

Der heidnische römische Kaiser Konstantius Chlorus, der Vater des ersten christlichen römischen Kaisers Konstantin des Großen, wollte die Treue der Christen, die in seinem Dienste standen, erproben und bediente sich hiezu folgender List: er gab Befehl, daß alle Christen seines Palastes entweder den Göttern opfern oder ihre Aemter und Würden niederlegen müßten. Etliche opferten, die Meisten aber blieben ihrer Religion getreu und legten Amt und Würden nieder. Was that nun Konstantius? Denjenigen, die geopfert, erklärte er: Ich kann nicht hoffen, daß ihr mir treuer sein werdet, als ihr euerem Gotte waret, und darum verlaßt ihr Ehren und Würden und meinen Palast. Die Uebrigen aber, die ihrer Religion treu geblieben waren, durften in Amt und Würden verbleiben und wurden von ihm hochgeschätzt.

Herren sollen keinen Flucher in den Dienst nehmen.

Ein Priester schreibt: Ich kenne einen Bauer, der viele Dienstboten hielt und der, so oft er einen neuen Knecht in seinen Dienst aufnahm, die schriftliche Bedingung stellte: Sobald ich dich fluchen höre, zahle ich dich aus bis auf den Tag und jag dich dann fort mit Schimpf und Schande. Und in zwanzig Jahren hatte jener Bauer bloß zwei Knechte fortzujagen; bis aber ein Dienstbote aus jenem Hause kam, warteten zehn Andere mit Schmerzen, um dort in Dienst zu treten.

Herren sollen den Diener lieben.

Ein Priester schreibt: Ich habe eine reiche, adelige Dame gekannt, die ihre Dienstboten mit der ausgesuchtesten, raffinirtesten Bosheit quälte, gegen ihre Hunde aber von Liebe und Zärtlichkeit überströmte. Jedes Amorchen hatte ein weiches, seidenes Bett im Zimmer, bekam extra gekocht und auf Weihnachten bekamen alle einen Christbaum mit den feinsten Leckerbissen. Die Frau muß mit Pythagoras an die Seelenwanderung geglaubt haben; vielleicht war die Seele dieser Dame auch schon durch Hunde gewandert, daß ihr so viel Hündisches hängen geblieben ist.

Herren sollen gegen ihre Diener sanft sein.

Philipp II., König von Spanien, hatte einst bis tief in die Nacht hinein einen langen Brief an den heiligen Vater geschrieben. Als er denselben geendet, gab er ihn seinem Sekretär, damit er ihn zusammenfalte und siegle. Der schlaftrunkene Diener ergriff aber statt des Falzbeines das Tintenfaß und übergoß den ganzen Brief mit Tinte. Als er seinen Irrthum wahrnahm, entfärbte er sich und fing an, vor Schrecken an allen Gliedern zu zittern. Der König, der die Angst desselben bemerkte, sagte ganz gelassen zu ihm: Dem Unglück kann abgeholfen werden; da ist noch ein Bogen Papier. Er setzte sich abermals und schrieb bis zum frühen Morgen einen andern Brief, ohne seinem Sekretär ein böses Wort zu geben und so sollen alle Herren handeln bei Fehlern, die nicht aus böser Absicht oder aus strafbarem Leichtsinne geschehen. Jeden Fehler eines Dienstboten ohne Rüge hingehen lassen, wäre für diesen selbst nicht vortheilhaft.

Herz.

Ein böses Herz mit Verstand und Macht begabt ist sehr gefährlich.

Manche Menschen haben ein böses Herz und sind ohne Gefühl. Besäßen sie eine Körperkraft, Macht und Verstand, die ihrer Bosheit gleich kämen, so würden sie die Welt vertilgen. Gleichwie aber der weise Schöpfer dem Krokodil die Biegsamkeit seines langen Körpers versagte, wobei es den verfolgten Menschen und Thieren möglich wird, dem Rachen dieses Ungeheuers dadurch zu entgehen, daß sie vom geraden Wege abweichen und seitwärts springen: eben so hat Gottes Weisheit diesen boshaften und gefühllosen Menschen die Macht und den Verstand versagt. So können sie nicht schaden, wie sie wollen; sie wissen nicht, wie es anzufangen sei und sind zu wenig schlau und listig, ihre Bosheit zu verbergen.

Heuchelei.

Heuchelei wird entlarvt von Gott.

Der wahrhaft Fromme macht nichts aus sich, er verbirgt seine Tugenden, erst das göttliche Gericht wird sie offenbaren; und mancher Lasterhafte versteckt seine Sünden unter der Maske der Heuchelei, die ihm aber ebenfalls im

Gerichte abgerissen werden wird. Der Fromme gleicht dem Bernstein und der Ambra, die zerstoßen und auf Kohlen gestreut einen Wohlgeruch von sich geben; der Heuchler aber gleichet dem Stinkstein, der, wenn man ihn reibt, schabt oder kratzt, einen Gestank wie verbranntes Horn von sich gibt.

Heuchelei ist ein häßliches Laster.

Sebastian Joseph von Carvalho studirte die Rechte, wurde Soldat, war ein tollkühner Raufer, ein ausschweifender Wüstling und wurde deßhalb aus Lissabon verwiesen. Als er eine Zeit lang auf dem Gute seines Vaters still gelebt hatte, gewann er die Zuneigung einer vornehmen und reichen Wittwe und da er ihre Verwandten nicht dahin stimmen konnte, in seine Verehelichung mit derselben zu willigen, so entführte er sie und die reiche Wittwe ward seine Gattin. Seine Schwäger verachteten ihn als armen Ritter. Diese Schmach trieb den Ehrgeizigen an, höher zu streben. Mit vierzig Jahren kam er an den Hof und gefiel durch sein Aeußeres und seinen erheuchelten bescheidenen Ton. Er wurde Gesandter in England und Wien. Der König haßte ihn wegen seines Ehrgeizes und seiner Heuchelei. Carvalho ward von Wien abberufen und war wieder Privatmann. Weil er aber wußte, wie viel die Jesuiten am Hofe galten, so schloß er sich an dieselben an, erschien täglich in ihrer Kirche, feierte die Sonntage des heiligen Ignatius und die Freitage des heiligen Xaverius und hieß in Lissabon allgemein der große Jesuit. Alles dieses that er nur, um die höchste Würde in Portugal zu erschleichen, um Minister zu werden. Als der König starb und der Kronprinz Joseph I. den Thron bestieg, empfahlen die getäuschten Jesuiten dem König vor allen Andern den frommen Carvalho zum Minister. Dieser Heuchler wurde vom König Don Pedro zum Marquis von Pombal erhoben und er war der ärgste Feind der Jesuiten, der zur Aufhebung ihres Ordens das Meiste beitrug.

Kommunion aus Heuchelei von Gott bestraft.

In Aichivi-Pizent hat eines frommen Kriegsobersten Weib, Namens Kassandra, ihr Leben in schändlichem Ehebruche zugebracht. Zur Bemäntlung ihres Lasters ging sie öfters zur heiligen Kommunion, die heilige Hostie aber zog sie allemal mit dem Tüchel aus dem Munde. Sie ward sterbenskrank, beichtete auch jetzt ihre Sünde nicht, nahm auch jetzt die heilige Kommunion, starb so, und ward feierlich zur Erde bestattet. Am andern Tage lag der Leib halb außerhalb des Grabes. Der Todtengräber scharrt ihn wieder ein, aber am zweiten und dritten Tage lag er wieder außen. Der Todtengräber stößt das Weib mit dem Fuße zornig an die Achsel, wobei die heilige Hostie aus dem Munde heraussprang, welche von einem Priester mit Ehrerbietung in die Kirche getragen wurde. Die Leiche aber verscharrte man auf dem Schinderplatze.

Hilfe.

Gott sendet den Frommen Hilfe in der Noth zu rechter Zeit.

Der heilige Bernard hatte das Kloster Clarevalle in einer Wildniß gegründet. Sie mußten erst Wälder urbar machen und dann Getreide säen; bis zur Reife desselben lebten sie von Almosen. Die Almosen blieben aus, da der Eifer der Gläubigen in ihrer Wohlthätigkeit gegen sie nach und nach erkaltete; die Mönche waren einer wahren Hungersnoth ausgesetzt; sie verloren den Muth und gaben laut den Wunsch zu erkennen, in ihr Mutterkloster Citeaux zurückzukehren. Gleichzeitig war der heilige Bernhard von solcher Traurigkeit befallen, daß er ihnen keine Erbauungsrede halten konnte. Dieser trostlose Zustand des Klosters dauerte sechzehn Monate. Eines Tages warf sich Bernhard mit seinen Brüdern in Thränen gebadet vor dem Altare nieder und rief die Barmherzigkeit Jesu an. In diesem Augenblicke hörten sie eine unbekannte Stimme: Stehe auf, Bernhard, dein Gebet ist erhört. Die langen und grausamen Leiden der Mönche wurden endlich in der Welt bekannt und erregten das Mitleid des Volkes. Von verschiedenen Seiten her kam Hilfe und Bernhard hatte bald mehr die Gefahren eines zu großen Ueberflusses, als die Uebel der Noth zu befürchten. Gerade zu der Zeit, als man in der Kirche die Stimme hörte, langten zwei unbekannte Männer mit bedeutenden Gaben an und kurz darauf kamen aus der Stadt Chalons zwei Wagen mit Lebensmitteln, womit die Mönche bis zur Ernte auslangten.

Hilfe zu rechter Zeit ist doppelte Hilfe.

Als die Perser Athen bedrohten, sandten die Athener an alle Staaten und baten um Hilfe. Wenige waren geneigt, ihnen zu helfen, theils aus Furcht vor den Persern, theils aus Mißgunst gegen die Athener, die in Griechenland immer mehr Ansehen gewannen. Die Spartaner hielten es für Pflicht, Athen nicht hilflos zu lassen; aber ein mißliches Gebot ihres religiösen Aberglaubens verwehrte ihnen, einen Krieg vor dem Vollmonde anzufangen und so blieben sie, da sie erst am neunten Tage des Monats die Botschaft erhielten, beinahe noch drei Wochen unthätig, da doch hier selbst die Stunden kostbar waren. Athen mußte sogar die Sklaven bewaffnen, was für ihre Sicherheit sehr bedenklich und gefährlich war.

Himmel.

In den Himmel kann nichts Unreines und Sündhaftes eingehen.

Lassen wir uns nicht von den Murmelthieren beschämen. Ihr Vaterland sind die hohen Alpen Europa's und Asiens. Im Sommer graben sie sich Höhlen und zwar sehr geschickt, in welchen sie die Erde mit ihren Füßen feststampfen. Im August sammeln sie Heu und polstern damit ihre Winterhöhle aus. Sobald sie im Herbste die erste Kälte fühlen, leeren sie erst ihre Gedärme rein aus, zu welchem Zwecke sie so lange Wasser trinken, bis es klar

wieder von ihnen geht. Dann erst beziehen sie ihre Winterquartiere, verstopfen die Oeffnung von Innen mit Heu, rollen sich zusammen, erstarren und erwarten getrost den Frühling. O wunderbare Vorsicht eines Thieres! o Thorheit der Menschen, die ungebessert, voll Sünden, verkehrten Herzens, mit ungerechtem Gute in die Ewigkeit eintreten und keine Vorkehrung treffen! Willst du in den Himmel kommen, so ahme die Klugheit dieser Thiere nach. Erfülle deine Pflichten, übe dich in Tugenden, sammle gute Werke, reinige dich von Sünden durch Buße und eine reumüthige Beichte, gib fremdes Gut zurück. Wer diese einfache Klugheit nicht anwendet, wird nicht in den Himmel eingehen.

Das Himmelreich leidet Gewalt.

Um in den Himmel zu kommen, muß der Christ in allem Guten einen mehr als mittelmäßigen Eifer entwickeln und etwas mehr thun, als was er strenge schuldig ist. Er soll nicht nur an Sonn- und Feiertagen Predigt und Messe hören, sondern auch Nachmittags dem Gottesdienste und in der Woche einer heiligen Messe beiwohnen; er soll nicht nur sein Morgen- und Abendgebet und den englischen Gruß, sondern aus besonderem Andachtseifer mehr beten, eine Betrachtung machen, etwa das heilige Sakrament anbeten, vor einem Kreuze niederknieen. Er soll öfters im Jahre beichten und kommuniziren; soll nicht nur die kirchliche Faste halten, sondern sich auch sonst noch einen Abbruch am Schlafe, am Vergnügen thun. Er soll nicht nur die Todsünde meiden, sondern auch die läßlichen Sünden, ja auch Fehler, Mängel und Gebrechen ablegen. Wer nur die Schuldigkeit zu thun sich vorsetzt, wird nicht einmal diese immer thun, er bleibt hinter dem Ziele zurück und wird wenig Ueberschuß an Verdiensten haben. Wer aber mit mehr als gewöhnlichem Eifer sich über die Gebühr Gutes vornimmt, wird bei kürzerem Leben jene Lauen weit übertreffen und so werden die Ersten die Letzten, die Letzten aber die Ersten sein. Wir müssen es machen, wie die Fährmänner an Flüssen. Die Anlandeplätze liegen sich an beiden Ufern gegenüber. Wollte aber der Fährmann gerade hinüber steuern, so würde er diese gegenüberliegende Fährstelle auch beim kleinsten Wasserstande nicht erreichen; er würde unterhalb derselben landen, weil das fließende Wasser den Kahn mit sich fortführt. Wenn er daher abstößt, so rudert er am dießseitigen Ufer eine Strecke weit hinauf; je größer und reißender das Wasser, desto weiter hinauf; dann erst stößt er ab und kommt, sich dem jenseitigen Ufer mehr und mehr nähernd, vom Strome etwas mitgenommen, drüben an der beabsichtigten Stelle an. So müssen auch wir einen mehr als gewöhnlichen Eifer im Guten entwickeln, um in den Himmel zu kommen.

Im Himmel werden wir Gott ewig loben und preisen, ohne Ueberdruß.

Im Himmel werden wir Gott ewig, ohne Ueberdruß und lange Weile loben und preisen. Dann werden wir Gott schauen, folglich Ihn je länger, je besser kennen, folglich in immer frischer Gluth lieben, also in Seinem Lobe nicht ermüden. Gott ist unendlich, folglich reicht die Ewigkeit nicht hin, Ihn

ganz zu kennen; man wird Ihn also stets von einer neuen Seite schauen, die Interesse erregt; Er kann uns daher nicht gleichgiltig werden. Ferner hat Gott durchaus keinen Fehler, Er bleibt also stets im höchsten Grade liebenswürdig. Die Heiligen im Himmel singen also stets Gottes Lob; jetzt in der Seelensprache, nach der Auferstehung auch mit der leiblichen Stimme. Der heilige Franz von Assisi hörte einst einen Engel ein paar Akkorde auf der Laute spielen und er gerieth in Verzückung! Kann man nicht müde werden, der Nachtigall zuzuhören, opfert man gerne den Schlaf, so lange sie singt; ist es für ein feineres Ohr ein bezauberndes Vergnügen, sie zu hören, wenn sie Minuten lang einige melancholische Töne hinzieht, die immer wachsen und sterbend sich endigen; oder wenn sie eine Reihe scharfer Noten hastig herschmettert und sie mit den Tönen eines aufsteigenden Akkordes schließt: wie könnte man müde werden, das Lob Gottes zu singen oder am Lobgesange der Heiligen Ueberdruß empfinden; da der Gesang der Nachtigall gegen ihre Lobgesänge im Verhältniß steht, wie das Gekreische des Raben zu ihrem Gesange?

Um den Himmel zu erreichen, soll man keine Mühe scheuen.

Die Mühe und Anstrengung um den Himmel wird zuweilen beschwerlich; man muß mit verschiedenen Versuchungen kämpfen; man muß sich abtödten und Buße thun; man muß sündhafte sinnliche Freuden missen; man muß Gott dienen in Andachtsübungen, zu welchen man keine Neigung, oft Widerwillen empfindet; man muß in Trübsalen geduldig sein. Müßte man aber noch mehr leisten, opfern, kämpfen, dulden; müßte man sein ganzes Leben lang krank und arm sein: der Himmel ist es werth! Man stelle sich die außerordentliche Anstrengung vor, welche sich die Zugvögel zur Zeit ihrer Wanderung in ihre zweite Heimath auflegen. Die Wachtel ist unter den Zugvögeln keineswegs einer der leichten; ihr Flug ist an sich schon schwerfällig; nebstdem ist sie sehr fett, wenn sie von uns fortzieht. Wenn sie zu Anfang Oktobers uns verläßt, um nach Aegypten, Arabien, Palästina zu wandern, muß sie das mittelländische Meer überfliegen und kann Tage lang nicht ruhen. Bei der größten Ermüdung muß sie die letzten Kräfte aufbieten, um nicht in's Meer zu fallen und hat sie das Land erreicht, dann fällt sie ganz ermattet zur Erde nieder. Das thut ein Thier, und wir wollten uns um den Himmel keine Mühe geben? Welche Schande für uns, da wir, wenn wir einmal im Himmel sind, aller ferneren Mühe auf immer überhoben sein werden, während die Zugvögel jährlich zweimal ihre mühsame Wanderung antreten!

Um den Himmel soll man sich Mühe geben.

Was thun die Menschen, um irdische Dinge zu gewinnen? Die Bergleute steigen hinab in die finsteren, verpesteten, lebensgefährlichen Schachte; der Taucher läßt sich auf den Grund des Meeres hinunter, der Gefahr ausgesetzt, von einem Haifisch gefressen zu werden, um Perlen zu suchen; was thun die Fischer, um Wallfische zu fangen? was wagen die Jäger, um Wölfe, Bären zu erlegen? wie setzt sich der Schiffer dem stürmischen Meere und der Krieger der Ver-

wundung und dem Tode aus? Also soll sich auch der Christ um des Himmels willen etwas gefallen lassen.

In den Himmel geht es nur durch Leiden.

Der Christ, der in den Himmel kommen will, muß die Beschwerden sich gefallen lassen, die das Christenthum mit sich bringt, und die Trübsale geduldig ertragen, welche Gott ihm auflegt. Er gleichet dem Flachse. Was muß dieses Gewächs ausstehen, bevor es als Hemde getragen werden kann! Er wird aus der Erde gerissen, geröstet, gedörrt, gerisselt, gehechelt, gebrechet, geklopft, gesponnen, gewaift, gehaspelt, gewebt, auf- und abgewickelt, gesotten, gebleichet, zerschnitten, genäht, gewaschen und endlich, nachdem er lange zum Waschhadern gedient hat, kömmt er als Lumpen in die Papiermühle, wird zerstampft und erscheint zuletzt als Papier. So muß sich der Christ um des Himmels willen alles Bittere gefallen lassen; dort wird er verherrlicht, verklärt und ewig selig sein.

Um in den Himmel zu kommen, muß man im Leben viele gute Werke thun.

Wir müssen durch gute Werke Verdienste für den Himmel sammeln; dazu haben wir dieses Leben auf Erden. Wir gleichen den Nordländern und müssen so beflissen sein, wie sie. Die Grönländer, Jakuten, Samojeden, Kamtschadalen leben das ganze Jahr von Fischen, weil dort kein Getreide wächst. Wenn die Flüsse aufthauen, kommen die Fische zu Millionen in die Ströme, ja sie verstopfen sie gewissermassen. Sind sie thätig, so fangen sie genug für's ganze Jahr. Sie sind nun Tag und Nacht thätig, hängen sie zum Trocknen auf, oder dörren und räuchern sie. So müssen wir in diesem Leben in guten Werken thätig sein, denn nach dem Tode hört das Verdienst auf. Ließe der Nördländer die Streichzeit der Fische unbenützt vorübergehen, so müßte er verhungern; ebenso wird der nicht in's Leben eingehen, der ohne Verdienste in die Ewigkeit eingeht. Ein Verdienst für den Himmel gibt jedes gute Werk, welches im Stande der heiligmachenden Gnade verrichtet wird.

Wir müssen immer an Gott und den Himmel denken.

Wir müssen uns nicht ganz in irdische Genüsse und in den Besitz irdischer Güter versenken, sondern immer an Gott und den Himmel denken und darnach verlangen. Da wir aber nun einmal die irdischen Dinge haben müssen, sollen wir wenigstens dem Monde gleichen, der die eine Hälfte seines Gesichtes der Erde, die andere unverrückt der Sonne zukehrt.

Der Himmel ist unsere wahre Heimath.

Wenn der Soldat und Handwerker in die Heimath zurückkehrt, um seine väterliche Wirthschaft oder Gewerbe zu übernehmen, so hält ihn auf der Reise nichts auf. Er kehrt wohl in Gasthäusern ein, aber nicht, um für lange da zu bleiben. Manchmal führt ihn sein Weg auf gebahnten Straßen, manchmal

bergauf, bergab, manchmal an Abhängen vorüber, welche eine weite Aussicht gewähren, zuweilen zwischen Schluchten und Wäldern hindurch; nichts hält ihn auf, immer denkt er an die Heimath. Unsere ewige Heimath ist der Himmel, dieser ist unsere bleibende Wohnstätte, dort steht unser Wohnhaus; für den Himmel sind wir erschaffen, erlöset, geheiligt; daher müssen wir den Himmel immer im Auge haben, darnach verlangen und das Leben zu seiner Erreichung einrichten.

Wie mag der Seele zu Muthe sein im Augenblicke, wo sie in den Himmel eingeht.

Es geht der Familienvater auf der Gasse und da stehen Leute in Gruppen und lesen: Eine Herrschaft zu gewinnen oder das große Loos mit dreimalhunderttausend Gulden. Ja, wer Geld hätte, um ein Loos zu kaufen, vielleicht könnte man den großen Treffer machen! so denkt er und sinnt darauf, die Summe zusammen zu bringen. Er sagt's dem Weibe, aber diese wehret ab. Doch immer liegt es ihm im Sinne und eine Ahnung sagt ihm: kaufe ein Loos! Er entschließt sich dazu und damit er diese Auslage ausgleiche, geht er nicht aus, trinkt kein Bier, keinen Wein. Nach geschehener Ziehung sieht er beim Collekteur nach, welche Treffer herauskamen. Wie staunt er, in welche freudige Raserei versetzt es ihn: sein Loos hat den Haupttreffer gemacht! Er läuft nach Hause, meldet es dem Weibe, den Kindern und ruft: Weib, wir sind glücklich, die große Herrschaft ist unser; mein Loos hat den großen Treffer gemacht! Wirst du jetzt noch zürnen, wie damals, wo du mir bittere Vorwürfe machtest? Er läßt diesen Tag in Freude und Jubel hingehen, ladet Freunde und Gevattern, Nachbarn, Vettern und Muhmen ein und gibt ein Gastmahl. Seine alten Möbel und Kleider verschenkt er, denn es muß die Hauseinrichtung zum Schlosse passen. — So ungefähr wird einer Seele zu Muthe sein, wenn sie das große Loos der ewigen Seligkeit gewonnen hat, wenn sie zum ersten Male in den Himmel eintritt, zum ersten Male Gott schaut und die Engel und Heiligen erblickt, wenn ihr Jesus sagt: Gehe ein in die Freude deines Herrn. Dankbar wird sie der Mutter Gottes und den heiligen Namenspatronen und dem Schutzengel zu Füßen fallen; jubelnd wird sie die vorangegangenen Aeltern, Großältern, Brüder, Gatten, Kinder rufen und freudetrunken ausrufen: Freuet euch mit mir, ich habe den Himmel gewonnen! Wir bleiben nun ewig beisammen!

Die himmlischen Freuden gehen über unsere Vorstellungen.

Der heilige Paulus sagt von den Himmelsfreuden: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben. Die himmlischen Freuden sind zu groß und unser Vorstellungsvermögen ist zu beschränkt, um uns eine würdige Vorstellung davon zu machen. Wir müssen mehr erwarten, als wir uns denken können. Es geht uns, wie den Thieren. Wenn sie Verstand hätten und höreten, daß ihr Herr ein Gastmahl gebe, so würden sie sich gutes Heu, Haber und

Schrot vorstellen; daß aber Fleischspeisen, Backwerke, Früchte, Weine und Getränke aufgesetzt werden, daß die Gäste witzige Einfälle vortragen und einander zur Heiterkeit stimmen, daß sie Musik anwenden und singen, das können sie sich nicht vorstellen, weil es ihre Erfahrung und Einbildung übersteigt. So geht es uns mit den himmlischen Freuden.

Wir sollen uns nach dem Himmel sehnen, um Christum zu sehen.

Der heilige Hieronymus erzählt, es seien Viele nach Jerusalem gereist, um den Apostel Jakobus den Jüngeren zu sehen, weil er einige Aehnlichkeit mit dem Sohne Gottes der Menschheit nach gehabt haben soll. Nun soll nicht vielmehr das Verlangen in uns entstehen, in den Himmel zu kommen, um den Geliebten, der für uns gestorben ist, von Angesicht zu Angesicht zu sehen? Ach, wie wenig sehnen wir uns nach Jesus Christus!

Für den Himmel müssen wir uns Alles kosten lassen.

Der letzte Tag in den Olympischen Spielen war zur Krönung der Sieger bestimmt. Dieses geschah unter dem Zujauchzen des gesammten Volkes. Die Sieger zogen herrlich gekleidet einher, mit Palmzweigen in der Hand; Musik begleitete den Zug. Einige saßen auf schönen Pferden oder Wagen, die das Volk mit Blumen bekränzte. Der Name des besten Läufers ward zuerst ausgerufen und von tausend Stimmen rauschend wiederholt. Der Preis war eine Krone von Olivenzweigen, welche die Richter dem Sieger auf's Haupt setzten. Dieser Kranz war der höchste Ruhm in Griechenland, wie bei uns ein Orden. Die Mitbürger des Bekränzten holten den Sieger im Triumphe ein, sangen ihm Loblieder, stellten seine Bildsäule zu Olympia auf, wo in der folgenden Zeit viele Hunderte zu sehen waren, und ernährten ihn sogar auf Staatskosten, so lange er lebte. Wer daher einmal in Olympia gesiegt hatte, sei es im Wettlaufen, Reiten, Fahren, Ringen, Wurfspießwerfen, Pfeilschießen oder Faustkampfe, der hatte auf immer sein Glück gemacht. — Wer als Sieger, nämlich in der heiligmachenden Gnade, endet, dem setzt Gott eine unendlich herrlichere Krone auf, ihm jauchzen die Himmlischen zu, empfangen ihn mit Freudengesängen, er ist geehrt und berühmt und auf ewig auf's Beste versorgt. Ringen wir nach der himmlischen Krone!

Gott ließ einige Heilige Himmel und Hölle schauen zum Zeugniß für Andere.

Das persische Heer wartete in Sardes den kurzen Winter ab, um sodann im Frühjahre in Griechenland einzubrechen. Hier brachte man dem König Xerxes drei griechische Kundschafter, welche die Stärke seines Heeres ausspähen wollten, aber darüber ertappt und von den Persern barbarisch behandelt wurden. Führet sie umher, befahl Xerxes einigen Hauptleuten, und zeiget ihnen Alles, damit sie zu Hause recht ausführlich erzählen können, welch' eine furchtbare Macht sich nahet, Griechenland zu Grunde zu richten. — So macht es auch

Gott. Er pflegt einige Heilige schon bei Lebzeiten im Zustande der Verzückung in den Himmel zu versetzen; Andere aber die himmlische Seligkeit und die Süßigkeit der Liebe Gottes durch Tröstungen verkosten zu lassen. Er versetzte auch Einige in der Vision in die Hölle oder ließ sie schauen, wie die heilige Theresia, und zeigte ihnen den Ort und die Pein, der ihnen bereitet war, wenn sie sich nicht besserten. Dieß thut Gott darum, damit diese es den Mitmenschen gleichsam wie Kundschafter bekannt machen, daß sie sich darnach zu richten wissen.

Im Himmel werden wir die Tugendhelden bewundern.

Hannibal und Scipio standen sich bei Zama in Schlachtordnung gegenüber; es waren die berühmtesten Feldherrn, die es gab, voll Talent, Kenntniß, Muth, Geschicklichkeit. Sie traten zusammen zu einer Unterredung. Mit Bewunderung sah Einer den Andern an, jeder voll Hochachtung für seinen Gegner; jeder dachte bei sich: Der ist also jener berühmte Feldherr, dessen Ruhm bis an die Enden der Erde gedrungen? — So werden auch wir im Himmel Bekanntschaft machen mit jenen Helden, mit jenen großen Männern, Frauen und Jungfrauen; staunend, mit Hochachtung und Bewunderung werden wir diese Tugendhelden betrachten, ihre Herrlichkeit schauen und sagen: Du bist also die liebliche Mutter Gottes, du bist jener Petrus, jener Paulus! Du bist jene keusche Agnes, jene weise Katharina, welche die Philosophen beschämte; du bist der heilige Wenzel, der heilige Johann von Nepomuk!

Der Himmel ist jedes Opfer werth.

Die alten Ritter schenkten den Frauen ganz besondere Rücksicht und Ergebenheit; besonders zeigten sie dieses rücksichtsvolle Benehmen, wenn sie heirathen wollten. Das Fräulein legte dem Ritter erst viele Arbeiten auf, durch welche er vorher ihre Achtung erwerben sollte, und so schickte sie ihn in die Welt; zum Troste aber gab sie ihm doch etwas mit, einen Gürtel, eine Binde und dergleichen und sagte ihm einen Spruch, den er zur Losung im Munde führen sollte. Die Mode wollte, daß der Ritter nach dem Willen seiner Dame sich fügte, so wunderlich auch oft die aufgegebene Prüfung war; denn an der Hochachtung edler Frauen war dem Ritter Alles gelegen. — Christus fordert von uns in Seinem Dienste nicht viel und wenn Er noch mehr verlangen würde, sollten wir es, gleich den Rittern, um des Himmels willen gerne thun.

Ein großes Verlangen nach dem Himmel macht alle Gebote und Trübsale leicht.

Balboa gründete in Amerika auf der Landenge Darien eine Kolonie, die er Santa Maria nannte. Er wußte die Wilden durch ein leutseliges Betragen zu gewinnen und sie brachten ihm Gold, so viel sie nur hatten, denn sie machten sich aus diesem Metalle sehr wenig. Einmal sagte ein Kazike zu ihm: Was habet ihr doch von dem unnützen Wesen? Wenn euch so sehr darnach gelüstet,

so gehet nach jenem Land, welches an dem großen Wasser liegt, das sechs Sonnen von hier ist. Er meinte Peru und das große Wasser, sechs Sonnen entfernt, war die Südsee. Balboa war entzückt über diese Nachricht und machte sich mit hundertundneunzig Tollkühnen auf den Weg, der quer über die Landenge Darien gehen mußte. Sümpfe und Bergströme, dicht verwachsene Wälder und steile Felsen stellten sich ihnen entgegen, Schlangen und andere gefährliche Thiere, Hunger und Durst drohten sogar ihrem Leben, aus den sechs Sonnen wurden fünfundzwanzig und noch immer erschien das große Meer nicht. Aber was vermag die Leidenschaft nicht! Die Erwartung des Goldlandes härtete die Spanier gegen alle Trübsale ab. Tausend Wilde folgten ihnen, zeigten den Weg und trugen das Gepäck. Endlich kamen sie an einen Berg und die Wilden sagten, wenn man diesen besteige, so sähe man das große Wasser vor sich liegen. Balboa stieg zuerst hinauf und siehe, das große Meer lag vor den Augen des Spaniers. Balboa fiel auf die Kniee und streckte dankbar seine Hände zum Himmel empor. Das sahen seine Gefährten unten und stürzten nun auch hinauf. Dann zog er weiter nach Süden und überall gab man ihm Perlen und Gold im Ueberfluß. Aber mit einer so kleinen Anzahl Menschen konnte er ein großes Reich nicht erobern, er kehrte nach Santa Maria zurück, um dem König Bericht zu erstatten. Wenn hier das heiße Verlangen nach Gold alle Mühseligkeiten überwinden half, was würde ein großes Verlangen nach dem Himmel leisten, dessen Freuden, Reichthümer und Schätze alle zeitlichen Güter weit übersteigen, da sie noch dazu ewig dauern? Hätten wir also ein recht großes Verlangen nach dem Himmel, so würden wir uns Alles gefallen lassen und Alles aufbieten, um dahin zu gelangen; und da der Weg zum Himmel durch die Gebote Gottes, durch Bekämpfung der Versuchung, durch Vermeidung der Sünden, durch gute Werke und durch Geduld in Leiden geht, so würden wir dieses getreulich thun. Also machen wir uns und unseren Kindern ein recht großes Verlangen nach dem Himmel!

Man muß sich selbst und die Seinigen stets an den Himmel erinnern.

So oft Portius Cato im Senate erschien, sprach er zuletzt: Ich aber halte dafür, Karthago müsse zerstört werden; so oft er eine Rede hielt, schloß er, wenn auch von etwas ganz Anderem die Rede war, mit denselben Worten: Ich aber halte dafür, Karthago müsse zerstört werden. So müssen auch wir uns und die Unsrigen immer an den Himmel erinnern und sagen: Trachte, daß du in den Himmel kömmst; Himmel verloren, Alles verloren!

Gerade die Größe der himmlischen Freuden und Güter sollten unser Verlangen nach dem Himmel steigern.

Als Cortez an den Küsten Mexiko's gelandet war, erfuhr der Kaiser von Mexiko durch seine Schnellläufer die Ankunft der weißen bärtigen Männer. Er schickte Gesandte an ihn und ließ ihn fragen, was er wolle. Cortez antwortete, er müsse ihm persönlich eine Botschaft von seinem Monarchen bringen.

Die Gesandten baten ihn, dieses zu unterlassen und überreichten ihm reiche Geschenke. Nach sieben Tagen waren diese Gesandten schon wieder bei Cortez und baten die Spanier, das Reich zu verlassen, und um ihrem Gesuche desto mehr Nachdruck zu geben, überreichten sie ihm noch reichere Geschenke, nämlich zwei große Scheiben, eine goldene stellte die Sonne vor, eine silberne den Mond und die silberne allein war zweiunddreißigtausend Thaler werth. Gerade diese Geschenke bestärkten den Cortez noch mehr in seinem Entschlusse. Nach einigen Tagen erschienen sie zum dritten Male und ihre Geschenke waren noch reicher, denn hundert Träger konnten sie kaum herbeischleppen. — Auch Jesus Christus legt uns himmlische Güter vor, um uns zu seiner Nachfolge und zur Erfüllung seiner Gebote anzulocken; Vergebung der Sünden, seine Gnade, himmlische Freuden und Herrlichkeiten, die ewig dauern, die glorreiche Auferstehung. Gerade die Größe der himmlischen Seligkeit und Güter sollte uns zur treuesten Erfüllung seiner göttlichen Gebote antreiben.

Der Verlust des Himmels muß einer verdammten Seele Schmerz verursachen.

Maria Stuart kam mit fünf Jahren nach dem Tode ihres Vaters, des Königs von Schottland, nach Frankreich, wurde dort erzogen, entwickelte ein glänzendes Talent, ein edles Herz und war die schönste Fürstentochter in Europa. Da sie sechzehn Jahre alt war, wurde sie die Gemahlin Franz II., Königs von Frankreich. Leider starb er nach zwei Jahren. Von ihrer Schwiegermutter wurde sie nicht geliebt und sie beschloß, nach Schottland zurückzukehren. Mit großem Schmerze schied sie von dem Vaterlande ihrer Jugend und als die Küste von Frankreich ihren Augen entschwand, nahm sie trauernd Abschied mit den klagenden Worten: Leb wohl, du liebes Frankreich, du mein vielgeliebtes Vaterland, das meine Kindheit und Jugend ernährte! Leb wohl, Frankreich! Lebt wohl, ihr schönen Tage! So klagte sie mit Wehmuth. — Mit welchem Schmerze werden erst wir den Spruch der Verdammung aus Jesu Munde vernehmen! Mit welcher Traurigkeit und Wehmuth werden wir vom Himmel scheiden, für den wir erschaffen, getauft, erlöset, gefirmt, mit Gnaden gestärkt wurden, für den wir so viele Jahre als Christen gelebt haben! O die Trauer der Maria Stuart ist ein schwaches Bild von dem Schmerz der Verdammten.

Im Himmel herrscht trotz der Ungleichheit der Seligen kein Neid.

Die Seligkeit und Herrlichkeit der Himmelsbewohner ist zwar ungleich, aber es herrscht kein Neid unter ihnen; jeder ist vollkommen zufrieden mit dem Maße von Herrlichkeit, welches Gott der Gerechte ihm zugetheilt hat; Niemand beneidet den glückseligeren; jeder ist befriedigt. Gleichwie bei einem Gastmahle Speisen im Ueberflusse da sind, Jeder ißt, was er will, Jeder sich satt, ja übersatt ißt, aber doch Einer mehr, als der Andere, ohne daß der, welcher weniger genießt, den beneidet, der mehr verzehrt, weil er ja vollkommen satt ist und genug hat: so ist es auch im Himmel; Jeder ist zufrieden gestellt.

Die Aeltern müssen schon den Kindern das Verlangen nach dem Himmel in's Herz legen.

Die Mutter des heiligen Bernhard war eine fromme Frau und erzog ihre Kinder für den Himmel; sie hatte sechs Söhne und eine Tochter. Die fünf erwachsenen Söhne gingen zusammen in's Kloster, nur der kleinste blieb als zarter Knabe beim Vater zurück. Als sie das väterliche Schloß Fontaines verließen, bemerkten sie ihren jüngsten Bruder, der auf dem Hofraume mit andern Kindern seines Alters spielte. Da sprach nun Guido, der älteste von allen, indem er ihn umarmte, zu ihm: Mein kleiner Bruder Nivard, siehst du dieses Schloß und diese Güter? Alles dieses wird dir zufallen, dir ganz allein! Wie! entgegnete das Kind mit einem Ausdrucke, der weit über sein Alter ging, wie! ihr nehmt für euch den Himmel und mir überlasset ihr die Erde? Diese Theilung ist durchaus nicht gleich. Von diesem Augenblicke an konnte der kleine Nivard weder von seinem Vater, noch von seinen Verwandten, noch durch irgend eine menschliche Gewalt zurückgehalten werden. Er holte den heiligen Bernhard ein und ging mit seinen Brüdern in's Kloster. O wenn in jedem Christen das Verlangen nach dem Himmel so lebendig wäre, wie in diesem Kinde, wie heilig würden sie leben! Dieses Verlangen müssen die Aeltern in den Kindern anregen.

Die Größe der Seligkeit des Himmels haben die Verzückten empfunden.

Osanna von Mantua wurde einst in der Fastenzeit verzückt und blieb drei Tage in diesem Zustande, und so tief war ihre Versenkung in die göttlichen Dinge, daß sie nicht mehr wußte, ob sie noch mit ihrem Körper verbunden, oder schon von ihm gelöst sei. Es schien ihr, als werde sie von einem Lichte und absonderlichen Glanze getragen, in einer, nicht bloß menschlichem Verstande, sondern dem eines Engels unfaßlichen Weise; ihr Gemüth stand so aufgerichtet in Gott, daß kein Verlangen weiter in ihrem Herzen zurückgeblieben war und daß sie nimmer wieder zum Elende des gebrechlichen Lebens zurückzukehren wünschte. Am dritten Tage jedoch mußte sie sich schon dazu verstehen; aber ein unsäglicher Schmerz hatte sie nun ergriffen und sie ließ nicht ab, zu seufzen und zu weinen; sie schien nur noch zu leben im Nachgenusse der Seligkeit, die ihr geworden und konnte sich über den Verlust derselben nicht zufrieden geben, bis sie der Herr am Auffahrtstage, nachdem sie zur Kommunion gegangen, mit einer folgenden tröstete, die zwei Tage dauerte. Als sie von den Ihrigen zum Abendessen gerufen wurde, war sie ihnen zu lieb an den Tisch gegangen, obgleich alle Speise sie aneckelte.

Die heilige Agnes von Böhmen ward verzückt. Als die Schwestern in sie drangen, zu sagen, was sie gesehen, brachten sie nichts aus ihr heraus, als ein mildes, liebliches Lächeln; sie hatte die Geheimnisse Gottes geschaut, die kund zu thun Niemanden gestattet ist.

Gott belohnt uns im Himmel für die irdischen Mühseligkeiten.

Als Alexander aus Indien zurückkehrte, führte er sein Heer absichtlich durch die gedrosische Wüste. Man kam in ein Meer von glühendem Sand, in welchen der Fuß der Wanderer bis über die Knöchel einsank. So weit das Auge reichte, war kein Gewächs zu sehen, kein Quellchen, die lechzende Zunge zu laben. Die Wagen mußte man mit allen Gütern und Lebensmitteln stecken lassen. Viele verschmachteten vor glühendem Durst, Andere verhungerten, wenn sie nicht heimlich ein Lastthier schlachten konnten. Mancher setzte sich nieder, ein wenig zu schlafen und dachte, das Heer schon einzuholen, wachte aber nicht wieder auf, oder er hatte das Heer aus dem Gesichte verloren, lief nach, sank abermals in den Sand und verschied. Fand man zuweilen einen Bach, so stürzten sich die Vordersten ganz hinein, erkälteten sich und starben; die Folgenden konnten das getrübte Wasser dann nicht mehr trinken. Die Hälfte der Truppen ließ in dieser schrecklichen Einöde das Leben, der Rest erreichte nach mehreren Monaten die Landschaft Persis. Hier vergalt ihnen Alexander ihre Beharrlichkeit mit königlichen Geschenken. Die Opfer, Spiele, Gelage hatten kein Ende. Diese Reise durch die Wüste ist ein Bild der Leiden manches Christen und der belohnende Alexander ist ein schwaches Bild des belohnenden Gottes, der die, welche ihre Trübsale geduldig ertragen haben, mit göttlicher, also unendlicher Freigebigkeit im Himmel belohnen wird. O stärken wir uns im Leiden durch die Hoffnung des Himmels!

Die heiligen Martyrer stärkten sich durch die Hoffnung auf den Himmel.

Vinzentius, Diakon von Saragossa in Spanien, mußte erst lange im Kerker hungern, dann wurde er auf der Folter ausgerenkt und in dieser Lage mit eisernen Nägeln zerfleischt. Die Freude, bald im Himmel zu sein, strahlte aus des Bekenners Gesicht, so daß der Richter die Schergen schlagen ließ, ihn ärger zu martern. Sie thaten es, arbeiteten sich außer Athem, ohne den Dulder zu erschüttern. Dieser wurde nun auf ein eisernes Bett gelegt, dessen Stangen aus Sägen bestanden, die tief in das Fleisch schnitten; durch untergelegtes Feuer ward das Bett glühend und den oberen Theil des Körpers belegte man mit glühenden Blechen. Dann streute man Salz in die Wunden. Vinzenz lag ganz still auf dem Schmerzensbette und seine Augen sahen immer den Himmel an. So zugerichtet warf man ihn in's Gefängniß, nackt auf Scherben. Hier sang er Gottes Lob; der Kerkermeister hörte es und wurde Christ. Der Richter heulte vor Wuth und gönnte dem Heiligen den Ruhm nicht, an den Qualen zu sterben. Darum befahl er, ihn zu heilen und deßhalb ihn für's erste in ein gutes Bett zu bringen. Allein der Martyrer gab bald seinen Geist auf. Was stärkte ihn in seiner Marter? Das, was er immer anschaute, der Himmel und die Hoffnung, bald dahin zu kommen.

Die Lehre vom Himmel und von der Hölle macht auf rohe Gemüther den meisten Eindruck.

Der katholische Missionär Pater Stanislaus Arlet wagte sich mit einigen getauften Indianern, welche ihm den Weg zeigten, zu den fürchterlichen Canisiern. Diese Barbaren hausten in den entlegenen Wäldern Peru's und lauerten nur auf fremde Menschen, um sie aufzufressen. Kaum erblickten sie den Missionär, als ihm zwölfhundert mit Bogen und Spießen entgegengingen, aber die Bekleidung und die Pferde der Ankömmlinge machten sie stutzen. Vor Angst warfen sie die Waffen von sich und wollten fortlaufen, aber Arlet winkte ihnen freundlich und bedeutete ihnen, sie wären nicht Feinde, sondern Brüder und aus einem fernen Lande gekommen, ihnen Gutes und Liebes zu erweisen. Dann sprach er von dem höchsten Wesen, welches alle seine Anbeter ewig belohne, seine Verächter aber ewig und schrecklich strafe. Die Jesuiten wußten es längst aus Erfahrung, daß die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle den rohen Menschen am besten an's Herz gelegt werden konnten. Der erste Haufe blieb und glaubte. Sie erzählten ihren Nachbarn von dem, was sie gehört hatten und führten dem Pater neue Zuhörer herbei. In zehn Jahren hatten die Jesuiten vierzigtausend dieser Menschenfresser bekehrt, in Dörfern vereint und civilisirt.

Es liegt viel Trost in dem Gedanken, die Seinigen im Himmel wiederzusehen.

Als Abt Pastor mit seinen Brüdern als Mönch in einem Kloster Aegyptens wohnte, kam einst ihre Mutter, die ihre Söhne zu sehen wünschte, was nach der Klosterregel nicht sein durfte. Sie stellte sich auf die Lauer und trat ihnen, da sie eben in die Kirche gingen, in den Weg. Sobald die Söhne sie erblickten, kehrten sie zurück und schloßen vor ihren Augen die Thüre. Die Mutter blieb vor der Thüre stehen, schrie und weinte erbärmlich. Abt Pastor sprach innen zu ihr: Was schreist du so, Weib? Als sie seine Stimme hörte, schrie sie noch lauter und rief: Ich will euch sehen, meine Söhne! Warum soll ich euch nicht sehen? Bin ich denn nicht euere Mutter, die euch gesäugt hat? Und bin ich nicht jetzt schon ganz ergraut? Sobald ich deine Stimme nur hörte, wurde ich ganz verwirrt! Der Altvater antwortete ihr: Willst du uns hier sehen, oder in jenem Leben? Sie sagte: Wenn ich euch hier nicht sehen kann, meine Söhne, werde ich euch wohl jenseits gewiß wieder sehen? Er sprach: Wenn du es mit Gleichmuth ertragen kannst, uns hier nicht zu sehen, dann wirst du uns gewiß jenseits sehen. Auf dieses entfernte sich das Weib freudig mit den Worten: Wenn ich euch ganz zuverläßig jenseits im Himmel sehen werde, dann will ich euch hier nicht sehen.

Die heilige Stratonike sah den Himmel offen.

Als unter Diokletian in der Stadt Cycikus in Kleinasien viele Christen gemartert wurden und viele Heiden hinliefen, um zuzuschauen, lief auch die

reiche Bürgerstochter Stratonike zu den Marterplätzen. Voll Erstaunen, wie die Martyrer freudig und frohlockend in den Tod gingen, sprach sie zu ihrem Gefolge: Sonst fürchtet sich doch Jeder vor dem Tode, diese Christen aber gehen ihm begierig entgegen, wie der Hungrige der Mahlzeit. Wer ist denn dieser Jesus Christus, den sie fortwährend anrufen? Ein junger Christ, der in der Nähe stand, erklärte ihr Einiges von der Lehre Jesu und die Gnade erleuchtete sie innerlich, so daß sie voll freudigen Glaubens zum Himmel blickte, sich die Stirne mit dem Kreuze bezeichnete, wie sie es die Christen thun sah und also betete: Herr Jesus Christus, Du wahrer Gott der Christen, eröffne mir doch die Augen, das herrliche Licht jener Welt zu sehen! Errette mein Leben vom Verderben und zeige an mir Deine Erbarmungen! Plötzlich bekam sie eine Erscheinung, sie sah den Himmel sich öffnen und die Seelen der Martyrer hineinschweben. Von diesem herrlichen Anblicke wurde Stratonike wunderbar ergriffen, so daß sie sich durch die Volkshaufen drängte, sich über die Leiber der Martyrer hinbeugte und zu Jesus flehte, Er möchte sie mit ihnen vereinigen, was denn auch geschah, da sie auch gemartert wurde und für Christus starb.

Die in den Himmel eintretenden Seelen werden freudigst überrascht werden.

Als König Philipp II. von Spanien sein Königreich übernahm, veranstaltete er eine Jagd, wozu er die Ritter einlud. Unter diesen war auch ein Edelmann mit seinem Pflegesohne Juan. Der Vater bestieg heute ein schönes prächtig gezäumtes Pferd, der Sohn folgte auf einem gemeinen Gaule. Angelangt auf dem Versammlungsplatze stiegen Beide vom Pferde und nun bot der Vater dem Pflegesohn sein schönes Pferd an, nannte ihn Hoheit und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Natürlich wußte Juan nicht, was es bedeuten sollte, erfuhr es aber bald; denn als Philipp kam, stieg er vom Pferde, umarmte den Juan, und sagte ihm, er sei sein Bruder, Karls V. Sohn, Herzog von Oesterreich, den Karl im Verborgenen erziehen ließ. Alle anwesenden Ritter freuten sich über diese Anerkennung und begrüßten ihn als Herzog von Oesterreich. Wer mag die Ueberraschung und Freude des jungen Fürsten ermessen? Gar die Ueberraschung und Freude, die uns aufgehoben ist, wenn wir in den Himmel eintreten werden, wenn uns Christus als Bruder grüßen, willkommen heißen, umarmen wird; wenn Maria, die Heiligen, die Engel, alle unsere Lieben jubelnd uns entgegen kommen werden, wer mag diese Ueberraschung und Freude ermessen? O trachten wir, in den Himmel zu kommen!

Im Himmel wird gesungen.

Im Jahre 1692 gingen drei tyroler Soldaten bei anbrechender Nacht zum Avegebet aus Tryberg auf ihren Wachtposten. Als sie nun die alte Schonacher Straße hinanstiegen, welche dem Wallfahrtsorte gerade gegenüber liegt und sie gerade in gleicher Richtung mit der Tanne sein mochten, in welcher das Gnadenbild stand, hörten sie plötzlich von jener felsigen Einöde her einen

ungemein lieblichen Gesang, deßgleichen sie in ihrem Leben noch nicht gehört hatten. Vom heiligen Schrecken ergriffen, standen sie still, sahen einander erstaunt an und horchten voll freudigen Entzückens der englischen Melodie, die ungefähr eine halbe Viertelstunde dauern mochte. Andere haben denselben himmlischen Gesang gehört. Derselbe ging von dem Gnadenbilde aus. Also gibt es im Himmel Gesang. Das ist ganz naturgemäß, denn der Mensch wird in der Auferstehung auch mit dem Leibe im Himmel sein, warum sollten nun seine Sinne nicht auch an der Glückseligkeit der Seele Theil nehmen?

Im Himmel ist viel Schönes zu sehen.

Der heilige Bonifaz, Bischof von Lausanne, war einmal in der Nacht der gnadenreichen Geburt Christi sehr krank und konnte der Metten in der Kirche nicht beiwohnen. Darüber sehr traurig, klagte er sein Leid der allerseligsten Jungfrau Maria. Sie erschien ihm, ihr geliebtestes Kindlein in Windeln gewickelt auf den Armen und legte es auf das Bett des Heiligen. Das göttliche Kind zog die Hände aus den Windeln, nahm den Schleier von seinem Gesichtlein hinweg und zeigte ihm die Schönheit seines holden Antlitzes. Darüber ward der Heilige mit dem süßesten Troste erfüllt und solch ein Entzücken ergriff ihn, daß er später zu seinen Freunden sagte: Wenn im Paradiese sonst nichts zu sehen wäre, als dieß glorreiche Antlitz, so wäre es werth, alle Trübsal zu leiden, um nur dieses gebenedeite Angesicht in seiner Herrlichkeit zu schauen.

Die Heiligen im Himmel erkennen einander und ihre Gedanken im himmlischen Lichte.

Am fünfzehnten Tage vor ihrem Tode erschien Maria mit dem heiligen Johannes dem Täufer der heiligen Lutgard und sprach zu ihr: Deines Lebens Ende ist nahe, die Krone der Gerechtigkeit wird dir zu Theil, du sollst nicht länger mehr auf Erden weilen, die Bürger des Himmels erwarten dich. Auch viele Heilige kamen, um sie zu besuchen und als man sie fragte, wie sie Jeden erkenne, antwortete sie: Von Christus, dem Heiligen der Heiligen, gehet ein Glanz aus, der meine Seele erleuchtet, worin ich dann jeden Heiligen vollkommen erkenne. Jeden Heiligen lud sie ein, Gott mit ihr für jede empfangene Gnade zu danken.

Im Himmel ist Wohlgeruch.

Als die gottselige Dominika vom Paradiese noch ein kleines Mädchen war, sah sie auf der Straße eine sehr schöne Frau, ihr Söhnlein an der Hand führend und Beide die Hände ausstrecken und ein Almosen begehren. Sogleich holte Dominika ein Stück Brod und plötzlich waren Beide in der Stube. Da bemerkte Dominika, daß der Knabe an Händen, Füßen und der Brust Wunden habe. Sie konnte sich an der lieblichen Schönheit des Kindes nicht satt sehen und näher hinzutretend, bemerkte sie, daß ein ganz himmlischer Wohlgeruch aus den Wunden des Knaben hervorkam. Sie fragte daher die Mutter: Mit was

für einem Balsam salbst du denn die Wunden deines Sohnes, daß sie solchen Geruch von sich geben? Mit dem Balsam der Liebe, entgegnete die Mutter. Wie kann ich solchen Balsam erhalten? fragte Dominika. Durch Glauben und Liebe und gute Werke erhältst du ihn, sprach die Mutter. Nun wollte Dominika die Wunde an der Brust des Kindes mit einem Tuche abtrocknen, aus welcher ein noch herrlicherer Wohlgeruch entströmte, aber die Frau gestattete es nicht und der Knabe wich zurück. Da reichte Dominika dem Knaben das Stück Brod hin und sprach: Komm her, mein Kind, ich will dir Brod geben. Seine Speise ist die Liebe, versetzte die Frau; sage ihm: Mein Jesus, ich liebe Dich, so wirst du ihm die größte Freude machen. Als der Knabe den lieblichen Namen Jesus hörte, da wurde er ganz freudig bewegt und fragte das kleine Mädchen, wie sehr es denn Jesus liebe? Ich liebe Ihn so sehr, entgegnete Dominika, daß ich Tag und Nacht immer an Ihn denke und nichts Anderes suche, als Ihm wohlzugefallen, so gut ich nur kann. Fahre fort, Ihn zu lieben, entgegnete der Knabe, und dann wird die Liebe dich besser lehren, was du zu thun hast, um Ihm wohlzugefallen. Als nun der gute Geruch, der aus den Wunden kam, immer stärker wurde, da rief Dominika aus: Dieser Wohlgeruch macht, daß ich vor Liebe beinahe sterbe. Wenn der Wohlgeruch eines Knaben hienieden so lieblich ist, o welch ein Wohlgeruch wird erst im Paradiese sein! Doch siehe, jetzt war plötzlich Alles verändert. Das Antlitz des Kindes fing an zu glänzen und zu leuchten wie die Sonne und umgab seine Mutter mit seinen leuchtenden Strahlen; er nahm die Blumen, die Dominika auf dem Altare geopfert und streute sie über das Haupt des seligen Mädchens aus, welches, da es erkannt hatte, Jesus und Maria seien es, die ihr erschienen sind, auf die Kniee gefallen war und voll Freude ihren Heiland anbetete. Wenn schon die Heiligen im Leben einen Wohlgeruch von sich gaben, wie dann erst im Himmel, besonders in der Auferstehung?

Ein Trunk aus dem Himmel gibt Wonne.

Der heilige Cajetan verlangte einmal Maria, seine geliebte Mutter, in ihrer Herrlichkeit zu sehen. Er betrachtete soeben die Seligkeit derjenigen, welche beim himmlischen Hochzeitsmahle des Lammes sitzen und die Himmelsspeise genießen dürfen. Da sieht er im Geiste einen Engel auf sich zuschweben, der ihn segnend, sprach: Cajetan! die Anschauung der Himmelskönigin und ihrer Glorie und der Genuß der Himmelsspeise wird nur denen zu Theil, welche bereits ihren Leib verlassen und entweder unschuldig gelebt oder durch Buße sich gereinigt haben. Warte nur noch eine kleine Zeit und unterdrücke dein Verlangen; doch, damit du nun während dieses Aufschubs nicht ohne Trost seiest, so übersendet dir die Königin des Himmels vom Tische Gottes diesen Trank. Mit diesen Worten reichte ihm der Engel ein Gefäß mit dem süßesten Inhalte. Der Heilige trank und ward mit unaussprechlicher Wonne erfüllt.

Im Himmel muß die Wonne unaussprechlich sein.

Als der selige Liberatus ganz entkräftet darniederlag und von Schmerzen mehr als sonst gepeinigt wurde, erschien ihm die himmlische Trösterin Maria von drei Jungfrauen begleitet, deren jede eine Büchse in den Händen trug. Nach süßen Wechselworten nahm eine der Jungfrauen einen Löffel und reichte dem Munde des Heiligen einen wundersamen Saft, von dessen überaus großer Süße und Wohlgeruch er ganz entzückt aufjubelte und in die Worte ausbrach: Nicht mehr, o meine süßeste Mutter! nicht mehr, o mein gebenedeiter Arzt! solche Wonne, o Trösterin des Menschengeschlechtes, kann ich nicht mehr ertragen! Als aber die seligste Jungfrau die zweite Büchse in die Hand nahm, rief er aus: Wenn ich den kostbaren Inhalt des ersten Gefäßes nicht ertragen konnte, wie denn, wenn du mir die Arznei des zweiten Gefäßes reichest? Ihm entgegnete Maria: Wenn dir dieses allzu wonnevoll scheint, so wird dir mein Sohn, um dessentwillen du Hartes und Bitteres in diesem Leben ertrugest, noch größere Wonne bereiten. Du wirst von nun an keine Schmerzen mehr fühlen, bis ich in wenigen Tagen mit meinem Sohne komme und dich von dieser armseligen Erde wegnehme. Die Mutter Gottes verschwand und Liberatus genoß von dieser Stunde an weder Speise noch Trank, immer in Freude aufjubelnd, bis er ohne Todesängsten seinen Geist aufgab.

Den Himmel müssen wir um jeden Preis erringen.

Bei dem Beginne des Krieges, den der Senat von Rom mit Cajus Grachus führte, bestimmte der Konsul Opimius, daß derjenige, welcher das Haupt des Cajus Grachus überbrächte, so viel Gold zur Belohnung erhalten sollte, als das Haupt schwer sei. Man sah dieß als eine große Belohnung an, und es war ein mächtiger Antrieb für Viele, den Preis zu gewinnen. Und ein gewisser Stimulejus ruhte in der That nicht, bis er den Preis gewonnen hatte. Stimulejus setzte dabei sein Leben in Gefahr. Als er den Cajus Grachus getödtet hatte, füllte er den Kopf desselben mit Blei aus, und es wurde ihm nun richtig so viel Gold dargewogen. So sollen auch wir trachten, den Himmel um jeden Preis zu erringen, und nicht nur einfach erringen, sondern auch eine höhere Stufe in demselben, durch fleißige Uebungen der Tugenden und der guten Werke.

Im Himmel lesen sie einander die Gedanken und Gefühle ohne Worte aus der Seele.

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, hörte von der großen Heiligkeit des Bruders Aegidius, eines der ersten Gefährten des heiligen Franz von Assisi. In Pilgertracht unkenntlich besuchte er ihn, um ihn zu sehen und zu sprechen. Als er mit seinen Begleitern an der Pforte ankam, rief der Pförtner den Bruder Aegid herab zu einem fremden Pilger; denn Niemand kannte den König. Unten angekommen, fielen Beide, der König und Aegidius vor einander auf die Kniee, umarmten sich, sprachen kein Wort und verharrten eine lange Zeit i

dieser Stellung; dann erhoben sie sich und trennten sich, ohne wieder ein Wort zu reden. Als der König schied, fragte einer der Brüder einen aus dem Gefolge, wer der Pilger wäre, den Aegidius umarmte und erfuhr, daß es der König von Frankreich sei. Da erzürnten sich die Brüder über Aegidius, daß er so unhöflich gewesen und auch nicht Ein Wort zum König gesprochen habe. Aegidius entgegnete: Liebe Brüder, wundert euch nicht darüber, denn wir konnten Einer zum Andern kein Wort reden; vielmehr, als wir uns umarmten, offenbarte mir das göttliche Licht sein Herz und ihm das meinige, wir schauten einander in die Herzen und so wußten wir dasjenige, was ich ihm und er mir sagen wollte, viel besser, als wenn wir zu einander mit dem Munde gesprochen hätten, und daraus empfanden wir größeren Trost, als wenn wir mit Worten dasjenige hätten ausdrücken wollen, was wir im Herzen empfanden; überdieß würden wir die stillen Geheimnisse Gottes wegen Mangelhaftigkeit der Sprache nicht klar und deutlich haben aussprechen können, und dieß hätte uns mehr Beschwerniß, als Trost bereitet; darum schied der König von mir wunderbar zufrieden und voll Trost in der Seele. So ist es im Himmel; dort lesen sie einander die Gedanken aus der Seele.

Für den Himmel nichts thun und opfern ist Narrheit.

Vor etlichen Jahren segelte ein großes Schiff von Holland nach Venedig. In der Nähe von Venedig entstand ein schrecklicher Sturm, das Meer sauste und brauste und spielte mit dem Schiffe, wie mit einem Ballen. In dieser Lebensgefahr blieb nur die einzige Hoffnung, das Schiff zu retten durch Ueberbordwerfen der Frachtgüter, um dasselbe zu erleichtern. Da warf ein Kaufmann viele hundert Ballen englisches Tuch hinaus, ein Anderer große Fässer mit theuerem Gewürz. Unter Anderen brachte auch eine achtundachtzigjährige Frau eine Kiste voll Silber und Juwelierarbeit herbei. Da fragten die Matrosen, was in der Kiste sei, und als sie es erfuhren, sagten sie: Warum wirfst du so viel Silber hinaus? — Damit ich nicht ertrinke. — Wie lange glaubst du denn noch zu leben? — Vier oder fünf Jahre. — Um Gottes willen, wegen vier oder fünf Jahre Leben in Krankheit, Alter und Mühseligkeit gibst du so viel Geld weg, und für den Himmel hast du keinen Kreuzer an die Armen ausgegeben! O du Narr! So sprachen die Matrosen und sie hatten Recht; ein Narr ist, der für den Himmel nichts thut und opfert und nur Alles für's Leben hingibt, da doch der Himmel das ewige Leben ist!

Einst fuhr Heinrich Suso über den Bodensee, um jenseits zu predigen. Da traf er mit einem Ritter zusammen, der zum Turniere eilte. Suso fragte ihn, welcher Lohn ihm zu Theil werde? Der Ritter antwortete: Die allerschönste Frau, die da ist, gibt dem Sieger einen Fingerring an die Hand. Suso fragte: Und was muß man thun, um dieser Ehre theilhaft zu werden? Der Ritter sprach: Welcher am meisten Streiche und Bedrängniß leidet, der fest im Sattel sitzt, und sich schlagen läßt, dem wird der Preis gegeben. Suso fragte weiter: Ist es genug, wenn man beim ersten Anreiten muthig ist? Der Ritter antwortete: Ach nein, er muß im Turniere aushalten, und sollte er

geschlagen werden, daß ihm das Feuer aus den Augen springt und ihm das Blut aus Mund und Nase hervorquillt, er müßte das Alles leiden. Aber, sagte Suso, lieber Ritter, darf er weinen, wenn er geschlagen wird? Nein, entgegnete der Ritter, und wenn ihm auch das Herz im Leibe zerspränge, er darf nicht weinen, er muß fröhlich sein, denn sonst würde er Spott ernten. — Ach, es dulden die Menschen so viel um kindischen Lohn und für den Himmel fast nichts! Ist das nicht Narrheit?

Hochmuth.

Der Hochmuth zieht Strafe und Demüthigung von Gott zu.

In Gent befand sich ein Mädchen, das lange und mit großem Eifer das Gebet geübt und die heiligen Sakramente empfangen hatte. Sei es nun, daß sie keinen hinreichend geübten Beichtvater gefunden, oder daß sie ihm ihr Inneres nicht enthüllt hat, kurz, sie wurde durch Einblasen des bösen Feindes mit dem Geiste des Hochmuths erfüllt. Der Böse flüsterte ihr den hochmüthigen Gedanken ein, sie sei sonst in Allem an Verdiensten der Gottesgebärerin gleichgekommen, nur die Fruchtbarkeit, verbunden mit unbefleckter Jungfräulichkeit gehe ihr noch ab; aber auch dazu werde sie gelangen, wenn sie beharre. Bald kam es dahin, daß sie die Beichte für überflüssig hielt; demgemäß unterließ sie dieselbe mehrere Jahre hindurch, ging aber trotzdem zum Tische des Herrn. Einst, da sie in der Kirche war, im Begriff zu kommunizieren und da sie eifriger als je diese noch mangelnde Gnade verlangte, hörte sie eine Stimme sagen: Sei guten Muthes, Geliebte! wisse, dir ist Erhörung geworden und der Vorzug der mit Fruchtbarkeit verbundenen Keuschheit gewährt. Vertraue, du bist vom Himmel befruchtet! Nach Hause gekehrt, fühlte sie den Leib anschwellen; denn es hatte sich ihr der Teufel, in einen Engel des Lichtes verkleidet, verbunden. Als die Zeit der Geburt herannahte, eröffnete sie die ganze Sache einem wohlbekannten, frommen und verständigen Bürger und ihn um Geheimhaltung bittend, ersuchte sie ihn, ihr zu gestatten, daß sie unter seinem Dache niederkomme. Dieser maß der Offenbarung keineswegs mit Leichtgläubigkeit unbedingtes Vertrauen bei, doch aber nahm er sie auf, gab ihr eine verläßliche Amme bei und wartete der Niederkunft. Die Unglückliche wurde bald von heftigen Schmerzen befallen und gebar zuletzt, nicht zwar ein menschliches Kind, sondern eine große Menge abscheulicher, behaarter, eckelhafter Würmer, von Anblick so scheußlich, daß Alle sich entsetzten und solchen Gestankes, daß die Anwesenden beinahe den Athem verloren. Nun erkannte die Armselige endlich, wie sie betrogen worden, und daß ihr für ihren Hochmuth vom Fürsten der Hoffart der Lohn geworden, der ihr gebührte. (Mystik. III. Thl. S. 670.)

Geistlicher Hochmuth gibt dem Teufel Macht.

Eines Tages kam zu Palämon und Pachomius, als sie sich am Feuer wärmten, ein Bruder, der bei ihnen bleiben wollte. Dieser sprach: Wenn einer von euch Glauben hat, der stelle sich auf diese glühenden Kohlen und spreche langsam das Vater unser. Der heilige Palämon, der ihn vom Geiste des

Hochmuthes durchdrungen erkannte, verwies ihm die hoffärtige Tollkühnheit. Jener aber nicht nur nicht gebessert, sondern vom Hochmuthe noch mehr aufgeblasen, stellte sich kühn in das Feuer und siehe da, durch die Mitwirkung des Teufels wurde er nicht im Mindesten von dem Feuer versehrt. Da der Teufel in ihm ein geeignetes Werkzeug sah, versuchte er ihn in Gestalt einer Weibsperson zur Unzucht und da er mit ihr zu sündigen bereit war, nahm ihn der Teufel in Besitz, riß ihn heftig umher, warf ihn zu Boden, wo er lange wie todt liegen blieb. Einige Tage später kam er zu sich, bereute seine Thorheit, ging zu Palämon und bat unter vielen Thränen um seine Fürbitte, daß ihn der Teufel nicht zerreiße und um's Leben bringe. Als Palämon und Pachomius mitleidsvoll mit ihm weinten, wurde er plötzlich vom bösen Geiste ergriffen, verschwand aus ihrem Gesichte und ward gleich einem Wüthenden in der Wüste umhergetrieben. Er kam sodann in die Stadt Panos, wo er sich in der Tollheit in einen Badeofen stürzte und sogleich im Feuer umkam. Gott hatte ihn seines Hochmuthes wegen verworfen.

Hochmuth wird von Gott gestraft.

Ugolino Girardesco war das Haupt der Guelfen. Er hatte seine Widersacher theils geschlagen, theils in die Flucht getrieben; mit großer Macht kehrte er als Sieger und Gebieter nach Pisa zurück. Zu seinem Geburtstage lud er alle seine Freunde zu Gaste und bewirthete sie mit königlicher Pracht. Während dieses üppigen Mahles hörte er nicht auf, sein Glück und seinen Ruhm auf die hochmüthigste Weise zu erheben und endlich wendete er sich an einen seiner vertrautesten Freunde und sprach voll Hochmuth zu ihm: Was meinst du wohl, Marco, was mir noch abgeht? Marco antwortete freimüthig: Nichts anderes sonst, als der Zorn Gottes und auch dieser kann von so großem Hochmuthe nicht fern sein! Diese Rede erfüllte sich. Denn nach kurzer Zeit griffen die Ghibellinen von Neuem an, eroberten das Schloß, nahmen den Ugelino gefangen und sperrten ihn mit seinen Söhnen in den Hungerthurm, wo sie starben.

Den Hochmuth straft Gott mit Kleinmuth und Wehmuth.

Die Oesterreicher haben sich in dem Kriege mit Preußen 1866 durch ihren Hochmuth versündigt. Die Nordarmee vernachläßigte den Feldgottesdienst gänzlich, während die Südarmee denselben eifrig betrieb, ja selbst die feindliche Armee der Preußen ein gutes Beispiel gab; ferner las und hörte man nichts, als das Lob Benedek's, nichts von Gott, und man war im Voraus überzeugt, daß Benedek nur siegen könne. An Muth, an Lebensmuth fehlte es den Oesterreichern nicht, besonders an Hochmuth und Uebermuth. Dieser strafte sich dadurch, daß sie die preußische Macht zu gering, ihre eigene zu hoch schätzten; so ließ sie Gott gänzlich geschlagen werden. Diesem zufolge überging ihr Uebermuth in Wehmuth, in Kleinmuth.

Hochmuth von Gott gehaßt.

Der türkische Sultan Bajazett prahlte einst auf der Höhe seines Ruhmes, Glückes und Reichthums: In Rom soll mein Roß vom Altare des Petrus ein Bündel Heu fressen! Aber der Osmane Timur schlug ihn bald nach dieser gotteslästerlichen Rede bei Angora in Kleinasien, nahm ihn gefangen und führte ihn wie ein wildes Thier in einem eisernen Käfige neun Monate mit sich umher, bis er in demselben starb. So schlägt und demüthigt Gott den Hochmuth, weil Er ihn haßt, mehr haßt, als jede andere Sünde.

Hochmuth macht Lästerer der Kirche und ihrer Religion.

Ein Schneider war in die Fremde gegangen, um seine hohe Kunst aus dem Fundamente zu erlernen. In verschiedenen aufgeklärten Gesellschaften nahm seine Religion ab. Als vollendeter Nadelheld zog das Schneiderlein heim in seinen Geburtsort Gernsheim am Rhein, und ließ sich dort nieder. Neben seinem Gewerbe betrieb er auch das Geschäft der Aufklärung seines in tiefer Finsterniß und Geistestyrannei nach seiner Ansicht schmachtenden Vaterortes. Wie ein Rohrsperling schimpfte er über den Aberglauben und die Verdummung des Volkes und sprach voll Feuer und Begeisterung über Aufklärung und Freiheit. Der Kundschaft zu lieb und um kein Aergerniß zu geben, ging er dann und wann in den Gottesdienst, aber nicht zur österlichen Beichte. Da fragte ihn einst der Seelsorger, warum er nicht zur österlichen Zeit zur Beichte gehe? Sich hoch aufrichtend, sprach das Schneiderlein: Zum Abendmahle würde ich schon gehen, aber das Beichten ist mir zuwider. Und warum denn, lieber Freund? fragte der Seelsorger. — Es widerstrebt meiner Vernunft und empört meine ganze Natur, im Beichtstuhle sagen zu müssen: ich armer, sündiger Mensch! und darum beichte ich nicht. Nun, erwiederte hierauf der Geistliche, wenn's nur das ist, so ist leicht zu helfen. Ihr braucht nicht gerade zu sagen: ich armer, sündiger Mensch; Ihr könnt auch sagen: ich hochmüthiger Schneider, es ist ja Eins so wahr, wie das Andere und kommt auf dasselbe heraus! Und siehe da! Dieses einfache Rezept hat geholfen. An den nächsten Ostern beichtete der Schneider, es war ein armer Sünder aus ihm geworden.

Der Hochmuth erhebt sich wider Gott.

Ein hochgelehrter, protestantischer Professor in Wittenberg ließ sich noch bei Lebzeiten in der protestantischen Kirche unter dem Kreuze an die Wand malen und setzte unter das Bild folgende Worte: Herr Jesus, liebst Du mich? Und er legte Jesu folgende Worte in den Mund und ließ sie darunter schreiben: Berühmtester, ausgezeichnetster und gelehrtester Herr Professor, gekrönter, hoher Dichter und würdigster Vorsteher der Wittenberger Schule, ja, ich liebe dich! Auch die prachtvolle St. Paulskirche in London ist durch Grabdenkmäler berühmter oder reicher Menschen entstellt und entwürdigt. Kann der Hochmuth sich höher versteigen, als wider Gott?

Hochmuth führt zum Verbrechen und zum Kerker.

Der heilige Kapistran hatte einen Freund und Gefährten, Namens Justinus. Dieser war Pater des Franziskanerordens und so eifrig im Gebet, Betrachtung, Fasten und Selbstverläugnung, daß er von Gott außerordentlicher Gnaden gewürdigt, allgemein als ein Muster der Frömmigkeit und Tugend betrachtet und weit und breit für einen Heiligen gehalten wurde. Als Papst Eugen IV. von diesem Franziskanermönche so viel Löbliches erzählen hörte, regte sich in ihm das Verlangen, denselben persönlich kennen zu lernen. Er ließ ihn daher zu sich kommen, umarmte ihn und bezeigte ihm viel Ehre. Justinus wurde aber durch diese Ehrenbezeigung so aufgeblasen, daß Johannes Kapistran bei dessen Rückkunft in's Kloster, ihn wehmüthig anblickte und zu ihm sprach: O Bruder Justinus, als ein Engel bist du fortgegangen, als ein Teufel bist du zurückgekehrt! Und Kapistran hatte wahr gesprochen. Justinus wurde von Tag zu Tag stolzer, hochmüthiger und anmaßender, verlangte die ihm schuldige Ehrfurcht, und gerieth in wilden Zorn, wenn man ihn nicht, wie er wähnte, nach Verdienst und Gebühr ehrte und ihm vor seinen Mitbrüdern den Vorzug gab. Einst ergriff er selbst ein Messer und stieß es einem seiner Mitbrüder in die Brust, weil er glaubte, von demselben beleidigt worden zu sein. Nach begangenem Mord floh er aus dem Kloster, häufte Verbrechen auf Verbrechen, fiel endlich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit anheim und ward in Neapel in den Kerker geworfen. Dort starb er ungläubig, verstockt und unbußfertig eines schmählichen Todes. So weit bringt's der Hochmuth!

Den Hochmüthigen demüthigt Gott.

Der Kardinal und Großkanzler Wolsey lebte zur Zeit der englischen Könige: Heinrichs VII. und VIII. Heinrich VIII. erhob ihn zum Erzbischof von York und zum Großkanzler, der höchsten Würde in England; der heilige Vater Leo X. aber erwählte ihn zum Kardinal und Legaten, der höchsten Kirchenwürde. Wolsey war sehr hochmüthig, aber Gott demüthigte ihn empfindlich. Anno 1530 fiel nun Wolsey in die Ungnade des Königs und zwar durch die Ränke eines Weibes, der Anna Boleyn. Der König entsetzte ihn der Würde als Großkanzler und aller seiner einträglichen Pfründen und Aemter, bis auf die Bisthümer Winchester und York. Später wurde Wolsey selbst des Hochverrathes angeklagt und vor den höchsten Gerichtshof in London gefordert. Auf dem Wege dahin erkrankte er aber und konnte nur noch in das Kloster zu Leicester gebracht werden. Dort starb der große Staatsmann und Kirchenfürst, verlassen von Allen, die ehemals um seine Gunst gebuhlt und unter diesen befanden sich selbst Könige und Kaiser. Sterbend rief er aus: Hätte ich nur Gott so fleißig gedient, wie dem Könige, Er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren; aber das ist der gerechte Lohn dafür, daß ich in meinem Hochmuth bei aller meiner Mühe und meinem Nachsinnen nicht meine Pflicht gegen Gott, sondern nur meinen Dienst gegen meinen Fürsten im Auge hatte.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein Mann auf, der schnell eine schwindelnde Höhe des Ruhmes und der Macht erklommen. Völker und Fürsten zitterten vor ihm, beugten sich vor ihm, legten ihre Kronen zu seinen Füßen oder ließen sich als unterthänige Trabanten durch seine Hand auf Throne setzen. Zwei Päpste schleppte er in Gefangenschaft, weil er keinen Schein von Selbstständigkeit und Gewalt neben sich dulden und ertragen konnte. Unzählige Kriege führte er, zu denen er die Ursache vom Zaune brach; denn nicht zu einem einzigen derselben war gerechter Anlaß geboten. Unzählige Schlachten schlug er, Ströme Blutes vergoß er, Milliarden verschlangen seine Heere, Jammer und Elend bezeichneten den Weg, den er durch die Länder genommen. Und wo starb er? Auf der Felseninsel des atlantischen Meeres, auf Sankt Helena, als Verbannter. Und der Mann war Napoleon I.

Ein General Napoleons, Namens Berthier, der die römische Republik proklamirt und den heiligen Vater, Pius VI., der in Valence in der Verbannung starb, auf's unverschämteste und übermüthigste behandelt hatte, stürzte sich in Bamberg aus einem Fenster des dritten Stockwerkes auf die Ludwigsstrasse, als eben 1815 am 1. Juli die Russen durch diese Stadt nach Frankreich zogen.

Als Herzog Heinrich der Löwe vom deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa seines Herzogthums für verlustig erklärt und aus Deutschland verbannt wurde, fuhr derselbe durch Bardewik, einer Stadt seines Herzogthums. Im Uebermuthe und aus Schadenfreude verlachten die Bewohner dieser Stadt ihren Herzog Heinrich. Im Jahre 1189 nahm derselbe aber hiefür schwere Rache; er eroberte die Stadt, ließ alle Männer in ihr umbringen und machte dieselbe dem Erdboden gleich.

Geßler, der Landvogt von Uri, war ein hochmüthiger, gewaltthätiger und trotziger Mann, der die Bewohner des Gaues Uri mit unerhörter Gewaltthat bedrückte. Er ging in seinem Stolz und Uebermuth so weit, einen herzoglichen Hut auf einer hohen Stange auszustecken und zu befehlen, daß alle Vorübergehenden vor demselben ihr Haupt entblößten. Wilhelm Tell, ein Ehrenmann und wackerer Schütze, weigerte sich dieser Niederträchtigkeit, wurde ergriffen und genöthigt, einen Apfel von seines Kindes Haupt zu schießen. Er vollführte glücklich dieses Wagstück, wurde aber trotzdem über den Vierwaldstättersee geschleppt, weil er dem Geßler erklärt hatte: er hätte mit dem zweiten Pfeile in seinem Köcher das Herz des Landvogts durchbohrt, wenn er den Apfel auf dem Haupte seines Kindes nicht getroffen hätte. Unversehens entsprang Tell aus dem Schiffe, auf welchem Geßler selbst ihn jenseits in sicheren Gewahrsam bringen wollte und erschoß dann bei Küßnacht in einem Hohlwege diesen hochmüthigen tyrannischen Landvogt im Jahre 1307 im Spätjahre.

Ein eingefleischter Freiheitsschwindler, Hochmuthsnarr und verbissener Religionsspötter, welcher Herausgeber einer wühlerischen Zeitung in Breslau war, ritt im Jahre 1862, an einem Sonntage nach einem benachbarten Orte

Sein Weg führte ihn über eine Brücke, vor welcher ein Kreuz steht. Beim Anblick des Kreuzes stieß nun der hochmüthige Gottesläugner folgende Gotteslästerung aus: Wie kann man im neunzehnten Jahrhunderte noch derartige Ueberbleibsel von mittelalterlicher Dummheit und katholischem Blödsinn an öffentlichen Wegen dulden — das ist unbegreiflich! Kaum hatte er diese schrecklichen Worte gesprochen, bäumte sich sein Pferd und schleuderte ihn mit solcher Gewalt aus dem Sattel an das Brückengeländer, daß seine Kinnlade zersprengt wurde; und dann versetzte es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, der seinem elenden Leben plötzlich ein Ende machte.

Den Hochmuth erniedrigt Gott bis zum Bettelstab.

In einer wohlhabenden Stadt des Rheinthales lebte eine vornehme, reiche Familie in den glücklichsten Verhältnissen. Ein einträgliches Geschäft, das man nicht umsonst „Goldgrube" nennt, vergrößerte von Jahr zu Jahr das Vermögen, Alles ging nach Wunsch und Verlangen und man glaubte allgemein: wenn jene Familie Kieselsteine in den Garten gesäet hätte, so wären Kronenthaler aufgegangen. Solch unerhörtes Glück konnte dieselbe aber nicht ertragen; Hochmuth, Uebermuth, Verschwendung, Genußsucht und Gottlosigkeit rißen ein. Herr und Knecht, Madame und Magd in jenem Hause besuchten den Gottesdienst höchstens an den Hauptfesten des Jahres und da bloß deßwegen, um eine neue Parisermode zur Schau zu tragen. Man verachtete den Nächsten, hoch und niedrig, reich und arm als Bettelsack. Man lebte in Saus und Braus, schwelgte, praßte, und die Gesellschaften, Bälle, Unterhaltungen, Ausflüge, Vergnügungs- und Badereisen wollten kein Ende nehmen. Kein Familienglied bekümmerte sich um das Geschäft und die Führung des Hauswesens, das überließ man um guten Lohn dem Gesinde und Geschäftsführern, die aber mehr für sich, als für ihre Herrschaft bedacht waren. Von Kindererziehung war natürlich keine Rede. Die drei ungezogenen, gottlosen Söhne mußten studieren und ihr Studieren kostete schweres Geld. Keiner brachte es zum Ziele. Hungrige Speichellecker und lobhudelnde Schmarotzer, schlaue Duzbrüder und honigsüße Kaffeeseelen plünderten täglich Tisch und Tasche, Speicher und Keller. Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang, das Verderben schreitet schnell, sagt einer unserer großen Dichter. Und sein Wort ist wahr. Zuerst munkelte man von Geschäftsstockung, von Zahlungseinstellung und von Kreditlosigkeit. Dann hörte man von ungeduldigen, zudringlichen Gläubigern, die bezahlt sein wollten; von Möbeln, die unter der Hand verkauft und von Kostbarkeiten, die versetzt wurden; eines Tages brach der Bankerott aus, Alles kam unter die Schelle und wurde versteigert. Dahin war aller Glanz, aller Prunk, alle Herrlichkeit — der Bettelstab war allein übrig geblieben. Als ich, erzählt ein Priester, im Jahre 1846 durch das Rheinthal wanderte, sah ich einen Mann am Wege, ganz bestaubt, schweißtriefend, in drückender Sonnengluth, Steine klopfen. Ich sah's dem Manne am Gesichte an, daß er ehedem etwas Besseres müsse getrieben haben; absichtlich blieb ich deßhalb bei ihm stehen und stellte eine gleichgiltige Frage an ihn. Wie staunte ich, als ich in diesem Steinklopfer jenen einst so reichen,

hochmüthigen und genußsüchtigen Mann erkannte! Und als ich ihn fragte: Seid Ihr wirklich jener ehedem so reiche, angesehene Mann? gab er mir, mich erkennend, zur Antwort: Ja, der bin ich wirklich; so tief hat der Hochmuth mich erniedrigt! und eine Thräne rann über seine Wange. Armer Mann, wie bitter mag für dich das Steinklopfen sein!

Hoffart.

Der Hoffärtige verträgt keine Zurechtweisung.

Reine Kalkerde brauset stark auf, wenn sie mit Essig oder einer anderen Säure übergossen wird. Dieser Erde gleichen die Hoffärtigen; diese brausen auf und werden zornig, wenn man ihnen die Ehre versagt oder wenn man sie auf ihre Fehler aufmerksam macht und zurechtweiset.

Die Hoffärtigen sind unverbesserlich.

Die frische Thonerde ist sehr fügsam und läßt sich vom Töpfer zu allerlei Geschirren formen; ist sie aber gebrannt, dann nimmt sie kein Wasser mehr an und ist ganz unfügsam. Dieser Erde gleichen die Hoffärtigen; sie sind unverbesserlich; denn die Hoffart verblendet sie so sehr, daß sie immer glauben, recht zu handeln, daß sie Alles besser verstehen wollen, daß sie keinen Tadel vertragen, daß sie die Ausstellung ihrer Fehler als Parteilichkeit ansehen; sie sind unverbesserlich.

Hoffart wird von Gott gestraft.

Der Blitz sucht sich jederzeit hochstrebende Gegenstände aus; das Niedrige zieht ihn nicht an; wohl aber hohe Bäume, Thürme und Häuser. So zieht auch die Hoffart Gottes Zorn und Strafe auf sich herab.

Hoffart erzeugt Verachtung.

Hoffart, Großthun, Prahlen erweckt in den Mitmenschen Verachtung. Hoffart gleichet dem Rauche, der als eine Säule aus dem Rauchfange in die Luft empor steigt, aber vom Winde zerstreut wird und bald vergeht, dabei von allen Menschen wegen seines Rußes und seines Gestankes verabscheut wird.

Hoffart verleitet zu lebensgefährlichen Bravouren.

Hoffart verführt zu gefährlichen Wetten. In Osnabrück saßen etliche Burschen beim Biere. Da rühmte sich Einer, zehn Flaschen englisches Bier hintereinander zu trinken. Man wettete. Er trank neun, als er zur zehnten kam, fiel er um, man trug ihn in ein Nebenzimmer, er war todt und blieb todt.

Dem Hoffärtigen versagt Gott seine Gnade.

Den Hoffärtigen widersteht Gott, den Demüthigen gibt Er Seine Gnade. Da man ohne Gnade nicht einmal etwas Gutes denkt, geschweige thun kann, so ergibt sich, daß der Hoffärtige nicht viel Gutes thut; auch liegt wenig Segen

auf seinem Wirken. Der Demüthige dagegen erkennt seine Ohnmacht, ruft Gott an, gibt Ihm Dank und Ehre; ihm schenkt Gott Gnade, daß er recht viel Gutes denkt, vornimmt und thut; sein Wirken ist gesegnet und nützlich. In dieser Beziehung gleichet der Hoffärtige den kahlen Bergrücken, der Demüthige den fruchtbaren Thälern; es regnet auf jene und auf diese und dennoch tragen jene keinen Fruchtbaum, kein Feld, keine Wiese, es wächst auf ihnen nichts, als dürres Gras; dagegen herrschet in Thälern blühende Fruchtbarkeit und des Landmannes Mühe wird reichlich belohnt.

Die Hoffart des Verstandes von Gott beschämt.

Peter Abelard, ein scharfsinniger Denker und Professor, brachte Irrthümer vor; er behauptete nämlich, daß die Vernunft in Dingen der Religion Richterin sei. Abelard bat den Erzbischof von Sens, eine Anzahl Bischöfe und Theologen und unter diesen auch den heiligen Bernhard nach Sens zu berufen und erklärte ihm, daß er bereit sei, seine Lehren vor aller Welt zu rechtfertigen. Die Versammlung wurde ausgeschrieben und die Nachricht von der feierlichen Besprechung der zwei berühmtesten Männer der Zeit steigerte die Theilnahme von ganz Frankreich auf den höchsten Grad. Ein solcher Kampf versprach einen außerordentlich interessanten Genuß. Der König selbst und die Hofherren wollten Zeuge davon sein und am bestimmten Tage strömte Alles, was Staat und Kirche Vornehmes hatte, nach Sens. Diese zwei Kämpfer, Abelard und Bernhard erschienen miteinander vor der hohen Versammlung; alle Blicke waren auf sie gerichtet. Man legte die Akten vor, man zählte die Hauptpunkte der Anklage auf; man erwartete mit düsterem Schweigen, daß Abelard sich von der Anklage reinige und seine Lehren vertheidige. Aber, o der Schande, er wollte sprechen, es versagte ihm die Sprache, und bei dem Anblicke des heiligen Bernhard steht er bestürzt da. Der Diener Gottes benützt diesen Vortheil nicht; er begnügt sich, die hervorstechendsten Irrthümer in den Schriften Abelards zu bezeichnen, und läßt ihm die Wahl, dieselben zu widerrufen oder sich zu vertheidigen; aber der rationalistische Philosoph blieb stumm. Endlich verließ er die Versammlung, indem er laut verkündete, daß er von demselben an den Papst appelliren werde. Dieser unerwartete Ausgang versetzte alle Anwesenden in tiefe Verwunderung. Gott selbst hatte durch die Beschämung des hoffärtigen Abelard das Urtheil gefällt. Abelard's Lehre wurde einstimmig verdammt.

Hoffart wird von Gott gedemüthigt.

Eine englische Dame des siebenzehnten Jahrhunderts war so hoffärtig auf die Schönheit ihrer weißen Alabasterhände, daß sie einst bei einer Tafel einige rothe Kirschen vom Präsentirteller bei den Stielen faßte, sie in die Höhe hob und sprach: Wie schön passet dieses Roth der Kirschen zur Weiße meiner Hände! Nicht lange nachher verfiel sie in solche Armuth, Kränklichkeit und Noth, daß sie gezwungen war, mit diesen Alabasterhänden zu arbeiten und Almosen zu sammeln. Gott hat die Hoffärtige zu ihrem Heile gedemüthigt.

Hoffart wird vom Teufel angezündet.

Der heilige Apollonius begab sich schon mit fünfzehn Jahren in die Wüste und brachte sein Leben vierzig Jahre in geistlichen Uebungen zu. Dann sprach Gott zu ihm: Apollonius! durch dich will ich die Weisheit der Weisen in Aegypten vernichten und die Klugheit der Klugen verwerfen. Begib dich nun in bewohnte Gegenden und bilde mir ein vollkommenes Volk, das sich in guten Werken übet. Da antwortete Apollonius: So nimm die Hoffart von mir, damit ich mich nicht etwa über meine Brüder erhebe und alle Deine Gaben verliere! Die göttliche Stimme sagte ihm darauf: Greif auf deinen Nacken und halte fest, was du da ergreifest und vergrabe es in den Sand. Ohne Verzug griff er auf seinen Nacken und erhaschte einen kleinen Mohren, der selbst bekannte: Ich bin der Teufel der Hoffart, und vergrub ihn sogleich ungeachtet seines Schreiens in den Sand. Dann sprach Gottes Stimme: Nun gehe hin und Alles, was du von Gott erbitten wirst, wirst du erlangen. Er begab sich in eine bewohnte Gegend, gründete Klöster und wurde der Vater von ungefähr fünfhundert Mönchen, die alle heilig lebten und sich in Bußwerken übten.

Hoffart verabscheuten die Heiligen sehr.

Wenn Jemand von dem Abte Makarius eine gute Lehre hören wollte und ihm Ehrfurcht erwies, und ihn einen heiligen Mann nannte, war er mißtrauisch und gab keine Antwort. Sagte aber Einer gleichsam verächtlich zu ihm: Abt Makarius, als du noch ein Kameeltreiber warst, und deinen Meistern Salpeter stahlest, haben sie dich nicht geschlagen, als sie deinen Diebstahl entdeckten? Dann antwortete er mit Freuden auf jede vorgelegte Frage; denn die Vorhaltung seines begangenen Fehltrittes bewahrte ihn vor Hoffart.

Die Hoffart muß man durch alle Mittel bändigen.

Der heilige Sisois lebte zehn Monate in der Wüste, ohne einen Menschen zu sehen. Da traf er einen Mann, der das Wild jagte. Als ihn Sisois sah, fragte er ihn: Woher kommst du und wie lange bist du schon hier? Der Jäger erwiederte: Ich wohne hier schon elf Monate und seit dieser Zeit habe ich außer dir noch keinen Menschen gesehen. Als der Greis das hörte, lief er eilends in die Zelle hinein, schlug sich demüthig an die Brust und sprach: Siehe da, Sisois, du glaubtest schon etwas gethan zu haben und du hast nicht einmal so viel gethan, wie dieser Mann!

Hoffart beraubt den Menschen aller Gnaden Gottes.

Es wohnte ein heiliger Einsiedler in der Wüste, dem die göttliche Güte täglich ein Brod durch einen Engel schickte. Nun fing er an, diese göttliche Huld nicht der göttlichen Güte, sondern seinem heiligen Leben und seinen Verdiensten zuzuschreiben. In dem Maße, als er diesem hoffärtigen Gedanken in seiner Seele Raum gab, nahm auch die göttliche Gnade ab; er wurde im

Gebete lauer und immer lauer; zugleich wurde er von unkeuschen Begierden angefochten und zwar, je länger, je heftiger, so daß er endlich sich entschloß, in die Welt zurückzukehren. Auch das himmlische Brod wurde von Tag zu Tag schlechter, schwärzer, trockener, endlich so eckelhaft, daß er sich davon nicht sättigen mochte, weil es aussah, als hätten es die Mäuse, Ratten und Hunde auf der Erde herumgezerrt und benagt. Als er nun in die Welt zurückging, kehrte er bei Einsiedlern ein, die ihn um Belehrung baten, wie sie den Anfechtungen des Teufels, namentlich der Unkeuschheit widerstehen sollten. Wider Willen mußte er sie belehren; zugleich sprach er zu sich selbst: Du belehrest Andere und thust es selbst nicht; bessere zuvor dich selbst! Er ging in sich, bereute seinen Hochmuth und den Schritt in die Welt, kehrte in seine Zelle zurück und beschloß sein Leben in der Buße; aber auch der Engel brachte ihm wieder, wie früher, täglich ein schmackhaftes Brod. Hoffart beraubt der Gnade Gottes.

Mittel gegen die Hoffart ist die Vergleichung mit Besseren.

Vom Abte Isidorus erzählten die Väter, daß er folgendes Mittel angewendet habe, sich gegen die Hoffart zu verwahren und in der Demuth zu erhalten. So oft der Gedanke ihn versuchte: Du bist groß vor Gott; du bist ein heiliger Mann; dann antwortete er sich selbst: Bist du so, wie Antonius, oder wenigstens wie Pambo, oder wie die übrigen Väter, die Gott gefallen haben? So oft er sich mit diesen Männern verglich, kam er sich klein vor und seine Seele hatte Ruhe vor hoffärtigen Gedanken.

Heilsame Gedanken gegen die Hoffart.

Wenn der heilige Bischof Johannes, der Almosengeber, einen hoffärtigen Menschen sah, so wies er denselben zwar nicht öffentlich zurecht, brachte aber, wenn er ihn irgendwo allein traf, solche Reden vor, daß er den Hoffärtigen erschütterte und demüthig machte, etwa so: Ich wundere mich, meine Herren, wie meine unglückliche Seele nicht mehr auf die Demuth bedacht ist, da doch die Demuth der Weg war, auf dem der Sohn Gottes in die Welt kam; sondern daß ich mich erhebe und über meine Brüder hinwegsetze, wenn ich nur ein wenig schöner, oder reicher, oder angesehener als sie bin, oder ein besseres Amt habe. Ich nehme keine Rücksicht auf das Wort des Herrn: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, so werdet ihr Ruhe finden für euere Seele. Ich achte nicht auf die Sprache der Heiligen, von denen sich Einer Erde, der Andere Staub nannte, ein Anderer einen Wurm, wieder ein Anderer einen Menschen von langsamer und schwerer Zunge hieß; oder wie Isaias, welcher, obwohl er doch Gott, so viel es ein Mensch fassen kann, zu sehen verdient hatte, damals von sich sagte, er habe unreine Lippen. Was bin denn ich, armseliger Mensch? Bin ich nicht von Lehm gebildet, woraus auch die Ziegelsteine sind? Verwelket nicht der ganze Ruhm, den ich zu haben vermeine, wie eine Heublume? Durch diese und ähnliche und mehrere andere Worte heilte der weise Seelenarzt, unter dem Scheine, als wenn er von sich

selbst redete, die Seele desjenigen, welcher an der Seelenkrankheit der Hoffart und des Stolzes litt, indem er ihm dadurch wie mit einem Brenneisen auf's Leben kam. Denn es konnte derjenige, welcher das geistliche Geschwür hatte, wohl merken, daß der heilige Patriarch ihn meine.

Hoffart macht dem Teufel zugänglich.

Es war ein Mönch, Namens Valens, welcher in einem Kloster der ägyptischen Wüste wohnte. Seine Hoffart war so groß, daß er von sich eine hohe Meinung hatte und daß ihn die Teufel täuschten, als wären sie Engel, die mit ihm umgingen und in allen Stücken dienten. Eines Tages, da er im Finstern arbeitete, verlor er seine Nadel, mit welcher er einen Korb zusammenheftete; und da er sie nicht finden konnte, war sogleich ein Teufel mit einer Lampe da und zeigte ihm die Nadel. Dieß machte ihn noch aufgeblasener und er bekam eine so hohe Meinung von sich selbst und wurde so hochmüthig, daß er selbst den Empfang der heiligen Sakramente geringschätzte. Als Jemand Konfekt in's Kloster brachte, schickte ihm der heilige Makarius als Vorsteher auch etwas davon und seinen Segen. Als der Ueberbringer vom Segen des Makarius sprach, schlug er ihn, sagend, er bedürfe seines Segens nicht, er sei so gut, als er. Der heilige Makarius ermahnte ihn zur Demuth, kehrte aber niedergeschlagen zurück, weil er ihm kein Gehör gab. Da kam der Teufel in Gestalt des Erlösers, von vielen Teufeln in Gestalt der Engel begleitet, vor seine Zelle und einer derselben ermahnte ihn, hinaus zu gehen, seinen Heiland anzubeten, der gekommen sei, ihn zu loben wegen seiner freien Lebensweise und wegen seines Selbstvertrauens. Am anderen Tage übernahm er sich in seiner Hoffart so weit, daß er sich in der Kirche vor den versammelten Brüdern rühmte: er habe die Kommunion nicht nöthig, weil ihm der Herr selbst erschienen sei. Hierauf nahmen ihn die Väter gefangen und legten ihn auf ein Jahr in Ketten, damit er durch Gebet, strenge Lebensweise und Selbstverachtung von seiner Hoffart geheilt werde.

Hoffart geht vor dem Falle her.

In Jerusalem war eine gewisse Jungfrau, welche sich sechs Jahre lang in einen Bußsack kleidete, sich einschloß, auch nichts zuließ, was zur Wollust reitzen konnte und die höchste Enthaltsamkeit übte. In der Folge aber, da ihr Gott wegen ihrer großen Hoffart Seinen Beistand entzog, kam sie zum Falle und versündigte sich mit ihrem Diener; denn sie hatte ihr strenges Leben nicht um Gottes willen und aus Liebe zu Ihm geführt, sondern nur, um bei den Menschen Aufsehen zu erregen und eitles Lob zu ernten. Ihr Sinn war dahin gerichtet, Andere zu verdammen, sich selbst aber auf Eingebung des Hochmuthsteufels hochzuschätzen; darum verließ sie der heilige Schutzengel der Reinigkeit.

Hoffart verblendet das Urtheil.

Große Herrscher haben sich die erhabendsten Titel beigelegt, sie nannten sich Alles, nur nicht Gott. Unter allen römischen Kaisern der Heidenzeit nannte

sich der hoffärtige Caligula allein: Gott. Er urtheilte in der Verblendung seiner Hoffart also: Der Schafhirt ist kein Schaf, der Ochsen- und Kuhhirt ist nicht Ochs oder Kuh, der Ziegenhirt ist keine Ziege: Also ist auch der Menschenhirt kein Mensch. Was denn sonst? Nothwendigerweise ist er ein Gott. Da ich nun als Kaiser ein Menschenhirt bin, so bin ich Gott. Wer sieht nicht, daß die Hoffart das Urtheil verblendet.

Die Höflichkeit gehört zur christlichen Liebe.

Es gibt hin und wieder so grobe Menschen, daß sie weder Amt noch Würde achten und Jeden, der ihnen nicht recht thut, höhnen, beschimpfen, wohl gar mißhandeln; abgesehen davon, daß sie Niemanden die gebührende Ehre geben. Wenn sie doch fühlen möchten, wie garstig dem Menschen die Unhöflichkeit, Grobheit und ein schliffelhaftes Betragen ansteht! Sie gleichen dem Klumpfisch, der einen so unförmlichen Körper hat, daß er wie ein abgehauener Fischkopf aussieht; derselbe ist noch dazu mit Stacheln besetzt und wer ihn anrührt, dem gibt er einen elektrischen Schlag. Dieses Thier sieht gewiß nicht schön aus und wird gefürchtet; aber noch weit mehr ist die Seele jener groben Menschen verunstaltet; denn es fehlt ihnen die Zierde der Seele, die christliche Liebe, welche sich durch Güte und Höflichkeit äußert. Selbst die Wilden in Amerika sind in ihrer Art höflich, indem sie Niemanden, so lange er spricht, in die Rede fallen, sondern ihn ungestört ausreden lassen.

Gedanken der Hoffart bekämpft man am besten durch das Andenken an seine Sünden.

Als der heilige Ignatius in der Höhle von Manresa Buße that, wurde er krank. Als er beinahe in den letzten Zügen war, hörte er eine innere Stimme, die nicht aufhörte, ihm zu sagen, daß er zufrieden sterben solle, weil er heilig sterbe; daß er übrigens auf der hohen Stufe der Heiligkeit, die er in so kurzer Zeit erstiegen habe, weder die Versuchungen des Teufels, noch die Gerichte Gottes zu fürchten habe. Es kam ihm alsdann so vor, als wenn man sein sackleinenes Gewand, seine Ketten, sein härenes Hemd und die übrigen Bußwerke vor seinen Augen aufstellte. Es schien ihm sogar, als sähe er auf einer Seite seine Höhle, ganz benetzt von seinen Thränen und gefärbt von seinem Blute und auf der andern den Himmel geöffnet und die Engel darin, die ihn einladeten, mit Palmen und Kronen in den Händen. Obgleich ihm diese Gedanken Abscheu erregten, so hatte er doch viele Mühe, sich davon zu befreien, so fest hatten sie sich seinem Geiste eingeprägt. Um ihnen zu widerstehen, rief er sich die größten und schändlichsten Sünden aus seinem Leben in's Gedächtniß zurück. Er betrachtete die Hölle, die er so oft verdient hatte, und fragte sich selbst, ob es wohl ein Verhältniß gebe zwischen einem Monat Buße und einer Ewigkeit von Strafen. Diese Betrachtungen demüthigten ihn vor Gott und ließen ihn deutlich erkennen, daß er weit mehr zu fürchten habe, als zu hoffen. Endlich überwand er die Versuchung; aber er blieb so sehr davon erschreckt, daß, als er anfing zu genesen, er fromme Personen, die ihn

in der Krankheit pflegten, bat, sie möchten ihm unaufhörlich vorsagen: Erinnere dich deiner Sünden und denke nicht, daß das Paradies einem Sünder zukommt, wie du bist!

Hoffart macht roh und anmassend.

Im Jahre 1866 fingen die Preußen in der Nähe von Neustadt drei ihnen verdächtig scheinende Personen; der Verdacht bestand einfach darin, daß sie sich in's Korn legten; sie wurden nach Nachod gebracht und jedem von ihnen eine Prügelstrafe diktirt und applizirt. Einer der Gestraften, ein gewesener Soldat, wollte sich nach alter Soldatenmanier für die Strafe bei dem Lieutenant bedanken; dieser hielt dieß für Spott und ließ voll Wuth dem Armen die Prügelstrafe noch einmal wiederholen, worauf der Gestrafte erkrankte und, wie man erzählte, auch starb. Massenhaft war stets das Volk aus Preußen in Nachod anwesend, welches bei jeder Gelegenheit die Einheimischen mit Spott und Hohn behandelte. Beklagte man sich über solches Benehmen, so war die Entschuldigung von einem Geiste beseelt, wie ihn einmal ein preußischer Inspektor durch die Worte kund gab: Wir sind zu gelinde umgegangen, wir hätten im Kommen Einige erschießen und mit Bajonetten niederstoßen sollen, so hätte man uns besser respektirt. Einige bei einem Fabrikanten einquartierte Offiziere verlangten einmal Nachts elf Uhr, wo Alles schon zur Ruhe gegangen, daß man ihnen ein splendides Souper bereite, Weine vorsetze und als man ihnen die Unmöglichkeit des Herbeischaffens um diese Stunde in Nachod vorstellte, riefen sie zornentbrannt: Für uns muß das Unmögliche möglich gemacht werden. Als man einmal ein Siegestelegramm der Kaiserlichen verbreitete, sagte der Kommandant: Wir werden schon dahinter kommen und Nachod wird dann ein Andenken erhalten; nicht ein Stein darf auf dem andern bleiben. Ueberhaupt wurde oft mit Niederbrennen gedroht, besonders wenn ein Telegraphendraht zerrissen oder beschädigt würde, würde die Stadt eine schwere Kontribution zu leisten haben.

Im Jahre 1866 kamen die Preußen im Jochnitzer Bezirke auch in das sogenannte Holzland. Ein Sergeant kam zum Pfarrer in Petrowitz und kündigte an, daß er sich mit drei Paar Pferden und ein Paar Mann im Pfarrhofe einquartieren werde. Der Pfarrer bemerkte ganz bescheiden, daß er in seinem Stalle nur für zwei Paar Pferde Platz habe und seine eigenen jungen Thiere doch nicht auf die Gasse stellen könne, demnach nur ein Paar Preußenpferde aufzunehmen im Stande sei. Darüber fuhr der hoffärtige Herr Sergeant in die Höhe und sprach in großem Zorne: So ein katholischer Geistlicher muß es sich's zur Ehre rechnen, daß ein protestantischer Preuße bei ihm Quartier nehme und wenn er nicht gleich schweige, so werde er noch mehr Pferde und Mannschaft auf den Pfarrhof kommandiren; Platz müsse gemacht werden und er könne seine Pfarrpferde stellen, wohin er wolle. So geschah es auch; der Pfarrer mußte seine Pferde anderswo unterbringen und den Preußen Platz machen. Ja, Hoffart macht roh und anmassend.

Hoffart verdirbt alles Gute.

Die alten Einsiedler lebten vom Korbflechten; in der Regel verfertigte Jeder Einen im Tage. Ein junger Einsiedler arbeitete so rastlos, daß er an Einem Tage zwei Körbe verfertigte; diese zwei Körbe stellte er vor die Thüre seiner Zelle, damit man seinen Fleiß anerkenne und lobe. Der heilige Pachomius ging vorüber, sah die beiden Körbe und sagte in der Abendversammlung zu den Brüdern: Dieser Bruder hat den ganzen Tag weniger, als nichts gethan; denn da er mit seiner Arbeit nur sein eigenes Lob suchte, so hat er bloß im Taglohne des Teufels gearbeitet. O Hoffart, du verdirbst alles Gute, das der Mensch thut!

Hoffart tadelt gern die Fehlenden.

Eine vornehme Dame ging an einem Felde vorüber, auf welchem ein Bauer arbeitete, der fast bei jedem Streich, den er mit der Hacke that, ausrief: Ei so beiß! Von Neugierde getrieben, was diese Worte bedeuten möchten, fragte die Dame den Bauer: Warum sagt ihr denn bei jedem Streich: ei so beiß? Ist's ein Wunder, antwortete der Bauer, daß ich in meiner Bedrängniß, in Schweiß und Hitz und Durst ungeduldig werde über Eva's Biß in den sauern Apfel! Schwerenoth, so beiß, daß ich jetzt so schwer und sauer arbeiten muß! Ja, glaubt Ihr denn, erwiederte ihm die Dame, Ihr würdet an Eva's Stelle nicht auch in den sauern Apfel gebissen haben? Nein, nein, weiß Gott, so dumm wär' ich nicht gewesen, antwortete der Bauer. Nun wir wollen sehen, entgegnete ihm die Dame. Ihr sollt Euerer Uebelzeit enthoben sein; wenn Ihr damit zufrieden seid, so will ich Euch in mein Haus aufnehmen und dort soll's Euch wohlergehen, nichts soll Euch mangeln und alle Euere vernünftigen Wünsche sollen befriedigt werden. Eins aber müßt Ihr mir versprechen, daß Ihr in einer Kleinigkeit mir gehorchet. O von Herzen gern, sprach der Bauer hochentzückt. Befehlt nur, was Ihr wollt und stellt mich auf die Probe, wie Ihr wollt; ich werde sie gewiß bestehen. Und sogleich verließ der Mann die Arbeit, ging mit der vornehmen, reichen Dame in ihr Haus, und lebte von nun an bei ihr wie ein Graf in Freuden. Aber — die Probe blieb nicht aus. Jeden Tag wurde eine große Schlüssel, die mit einem Deckel verschlossen war, auf den Tisch gestellt, mit dem Befehl: nie den Deckel zu lüften; denn an welchem Tage er den Deckel lüften würde, hätte die ganze Herrlichkeit ein Ende; zur selben Stunde würde er wieder in seinen leinenen Kittel gesteckt; zur selben Stunde müßte er das prächtige Haus verlassen und wie ehedem das Feld in Schweiß und Hitz und Durst bebauen. Gewiß, eine leichte Probe und doch —! Lange schon hatte der Mann als großer Herr in Hülle und Fülle bei der reichen Dame gelebt, ohne den Deckel von der Schüssel gelüftet zu haben. Freilich wandelte ihn oft die Neugierde an, was wohl in der Schüssel sein könne? allein muthig widerstand er stets der Versuchung, indem er sich sein früheres, geplagtes Leben vorstellte und des: Ei so beiß! gedachte. Einst aber war die vornehme Dame verreist und nur der Mann

mit zwei oder drei der Dienerschaft zu Hause. Mit dem flotten Essen wird auch die verdeckte Schüssel aufgetragen und mit der Schüssel — die Versuchung. O ich möchte doch für mein Leben gern wissen, was in der Schüssel ist; 's muß doch wohl was ganz Besonderes d'rin sein, sagte er zu sich selbst. Wie wär's, wenn ich den Deckel nur ein wenig lüftete und nur ein wenig hinein guckte? 's ist ja kein Mensch in der Nähe, 's sieht's ja Niemand! Vorsichtig späht er umher, schleicht auf den Zehen mit verhaltenem Athem zu der fatalen Schüssel, lüftet vorsichtig den Deckel ein klein wenig, dann etwas mehr — potz Blitz! eine Maus springt heraus! Vor Schreck stieß der Mann die Schüssel vom Tische hinunter und am Boden lag sie in Scherben. Fast wahnsinnig rannte der arme Tropf im Zimmer hin und her und ruft: Ei so guck! ei so guck! Die Thüre öffnete sich, die Dame erschien und rief triumphirend: Ei so guck, so guck! Monsieur, ei so beiß! — Hier ist der zerrissene Rock sammt Zugehör und unten bei der Thüre steht schon die Hacke, so lautete das Urtheil auf diesen „Gucksündenfall" und alsogleich wurde es auch vollzogen. Als später nun die Dame an jenem Acker vorüberging, da stand das naseweise, hoffärtige Bäuerlein in Schweiß und Hitz und Durst und rief nicht mehr zu jedem Streich: Ei so beiß! sondern: Ei so guck! O zürnt der Eva nicht. Der Hoffärtige tadelte gerne die Fehlenden und begeht doch dieselben Fehler oder noch größere!

Hoffart führt zur Verblendung und zu Verbrechen.

Im Jahre 356 vor Christi Geburt verbrannte ein Bürger von Ephesus, Namens Herostratus, den prachtvollen Tempel der Diana. Und was bewog ihn zu dieser Frevelthat, die ihm das Leben kostete? die Hoffart. Dieser Hochmuthsnarr wollte seinen Namen verewigen und da ihm kein anderes Mittel einfiel, und keine andere Gelegenheit sich bot, dieses Ziel zu erreichen, so wollte er lieber durch ein Verbrechen sich unsterblich machen, d. h. seinen Namen brandmarken, als ungekannt und ungenannt die Welt verlassen. Nun, er hat sein Ziel erreicht; als Schandfleck steht sein Name in der Geschichte.

Hoffart und Kleiderluxus ist stets beisammen.

Daß oft an den Damen fast Alles, bis auf das Skelett, falsch ist, hat einst ein junger Ehemann am Tage seiner Vermählung mit Schrecken wahrgenommen. Derselbe hatte um des lieben Geldes willen eine Frau sich auserwählt, die zwar nicht mehr jung, aber hoffärtig war, noch immer schön sein wollte und sich also durch die Mittel des Luxus ein gutes Aussehen gab. Als nun das holde Paar gegen Mitternacht vom Theater der fröhlichen Hochzeit sich hinter die Kulissen, in's Schlafgemach zurückzog und das junge Eheweib, einer Zwiebel ähnlich, sich entschaalte, die Perücke vom kahlen Haupte nahm, das künstliche Gebiß behutsam dem Munde entwand, alle Wattirung, Fütterung und Polster aus ihren Verstecken zog und als endlich noch die Schminke einer echten Citronenfarbe wich; da schlug der enttäuschte Ehemann entsetzt die Hände über seinem Kopfe zusammen und rief, vor Schrecken bleich: Barmherziger

Himmel, was wird da noch übrig bleiben? Ja was bleibt überhaupt am End aller Ende von diesem Leibe übrig, auf dessen Schönheit mancher so hoffärtig ist, als eine Hand voll Staub und Asche!

Hoffart kann nichts so gut, als prahlen und tadeln.

Ein Schriftsteller erzählt: Ich lernte einst einen stinkenden Wiedehopf von einem Hoffärtigen auf der Eisenbahn kennen. Auf der Station O.... stieg ein Bauer in einen Wagen dritter Klasse, in welchem eine anständige Gesellschaft von Herren sich befand. Der Bauer war offenbar ein Schwarzwälder; denn er trug den breitkrämpigen Filzhut, der zur Tracht der Schwarzwälder gehört, eine rothe Weste, kurze, schwarze, hirschlederne Hosen, weißwollene Strümpfe und ziemlich hohe Stiefel, die mit einem Riemen, der durch die Strupfen ging, über den Waden befestigt waren. Offenbar hatte der Mann Geld, denn seine Westenknöpfe bestanden aus Silberstücken, die auf der Rückseite mit Haften versehen und auf das Brusttuch genäht waren; die Riemen um die Waden und das Band um den Hut waren durch silberne Schnallen befestigt; der Ulmerkopf trug einen schweren silbernen Deckel und Pfeifenrohr und Kopf waren durch eine doppelte silberne Kette mit einander verbunden. Der Mann wußte es aber auch, daß er Geld hatte, denn ein batzigeres, dummstolzeres und dreisteres Gesicht war mir noch nicht vorgekommen. Kaum saß der Mann etwas warm, so musterte er die ganze Gesellschaft, wobei man ihm ansah, daß er das Stadtvolk sehr über die Achsel ansah und sehr gering taxirte. Nach kurzem Stillschweigen that er seinen Mund auf und regalirte die ganze Gesellschaft mit den Ergüssen seiner Weisheit. Zuerst sprach er über „den Isenbahn", auf „dem" er zum ersten Male fuhr, dann über den Telegraph, dann über „Karlisruh", dessen er aber nicht im mindesten mit pflichtschuldigem Respekt gedachte; denn er nannte die Residenz zu wiederholten Malen: „armes Bettelnest in einer Sandwüste", dann sprach er über die Landstände, über die hohen Steuern und Abgaben und endlich über die Militärlast. Hierauf erzählte er weit und breit, wie und warum sein Sohn Rekrut geworden, daß er's nicht nothwendig habe, daß sein Sohn als „Fürstenknecht" sein kostbares Blut vergieße, daß er ihn deswegen soeben, (es war zur Zeit der bevorstehenden Mobilmachung 1859) um fünfhundert Gulden losgekauft und daß sie jetzt wieder in ihren Schwarzwald, auf ihre Berge zurückkehrten, wo sie besser und freier lebten, als Generäle und Edelleute in Karlisruhe. Hierauf gab er zum Besten, wie viele Morgen Aecker, Wiesen und Wald und wie viele Stück Vieh er besitze, (wobei er ein Stück Rindvieh mit Stillschweigen überging und das war das einzige Zeichen von Bescheidenheit, das er von sich gab). Ja, ja, schloß er den ruhmrednerischen Vortrag, der Nährstand ist der erste, der vornehmste Stand. Wir müssen die Herrenleut und das Stadtvolk erhalten und füttern; verhungern müßten sie ohne uns. Und kein Mensch hat uns was zu sagen und zu befehlen, wir sind unsere eigenen Herren und fragen nach keinem Teufel was. Das war sein Glaubensbekenntniß. So schwadronirte dieser Urschwarzwälder, wobei er sich nach der Urmanier mit den Fingern schnäuzte. So kann

die Hoffart nichts so gut, als prahlen und tadeln. Schon auf der Eisenbahn protestirte ein Passagier gegen solche Reisegesellschaft, indem er dem Kondukteur zurief: Wozu haben Sie denn die Viehwägen?

Die Hoffart wird von Wenigen erkannt.

Im Jahre 1493 starb Hanns I., Herzog von Sagan, der in seiner Hoffart zu seinen Lebzeiten die Klostergeistlichen von Sagan vielfältig bedrückt, gekränkt und beleidigt hatte. Später sah er seine eigene Hoffart ein, er bekehrte sich und verordnete in seinem Testamente, daß sein Leib mitten in der Klosterkirche zu Sagan begraben werde, damit die Mönche, die er im Leben viel gekränkt, ihn nach seinem Tode täglich mit Füßen treten. Es ist eine Seltenheit, wenn ein Hoffärtiger sich als hoffärtig erkennt!

Gott straft die Hoffärtigen schon im Leben.

Der heilige Dunstan, Erzbischof von Canterbury, reformirte seine Kanoniker, verstieß sie von ihren Renten und Gütern und führte sie wieder auf die Regel zurück. Dieses Urtheil ward von Gott durch ein Wunder bestätigt. Nichts desto weniger haben nach langer Zeit diese Erben mit Dunstan einen Prozeß angefangen. Sie nahmen einen hoffärtigen Advokaten auf, der für Geld auch gegen das Vater unser einen Prozeß geführt hätte. Dieser schlimme Gesell, obwohl er wußte, daß das Urtheil Dunstans gerecht sei, brachte doch eine lange, breite, dicke Klageschrift ein. Dunstan antwortete ganz freundlich: er sei schon zu alt und welle Ruhe haben, und mit einem solchen Advokaten, wie er ist, keinen Prozeß führen, sondern lasse Alles Gott über. Kaum hatte er solches ausgeredet, ist alsobald derjenige Theil des Hauses, wo der Advokat mit seiner Partei gestanden, unter schrecklichem Krachen zusammengestürzt und hat Alle erschlagen; Dunstan mit den Seinigen blieb unverletzt.

Hoffärtige demüthigt Gott.

Zu Seefelden in Tyrol zeigt man eine Wunderhostie. Ein Edelmann, der zur österlichen Zeit da kommunizirte, wollte zum Unterschiede von seinen Unterthanen unter Drohungen gegen den Pfarrer eine große Hostie. Kaum hatte er sie erhalten, sank er in die Erde bis an die Kniee, und als er sich beim Altare anhalten wollte, ist dieser wie Wachs erweicht. Da erkannte er seine Hoffart, bereute sie, gibt die Hostie wieder zurück, welche noch bis auf den heutigen Tag gezeigt wird.

Hölle.

Das Grausen der Hölle.

Man fand Kröten in geschlossenen Marmorblöcken oder in Thonlagen, in welchen sie zweitausend Jahre gelegen haben mußten, ohne Licht, ohne Luft, ohne Nahrung, ohne Gesellschaft, ohne Bewegung und dennoch lebten sie, freilich ein trauriges Leben. Diese Thiere sind das Bild der Verdammten; verbannt, eingekerkert in alle Ewigkeit sitzen sie auf demselben Platze in der Hölle mi

Leib und Seele. Ihr Leib hat Augen, aber es ist kein Licht für sie da; sie fühlen Hunger und Durst, aber es ist weder Speise noch Trank zu bekommen; sie fühlen das Feuer und können doch nicht verbrennen; sie sehnen sich nach Erquickung und Trost, aber für sie ist keiner zu haben; sie haben Verstand, aber das höhere Licht ist ihnen versagt, sie erkennen außer Gott, und daß es einen Himmel gibt, den sie verloren haben, eine Hölle, die niemals endet, nichts von jenen seligen Wahrheiten, welche das Menschenherz erheitern. Ihr Gedächtniß leistet ihnen keinen Dienst, als daß es die Sünden und mißbrauchten Gnaden vorzählt; das Herz, das Gott lieben sollte, hasset Ihn und liebet nur die Seinigen, die mit ihm verdammt sind. Welch ein Zustand und welch ein Grausen! Ist es schon grausenerregend, sich ein verächtliches Thier in Felsen eingeschlossen zu denken, wie denn erst einen Menschen und gar sich selbst? Ist es nicht, als habe der Schöpfer uns zur Warnung und zum Sinnbilde solche arme Thiere in Felsen eingeschlossen und sie später auffinden lassen? Gewiß! Darum versetze dich öfter in die Hölle, besonders zur Zeit einer heftigen Versuchung und bedenke, ob eine kurze Lust werth sei, sich einem so grauenvollen Zustande auszusetzen.

Das Feuer der Hölle.

Die Hitze in den feuerspeienden Bergen ist ungeheuer groß, so daß sie Erden und Steine schmelzet, daß die ausfließende Lava Mauern und Thürme und Felsen, die sie auf ihrem Wege trifft, schmelzet, daß man nach einem halben Jahre noch Holz an ihr anzünden kann. Gerade eine solche übermäßige Hitze ist in der Hölle, worin die Verdammten ewig sein werden; ein Feuer, das Seele und Leib angreift, ohne den letzteren zu verbrennen, zu verzehren und zu vernichten, ja es dient wie Salz dazu, den Leib unzerstörbar zu machen; weil Jesus sagt: Sie werden mit Feuer eingesalzen.

Auch die Heiden glaubten an die Hölle.

Der Glaube an die Hölle ist der Menschheit angeboren. Danaus, König von Griechenland, hatte fünfzig Töchter und sein Bruder Aegyptus, König von Aegypten, hatte fünfzig Söhne, welche diese fünfzig Mädchen heiratheten. Auf Anstiften ihres Vaters brachten sie ihre Männer um, bis auf Einen; dafür wurden sie jenseits verurtheilt, in löcherige Fässer Wasser zu schöpfen, bis sie gefüllt sein würden; also ewige Strafe. Einem Andern frißt ein Geier täglich bei lebendigem Leibe die Leber aus, die täglich wieder nachwächst; oder Einer muß einen Stein auf einen Berg wälzen, der, wenn er oben angelangt ist, von selbst wieder herabrollt. So dachten sich alle Heiden eine ewige Strafe für die Bösen.

Um der Hölle zu entgehen, sollten wir Alles dulden und opfern.

Die spartanischen Kinder im alten Griechenlande bekamen wenig zu essen; jedoch war ihnen erlaubt, heimlich zu stehlen, damit sie listig würden. Ließen sie sich dabei erwischen, so bekamen sie tüchtige Schläge; konnten sie aber

nach vollbrachter Dieberei das Gestohlene öffentlich aufweisen, so wurden sie gelobt. Ein Knabe, der einen gestohlenen Fuchs unter dem Kleide hatte, ließ sich von diesem ein Loch in den Bauch fressen, um der Schande zu entgehen. Möchten wir die Hölle so fürchten, wie dieser Knabe die Schande und möchten wir Alles dulden und opfern, um ihr zu entgehen!

Der Glaube und das Andenken an die Hölle vertreibt alle Lust zur Sünde.

Damokles, ein Hofbeamter des Königs Dionys von Sizilien, rühmte alle Tage die Größe, den Reichthum und das Glück seines Herrn. Weil du so denkst, sagte einmal der Tyrann zu ihm, — willst du meine Stelle vertreten und meine Glückseligkeit selbst empfinden? Damokles nahm das Anerbieten mit Freuden an. Man setzte ihn auf einen goldenen Polster, der mit den reichsten gestickten Teppichen belegt war. Die Schänktische waren voll goldener und silberner Gefäße. Schöne, prächtig gekleidete Sklavinen standen um ihn her, bereit, ihm auf jeden Wink aufzuwarten. Die Luft um ihn her hauchte Balsamdüfte und indische Wohlgerüche. Eine herrliche Musik und Stimmen schöner Sängerinen tönten in sein entzücktes Ohr; seinen Augen lachte die Pracht einer reich besetzten Tafel entgegen. Damokles hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt. Auf einmal richtete er den Blick in die Höhe und ward die Spitze eines scharf geschliffenen Schwertes gewahr, das über seinem Haupte nur an einem Pferdehaare hing. In diesem Augenblicke überlief ihn ein kalter Schweiß. Er wollte ausweichen, aber er durfte nicht. Wie leicht konnte das Haar zerreißen und das Schwert in sein Gehirn fahren! Nun reitzte ihn nicht mehr der prächtige Anblick, er sah nichts, als das Schwert, dachte an nichts, als an seine Gefahr; er bat, man möchte ihn entlassen und verlangte nicht weiter, auf diese Art glücklich zu sein. Ist es mit den Todsünder anders? Schwebt er nicht augenblicklich in Gefahr, in die Hölle zu stürzen? O glauben wir doch recht lebendig an die Hölle und gedenken wir ihrer in dem Augenblicke, wo uns ein sündhafter Genuß, eine böse Lust zur Sünde reizt. Gewiß, der lebhafte Glaube und das Andenken daran schwächt den Reiz der Versuchung!

In der Hölle vermehrt die Pein der lieben Angehörigen die eigene Qual.

Cicero befand sich eben mit seinem Bruder Quinctus auf seinem tuskulanischen Landgute, als er seine Aechtung vernahm. Die Angst raubte ihm bei dieser Nachricht alle Besinnung. Beide Brüder waren anfänglich entschlossen, zur See nach Macedonien zu flüchten. Allein zu der Reise fehlte es ihnen am Gelde. Der beherzte Quinctus entschloß sich daher, nach Rom zu schleichen, um dort etwas aufzutreiben. Er erreichte zwar sein Haus, ward aber doch verrathen und alsbald fand sich die Wache ein. Sein Sohn trat den Mördern entgegen und schwur, er wisse nicht, wo sein Vater sei. Aber mit dieser Aussage waren die Henker nicht zufrieden. Sie legten den Jüngling auf die

Folter, um durch Quetschen, Brennen und Schneiden ihm ein Geständniß abzulocken. Der alte Quinctus, der im Nebenzimmer versteckt lag, hörte mit Entsetzen das halb verbissene Stöhnen und Aechzen seines Sohnes, endlich aber konnte er's nicht mehr aushalten; er sprang hervor, um sein Kind zu retten. Allein die gefühllosen Mörder stießen Vater und Sohn nieder. — Es sprechen manche Frevler: Wenn ich in die Hölle komme, so bin ich doch nicht allein. Wohl wahr! Es werden auch dein Weib, deine Aeltern und Kinder da sein. Wirst du der Qual deiner Kinder auch so kaltblütig zusehen, als du das sagst? Auch in der Hölle behalten die Aeltern ihre natürliche Liebe zu den Kindern; nur ist es eine Pein ganz eigener Art, seine Lieben gemartert zu sehen und sich sagen zu müssen: um deinetwillen werden sie gepeiniget! Das siehst du hier an Quinctus. O trachte lieber, die Hölle für dich selbst zu vermeiden und sorge, daß auch deine Kinder davor bewahrt bleiben!

In der Hölle ist keine Ruhe.

Die schweren Verbrecher werden im Gefängniß eingesperrt. Wenn die Nacht heran kömmt und die Zeit, wo sie der Ruhe pflegen sollen, müssen sie auch damals noch mit Gewalt verwahret werden; sie liegen dann dicht neben einander auf harten Pritschen, ihre Füße bleiben mit eisernen Ringen gefesselt, und durch alle diese Ringe läuft eine einzige schwere lange Kette, die sie in gezwungener verhaßter Gesellschaft an einander bindet; wenn auch nur ein Einziger im Schlafe sich reget und wendet, rasselt die Kette über Alle hin und setzet sie in Unruhe, stört ihren Schlaf, und erreget ihren Groll und Mißmuth. So ist es in der Hölle; keine Ruhe! bei Tag und Nacht und in Ewigkeit setzt sich das Weinen, Klagen, Verwünschen, Heulen und Seufzen fort!

In die Hölle stürzt der Teufel den Menschen mittelst der Sünde.

Der böse Feind kann den Menschen nicht ohne Neid und großen Verdruß in der heiligmachenden Gnade sehen. Er bietet seinen Scharfsinn und seine Verführungskunst auf, uns aus diesem glorreichen Zustande der Kinder Gottes zu verstossen. Kann er das, dann gehören wir ihm. Sein Bemühen gleichet dem Geier. Dieser mächtige Raubvogel bewohnt die hohen Alpen und mißt mit ausgebreiteten Flügeln zehn Fuß. Gemsen, Steinböcke und andere große Thiere umkreiset er so lange, bis er eine Gelegenheit ersieht, wo er sie vom Felsen in den Abgrund hinunter stossen kann. Das Thier zerschmettert sich, und er verzehrt es dann ruhig. So macht es der Böse, der auf Gelegenheit lauert, uns aus der heiligmachenden Gnade zu stossen. Fliehe daher sorgfältig jede schwere Sünde, wache und bete, um dich in der heiligmachenden Gnade zu erhalten und wenn du gefallen bist, so bereue augenblicklich und gehe zur Beichte; denn in der Todsünde schwebt man über der Hölle.

Für Todsünden ist die Hölle.

Als der heilige Bernhard mit dem Ritter Heinrich in Constanz einritt, sahen sie sich plötzlich von einem ehemaligen Ritter Heinrich's verfolgt, der den Heiligen mit Spöttereien und Schmähworten überhäufte. Es war dieser in jeder Beziehung verkehrt und ungläubig in allen Stücken; er stieß Lästerungen gegen den Diener Gottes aus und schrie aus allen seinen Kräften: Gehet zum Teufel! Der Teufel soll euch holen! Die Reisenden setzten ihren Marsch ruhig fort, als man den heiligen Bernhard auf der Strasse anging, einer gliederlahmen Frau seinen Segen zu geben, die man bis vor seine Füße hintrug. Dieser Vorfall steigerte die Wuth des Rasenden; er aber, da er die plötzlich geheilte Frau erblickte, fiel rücklings zu Boden und blieb ohne Leben und Gefühl in dem Staube ausgestreckt liegen. Heinrich, sein früherer Herr, betrübt über einen so traurigen Tod, warf sich dem heiligen Bernhard zu Füßen und beschwor ihn, mit dieser armen Seele, welche der Satan mit Schimpfworten angefüllt hatte, Mitleid zu haben. Ihretwegen geschieht dieß, sprach er; weil er Sie gelästert hat, traf ihn dieser klägliche Zufall! Davor sei Gott, entgegnete der Heilige, daß meinetwegen irgend Jemand sterbe. Und sich umwendend, neigte er sich über den entseelten Leib des Knappen und sprach langsam mit rührender Stimme das Gebet des Herrn. Haltet ihm das Haupt, sprach er zu den Umstehenden; alsdann, indem er ihn mit seinem Speichel rieb, rief er aus: Im Namen des Herrn, erhebe dich! Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes möge dir Gott deine Seele wiedergeben! Dieses mit feierlichem Tone mitten unter dem dumpfen Schweigen der Zuschauer ausgesprochene Wort war kaum verhallt, als der Todte sich erhob und zum Himmel blickte. Bewunderung und Staunen ergriff die Menge beim Anblick des aufrechtstehenden und mit neuem Leben beseelten Körpers und äußerte sich durch ein stürmisches Beifallsgeschrei. Darauf sprach der Heilige zu ihm: Was ist jetzt deine Gesinnung, was gedenkst du zu beginnen? Er antwortete: Mein Vater, ich werde Alles thun, was Sie mir befehlen werden. Einer der Umstehenden fragte ihn, ob er wahrhaft todt gewesen sei? Ich war todt, sprach er, und ich habe mein Verdammungsurtheil gehört; hätte sich der heilige Abt nicht mit seiner Fürbitte beeilt, so wäre ich gegenwärtig in der Hölle! Der Knappe verpflichtete sich zum Kriegsdienste für das heilige Land und Heinrich trat in den Orden des heiligen Bernhard.

Gesicht des heiligen Cyrillus über die Hölle.

Der heilige Augustin hat in seinen Schriften ein Gesicht des heiligen Cyrillus, Patriarchen von Jerusalem, über die Hölle aufbewahrt. Der heilige Cyrillus ließ sich nicht aus über die Qualen und Beschaffenheit der Orte, er erklärt nur, daß die Peinen des Fegefeuers und der Hölle völlig gleich seien, beide nur durch die Dauer unterschieden; aber die einen wie die andern seien so beschaffen, daß sie wie die Seligkeiten des Himmels über allen Begriff hinausgehen. Er sah die Freuden der Heiligen verschieden nach dem Grade der

Heiligkeit und der dadurch bedingten göttlichen Erkenntniß; eben so sah er auch die Qualen der Verdammten verschieden nach dem Maße der Sünden; jedoch so, daß Heiden und Christen ungleich gehalten werden; die Christen um ein Bedeutendes härter, weil sie die Gnade abgewiesen haben.

Die Hölle für grobe Sünder.

Die Hölle fängt schon mit dem Tode bei großen Sündern an. Heinrich VIII. lebte in seiner sechsten und letzten Ehe noch vier Jahre; aber diese vier Jahre waren Leidensjahre für ihn; eine immer offene Wunde am Beine machte ihm Tag und Nacht unaussprechliche Schmerzen und je mehr er selbst litt, desto mehr Bluturtheile fertigte er aus. Am Ende glich er einem reißenden Thiere und Keiner wagte ihm nahe zu kommen, Keiner ihm die Gefahr des Todes zu entdecken. Als sich endlich Einer dazu das Herz nahm, erschrack der König nicht wenig, sein Gewissen erwachte fürchterlich, und er schickte eilig zu seinem Primas Cranmer. Dieser kam, aber der König hatte die Sprache bereits verloren, er horchte nur noch mit trostlosen Blicken auf seine Worte, die ihm keine Beruhigung gewährten, weil sie Lüge und Irrthum waren. Er mochte in dieser letzten ernsthaftesten Stunde gedenken, wie viele Katholiken er auf's Blutgerüst geschleppt habe und starb ohne Trost, nachdem er sechsundfünfzig Jahre gelebt und siebenunddreißig Jahre unter seinen Unterthanen gewüthet hatte. Nach seinem Tode fanden sich noch viele Todesurtheile vor, die auf seine Unterschrift warteten und eben deßwegen nicht vollzogen wurden. Jeder fühlt, daß, wenn es eine Hölle gibt, sie für solche Bösewichter sei, wie Heinrich war. Seine grausame Tochter Elisabeth bewaffnete sich auf dem Sterbebette statt mit den Sterbsakramenten mit einem Schwerte, mit welchem sie oft wüthend die Tapeten zerhieb und aus Furcht vor dem Tode schlief sie bis in die letzten Tage in keinem Bette, sondern legte sich halbverzweifelt auf den Boden ihres Zimmers nieder. Ihr Herz war jedem Troste der Religion verschlossen; ihr Tod war der Anfang der Hölle; für solche Bösewichter muß es eine Hölle geben, das fühlt jeder Unbefangene.

In der Hölle mangelt alle Gnade, die Verwerfung ist unwiderruflich.

Als in der Kirche zum heiligen Petrus in Köln ein Besessener jämmerlich vom Teufel gepeinigt wurde, geschah es, daß eine andere Besessene hinzukam. Sogleich stand eine gegen die andere auf und sie überhäuften sich unter dem allergrößten Geschrei mit solchen Schimpfworten, daß alle Anwesenden darüber erstaunten. Ein Teufel rief dem andern zu: Elender! warum bist du, dem Luzifer zustimmend, also aus der Glorie der Ewigkeit gestürzt? Darauf der andere: Warum hast du es ebenso gehalten? Als er aber darauf einige Worte, die Reue auszudrücken schienen, hinzu setzte, fiel der andere ihm ein: Schweige, diese Reue kommt zu spät, du kannst nicht mehr zurück! Ein Anderer, den man früher gefragt, was er thun würde, um wieder zu der Gnade zu gelangen, in der er gewesen, erwiederte: Ich wollte lieber mit einer betrogenen Seele

zum Abgrund fahren, als zum Himmel zurückkehren! Als man sich über diese Worte wunderte, sagte er: So groß ist meine Bosheit, daß ich nichts vom Guten wollen kann. An dem in St. Peter in' Köln hatte man dieselbe Frage gerichtet und dieser hatte ganz anderen Bescheid gegeben. Wäre eine Säule von glühendem Eisen, sagte er, mit Scheermesser und Stacheln bedeckt, von der Erde bis zum Himmel aufgerichtet, so wollte ich mich, auch wenn ich ein leibsames Fleisch hätte, wie die Menschen, bis zum jüngsten Tage an ihr auf- und niederziehen lassen, könnte ich zur Glorie zurückkehren, in der ich zuvor gewesen! Dieß ist der unglückselige Zustand, dieß die Gesinnung, dieß die vergebliche Reue der Teufel und aller Verdammten. (Mystik. 4. Bd. 1. Abthl. S. 314.)

Einem Bösewicht gebührt nichts als die Hölle.

Der französische Volksrepräsentant Carrier, ein wahrer Blutmensch, machte Nantes zum Schauplatze von Grausamkeiten zur Zeit der Revolution, die Alles übertreffen, was die Geschichte von Greuelthaten früherer Jahrhunderte aufgezeichnet hat. Zwölf Colonnen des Revolutionsheeres durchzogen die Vendee nach allen Richtungen und zerstörten Alles mit Feuer und Schwert. Kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont. Säuglinge warf man in die Flammen, welche die Wohnungen ihrer Aeltern verzehrten. Selbst republikanische Gemeinden wurden vernichtet. In einer derselben, welche die Revolutionstruppen als Freunde und Waffenbrüder auf gemeinsame Kosten bewirthet hatten, wurden alle Einwohner auf den Kirchhof zusammen getrieben und insgesammt erschossen. Tausende von Gefangenen wurden nach Nantes geschleppt, wo Carrier sie ohne allen Prozeß niederschießen ließ. Als ihm dieses noch zu langsam ging, ließ er die unglücklichen Opfer in die Loire versenken, nachdem sie vorher zusammengebunden worden waren. Nicht selten wurden Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber paarweise nackt zusammengebunden und in den Strom gestürzt; dieß nannte man republikanische Heirathen stiften. Wenn kleine Kinder ertränkt wurden, so nannte Carrier deren Geschrei das Geheul kleiner Wölflein. Man berechnet die Zahl solcher Schlachtopfer, welche in der Vendee umgebracht worden sind, auf zwanzigtausend. Die Verzweiflung trieb die Vendee zu den Waffen ihrer Selbstvertheidigung wegen. Gehört diesem Bösewicht etwas Anderes, als die Hölle?

Die Strafe der Christen in der Hölle ist schärfer als die der Heiden.

Vom heiligen Makarius dem Aeltern wird erzählt, er habe einst auf einer Wanderung durch die Wüste den Kopf eines todten Menschen am Boden liegen sehen, und als er denselben mit dem Stabe, den er in der Hand trug, berührte, fing der Kopf an zu reden. Makarius fragte ihn: Wer bist du? Der Kopf antwortete: Ich gehöre einem Heidenpriester an, welcher hier wohnte; du aber bist der Abt Makarius und hast den Geist Gottes. So oft du dich derer, die im Fegefeuer sind, erbarmest und für sie betest, werden sie etwas wenig getröstet. Der Altvater sprach: Und worin besteht dieser Trost? Das

Haupt versetzte: So weit der Himmel von der Erde entfernt ist, so groß ist das Feuer unter unseren Füßen und über unserem Haupte und da wir mitten im Feuer stehen, kann Keiner seinen Nächsten von Angesicht zu Angesicht sehen. Da sprach der Altvater mit Thränen: Wehe dem Tage, an welchem der Mensch geboren worden, der in dieses Feuer muß! Und wieder fragte der Altvater: Gibt es auch noch größere Strafen, als diese? Der Kopf antwortete: Unter uns ist die Pein noch größer. Wir Heiden, die wir Gott nicht kannten, haben noch einige wenige Barmherzigkeit im Vergleich mit denen, welche als Christen Gott kannten, und ihn verläugneten, noch auch Seinen Willen thaten; denn diese sind unter uns. Hierauf nahm der Altvater den Kopf und begrub ihn. Dasselbe Urtheil fällte Jesus, wenn er sagt: Wehe dir Chorazim; es wird den Sodomiten in der Hölle erträglicher ergehen, als dir!

Wer kommt in die Hölle?

Der heilige Antonius, der Einsiedler, betete einst ein ganzes Jahr zu Gott, daß er ihm mittelst einer Offenbarung die Stätte der Sünder und der Gerechten zeige. Da sah er einen alten Riesen, der bis an die Wolken reichte und häßlich war, und dessen Hände den Himmel berührten, während sich zu dessen Füßen ein Meer ausbreitete. Hier sah Antonius die Seelen unruhig umherflattern; diejenigen, welche über seinen Kopf und Hände hinausflogen, wurden gerettet; die er hingegen erreichen konnte, warf er in den See, wo sie versanken. Zugleich hörte er eine Stimme, welche sprach: Alle diese Seelen, welche du hier auffliegen siehst, sind Seelen der Gerechten, welche im Paradiese ruhig wohnen; die andern aber werden in die Hölle gestürzt, was jenen geschieht, die ihrer fleischlichen Lust folgen und den Zorn nicht fahren lassen, sondern sich rächen und Böses mit Bösem vergelten wollen.

Wir sollen die Schrecken der Hölle immer vor Augen haben.

Zum Abte Sisois kamen kurz vor seinem Tode drei Einsiedler, die ihn fragten, was sie thun müßten, um dem Feuer der Hölle einst zu entgehen und der schrecklichen Furcht los zu werden, mit welcher das Andenken an eine ewige Verdammniß ihre Herzen erfülle; denn, sagten sie, so oft wir uns das Zähneknirschen und die Finsterniß der Verdammten vorstellen, ergreift uns ein tödtlicher Schauer. Nach einem tiefen Nachdenken antwortete der Heilige: Ich gestehe es aufrichtig, daß ich an diese Strafen noch nicht gedacht habe und da ich versichert bin, daß Gott unendlich gütig und barmherzig ist, hoffe ich auch, Er werde sich meiner erbarmen. Uebrigens aber, meine Brüder! beneide ich euch um euere Tugend. Ihr seid so glücklich, von dem Schrecken der Höllenpeinen so durchdrungen zu sein, daß ihr von allen Sünden entfernt lebet; ach! welches Loos wartet meiner, der ich ein so verstocktes Herz habe und nicht einmal daran denke, daß nach dem Tode dem Lasterhaften eine Verdammniß bereitet ist. Dieses ist auch die Ursache, daß ich so viele Fehler habe. Sisois hält also das öftere Andenken an die Hölle für eine Gnade Gottes und für ein Tugendmittel, das uns vor Sünden bewahret.

In Versuchungen zur Sünde muß man sich durch das Andenken an die Hölle stärken.

Als die heilige Euphemia in Folge der Marter viele Wunden erhalten hatte, heilte sie Jesus Christus in einem Augenblicke, ihr Körper erlangte seinen früheren Zustand und ihr Gesicht erschien noch schöner als jemals. Der Prokonsul drohte nun, er werde sie lebendig verbrennen lassen, wenn sie ihrem Glauben nicht entsage. Euphemia antwortete ihm unerschrocken: Ich fürchte das Feuer nicht, womit du mir drohest; man zündet es an, wenn man will und es erlöscht von sich; nein, ich bin nicht so feige, mich vor Leiden zu fürchten, welche beinahe nur einen Augenblick dauern; allein was mich zittern macht, ist der bloße Gedanke an jenes ewige Feuer, welches in der Hölle brennt, und immer brennen wird; an jenes Feuer, das immer mehr und mehr angefochten werden wird, ohne jemals abzunehmen, und das für diejenigen bereitet ist, welche den Götzen opfern und den wahren Gott verlassen.

Die Hölle in der Vision gesehen.

Die heilige Franziska vom heiligen Sakramente hatte als Kind Freude am Klosterleben; als sie jedoch heran gewachsen war, fing sie mit einem Vetter von Adel eine Liebschaft an. Dieses Verhältniß hatte sie schon drei Jahre fortgesetzt und war dabei in der Religion immer lauer geworden. Da hatte sie ein Gesicht, und sah die Hölle unter ihren Füßen offen und schaute die Pein der Verdammten. Der Schrecken darüber vertrieb alle weltlichen Gedanken und fleischlichen Gelüste; sie brach die Liebschaft mit ihrem Vetter ab, beseitigte allen Putz und trat in den Karmeliterorden, wo sie ein äußerst bußfertiges Leben führte. Wollte Gott, wir könnten einen Blick in die Hölle thun? Doch wir können es stündlich im Glauben.

Die Betrachtung der Höllenstrafen bekehrt und führt zur Heiligung der Seele.

Der gottselige Dositheus war der Sohn eines Feldherrn im sechsten Jahrhunderte, der ihn so weichlich erzog, daß er niemals etwas von Gott oder vom andern Leben hörte, um ihn ja der Welt nicht zu entfremden und zu beunruhigen. Der junge Mann lebte im schnöden Genuße der Weltfreuden, ohne sich um die Wahrheiten des Christenthums zu bekümmern. Er hatte jedoch ein gutes Herz, das der Tugend und Religion nicht abgeneigt war. Eines Tages hörte er Jemanden von den heiligen Stätten des gelobten Landes erzählen und es kam ihm ein sehnliches Verlangen, dieselben zu sehen. Er ließ nicht nach, seinen Vater zu bitten, bis ihn dieser einem Freunde übergab, der eben dahin reiste. Sie kamen nach Jerusalem und die Wißbegierde trieb sie an, die berühmtesten Orte genau zu besehen, wo der Erlöser gewandelt und gelitten hatte. Auf dem Oelberge in Gethsemani, wo der Heiland sein Leiden begonnen hat, sahen sie ein Gemälde, welches die Strafen der Verdammten in der Hölle darstellte. Dieses Gemälde betrachtete Dositheus mit Furcht und

Schrecken. Er hatte in seinem Leben nie von der Hölle sprechen hören. Dieß war nun der Augenblick der Gnade für ihn. Während er mit gespannter Aufmerksamkeit das Gemälde betrachtete, sah er neben sich eine Frau, bedeckt mit einem großen Scharlachmantel, mit einem Angesichte voll Milde und Majestät; es war die allerseligste Jungfrau Maria. Dositheus kannte sie Anfangs nicht und fragte sie, was das Gemälde vorstelle. Maria ließ sich herab, dem unwissenden Jüngling die Darstellung des Bildes zu erklären und zeigte ihm die verschiedenen Arten von Qualen, welche den verschiedenen Sünden und Lastern der Menschen in der Hölle bevorstehen. Dositheus ward von diesen Worten so ergriffen, daß er kaum athmen konnte. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt, hatte er den Muth zu fragen, was er thun müsse, um der Hölle zu entgehen. Mein Sohn, versetzte die liebe Frau, liege dem Gebete ob, ergib dich dem Fasten, enthalte dich vom Sündigen und ich versichere dich, diese Strafen sollen dich nicht treffen. Nach diesen Worten verschwand sie und Dositheus sah sie nicht mehr. Sie hatte ihm aber den Stachel so tief in's Herz gedrückt, daß er nur mehr an ihre Worte denken konnte. Von der Zeit an war es nicht möglich, ihn mehr zum Fleischessen zu vermögen und Alle bemerkten eine so große Veränderung an ihm, daß einer von den Edelleuten, welche ihn begleiteten, eines Tages zu ihm sprach: Mein Herr, diese Lebensweise kann in der Welt nicht geführt werden; wenn ihr sie aber doch führen wollt, so ist der kürzeste und sicherste Weg für euch, in ein Kloster zu gehen. Bei diesen Worten war Dositheus noch mehr erstaunt, denn er wußte weder von einem Mönche, noch von einem Kloster etwas. Doch sagte er bestimmt, er sei entschlossen, seine Seele zu retten, man solle Mitleid mit ihm haben und ihn dahin führen, wo er sein Heil am besten wirken könne. Einige von den Begleitern des Dositheus waren gute Freunde des heiligen Abtes Seridon, der in einem Kloster zu Gaza lebte. In dieses Kloster führten sie den Jüngling. Er wurde aufgenommen und führte ein heiliges Leben und starb sanft im Herrn 553 nach Christi Geburt.

Die größte Strafe der Hölle besteht im Verluste Gottes und in ihrer ewigen Dauer.

Die heilige Jungfrau Coletta war von Gott berufen, eine Ordensverbesserung vorzunehmen. Während sie das Werk der Verbesserung ihrem Ziele immer näher brachte, indem die frömmsten Jungfrauen sich zur Aufnahme in ihren Orden meldeten, strengte sich auch die Hölle an, dieß Werk zu vernichten. Der Satan verfolgte die Heilige auf alle Weise. Eines Nachts erschien er ihr in Gestalt eines schwarzen Löwen. Coletta rief ihm unerschrocken zu: „O Unglücklicher, der du Gott verloren hast, weiche von hier!“ Der Teufel entgegnete: „Weißt du wohl, was du sprichst, winzige Kreatur?“ „Verstehst du, was das heißt: Gott verloren zu haben?“ „Gott verloren zu haben,“ wiederholte er knirschend — Gott verloren zu haben! O kein erschaffener Verstand kann den Umfang dieses entsetzlichen Unglückes begreifen! Gott verloren zu haben, heißt: Von dem Höchsten und allem Guten, von aller Seligkeit aus-

geschlossen sein, da die ganze Seligkeit in Ihm ist. Die Feuerstrafe ist nichts im Vergleiche mit dem Verluste Gottes! — „Und, — fügte Coletta hinzu — was die Hölle zur Hölle macht, ist, daß sie ewig dauert." — „Ewigkeit! Ewigkeit!" wiederholte der Satan mit einem Schrei, der die Felsen hätte spalten können. — „Wenn die Christen dich begriffen, so würde es mir nie mehr gelingen, sie zur Beleidigung Gottes zu verleiten." — Darauf entfloh er, eine Menge Gotteslästerungen ausstoßend.

Ein Zeugniß über die Hölle von einer aus ihr wiederkehrenden Seele.

Coletta war gerade in Besançon, als eine Nonne im Kloster von Poligny starb. Während sie betete, erschien ihr die Verstorbene und bat um ihre Fürbitte bei dem höchsten Richter, weil sie unglücklicher Weise in einem schlimmen Zustande gestorben sei, indem sie gewisse schwere Sünden in der heiligen Beichte verschwiegen habe. Sie theilte ihr zugleich mit, daß durch ihre und die Fürbitte Mariä das Verdammungsurtheil verschoben worden sei. Die Seele bat Coletta, für sie zu beten und bei Gott zu erwirken, daß sie der ewigen Verdammniß entgehe. Die Leiche war mit dem Ordenskleide angethan. Coletta sendete alsogleich einen Boten und ließ die Beerdigung verschieben, bis sie komme. Es hatte sich allenthalben die Nachricht verbreitet, daß Coletta selbst kommen werde und Alle erwarteten ein Wunder zu sehen. Am dritten Tage Abends kam Coletta in Poligny an. Die Strassen waren mit Menschen angefüllt, sie konnte kaum durchkommen. Die Heilige betete die ganze Nacht. Am andern Morgen wurde der Trauergottesdienst in der Kirche abgehalten. Darauf ließ sich Coletta den Sarg mit der Verstorbenen heranbringen und an ihre Seite stellen. Dann befahl sie mit lauter Stimme der Todten im Namen Jesu sich zu erheben. In demselben Augenblicke richtete sich die Todte in die Höhe, Coletta reichte ihr die Hand, half ihr aus dem Sarge und führte sie zum Altare. Bei diesem Anblicke wurden die Anwesenden, von denen die Kirche voll war, von Schrecken ergriffen, ein Schrei des Entsetzens, vermischt mit Thränen und Schluchzen, hallte in der ganzen Kirche wieder und verkündete das Wunder auch der draußen stehenden Menge. Unterdessen legte die vom Todte erweckte Nonne dem Beichtvater des Klosters ihre Beichte ab, und zwar mit der größten Aufrichtigkeit und mit dem größten Reueschmerz. Nachdem sie ihre Beichte geendet und mit Gott ausgesöhnt war, kehrte sie zum Altare zurück, um ihre Buße zu verrichten; sie seufzte und schluchzte dabei, daß es die Herzen der Umstehenden durchschnitt. Darauf erhob sie sich, wendete sich zu der Versammlung und erklärte mit lauter Stimme, daß sie ihrer heiligen Mutter Coletta es verdanke, nicht in das ewige Verderben gestürzt worden zu sein. Von einem Engel, den ihr die Mutter Gottes geschickt, sei sie gegen die bösen Geister vertheidigt worden, die sie in die Hölle schleppen wollten. Sie fügte noch hinzu und sprach: Unter dem Schutze dieses Engels Gottes bin ich bis zu dem Augenblicke geblieben, wo ich durch die mächtige Fürsprache Mariä und das Gebet unserer ehrwürdigen Mutter zum Leben zurückkehrte, um meine

Sünden zu beichten und die Lossprechung zu erlangen. O wie schrecklich ist es, in der Ungnade Gottes zu sterben! Wie furchtbar ist es, am Ufer der Feuerströme zu stehen, welche die Verdammten verschlingen! Nein, nein! keine Sprache vermag die Angst und Zerrissenheit der Seele zu schildern, welche jeden Augenblick in diesen unauslöschlichen Feuerofen gestürzt werden soll! O welche Gnade hat mir Gott erwiesen, daß Er mich vor einem solchen Verderben bewahrt hat! Nach Jesus und Maria verdanke ich es unserer lieben Mutter Coletta, wenn ich in's Paradies komme! Ihr Alle, die ihr zugegen seid, christliche Seelen! erbarmet euch einer Seele, die in die andere Welt zurückkehrt; helfet ihr durch euere Gebete der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung zu leisten; helfet Ihr vor allem Andern die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, welche sie gegen die unergründliche Barmherzigkeit des Herrn zu entrichten hat! Nachdem sie diese Worte gesprochen, warf sie sich zu den Füssen der heiligen Coletta und hielt sie fest umschlungen, bis sie noch den letzten Segen von ihr erhalten; dann kehrte sie zu ihrer Bahre zurück und verschied von Neuem. Dieß Wunder machte einen gewaltigen Eindruck auf Alle, die es sahen und hörten.

Ein in der Vision in der Hölle brennender und zurückkehrender Heiliger.

Der selige Eskilus stammte aus königlichem Geschlechte und studirte in Hildesheim, wo er im blühenden Alter in eine Krankheit fiel, welche die Aerzte für unheilbar erklärten. Seine Kräfte nahmen allmählig ab und dem Tode nahe, gab man ihm das heilige Sakrament der letzten Oelung. Während nun die Priester und andere Gläubigen, welche sein Bett umgaben, eifrig für ihn beteten, verließ ihn plötzlich alle Besinnung; er gab kein Lebenszeichen mehr von sich und man hielt ihn für todt; nur ein ganz unbemerkbarer Athemzug bewies es, daß er noch nicht verschieden sei. In diesem Zustande ward er im Geiste zu einem unermeßlichen Gebäude geführt, dessen ganzes Innere einem feurigen Ofen glich. Als er sich demselben näherte, um besser hineinsehen zu können, schlug plötzlich ein Flammenwirbel heraus, der ihn erfaßte und trotz seines Widerstandes in den Feuerschlund hinein riß. Schon fühlte er sich verzehrt und verschlungen und erwartete den ewigen Tod, als er durch die Wirkung der göttlichen Güte, in einer Ecke des Gebäudes einen schmalen Gang bemerkte, der von einer vorderen Pforte zur hinteren führte und von Flammen gänzlich frei war. Bei diesem Anblicke fühlte er sich glücklich, denn er sah die Hoffnung vor sich, sich retten zu können. In dieser Absicht warf er sich zur Erde nieder und schleppte sich auf dem Bauche kriechend mit vieler Anstrengung bis zu jener Stelle hin, wo er freier athmen und den Ausgang erreichen konnte. Nun entsprang er dem schrecklichen Gebäude und fand sich einem prächtigen Palaste gegenüber, in welchem er bei seinem Eintritte eine hohe königliche Frau erblickte. Ihr Antlitz strahlte im Sonnenglanze; ihr Gewand funkelte wie Sterne in einer schönen Nacht; sie saß auf einem Throne voll Glorie. Eskilus, der sich ihr zitternd und noch ganz erschöpft von dem überstandenem Schrecken näherte,

bat sie inständig, ihm gnädig zu sein. Maria aber, denn dieß war die hohe Frau, die er nicht kannte, ließ ihn hart mit der Frage an, warum er so kühn gewesen sei, sich ihr zu nahen, und befahl ihm, unverzüglich in die Flammen zurückzukehren, welche für ihn bestimmt seien. Drei Männer umgaben die Mutter Gottes. Eskil kannte sie; es waren der Bischof von Hildesheim, der Dombechant des Kapitels der Stadt und ein Domherr. Auf diese Männer warf Eskil einen bittenden Blick und flehte sie an, bei der liebenswürdigen Frau fürzubitten. Sie thaten es mit allem Eifer und richteten die dringendsten Bitten an sie. Maria aber sprach mit noch immer ernstem Antlitz zu ihnen: Warum gebt ihr euch Mühe, für diesen jungen, verächtlichen Menschen zu bitten, der meines Schutzes ganz unwürdig ist! Doch die drei Fürsprecher hörten nicht auf, für Eskil zu bitten, da er noch so jung und nur deßhalb so unbesonnen sei; er werde auch versprechen, in der Folge sich zu bessern. Nun nahte sich Eskil selbst zitternd der Gottesmutter und flehte demüthig: O erbarme dich meiner, gütigste Frau! erbarme dich meiner, die du dich des ganzen Menschengeschlechtes erbarmest und verschließe mir Unglücklichen dein liebevolles Herz nicht. Gerne will ich von nun an dir dienen mein Leben lang und dich nächst Gott über Alles verehren. Ach, wenn mein Vater wüßte, welch großem Unglücke ich preisgegeben bin, so würde er nichts scheuen, mich zu retten und gerne würde er dir alles Gold und Silber seiner Schätze darbringen! Die seligste Jungfrau blickte ihn nun mit minder zornigen, ja fast mit wohlwollenden Blicken an und entgegnete: Wie, du glaubst dich durch eine reiche Gabe aus meinen Händen loszukaufen? Wenn du eine Sache von erträglichem Werthe hättest, so könntest du mich durch ihr Anerbieten vielleicht besänftigen. Bei diesen Worten konnte sich der Jüngling vor Freude kaum fassen und mit großem Vertrauen sprach er: Gewiß, gütigste Jungfrau, ich habe genug, mich loszukaufen, und bin gerne bereit, Alles zu thun, was deine Güte mir befehlen wird. Sei mir nur gnädig und schicke mich nicht zur ewigen Pein in jenes Feuer zurück, welchem ich entkommen bin! Hierauf erwiederte Maria: Wohlan, so will ich, daß du mir genau fünf Maß von fünf Gattungen Getreide gibst, von jeder Gattung eine Maß nämlich. Eine solche Bedingung konnte den Jüngling nur mit Freude erfüllen und er antwortete augenblicklich: O theuerste Frau! was du mir da auferlegst, erfreut mich unendlich und kann mir nur überaus angenehm sein; gerne will ich daher ein vollgerütteltes Maß dir darbringen. Nun wurde Eskil in Freiheit gesetzt, und es wurde ihm erlaubt, wieder gesund in's Leben zurückzukehren. Wie er hierauf die Augen öffnete, und die Sprache wieder gewann, erhob er sich im Bette und rief freudig aus: Gelobt sei Gott! ich bin befreit und werde nicht mehr brennen. Dir o heilige Mutter Gottes, sei Dank gesagt, daß du mich dem furchtbaren Feuerofen entrissen hast! Alle Umstehenden, welche den Jüngling von der Schwelle des Todes zurückkehren und so viel Freude bezeugen sahen, befragten ihn um den Grund hievon; längere Zeit konnte er aber nichts, als die Worte hervorbringen: Gott sei tausendmal gedankt, nun werde ich nicht brennen! Nachdem er diesen Ausruf mehrere Male wiederholt hatte, erzählte er den Anwesenden Alles, was

ihm begegnet war. Ein anwesender und in göttlichen Dingen wohlerfahrener Mann verkündete ihm, daß er Bischof werden würde und daß die fünf Maß Getreide fünf Klöster bedeuten, die er zu bauen habe. Eskil schwieg, dachte aber gar oft über das ihm Bevorstehende nach. Ein Umstand bewies ihm, daß sein Gesicht kein Traum gewesen, sondern das Werk Gottes war; denn es war ihm während seines Gesichtes geoffenbaret worden, daß seine drei damals noch lebenden Fürsprecher im Verlaufe dieses Jahres sterben würden, was auch geschah. Inzwischen reifte Eskil zum verdienstvollen Manne heran und wurde Bischof. Als solcher baute und stiftete er seinem Versprechen gemäß fünf Klöster zu Ehren der Mutter Gottes. Er lebte heilig, vertheidigte die Rechte der Kirche, duldete Kerker und Verbannung, ward zuletzt Mönch von Clairvaux und starb im Jahre 1181. Wunder verherrlichten sein Leben und seinen Tod.

Ein Sünder zur Hölle verdammt.

Der selige Kapuziner Pater Bartholomäus Cäsena führte vor seinem Eintritte in den Orden mit einem gleichgesinnten Kameraden ein äußerst liederliches und ausschweifendes Leben. Die göttliche Langmuth hatte lange Zeit dem wüsten Treiben und den unlauteren Handlungen dieser zwei Sündenfreunde zugesehen. Endlich kam für Einen plötzlich die Strafe, die dem Andern zur Warnung diente, ein anderes Leben zu beginnen. Bartholomäus legte sich eines Tages nach dem Mittagsessen, unbekümmert um das Heil seiner Seele wie immer, zur Ruhe nieder. Er schlief bald ein, jedoch er ruhte nicht lange, als folgender schrecklicher Traum ihn beängstigte. Es kam ihm vor, als befände er sich am Rande eines Abgrundes, aus welchem mit schrecklichem Geprassel Schwefelflammen emporloderten. Da sah er mehrere häßliche Menschen, wie sie seinen Kameraden ergriffen, und gewaltsam in jenes schaudervolle Feuer stürzten. Nun kamen auch die Männer an ihn, um ihn ebenfalls in den Feuerschlund zu werfen. In dieser äußersten Gefahr wurde er unfern von diesem gräßlichen Abgrund die schmerzerfüllte Mutter Christi gewahr und auf der andern Seite sah er unsern Herrn und Heiland selbst. Es war keine Zeit zu verlieren. Um sich diesen grimmigen Händen zu entwinden, läuft Bartholomäus unverweilt zu den Füßen Mariä und bat gar flehentlich um Gnade und Erbarmen. Allein Maria wies ihn zu seinem Herrn und Erlöser, um dort Gnade und Verzeihung zu erbitten. Zitternd vor Furcht und vom eigenen Gewissen deutlich belehrt, daß er keine Verzeihung verdiene, wagte er sich doch vor das Angesicht seines beleidigten Herrn und Gottes, der ihn als unwürdig seiner Gnade von sich stieß. In dieser entsetzlichen Lage, den Abgrund der Hölle vor sich, eilte Bartholomäus wieder zu den Füßen Mariä. Er fiel ihr zu Füßen, flehte und bat um Mitleid und Erbarmung. Und siehe — Maria nimmt ihn bei der Hand und führt ihn vor ihren göttlichen Sohn. Hier legte sie Fürsprache ein, gab aber auch dem armen Sünder einen mütterlichen Verweis, daß er keine Gnade verdient habe, allein sich jetzt bessern solle und schloß mit den Worten: Wisse, du hast zwar die Befreiung von der ewigen Strafe nicht verdient, dennoch, weil du täglich durch das Beten des Stabat

mater meiner erlittenen Schmerzen eingedenk warest, habe ich mich deiner erbarmt. In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre seines Gemaches, er wachte auf. Ein Bekannter brachte ihm die schreckliche Nachricht, daß vor beiläufig einer Viertelstunde der Genosse seiner Sünden erschossen worden sei. Diese betäubende Nachricht, der gehabte Traum, der noch ganz lebhaft ihm vor Augen stand, und dessen Schauer ihn noch durchrieselten, erschütterten die Seele des Bartholomäus, er erwachte zur Erkenntniß seines gottlosen Lebens. Er verließ die Welt, wurde Kapuziner und war unermüdet beschäftigt, durch Buße sein vergangenes Leben zu sühnen. Er starb gottselig 1592. Seine Hoffnung war Maria, die Schmerzensmutter.

Ein im Sarge Liegender verkündet seine Verdammniß.

Als der heilige Bruno in Paris studirte, erkrankte ein berühmter Meister an der Hochschule, wurde mit den heiligen Sterbsakramenten versehen und starb. Der Leichnam wurde nach damaliger Sitte unter zahlreicher Begleitung der Lehrer und Schüler in die Kirche getragen, wo drei Tage hinter einander für die abgeleibte Seele die kirchlichen Exequien gehalten wurden. Als man die Todtenvigil sang und der Geistliche die Worte las: Responde mihi etc. „Antworte mir!“ erhob sich der Todte zum Staunen der Anwesenden im Sarge und rief aus: „Ich bin angeklagt!“ Darauf legte er sich wieder nieder. Obwohl der Schrecken allgemein war, glaubte man doch nicht, das Gebet für den Verstorbenen unterlassen zu müssen. Als man des andern Tages den Gottesdienst fortsetzte und der Geistliche wieder die Worte sprach: Responde mihi etc., erhob sich der Todte wieder, rief mit kläglicher Stimme: „Ich bin verurtheilt!“ und legte sich nieder zur Ruhe. Das Entsetzen war noch größer, aber auch jetzt beschloß man, die Gebete fortzusetzen, denn man glaubte nicht, daß der Todte verdammt sei. Am dritten Tage wurde der Gottesdienst unter dem Zudrange einer ungemeinen Menge Volkes fortgesetzt und siehe, als der Geistliche abermals die Worte sprach: Responde mihi etc., erhob sich der Todte zum drittenmale und rief: „Ich bin verdammt!“ und sank wieder in den Sarg zurück. Alle Anwesenden ergriff Schauder und Entsetzen, am tiefsten aber sah sich Bruno ergriffen. Er versammelte seine Freunde, verließ mit ihnen die Welt, zog sich in eine Einöde zurück, gründete den Karthäuserorden, in welchem er heilig lebte und 1101 heilig starb.

In Rücksicht auf die verdienten Höllenstrafen büßen und geduldig leiden.

Ein Altvater in der inneren Wüste befliß sich viele Jahre der Enthaltsamkeit und aller geistlichen Uebungen gar eifrig. Einige Brüder, welche zu ihm kamen, bewunderten seine Beharrlichkeit und sprachen: Wie magst du doch diesen dürren und schmutzigen Ort ertragen, mein Vater? Er aber antwortete ihnen: Alle Anstrengung der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes beträgt noch nicht so viel, als eine einzige Stunde der verdienten Höllenpeinen. Darum müssen wir in dieser kurzen Lebenszeit anhaltend arbeiten und die

Leidenschaften unseres Leibes abtödten, damit wir in jenem zukünftigen und ewigen Leben die ewige Ruhe finden, welche nie ein Ende nimmt.

Ein wegen Nachläßigkeit im Dienste Gottes Verdammter.

Antonius, ein frommer Altvater, brachte siebenzig Jahre in seiner Zelle zu. Er hatte zehn Schüler und unter diesen einen nachläßigen. Der Altvater wies ihn oft zurecht und sprach zu ihm: Mein Bruder! habe Acht auf deine Seele; denn du mußt einst sterben und wenn du dich nicht besserst, wirst du verdammt werden. Der Bruder aber war immer gegen den Altvater ungehorsam und gab dessen Worten kein Gehör. Er starb endlich. Der Altvater betrübte sich sehr wegen seiner; denn er wußte, daß er in großer Nachläßigkeit und Sorglosigkeit aus dieser Welt gegangen sei. Er bat Gott um Offenbarung, wie es der Seele dieses Bruders nun ergehe. Da sah er in einer Verzückung des Geistes einen feurigen Fluß und in demselben eine große Menge Seelen, mitten darin aber den Bruder bis an den Hals in Flammen stecken. Der Altvater sagte: Siehe, mein Sohn, ich habe dich immer gebeten, für deine Seele Sorge zu tragen, um diese Flammen zu vermeiden! Der Bruder aber antwortete: Ich danke Gott, mein Vater! daß wenigstens mein Haupt Ruhe hat; denn durch deine Gebete stehe ich auf dem Haupte eines Bischofs.

Die Hölle hat Gott durch Naturscenen anschaulich gemacht.

Der heilige Franz Xaver bekehrte die Bewohner der Insel More zum christlichen Glauben. Sie waren aber äußerst roh. Ihre Insel enthielt feuerspeiende Berge. Um diese rohen Naturmenschen zu einem christlichen Lebenswandel zu vermögen, bedrohte er sie mit den ewigen Strafen und suchte eine Vorstellung der Hölle in ihnen zu erwecken. Er führte sie an den Rand jener gräßlichen Abgründe, aus deren Oeffnung große Massen glühender Steine, gleich Kugeln schweren Geschützes, hoch in die Luft geschleudert wurden. Hier, im Angesichte schwarzer Rauchwolken, welche, von sprühenden Flammen durchzuckt, das Tageslicht verdunkelten, erklärte er ihnen, welche furchtbaren Qualen nicht nur den Götzendienern und Muhamedanern, sondern auch den Christen selbst, welche nicht nach den Vorschriften des Glaubens leben, in feurigen Abgründen, wenn auch ganz anderer Natur, bereitet wären. So benützte er die schauerlichen Naturscenen, die sich ihm hier darboten, um in diesen rohen Menschen auf der ersten Stufe ihres Christenwandels, eine heilsame Furcht vor den Qualen der Verdammten zu erwecken. Es scheint, schrieb er später, Gott habe den Strafort der Verdammten auf gewisse Weise jenen Völkern durch Bilder anschaulich machen wollen, da ihnen sonst kein Begriff davon beizubringen gewesen wäre.

Wenn es eine Hölle gibt, sind die Ungläubigen zu beklagen.

Zwei französische Edelleute hatten während ihrer akademischen Studien die innigste Freundschaft geschlossen, nachher aber durch eine lange Zeit sich aus den Augen verloren. Einer von ihnen, der ein Offizier der königlichen Leibwache

und nebenbei nicht bloß ein eleganter Weltmann, sondern auch ein Ungläubiger, ein sogenannter starker Geist geworden, ging einmal über die neue Brücke in Paris, als ihm zwei Kapuzinermönche begegneten, von welchen der jüngere seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er trat näher hinzu, erkundigte sich um den Namen, den der Letztere vordem in der Welt geführt, und siehe da, der demüthige Jünger des heiligen Franziskus war sein Jugendgefährte, sein geliebter Schulfreund. So herzlich aber seine Freude war, so konnte er doch eine spöttische Bemerkung nicht unterdrücken. Mitleidig betrachtete er einen Augenblick den groben Ordenshabit, das rauhe Tuch, die von Riemen befestigten Sandalen; dann sprach er: Armer Freund! was für große Opfer hast du gebracht und wie sehr bist du zu bedauern, im Falle deine Erwartung getäuscht wird, wenn es nämlich kein Paradies, keinen Himmel, keine Seligkeit gibt! Der Kapuziner, der die Gesinnung seines lockeren Freundes durchschaute, blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Was mich anbelangt, sagte er, so habe ich, soweit ich die Welt kenne, in derselben jedenfalls nicht gar viel verloren. Sofern es aber einen Himmel und somit auch eine Hölle geben sollte, wie sehr, o Freund, wärest du dann zu beklagen!

Die Höllenpein ist keine Fabel.

Der Herr zeigte der heiligen Theresia in der Hölle den Ort, welchen sie erhalten haben würde, wenn sie in ihren üblen Gewohnheiten verharrt wäre; ja er ließ sie auch die Höllenpein fühlen. Plötzlich, erzählt sie, ohne zu wissen, wie, befand ich mich in der Hölle und es scheint mir unmöglich, das Gesehene und Erlittene zu vergessen, wenn ich auch viele Jahre leben sollte. Der Eingang kam mir wie ein langes enges Gäßchen vor, gleich einem sehr niedrigen, finsteren, engen Backofen. Am Boden befanden sich kothige, scheußliche Wasserpfützen, die einen Pestgestank ausdünsteten, und von Würmern und Ungeziefer wimmelten; am Ende war in einer Wand etwas, wie ein tiefes Loch, gleich einem Kasten, in den ich hineingepreßt wurde. Gegen den Schmerz, den ich darin empfand, war der Anblick noch ein Vergnügen. Es ist unmöglich, die Hölle zu beschreiben. In der Seele empfand ich ein solches Feuer, das man sich gar nicht vorstellen kann. Ich habe in meinem Leben viele Leibesschmerzen ausgehalten und nach der Aussage der Aerzte die größten, welche ein Kranker, wie ich, auf Erden leiden kann, weil sich in meiner Gicht die Nerven zusammen zogen. Nebstdem hat der Teufel mir Schmerzen gemacht; aber alles dieses war nichts im Vergleiche mit dem, was ich in der Hölle empfand, besonders, da ich sah, daß die Qualen ohne Ende, ohne alles Aufhören dauern würden. Das ist aber noch nichts gegen die Angst und Verzweiflung der Seele; die Seele zerreißt sich gleichsam selbst. Dieses innerliche Feuer, diese Verzweiflung, diese ungeheueren Schmerzen und Qualen sind nicht zu beschreiben. Zwar sah ich nicht, wer mich peinigte, empfand aber lebhaft, daß ich verbrannte, daß ich zermalmt wurde. Dieses innerliche Feuer und die Verzweiflung ist das Aergste. An diesem pestilenzialischen, hoffnungs- und trostlosen Orte kann man weder sitzen noch liegen; denn es ist kein Raum dazu da. Selbst die Wände,

schauderhaft anzusehen, ängstigen den Menschen und Alles, was da ist, preßt ihn zusammen und droht ihn zu ersticken; auch leuchtet kein Licht da, sondern Alles ist äußerste Finsterniß; trotzdem sieht man Alles das, was den Augen peinlich ist. — Später hatte ich ein anderes Gesicht, worin ich die Strafen und Peinen gewisser Laster sah; diese kamen mir zwar dem Anschauen nach noch schauderhafter vor, aber ich empfand diese Peinen nicht, wie jene, wo ich persönlich in der Hölle war und litt. Der Herr wollte mir zeigen, wovon mich seine Barmherzigkeit befreit habe. Das Sagenhören ist gar nichts gegen die wirkliche Empfindung. Es ist ein Unterschied, wie zwischen einem Gemälde und der Sache selbst. Wenn man sich auf Erden brennt, so schmerzt es sehr, aber es ist gegen jenes Feuer sehr wenig. Von jener Stunde an blieb ich voll Schrecken und bin es noch jetzt, wiewohl seitdem sechs Jahre verflossen sind. Wenn ich daran denke, so verläßt mich vor Furcht gleichsam die natürliche Wärme. Wenn ich in meinen Widerwärtigkeiten daran denke, so kommt mir Alles, was der Mensch hienieden leiden kann, wie Nichts vor; wir beklagen uns ohne Ursache. Im Vergleiche mit einem einzigen Augenblicke Leidens in der Hölle kommt mir alles Leiden im Leben leicht vor. Gepriesen seist Du, o Herr! Wie oft hast Du mich aus diesem so finsteren Gefängnisse erlöset und wie oft habe ich mich, gegen Deinen Willen, wieder auf's Neue in dasselbe gestürzt! Daraus entstand bei der heiligen Theresia ein großes peinliches Mitleid mit allen Sündern und Irrgläubigen und ein Verlangen, sie zu retten. Es wäre gut, wenn jeder Sünder eine Stunde lang persönlich die Höllenpein versuchen müßte!

Denke in Versuchungen an die Hölle.

Eine gewisse Lublias hatte zur Zeit der Christenverfolgung 178 unter Mark Aurel den Glauben verläugnet. Der Satan glaubte sie schon verschlungen zu haben, er wollte aber, daß sie durch eine Lästerung ihre Verdammniß besiegle; sie sollte nämlich die den Christen zur Last gelegten Verbrechen, nämlich thyestäische Mahlzeiten und ödipodische Vermischungen, bestätigen. Sie ward auf die Folter gespannt, kam aber dort wieder zur Erkenntniß und Reue ihrer Sünde, wie wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwachte. Sie gedachte unter der zeitlichen Pein mittelst der Folter an die ewige Höllenpein und sprach: Wie sollten die Christen Kinder essen, da sie nicht einmal das Blut unvernünftiger Thiere genießen dürfen. Sie gesellte sich wieder den Christen bei und ward eine Martyrin.

Die Schmerzen der Hölle sind schrecklich.

Vinzentius schreibt in speculo exemplorum: Zwei junge Leute machten sich das Versprechen, wer von ihnen zuerst stirbt, solle wieder kommen und dem Andern sagen, wie es geht. Bald hernach starb der Eine; am dritten Tage erschien er dem Lebenden und sprach: Kennst du mich? Ja, sagte dieser, ich kenne dich wohl; wo bist du so lange gewesen, wie siehst du so übel aus, wie geht es dir? Ich bin verdammt, antwortete der Andere, du kannst mir nicht

helfen, in Ewigkeit nicht; dabei strich er den Schweiß von der Stirne herunter und schmierte drei Tropfen dem Lebenden auf die Stirne, die bis in's Hirn hinein brannten wie geschmolzenes Blei; daraus, sagte er, kannst du abnehmen, was ich leide; in einem solchen Feuermeere brenne ich. Welcher Schrecken den Lebenden überfallen, ist gar leicht abzunehmen; aber er war sehr heilsam für ihn; denn er besserte sich und lebte ferner ohne Sünde.

Schwere Sünder kommen in die Hölle.

Zu Freising in Baiern hängt schon von undenklichen Zeiten her ein Menschenfuß unversehrt vor der Kirchthüre St. Sigismund. Die Veranlassung war diese: Aus der Nähe ging ein Bauer am Kirchweihtage nach Freising in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen; sein Nachbar aber stieg auf einen Kirschbaum hinauf. Der erste sagte zu ihm: Gehst du heute nicht mit mir in die Kirche? Nein, entgegnete er, ich will nicht einmal, daß mein Fuß in der Kirche zu Freising sei. Kaum hatte er ausgeredet, fiel ihm der rechte Fuß wie abgehackt vom Baume hinunter. Der Nachbar, der unter dem Baume stand, trug ihn sogleich nach Freising und erzählte dem Pfarrer die Gotteslästerung und die gleich darauf erfolgte Strafe. Auf dieses wurde der Fuß vor der Kirchthüre aufgehängt. Solche Gotteslästerer und ähnliche schwere Sünder kommen in die Hölle. Wenn sich dieser Lästerer nicht gebessert hat, so brennt er in der Hölle.

In der Hölle ist nichts zu hören, als Wehklagen und Gotteslästerung.

Mendoza schreibt, Gott habe einem heiligen Manne einst die Hölle gezeigt. Wie dieser nun die Peinen betrachtete, haben die Teufel mit wildem Getöse einen eben jetzt Verdammten hereingeführt. Die Teufel banden ihn Anfangs mit feurigen Ketten, dann legten sie ihn auf ein feuriges Bett, rufend: er sei müde. Nach diesem goßen sie ihm Feuer und Schwefel in's Maul, sodann forderten sie ihn auf, ein hübsches Lied zu singen, dessen er bewußt wäre, oder Schnacken und unzüchtige Dinge, die er auf der Welt gesungen. Er entschuldigte sich, er könne nicht singen, der Hals sei voll Schwefel und Feuer. Du mußt singen, sagten sie, du wirst ja deine sauberen Lieder nicht schon vergessen haben; sing von der grünen Au, von der verliebten Frau, von der wilden Sau, vom Mailüftchen. Singen kann ich nicht, entgegnete er, aber heulen und klagen. Nun so sang an: Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin, verflucht Vater und Mutter, die mich schlecht erzogen haben, verflucht sei Gott der Vater, der mich erschaffen, der Sohn, der mich erlöset, der heilige Geist, der mich geheiliget hat. — Wer erschrickt nicht über solche gotteslästerische Flüche! Dieß ist der Lohn für alle Unzüchtigen und Bösen, Gotteslästerischen auf Erden!

Die Sünder haben mit allem Grund die Hölle zu fürchten.

Beda Venerabilis erzählt: Ein Mann in Northumbrien starb am Abend, kehrte aber gegen Morgen wieder in's Leben zurück. Er sagte seinen erschrockenen Aeltern, daß er darum wieder lebendig geworden sei, um ein von seinem früheren ganz verschiedenes Leben zu führen. Er vertheilte seine Güter unter die Armen und nachdem er in der Pfarrkirche seine Beichte verrichtet hatte, schloß er sich in ein Kloster ein, wo er seine Tage in strengster Buße zubrachte. Wenn Leute zu ihm kamen, redete er mit ihnen von dem, was er in der andern Welt gesehen und empfunden hatte, von den Qualen des Fegefeuers und der Hölle so schauerlich, daß die bloße Erzählung alle Gemüther erschreckte. Während der größten Kälte hielt er sich stundenlang im gefrornen Flusse auf und sang Psalmen; auf die Frage, wie er das aushalten könne, sagte er: Ich habe jenseits größere Kälte ausgestanden. Bald sengte er eine Hand oder einen Fuß im Feuer, und sagte: Ich habe dort ein heftigeres Feuer empfunden; bald geißelte er sich mit stachlichten Dörnern oder wälzte sich darin herum, daß er am ganzen Leibe blutete und sagte: Ich habe dort ganz andere Schmerzen empfunden. Ach wie schmerzlich müssen doch die Peinen der Hölle sein! Sünder, denke oft daran, denn du hast sie sehr zu fürchten!

Der ernste Gedanke an die Hölle ist außerordentlich nützlich.

Fulko, ein freier ungebundener Weltmensch, konnte einst des Nachts in seinem weichen Federbette nicht schlafen. Holla, denkt er, kommt es dir so hart an, im weichen Federbette einige Stunden schlaflos zuzubringen, wie wirst du es denn einst auf den glühenden Kohlen der Hölle eine ganze Ewigkeit hindurch aushalten können? Statt diesen ernsten Gedanken, der ihm so von selbst, eigentlich von Gott kam, zu verscheuchen, hing er ihm vielmehr mit aller Aufmerksamkeit nach und dieser Gedanke bewog ihn, seinen Lebenswandel zu ändern und in ein Kloster zu gehen.

Der Anblick der Teufel in der Hölle ist schrecklich.

Ein Ordensgeistlicher kam zum Sterben und rief mit erschrecklicher Stimme: Verflucht sei die Stunde, in welcher ich den heiligen Ordenshabit angelegt! Weiter redete er nichts. Nach einer kurzen Zeit sagte er mit fröhlichem Gesichte und lachte: Gebenedeit sei die Stunde, in welcher ich in den Orden getreten und gebenedeit sei die allerseligste Jungfrau Maria, welche ich allezeit geliebet! Nach diesen Worten schwieg er abermals. Später bekannte er, daß ihm schreckliche Teufel erschienen seien, so daß er vor Schrecken die Stunde seiner Einkleidung verflucht; und wenn hier ein mit Schwefel und geschmolzenem Erz gemischtes Feuer wäre, und ich hätte die Wahl, entweder die Teufel nochmals zu schauen, oder von einem Ende der Welt bis zum andern durch dieses Feuer zu gehen, so würde ich lieber durch's Feuer gehen; mir kam aber die Königin des Himmels zu Hilfe und vertrieb die höllischen Larven; darum habe ich vor Freude gelacht.

In die Hölle kommen leider sehr Viele.

Ein Doktor der Sorbonne in Paris erschien am zweiten Tage nach seinem Tode dem Bischof und sagte ihm, daß er verdammt sei. Der Bischof fragte ihn, ob er seine vorige Wissenschaft noch besitze? Der Geist antwortete: Ich weiß nichts, als daß ich verdammt bin wegen der Wollüste und weltlichen Ehren. Darnach fragte er den Bischof, ob die Welt noch stehe? Und da ihn der Bischof fragte, warum er es wissen wolle, antwortete er: Es sind seit der Zeit meines Absterbens so viele Leute in die Hölle gekommen, daß ich schwerlich glauben kann, daß so viele Menschen in der Welt waren. Darnach verschwand er mit Gestank.

Von einem Kanzler zu Paris wird gemeldet, daß er bei allen Menschen so beliebt war, und daß, wenn er von geistlichen Dingen redete, auch Geistliche zu ihm kamen, um sich zu erbauen. Der Bischof besuchte ihn öfters in seiner Krankheit und sprach: Wenn ich dir noch zu gebieten habe, so befehle ich, dreißig Tage nach deinem Tode zu mir zu kommen und mich über deinen Zustand zu belehren. Der Kanzler starb bald darnach und erschien dem Bischof am dreißigsten Tage, als er eben allein auf seinem Zimmer war; der Verstorbene war mit einer schwarzen Kappe bekleidet, gab Gestank von sich und sagte: Ich stelle mich dir gegenwärtig, wie du gesagt hast. Darüber entsetzte sich der Bischof Anfangs, dann fragte er, wo er sei? Der Geist antwortete: Ich bin verdammt, weil ich meine Wissenschaft nicht zur Ehre Gottes, sondern zu meiner Ehre verwendet habe, und wenn ich die Mutter Gottes mit herrlichen Lobsprüchen erhob, so habe ich nach eitler Ehre gefischt; nebstdem habe ich nach fleischlichen Wollüsten getrachtet. Dann fragte der Geist: wie viele Jahre seit seinem Tode verflossen seien? Als der Bischof antwortete: Heute ist erst der dreißigste Tag; da seufzte er jämmerlich: Wehe, wehe uns in der Hölle! Wir haben vermeint, der letzte Gerichtstag sei schon gehalten worden, indem wir gesehen, daß die Seelen gleich dem dichten Schnee in die Hölle gefallen sind! Hierauf verschwand er mit Gestank.

Hungersnoth.

Eine Hungersnoth Folge des Krieges.

Nach Abzug der Truppen im dreißigjährigen Kriege in Frankreich kamen die Menschen aus den Wäldern zurück, in welchen sie sich verborgen hatten, trafen aber zu Hause Alles verwüstet an und hatten nichts, um sich gegen den Hunger und gegen das Ungemach des Wetters zu schützen. Besonders schlimm war es für Kranke und schwache Greise. Beinahe ohne Pflege lagen sie auf halbverfaultem Stroh zwischen den Mauern ihrer abgebrannten Häuser. Ohne Rücksicht auf das darin aufbewahrte allerheiligste Sakrament waren beinahe alle Kirchen entheiliget, die heiligen Gefäße geraubt, die Priester mißhandelt, vertrieben, getödtet. Von den Häusern ist nichts mehr übrig als der Schutt. Die Saaten wurden verwüstet, die Erde blieb unbebaut. Hunger und tödtliche Seuchen waren allgemein und Leichname lagen unbegraben umher, eine Speise

der Wölfe. Die Leute, welche das Elend überlebten, sammelten auf den Feldern unreife Früchte, von deren Brod sie krank wurden. Sie verbargen sich in Hütten und Schluchten, wo sie auf der bloßen Erde hingestreckt dalagen, ohne Hemden, ohne Kleidung, höchstens mit Hadern und Lumpen bedeckt. Ihre Gesichter sind finster und häßlich, doch sind sie bis zur Verwunderung geduldig. Ganze Striche Landes waren entvölkert; die Bewohner, welche dem Tode entrannen, suchten ihr Leben in fremden Ländern zu fristen. Der Ueberrest bestand aus Kranken, Waisen und armen Wittwen, die mit ihren Kindern der Strenge des Hungers, der Kälte und allen Gattungen Elends ausgesetzt sind. Der Hunger war so groß, daß Leute Koth aßen und wie Thiere auf dem Felde grasten; sie rißen die Rinde von den Bäumen ab, ja sie aßen sogar die Lumpen, womit sie bedeckt waren. Das Allerschrecklichste war, daß sie sich selbst das Fleisch von den Armen und Händen abnagten und zuletzt in Verzweiflung dahinstarben. Dieser elende Zustand dauerte in den Provinzen Picardie und Champagne beinahe zehn Jahre.

Hungersnoth als Strafe Gottes für die Christenverfolgung.

In den Tagen des römischen Kaisers Markus Aurelius vertrocknete der Boden, die Quellen versiegten, der Himmel verweigerte seinen fruchtbringenden Regen. Es entstand eine Hungersnoth, die unter Commodus fortdauerte. Während man unter Kaiser Valerian die Christen lebendig verbrannte, brachte eine lange Dürre die Hungersnoth über die Provinzen. Alle Flüsse, selbst der Nil, vertrockneten bis auf den Grund ihrer Bette, die Städte hatten kein Wasser, oder schmutziges, kothiges. Hitze, Hungersnoth und die daraus entstandene Pest traten auf eine erschreckende Weise auf und trafen das ganze römische Reich. Da in vielen Gegenden der Pöbel die Christen verfolgte, so strafte Gott besonders diesen Pöbel durch die Hungersnoth. Unter Diokletian herrschte gleichfalls eine Hungersnoth; eine Maß Weizen kostete damals zweitausendfünfhundert attische Drachmen. Mehrere waren durch die Noth gezwungen, ihre Kinder als Sklaven an die Reichen zu verkaufen, um einige Nahrungsmittel zu erhalten. Andere verkauften nach und nach ihre Ländereien, und geriethen in die äußerste Armuth. Damen von Stand bettelten um ein Almosen; viele fielen vor Hunger auf den Straßen um und diese lebendigen Skelette flehten die Vorübergehenden um ein Stück Brod an. Auch griff die Pest Alle an und in jedem Hause lagen zwei oder drei Glieder der Familie. Das waren Strafen Gottes für die Heiden wegen der Christenverfolgung.

Hurerei.

Hurerei ist unter den sieben Hauptsünden die allgemeinste.

Eine alte mystische Allegorie erzählt: Es sei dem Teufel einst eingefallen, ein Weib zu nehmen, um sein Geschlecht zu mehren. Mit ungemeiner Liebe habe er sich daher zur Gottlosigkeit gewendet und nachdem er sie zur Gattin sich erwählt, habe sie ihm sieben Töchter geboren. Als sie nun mannbar geworden, beschloß er, sie den Menschen zu verbinden, um sie in seine Freundschaft

aufzunehmen. Darum gab er die älteste, die Hochmüthigkeit, den Mächtigen auf Erden, den Adeligen und Solchen, die durch Ansehen, ein Amt oder ihren Besitzstand vor den Andern ausgezeichnet sind, zur Ehe. Die nächstfolgende, die Geizigkeit, wurde von ihm den Geldreichen, Kaufleuten und Wechslern vermählt. Die dritte, die Untreue, fiel den Bauern, Taglöhnern, Söldlingen und dem gemeinen Volke; die heuchlerische Gleißnerei aber den Priestern und Leuten zu Theil, die durch Heiligkeit glänzen wollen. Die Neidigkeit theilte er darauf den Künstlern und Handwerkern zu, damit sie dieselben zu stetem Streit und Zank verhetze. Die Eitelkeit, die schmuckste unter allen, die sechste in der Ordnung, hielt sich, wie natürlich, zu den Frauen. Die siebente, die Hurerei, war nur noch allein im Vaterhause zurückgeblieben. Er dachte nach, wem er sie am liebsten gönnen wolle; wurde aber zuletzt mit sich einig, sie Keinem zuzutheilen, sondern sie lieber bei sich zu behalten und sie Allen gemein zu machen; so daß, wenn Jemand sie wolle, er sie bei ihm zu suchen habe. Er hatte bei dieser Anordnung auf ungemeinen Zuspruch und großen Andrang mit Gewißheit gerechnet und irrte sich nicht, wie die Erfahrung seither ausgewiesen. Und es ist so, wie es hier bildlich ausgesprochen ist. Während die andern Leidenschaften und Laster sich mit einer gewissen Vorliebe an Stände und Geschlechter hängen, ist der Hang zur Hurerei allen gemein. Und durch dieses Laster macht sich der Teufel die Menschen zu seinen Leibeigenen.

Hurerei macht dem Teufel unterthänig.

Während der Predigt des heiligen Vinzentius Ferrerius war einer der Zuhörer besessen worden. Er fing mit einem großen Schreie an, dann begann er zu tanzen und zu singen; dann lachte und weinte er abwechselnd, heulte sofort nach Art der Wölfe, fiel darauf wie todt zur Erde, schäumte aus Mund und Nase, stand wieder auf und machte viele andere wundersame Bewegungen. Vinzenz, dieß schauend, gebot dem Volke Ruhe; dann, zu dem Teufel sich wendend, rief er: Vermaledeiter, verstumme und rühre dich nicht, bis ich die Predigt geendet. Der Besessene stand sogleich ruhig und unbeweglich, sah ihn, so lange er redete, starr an, und verschlang alle seine Worte. Als die Predigt zu Ende ging, setzte das Treiben sich wieder fort. Vinzenz geht zu ihm und beschwört ihn, daß er sage, wie er in diesen Menschen gekommen. Der Teufel erwiederte: Dieser hielt eine Hure in seinem Hause, die deiner heilsamen Ermahnungen wegen sich bekehrt und ihn verlassen hat; darum haßt er dich und Alle, die dir folgen, redet dir Uebles nach und ist nur hier, um etwas auf dich zu finden. Darum laß mich ihn peinigen, bis ich dich gerächt habe! Der Heilige aber befreite ihn und derselbe lag eine Stunde wie todt an der Erde.

Hurerei straft Gott mit Noth.

Es war vor fün Jahren, als unter dem Namen „die Mariahilfer Leni" eine junge Wienerin durch ihre blendende Schönheit in gewissen Kreisen großes Aufsehen erregte. Das Mädchen zählte hohe Persönlichkeiten zu ihren Verehrern

und diese legten ihr Summen zu Füßen, daß sie oft an Einem Tage Hunderte vergeudete. Das Mädchen führte ein ganz zügelloses Leben, bis sie im Jahre 1863 am Typhus erkrankte und da sie nicht nur keine Ersparnisse, sondern sogar noch Schulden hatte, wurde sie in einem Spitale unentgeldlich verpflegt. Von dort entlassen, lebte sie eine Zeit lang von Almosen, denn ihre Schönheit war verschwunden. Da zeigte sich wieder der Edelmuth eines Wiener Fiakers, mit dem sie in ihren guten Tagen oft gefahren war. Er begegnete der Verlassenen eines Tages, nahm sie zu sich und ernährte sie vollständig, bis die ehemals gefeierte Schönheit im September 1866 einem Schlaganfalle erlag und starb. Keiner der früheren Verehrer kümmerte sich um sie, keiner wollte sie mehr kennen. Dieß ist die Strafe Gottes und das Loos aller solcher Schönen, die Unzucht treiben.

Hurerei führt zur Heuchelei, Gotteslästerung und Verdammniß.

In Spanien fand sich ein ausschweifendes Mädchen, dessen großer Leib sattsam zu verstehen gab, daß sie die Jungfrauschaft abgelegt habe, welches sie aber fest läugnete. Ihre Mutter nahm sie mit sich auf die Wallfahrt zu einem Marienbilde, wo ein berühmter Brunnen war, darin unterschiedliche Krankheiten geheilt wurden. Die Mutter hieß die Tochter in den Bach treten und sagte dabei: Meine Tochter, ich glaube, du bist keine Jungfrau mehr, indem ich aus vielen Umständen wahrnehme, daß deine Leibesgeschwulst von Unkeuschheit herrühre. Was, schrie das Mädchen, ich bin so gut eine Jungfrau, wie die Mutter Gottes eine ist. Kaum hatte sie diese Lästerworte gesprochen, so versank sie; die Mutter ergriff sie bei den Haaren, diese blieben ihr in der Hand zurück, die Tochter aber versank in die Erde.

Jesuiten.

Jesuiten werden von Irrgläubigen und Freidenkern gehaßt.

In Prag traten im Jahre 1866 eigenthümliche Erscheinungen zu Tage. Es herrschte dort eine, durch die mit den Preußen angekommenen Protestanten erzeugte, große Aufregung gegen die Jesuiten, die sich seit kurzer Zeit dort angesiedelt haben. In der Nacht des 31. August 1866 waren von unbekannter Hand auf die Außenmauern der Jesuitenkirche allerhand Galgen gezeichnet worden, an welchen Jesuiten im vollen Ornate hingen. Diese Karikaturen lockten am Morgen eine große Menschenmenge an und viele, wahrscheinlich von den Preußen bezahlte feile Pflastertreter riefen öfters böhmisch: Tod den Jesuiten! Tod den Henkern der böhmischen Nation! Dann lief auch die deutsche Vormittagspredigt in der Jesuitenkirche nicht ohne Störung ab und Nachmittags, als ein Pater in böhmischer Sprache predigen wollte, erhob sich, von einigen bekannten Unruhstiftern hervorgerufen, ein solcher Tumult, daß der Prediger die Kanzel verlassen mußte. Nun haben zwar die ehrwürdigen Väter ihre Predigten zestellt, doch ist die Bevölkerung Prags über diese Skandale ungeheuer aufgeregt und man wünscht daher doppelt den baldigen Abzug der

preußischen Hetzer. Die Exzesse gegen die Jesuiten haben nun die strengsten Maßnahmen der Behörden veranlaßt.

Jesuitenhaß ist ganz grundlos und macht lächerlich.

Ein Schriftsteller erzählt: Im Jahre 1855, als der Kirchenstreit im Großherzogthum Baden noch in der Schwebe war, fuhr ich per Post mit einem anständigen, gebildeten Herrn, der ein Beamter zu sein schien, in's Herz der schwarzwälder Uhrenindustrie. Da mein Reisegefährte an meiner schwarzen Uniform den katholischen Geistlichen erkannte, so lenkte er das Gespräch auf die damaligen brennenden Fragen des Kirchenstreites, dann auf die Unterscheidungslehren der Katholiken und Protestanten und schließlich auf den Jesuitenorden. Weil der Herr sehr bescheiden war, von der Religion überhaupt mit Ehrfurcht redete und sich in vielen Punkten berichtigen und belehren ließ, besprach ich manche der heikelsten und am meisten angefochtenen Punkte bis in's Detail, besonders die Angriffe auf den Jesuitenorden. Als ich mich bei Erwähnung der schreienden Ungerechtigkeiten, die diesem Orden bei seiner Aufhebung widerfahren waren, ganz in Eifer redete, sah mich der Herr öfters neugierig und fragend von der Seite an und unterbrach den Fluß der Rede mit den Worten: Habe ich die Ehre, vielleicht selbst mit einem Jesuitenpater zu reden? Wahrscheinlich, erwiederte ich ihm, haben Sie in Ihrem Leben noch kein solches Monstrum zu Gesichte bekommen, denn man sieht's Ihnen wahrlich an, daß Sie von Herzen froh wären, so leichten Kaufs einmal ein Exemplar von diesen schrecklichen Lindwürmern zu sehen und mit Muße betrachten zu können. In der That, Sie haben Recht, entgegnete der Herr, ich habe noch keinen Jesuiten gesehen und da Sie so warm diesen Orden vertheidigen, so glaubte ich, in Ihnen einen Jesuiten zu erblicken. Sie entschuldigen; ich bin kein Ordensgeistlicher und kein Jesuit, sondern ein gewöhnlicher Landpfarrverweser, und habe den Jesuitenorden schon aus dem Grunde vertheidigt, weil es allgemeine Christenpflicht ist, sich des Angegriffenen, der nicht gegenwärtig ist und sich nicht vertheidigen kann, anzunehmen; und aus dem ferneren Grunde, weil Jesuiten, Priester und katholische Laien solidarisch miteinander verbunden sind. Jeder wahre Christ ist ein Jesuit, d. h. ein Schüler Jesu. Wir tragen nur getrennt die beiden Namen des Sohnes Gottes, wir heißen bloß Christen, jene aber, als Ordenspersonen: Jesuiten, zur Unterscheidung von anderen Orden. Die Jesuiten sind Christen, wie wir; wir haben ganz dieselbe Glaubens- und Sittenlehre, dasselbe geistliche Oberhaupt, dasselbe Ziel, dieselben Mittel. Und wenn Sie wünschen, einen Jesuiten zu sehen, so stellen Sie sich, sobald Sie zu Hause angekommen sein werden, vor den Spiegel und, sofern Sie ein eifriger, gläubiger, überzeugungstreuer Sohn unserer heiligen Kirche sind, so haben Sie die Ehre, einen echten Jesuiten zu sehen, einen Jesuiten ohne Tonsur und Cingulum. Nehmen Sie meine Bemerkungen und Einwendungen nicht ungütig, Herr Pfarrverweser! sagte entschuldigend der Herr. Wissen Sie, unser Religionsunterricht war auf den Studieranstalten seiner Zeit sehr mangelhaft; er wurde nur so nebenher ertheilt und ohne in uns ein lebhaftes Interesse zu erwecken.

Es kommt darin so viel Heidnisches vor, daß das Bischen Katechismus und anerzogene Christenthum vom älterlichen Hause her gänzlich untergeht. Später, wenn einmal das Kanzleileben beginnt und zu Hause die Kinder, greift man selten mehr zum Katechismus. Siehe, das war noch ein nobler Feind der Jesuiten; die Andern werfen gleich mit Prügeln drein und schreien: Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Jesuit!

Jesus.

Vor Jesus dem göttlichen Richter wird Jeden, auch den Gerechten, Furcht und Angst befallen.

Jesus heißt der Löwe aus dem Stamme Juda. Wie wird uns sein, wenn wir Ihn im Tode und beim allgemeinen Gerichte mit unseren Augen zum erstenmale, als Richter, in großer Macht, Herrlichkeit und göttlicher Majestät erblicken werden? Wird nicht selbst der Gerechte bangen und zittern? Wie wird aber dem Sünder zu Muthe sein, wenn Jesus mit ihm das Gewissen erforschen, wenn er aus Seinem Munde nicht nur Verweise, sondern das schreckliche und unwiderrufliche Verdammungsurtheil vernehmen wird: Weiche von mir, du Verfluchter, in das ewige Feuer! Womit will er sich entschuldigen? An wen will er appelliren? O es wird ein Grausen sein, ähnlich dem, in welches ein Mensch geräth, oder welches die Thiere befällt, wenn sie das Brüllen des Löwen hören und den Furchtbaren plötzlich in der Nähe sehen. Seine fürchterliche Stimme erschüttert eine Stunde umher die Luft, so daß man die Erschütterung stark in der Brust fühlt; alle Thiere des Waldes zittern dann schon, sein Anblick aber bringt sie völlig aus der Fassung und macht sie unfähig zur Flucht; denn wenn er seine Mähne schüttelt, den Schwanz in die Höhe reckt, dann mit demselben den Boden schlägt, sich wohl auch auf die Hinterbeine erhebt, so kann man ihn ohne Grausen und Entsetzen nicht ansehen. Aehnlich wird den Sündern zu Muthe sein, wenn sie Jesum, ihren beleidigten Herrn und Richter zum erstenmale erblicken, um von Ihm gerichtet und verworfen zu werden. Versöhne dich bei Zeiten mit Ihm, damit Er dir nicht als der fürchterliche Löwe aus dem Stamme Juda, sondern als das sanfte Lamm Gottes erscheint!

Aus Liebe zu Jesu sollen wir gerne leiden.

Aus Liebe Jesu sollen wir gerne leiden, nicht nur, was Er uns zu unserem Heile an Trübsalen auferlegt, sondern auch das, was die Ausübung Seiner heiligen Religion Beschwerliches mit sich bringt. Ist Er weniger unserer Liebe werth, als Brutus der Liebe seines Weibes Porcia? Als Brutus der Verschwörung gegen Cäsar beigetreten war, merkte Porcia aus den ängstlichen Tönen, die ihr Mann im Traume ausstieß, sehr bald, daß er etwas auf dem Herzen habe, und doch entdeckte derselbe ihr nichts. Das kränkte sie, zugleich befürchtete sie, er möge vielleicht etwas vorhaben, das sein Leben in Gefahr bringe, und — wenn Brutus todt ist, dachte sie, kann ich auch nicht mehr

leben! bin ich denn auch stark genug, das Leben fahren zu lassen? Sie versuchte es. Mit einem Scheermesser schnitt sie sich in die Hüfte, ganz tief, bis auf den Knochen, und wirklich — sie konnte es, ohne einen Laut von sich zu geben. Aber sie erblaßte, bekam ein Fieber und mußte in's Bett gebracht werden. Hier eilte Brutus herbei, verwundert, was ihr zugestoßen sei. Ich habe versucht, sagte sie, ob ich wohl einst mit dir sterben kann; siehe her! Brutus erstaunte, als er die tiefe Wunde erblickte und entdeckte ihr das ganze Geheimniß, daß es im Werke sei, den Cäsar zu tödten. Ist Jesus unserer Liebe nicht in weit höherem Grade werth, als Brutus der Liebe Porcia's? Also aus Liebe zu Ihm wollen wir Alles geduldig ertragen, was Seine heilige Religion mit sich bringt.

In der Geburt Jesu offenbart sich die unendliche Liebe und Herablassung Gottes.

Wir lesen, daß Könige und Fürsten, Kaiser und Kaiserinen, freiwillig, von Liebe und Barmherzigkeit gedrungen, Spitäler besuchten, Krankenwärtersdienste verrichteten, den Kranken Arznei reichten, das Bett machten und auflockerten, ihre Wunden reinigten und verbanden. Das war große Liebe und Herablassung! Welcher Kranke durfte sich so einen hohen Besuch ausbitten, daran denken und darauf hoffen? Wie mußten die armen Kranken überrascht sein, das in der Wirklichkeit an sich zu erfahren, was sie sich nicht zu denken getrauten? Kaiser Franz begegnete einmal dem Leichenbegängniß eines armen Mannes; es folgte Niemand, als die Wittwe mit ihren Kindern. Wie hätte die Wittwe sich erkühnen dürfen, den Kaiser um Begleitung der Leiche zu bitten? Sie konnte das nicht einmal denken. Aber siehe, der Kaiser ließ halten, stieg aus dem Wagen, ging zu Fuß hinter der Leiche, und betete sogar mit den Anderen. Wie freudig überrascht mußte die Wittwe sein, eine solche Liebe des Kaisers zu einem armen Unterthanen und solche Herablassung zu sehen! War es ein Wunder, wenn sich ihm alle Herzen in Liebe zuwendeten? Was ist aber diese Liebe und Herablassung gegen die Liebe und Herablassung Gottes in der Geburt Jesu Christi? Der Kaiser ist und bleibt ein Mensch, wie seine Unterthanen; Gott aber ist Gott und Er wurde ein Mensch, Er wurde ein Kindlein! Gott ist geboren worden! Wer hätte je das denken und hoffen dürfen? Was allzukühn gewesen, nur zu denken, geschweige zu hoffen, das sehen wir in Bethlehem verwirklicht. Hier liegt Gott in der Krippe, der allmächtige Schöpfer und Herr der Welt ist ein kleines Kindlein! O du liebenswürdiges Kindlein, was hat dich zu dieser unermeßlichen Herablassung bewogen? Die Liebe und Barmherzigkeit! Sollen wir nicht in Liebe erglühen gegen einen so guten herablassenden Gott! Gott ist geboren! Gott ist ein Mensch, Gott ist ein Kindlein geworden! Gott liegt in der Krippe!

Wir sollen der Liebe und Leiden Jesu immer eingedenk sein.

Tigranes, König von Armenien, befand sich als Gefangener sammt seiner Gemahlin am Hofe des persischen Königs Cyrus. Einst fragte ihn Cyrus:

Welches Lösegeld er für die Befreiung seiner Gattin zu geben bereit wäre? Tigranes erwiederte: Wenn es noch mein wäre, mein ganzes Königreich; nun, da es mir genommen ist, brächte ich für sie willig mein Blut und Leben dar. Tiefgerührt durch diese Antwort, gab Cyrus Beiden die Freiheit und das Reich zurück. Da wollte einst Tigranes von seiner Gemahlin hören, was sie von der Herrlichkeit des persischen Königs dächte und ob sie die Pracht des Hofes beobachtet habe. Sie antwortete: Von der Zeit an, als wir in Gefangenschaft geriethen, habe ich weder meine Gedanken, noch meine Blicke auf etwas Anderes gewendet, als auf Jenen, der bereit war, auch mit seinem Blut und Leben mich loszukaufen. Sie war ihrem Gemahl schon für seine Worte dankbar. Jesus hat aber Sein Blut und Leben in der That für uns gegeben; also seien wir Seiner Liebe stets eingedenk!

Die Betrachtung des bitteren Leidens Jesu bewirkt Reue und gute Vorsätze.

Wenn der Mörder nicht gestehen will, läßt man seine Hand auf die Wunden des Erschlagenen legen; dieser Anblick, diese Berührung erschüttert ihn, erregt Grauen, Furcht, Gewissensbisse; er erbleichet, zittert, gesteht. Aehnlich wirkt die Betrachtung des Leidens Jesu auf Reue, Zerknirschung und gute Vorsätze; denn wir müssen uns sagen, daß wir Seine Peiniger und Mörder gewesen und daß jede Sünde eine Art Einwilligung in Seine Mißhandlung und eine Art Fortsetzung Seiner Kreuzigung sei.

Das Leiden Jesu sagt den unbußfertigen Sündern, was ihnen bevorstehe.

Der alte preußische Feldherr Dessauer ließ neuangeworbene Rekruten zuweilen gleich beim Eintritt in das Heer tüchtig durchprügeln. Wenn dieselben mit Verwunderung nach der Ursache dieser Strafe fragten, so erwiederte er ihnen: Merkt euch dieses, ihr Hallunken, so viel kriegt ihr schon, da ihr noch nichts gethan habt; ihr könnet daraus abnehmen, wie strenge euere Strafe sein wird, wenn ihr einmal etwas gethan habt. Solche unmenschliche Späße machte er sich oft. — Dasselbe sagt Jesus vom Kreuze herab zum unbußfertigen Sünder. Wenn ich, der Sohn Gottes, so viel leiden mußte, um als Unschuldiger für fremde Sünden genug zu thun, so kannst du daraus abnehmen, was dir in der Ewigkeit aufgehoben ist, wenn du dich nicht besserst? O sagen wir uns dieß jedesmal, so oft wir das Bild des Gekreuzigten erblicken!

Jesu Gegenwart im allerheiligsten Altarssakramente durch ein Wunder dargethan.

Zum heiligen Bernhard brachte man einst eine besessene Frau; er ließ sie von starken Männern in die Kirche führen und festhalten, während er die heilige Messe las. Als das Paternoster nach der Wandlung vorüber war, nahm er den heiligsten Leib und das Blut Jesu und hielt es der Besessenen über dem Haupte, indem er sprach: Böser Geist! siehe hier deinen Richter,

siehe hier den Allmächtigen. Bei der furchtbaren Macht dieser anbetungswürdigen Majestät befehle ich dir, höllischer Geist, den Leib dieser Dienerin Gottes, den du nie hättest betreten sollen, zu verlassen. Augenblicklich wich er und das Weib fiel dem Heiligen dankbar zu Füßen.

Wir sollen uns Jesum in Allem zum Vorbilde nehmen.

Ein zehnjähriges Mädchen, Namens Dorothea, wurde in eine Erziehungsanstalt zu einer tugendhaften Lehrerin geschickt. Hier blieb sie zwei Jahre und machte bewunderungswürdige Fortschritte in der Frömmigkeit. Alle Rathschläge ihrer liebevollen Erzieherin bewahrte sie in ihrem Herzen, besonders aber jenen, sich bei allen ihren Handlungen unsern Heiland zum Vorbilde zu nehmen. Als Dorothea im Alter von zwölf Jahren ihrer Mutter zurückgegeben wurde, ward sie das Muster und die Freude ihrer ganzen Familie; sie sprach wenig, aber stets in angemessener Weise. Immer zufrieden, immer eine gleichmäßige Gemüthsstimmung zeigend, bei der Arbeit, wie in den Heimsuchungen; sie war keusch, aller Eitelkeit feind, gegen Jedermann ehrerbietig, redete von Niemanden Böses und war sehr dienstfertig. Ein solches Betragen machte sie sehr bald zum Gegenstande allgemeiner Achtung in der Pfarrei. Aber der Neid erweckte ihr Feinde. Einige ihrer Gespielinen faßten den Entschluß, ihren guten Ruf zu beflecken und verschrieen sie als eine Scheinheilige. Dorothea ertrug Alles mit Stillschweigen, aus Liebe zu Jesus Christus und hörte nicht auf, denen Freundschaft zu bezeigen, welche Böses von ihr redeten. Endlich wurde Dorothea's Unschuld allgemein bekannt und die Lästerungen ihrer Feinde dienten zu deren eigener Schande. Der Pfarrer, welcher sie achtete, sprach zu ihr eines Tages: Dorothea, sage mir doch im Vertrauen, wie du lebst und wie du dich bei deinen Gespielinen benimmst. Herr, antwortete sie, ich bin stets des Rathes eingedenk geblieben, den mir meine Lehrerin gab. Sie ermahnte mich unaufhörlich, bei allem meinen Thun und Leiden Jesum Christum mir zum Vorbilde zu nehmen. Dieses thue ich auf folgende Weise: Wenn ich erwache und aufstehe, so stelle ich mir das Kindlein Jesus vor, welches bei seinem Erwachen sich Gott, seinem Vater, aufopferte; um ihm nachzufolgen, opfere ich mich Gott auf und weihe Ihm alle meine Gedanken, Worte, Werke und Mühen des ganzen Tages. Wenn ich bete, so stelle ich mir Jesum vor, der Seinen Vater anbetete; ich vereinige mich im Herzen mit Ihm. Wenn ich arbeite, so denke ich, daß Jesus Christus für unser Heil gearbeitet hat, und ferne davon, mich zu beklagen, vereinige ich in Ergebung meine Arbeit mit der Seinigen. Wenn man mir etwas befiehlt, so stelle ich mir vor, daß Jesus Seiner Mutter und dem heiligen Joseph gehorsam war und vereinige sogleich meinen Gehorsam mit dem Seinigen. Fällt mir das Befohlene beschwerlich, so denke ich sogleich, daß sich Jesus dem Tode am Kreuze unterworfen hat und ich nehme sodann Alles, was man mir aufträgt, mit bereitwilligem Herzen an, so beschwerlich es auch sein mag. Wenn man von mir Böses redet, oder mich schmähet, so ertrage ich es mit Geduld, indem ich mich erinnere, daß Jesus die falschen Beschuldigungen, Lästerungen, Schmähungen und die grausamsten Qualen mit

Stillschweigen und ohne Klagen erduldet hat. Wenn ich Nahrung zu mir nehme, so stelle ich mir vor, wie Jesus Sein Mahl mit Nüchternheit und Mäßigkeit einnahm. Wenn ich etwas genieße, das mir zuwider ist, so denke ich an die Galle, womit Jesus am Kreuze getränkt worden ist und dann bringe ich Ihm meine Sinnlichkeit zum Opfer. Wenn ich Hunger habe und ihn nicht befriedigen kann, so erinnere ich mich, daß Jesus vierzig Tage und Nächte gefastet und einen nagenden Hunger ausgestanden hat, aus Liebe zu mir und um für die Sünden der Menschen zu büßen. Wenn ich mit Menschen umgehe, so stelle ich mir vor, wie sanftmüthig und liebreich Jesus mit Seinen Aposteln umging. Wenn ich sündigen sehe, so denke ich, was das Herz Jesu empfunden hat, wenn Er sah, daß Sein Vater beleidigt wurde. Der Pfarrer ermunterte sie, so zu verharren. Dorothea sagte, daß sie sich Gewalt anthun müsse, um ihre Feinde zu ertragen und ihre Leidenschaften zu bändigen. Wenn ich Trockenheit und Widerwillen im Dienste Gottes empfinde, so stelle ich mir den Erlöser im Oelgarten vor, niedergeschlagen und betrübt bis in den Tod; oder ich stelle mir Ihn vor in Seiner Verlassenheit und Trostlosigkeit am Kreuze, vereinige mich mit Ihm und spreche: Vater, Dein Wille geschehe!

Jesu Leiden soll man öfters vor Augen haben.

Zur Zeit, als Petrus Faber, einer der gelehrtesten Männer des sechszehnten Jahrhunderts, in Madrid sich befand, kam ein adeliger Herr zu ihm, mit der Bitte, ihm eine gute Weise des Gebetes, und sichere Anhaltspunkte für die Betrachtung christlicher Wahrheiten mitzutheilen. Der Rath, den ihm Faber gab, bestand darin, er möchte zuweilen nur folgende Gedanken in sich erwecken: Christus mein Herr in tiefster Armuth — ich im Ueberflusse; Christus in Durst und Hunger — ich bei wohlbesetzten Tafeln; Christus nackt und bloß — ich in kostbaren Kleidern; Christus in Schmerz und Qual — ich in süßen Ergötzungen. Dem Edelmanne genügten diese sehr einfachen Gegensätze, er nahm sie mit dankbarer Gesinnung an. Und siehe, gleich in den nächsten Tagen, als er, zu einer prächtigen Tafel geladen, eben die Köstlichkeit der Gerichte, den Schimmer des Silbergeräths, den Aufwand der ganzen Anordnung, im Stillen erwog und bewunderte, schwebten jene Grundsätze plötzlich mit so ergreifender Gewalt vor seiner Seele, daß er aufstehen und an einen einsamen Ort sich begeben mußte, weil es ihm unmöglich wurde, seine Thränen zurückzuhalten. Dieser Edelmann konnte sich Glück wünschen. Machen wir es auch so.

Jesus Christus der Gekreuzigte, den Heiden eine Thorheit.

Der heilige Prokopius, einer der berühmtesten Martyrer, die unter dem Kaiser Diokletian bluteten, ward in Jerusalem von vornehmen Aeltern geboren und in den Finsternissen des Heidenthums erzogen. In der Folge der Zeit trat er in die Dienste des Kaisers Diokletian und da war es, wo ihn, wie einst Paulus, ein Strahl der göttlichen Gnade traf. Als er sich nämlich mit einem zahlreichen Gefolge von Antiochia nach Alexandria aufmachte, um die Christen allenthalben zu verfolgen, erschütterte während der Nacht ein heftiges

Erdbeben die Erde, und unter Donner und Blitz vernahm Prokopius, der damals Neanias hieß, die Stimme: Neanias! wo gehst du hin und gegen wen trittst du mit so viel Wuth und Ungestüm auf? — Ich gehe, antwortete er, im Auftrage des Kaisers nach Alexandria, um dort alle Galiläer umzubringen, falls sie sich weigern, Jesu Christo zu entsagen. — Ich bin also Derjenige, gegen den du den Krieg führst, fuhr dieselbe Stimme fort. — Und wer bist du, mein Herr? rief Prokopius, ich habe nicht das Glück, dich zu kennen. — In diesem Augenblicke erschien ihm ein Kreuz, gleichsam wie aus Krystall und aus demselben erwiederte ihm der Herr: Ich bin Jesus Christus, der gekreuzigte Sohn Gottes! Diese Worte erschütterten das Herz des Wüthenden; allein trotzdem hatte er noch die Kühnheit, dem Herrn zu sagen: Ich habe vom Kaiser erfahren, daß der Gott, den die Christen anbeten, kein Weib habe; wie kannst du also sein Sohn sein? Und wenn du so groß und vornehm bist, woher kommt es, daß du verurtheilt, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und gekreuzigt worden bist? Prokopius sprach hier als Heide und Ungläubiger; allein plötzlich ward er erleuchtet über alle Geheimnisse des christlichen Glaubens und in demselben Augenblick war er auch schon ein wahrer Christ, der bald darauf als Martyrer starb.

Aus Liebe zu Jesus Leiden ertragen.

Margaretha, eine indianische Jungfrau aus dem Irokesenstamm, wurde wegen ihres christlichen Glaubens von den eigenen heidnischen Familiengliedern gemartert und rief unter den größten Qualen, welche eine wilde heidnische Grausamkeit zufügen konnte, die heiligen Namen: Jesus, Maria und Joseph an. In furchtbarem Durste verlangte sie nach Wasser, als ihr aber solches gereicht wurde, wies sie es zurück, indem sie sagte: Mein Erlöser dürstete für mich am Kreuze; es ist billig, daß ich dieselbe Qual leide! Sie lebte so lange unter ihren Martern, daß ihre Mörder voll Erstaunen riefen: Ist diese Hündin von einer Christin nicht fähig, zu sterben?

Das Jesuskindlein gesehen.

Die selige Eustochium war viele Jahre an's Krankenbett geheftet und litt große Schmerzen. Sie war stets in Gottes Willen ergeben und fand ihren süßesten Trost im Gebete. Betrachtend die unendliche Liebe Gottes zu uns Menschen, der Seinen Sohn zu unserer Rettung auf die Erde sandte, hatte sie das innigste Verlangen, das Jesuskindlein zu sehen. Drei Tage flehte sie unter vielen Thränen mit kindlicher Einfalt um diese Gnade. Da gerieth sie in Verzückung. Es schien ihr, als trete sie in ein kleines Häuslein. Dort sah sie Maria, die göttliche Mutter, ihr Kindlein in der Krippe liegend anbeten. Hierauf nahm Maria das holdeste Kind, reichte es ihr, und Eustochium nahm es mit glühender Liebe in ihre Arme, drückte es an ihr Herz und bedeckte seine Füßchen mit tausend Küssen. Dabei wurde sie von solcher Süßigkeit durchströmt, daß sie gestorben wäre, hätte man sie nicht aus ihrer Verzückung erweckt. So groß war die Fülle himmlischer Wonne, daß ihre Seele in ihrem

schwachen Körper immer hätte weilen können. Einige fragten sie nachher, wie Maria ausgesehen habe? Sie gab zur Antwort: Sie war so schön, daß man es mit Worten nicht sagen kann; sie schien mir erst vierzehn Jahre alt zu sein.

Betrachtung des Leidens Jesu entzündet die Liebe Gottes.

Die ehrwürdige Johanna vom Kreuze liebte Maria wie ihre Mutter. Diese lehrte sie, das Leiden Jesu andächtig betrachten. Johanna gehorchte. Maria nahte ihr einmal im Glanze himmlischer Schönheit, nahm sie bei der Hand und setzte ihr einen wunderschönen Hyazintenkranz auf's Haupt, in Gold und kostbaren Edelsteinen eingefaßt. Sie trat hierauf ein wenig von ihr weg, betrachtete sie sorgfältig, ob ihr dieser Schmuck wohl gut stände, nahm ihn jedoch nach einiger Aufmerksamkeit wieder weg und sprach: Diesen Kranz, o Tochter! nehme ich wieder mit mir in den Himmel zurück, um ihn dir zu behalten für das ewige Leben. Hier auf Erde nimm dieses Buch. Mit diesen Worten überreichte sie ihr ein Buch. Es war in hellschimmernde Goldfarbe gebunden, mit großen Blättern, mit Perlen von unschätzbarem Werthe besetzt. In diesem Buche lies die ganze Zeit deines Lebens, sagte Maria, Tag und Nacht, ohne Unterlaß und studiere es durch und durch. Hierauf verschwand sie. Johanna öffnete hastig das Buch, um zu sehen, was darin stände. Und siehe! es war gar nichts Andres zu sehen, als auf dem ersten Blatte der gekreuzigte Heiland, so kunstreich gemalt, daß er am Kreuze zu leben schien, in der letzten Todesangst sein Blut vergießend für das Heil der Sünder. Von dieser Stunde an hatte sie das Leiden Christi immer vor Augen, uud diese Betrachtung entzündete in ihrer Seele eine solche Liebe Gottes, daß sie auch in ihrem Leibe eine übermäßige Hitze empfand, also, daß sie in der kältesten Jahreszeit Eiswasser trinken mußte.

Das Kind Jesus geht mit Kindern um.

Der heilige Bernard war ein Predigermönch und Meßner im Kloster Santirene in Portugal. Er liebte die jungfräuliche Gottesmutter von ganzem Herzen und hatte seine größte Freude an einem schönen aus Holz geschnitzten Bilde der Lieben Frau mit dem Jesuskinde auf dem Schooße, das in seiner Zelle stand. Nach der heiligen Messe pflegte er einige Kinder zu unterrichten und unter diesen zwei fromme Knaben, welche den Predigerbrüdern am Altare dienten. Er ließ die Knaben auch manchmal in die Zelle, damit sie dort unterdessen lernten. Da sie nun häufig vor dem genannten Bilde ihr Morgenbrod aßen, luden sie einmal in ihrer Einfalt das Jesuskind ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen. Da stieg wirklich das Kind aus dem Schooße der Mutter zu ihnen herab, setzte sich zu ihnen, aß mit und kehrte dann in den Schooß der Mutter zurück. Als aber das liebe Jesuskind dieß längere Zeit that, beklagten sich die Knaben bei Bruder Bernard, daß sie täglich ihre Aufgaben hersagen müßten, das Jesuskind ihnen aber nicht helfe, da es doch alle Tage auch seinen Theil am Morgenbrod habe. Bernard staunte anfangs, erkannte aber bald, daß hier etwas Wunderbare obwalte, und gab den Kindern

den Rath, das Jesuskind, wenn es wieder käme, anzureden und zu ihm zu sagen: O theurer Knabe, siehe, schon lange theilten wir mit dir unser Morgenbrod, warum ladest du denn uns und unsern Lehrer Bernard nicht auch ein in dein Haus und zu deinem Tische? Die Knaben thaten, wie ihnen geheißen war und das Jesuskind antwortete ihnen: Ich werde euch beide und den Bruder Bernard einladen und euch am Feste meiner Himmelfahrt zu mir rufen. An diesem Feste nach dem Gottesdienste starben alle drei und wurden in ein Grab gelegt.

Jesus der Gekreuzigte ist der würdigste Gegenstand unserer Betrachtung.

Einst kamen drei Altväter zu dem Abt Stephanus und redeten längere Zeit von dem Heile der Seele; er aber schwieg stille. Da sprachen jene zu ihm: Du gibst uns keine Antwort, mein Vater? Stephanus antwortete: Verzeiht mir, bisher hatte ich auf euer Gespräch nicht Acht; allein ich will euch sagen, was ich weiß. Ich betrachte Tag und Nacht nichts Anderes, als meinen Herrn Jesum Christum am Kreuze. Hierauf entfernten sich die Altväter sehr erbaut.

Jesus verlobt sich mit Johanna Rodriguez.

Johanna Rodriguez war 1564 in Spanien geboren. Die heilige Therese sagte, daß dieses Kind eine Heilige werden würde. Ihr Vater hatte eine Hauskapelle, worin auf dem Altare Maria mit dem Jesuskinde war. Dieses Kind liebte sie; zu ihm sprach das Mädchen knieend in Einfalt und Vertraulichkeit und vernahm nun Antworten, in Liebe und Freundlichkeit gesprochen. Sie wurden bald vertraut mitsammen und redeten so freundlich miteinander, wie zwei, die einander herzlich lieben, so daß Johanna, fern vom Gespielen keine Ruhe hatte. Es erschien ihr der heilige Franz und unterrichtete sie im Gebete, später auch andere Heilige; bald auch Maria, zuletzt Jesus selbst. Tochter, redete er sie an, was machst du hier? Ich bete, antwortete sie. Das ist gut, sprach der Herr, aber sage mir, hast du mich lieb? Herr, ich weiß nicht, was Lieb oder was Lieben sei, entgegnete das Mädchen; sollte ich aber etwas lieb haben, so wär's Jesus Christus, nämlich das kleine Kindlein da in meiner Kapelle. Dieser bin ich, sprach der Herr; ich bin's, den das Bild vorstellt und du sollst es allein lieben, weil es mich vorstellt und bedeutet. Er gab ihr dann seine Mutter zur Mutter und Hüterin und befahl ihr, dieser in Allem zu gehorchen. Da sie einst in ihrer Kapelle eifrig betete, erschien ihr die Jungfrau mit ihrem Kinde, umgeben von vielen Heiligen, daß die enge Kapelle von Glanz und Glorie zum Himmel ward; sie wurde gefragt, ob sie verspreche, des Sohnes Braut zu werden. Sie erwiederte mädchenhaft: Er ist gar lieblich und schön und voll Majestät; ich aber habe nichts und bin nichts werth, dieß schöne Kindlein will mich nicht lieben. Man erwiederte ihr: Ja er will, wofern du willst. Und sie sagte: Nun wohl, wenn dem so ist, so sage ich, Mutter, daß, wofern er mich lieben will, so will ich ihn auch haben; und nun streckte das

Kind die Arme aus und gab ihr die Hand zum Zeichen der Verlobung und Maria steckte ihr an den Herzfinger einen köstlichen Ring; sie erhielt nun den Segen. Von nun lebte sie in steter Gegenwart des Geliebten und nimmt schnell zu an Tugenden und Gnaden. Das Jesuskind erschien ihr noch öfter, oft ein schweres Kreuz mit Mühe tragend und sie fragend, ob sie ihm helfen wolle, es zu schleppen. Da sie sich willig zeigte, legte er es ihr endlich auf und sie ward nun voller Schmerzen und Weh und fühlte, daß sie sich unter ihm nicht zu bewegen vermöge; es wurde ihr aber gesagt, daß sie fallend und wieder aufstehend dem Herrn folgen müsse. Damit wurden ihr die schweren Leiden angedeutet, die sie ihr Leben lang zu tragen hatte.

Den Namen Jesu anzurufen ist sehr nützlich.

Der gelehrte Schrifterklärer Benedikt Fernandez erzählt Folgendes: Mitten aus der Berberei begab sich ein Muhamedaner auf die Flucht, um in einem portugiesischen Kastell das Ziel seiner Wünsche zu erreichen; denn die göttliche Gnade hatte die Sehnsucht nach dem Christenthum in sein Herz geflößt. Hoch am Himmel glühte die Sonne und in der unübersehbaren brennenden Sonnenwüste, durch welche der Flüchtling ziehen mußte, war keine Spur von Wasser zu finden, so daß er endlich, nachdem er lange den schmerzlichsten Durst ertragen, auf den Sand sich hinlagerte, nichts als den Tod erwartend. Da kam es ihm zu Sinne, wie er von Christensklaven mehr als einmal gehört habe, daß die Anrufung des Namens Jesu auch in den größten Beschwerden Hilfe gewähre. Kaum hatte er sich bemüht, diesen Namen, so gut, wie er es vermochte, auszusprechen, als er schon — wie er es in der Folge vielfach versichert und betheuert hat — Zunge und Gaumen erfrischt, von der brennenden Dürre befreit und seine Kräfte wieder hergestellt fühlte, so daß er mit erneuertem Muthe seinen Weg fortsetzte. Es dauerte zwar nicht lange und derselbe lechzende Durst, dieselbe Ermattung und Lebensgefahr stellten sich wieder ein. Allein sein Hilfsmittel stand ihm zu Gebote; abermals rief er den Namen Jesu an, abermals fand er die vorige Hilfe und so erreichte er endlich wohlbehalten die portugiesische Festung, von wannen er nach Lissabon gesendet und getauft wurde.

Jesus verdient unsere Liebe.

Der selige Heinrich Suso kam einst auf den Gedanken, um ein Liebeszeichen zwischen sich und Jesum zu haben, den Namen Jesus auf seine Brust einzuschneiden. Er öffnete seine Brust, nahm ein Messer und rief: O guter Jesus, gib mir Kraft, zu vollführen, was mein Herz verlangt! Und nun schnitt er hin und her, bis er den Namen Jesus gezeichnet hatte. Das Blut lief zwar in Strömen herab, aber die Liebe spürte die Schmerzen nicht. Dann ging er in die Kirche, warf sich vor einem Kreuze nieder und betete: O Herr, ich kann dich nicht ganz in mein Herz drücken, vollbringe du, was ich angefangen und zeichne deinen Namen so, daß er aus meinem Herzen nie scheidet. O möchten wir auch so ein Verlangen tragen, Jesum zu lieben!

Joseph.

Die Verehrung des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu Christi, erwirkt große Gnaden.

Die heilige Theresia sagt, daß sie in einer Krankheit, in welcher ihr kein irdischer Arzt helfen konnte, beschlossen habe, zu himmlischen Aerzten ihre Zuflucht zu nehmen, damit diese sie heilen möchten. Ich erwählte, sagt sie, den glorreichen Joseph zu meinem Beschützer und Helfer, dem ich mich aus ganzem Herzen empfahl, und ich habe es erfahren, ja gesehen, daß er mich sowohl von dieser meiner Noth, als auch von andern viel größeren Gefahren, die meiner Ehre drohten, und die den Untergang meiner Seele mich befürchten ließen, besser befreite, als ich es verlangen konnte; ja ich erinnere mich an keine Sache, die ich bisher von ihm zu erbitten gesucht, und die er mir nicht erhalten hätte. Die großen Gnaden, welche mir Gott durch den Beistand des Heiligen erwiesen, sind staunenswerth, so wie auch die vielen Gefahren des Leibes und der Seele, aus denen er mich rettete. Bei andern Heiligen scheint es, daß Gott der Herr ihnen Gnade verliehen habe, in einer bestimmten Noth Hilfe zu leisten; allein diesem Heiligen hat er, wie ich erfahren habe, die Gnade verliehen, daß er in allen Anliegen helfen kann. Der Herr will uns zu erkennen geben, daß, sowie er ihm auf Erden unterthänig gewesen, indem Joseph als Vater, Leiter und Führer ihm befehlen konnte, er ihm auch im Himmel Alles gewähre, was er von ihm verlange. Dieses haben auch andere Menschen erfahren, denen ich gesagt habe, daß sie sich ihm empfehlen sollen. Ich möchte daher Alle überreden, Verehrer dieses glorreichen Heiligen zu sein, wegen der großen Erfahrung, welche ich von den Gnaden habe, die er uns bei Gott erwirkt. Ich habe Niemanden gekannt, der sich verpflichtet hätte, sein Verehrer zu sein, welcher nicht immer mehr und mehr an Tugend zugenommen hätte; denn er unterstützt die Seelen kräftig, die sich seinem Schutze empfehlen. Ich glaube, daß es schon mehrere Jahre her ist, da ich ihn eines Jahres an einem Festtage um eine Sache bat, die mir seitdem immerwährend durch ihn gewährt wird und wenn mein Verlangen nicht das rechte ist, so leitet er dasselbe zu meinem Besten. Wenn ich eine Person wäre, die Geschick und Ansehen zum Schreiben hätte, ich würde meine Erzählung sehr gerne auf alle, auch auf die kleinsten Gnaden ausdehnen, die dieser glorreiche Heilige nicht etwa blos mir, sondern auch andern Personen erwiesen hat. Wer mir nicht glaubt, den bitte ich bei der Liebe Gottes, daß er es versuche, und er wird aus Erfahrung sehen, was für ein großes Glück es ist, sich diesem glorreichen Heiligen zu empfehlen und sein Verehrer zu sein. Ich weiß nicht, wie man an Maria und an das Kindlein Jesus denken kann, ohne auch dem heiligen Joseph für jene Hilfe, die er der Mutter und dem Kinde zugleich gewährte, den schuldigen Dank abzustatten. Dieß ist das Geständniß der heiligen Theresia.

Der heilige Joseph steht seinen Verehrern in der Todesstunde bei.

Boverius erzählt, daß, als im Jahre 1541 der Kapuziner-Laienbruder Alexander di Vigivano auf dem Todbette lag, er die Brüder bat, sie möchten doch einige Lichter anzünden; als dieselben ihn fragten, warum sie das thun sollten, da antwortete er, weil in kurzem Joseph und Maria ihn besuchen würden. Kaum hatte er das gesagt, so setzte er noch hinzu: Sehet, da kommt der heilige Joseph und die Himmelskönigin, fallt auf die Kniee, meine lieben Brüder und empfangt dieselben. Kaum hatte er dieß gesagt, so entschlief er sanft, am 19. März, dem Festtage des heiligen Joseph.

Der heilige Joseph steht seinen Verehrern in der Sterbestunde bei.

Der Pater Patrignani erzählt (Cap. 7. §. 3.) nach Vincenz Ferrerius und andern Schriftstellern, daß ein gewisser Kaufmann von Ralenza jedes Jahr am Weihnachtsfeste einen alten Mann und eine Frau, welche ein Kind an der Brust hatte, einzuladen pflegte, um Jesus, Maria und Joseph dadurch zu ehren. Nach seinem Tode erschien dieser fromme Mann einem seiner Freunde, der für ihn betete und sprach zu demselben, daß Jesus, Maria und Joseph ihn in seiner Sterbestunde besucht und zu ihm gesagt hätten: Weil du uns, während du lebtest, in der Person dieser drei Armen so oft in deinem Hause empfangen hast, so sind wir jetzt gekommen, um dich in unser Haus aufzunehmen, worauf sie ihn in den Himmel geleiteten.

In den Legenden der Franziskaner liest man unterm 14. Februar, daß der ehrwürdigen Schwester Prudentiana Zagnoni, welche eine große Andacht zum heiligen Joseph hatte, das Glück zu Theil geworden sei, bei ihrem Tode Joseph und Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Arme, nahe bei ihrem Bette zu erblicken, worauf sie bald mit Joseph, bald mit Jesus sprach, denselben für eine so große Gnade dankte und hierauf in so süßer Gesellschaft selig ihren Geist aufgab.

Der heilige Joseph schützt seine Verehrer vor der Hölle.

Der Pater Johann von Allosa erzählt in seinem Buche über den heiligen Joseph, daß ein Klostergeistlicher aus dem Orden des heiligen Augustin einem seiner Mitbrüder erschienen sei und demselben geoffenbaret habe, Gott habe ihn wegen seiner besonders großen Andacht zum heiligen Joseph vor der Hölle bewahrt. Er erklärte auch noch, daß der heilige Joseph als Nährvater Jesu Christi sehr viel bei Gott vermöge.

Inhalt.

Seite

Einigkeit. Ohne Einigkeit kann das Wohl der Familien und Staaten nicht bestehen . . . 3
Einigkeit und Eintracht in Familien gefällt Gott sehr 3
Einigkeit und Eintracht lehrt die Natur 4
Einsprechung. Göttliche Einsprechungen machen sich durch einen gleichzeitigen inneren Drang bemerklich 4
Einwilligen. Man darf nicht einwilligen in das, was gegen das Gewissen ist . 4
Mit der Einwilligung ist die Sünde vor Gott vollbracht 5
Eitelkeit. Eitelkeit täuscht 5
Auf körperliche Schönheit eitle Mädchen werden leicht verführt . . . 6
Die eitlen Menschen demüthiget Gott 6
Eitelkeit thut zuletzt klein 6
Eitelkeit will die Ehre haben 7
Eitelkeit, das moralische Verderben der Mädchen 7
Eitelkeit duldet mehr für körperliche Schönheit, als für Gott und Seelenschönheit 8
Die Eitelkeit soll man überwinden mit dem Gedanken an die Veränderlichkeit des Glücks 8
Mit welchen Gedanken ein Altvater die eitle Putzsucht einer Dame heilte . 9
Eitelkeit ein angeborner Fehler des weiblichen Geschlechtes, den sie ablegen müssen 9
Ein weiser Rath gegen die Eitelkeit auf Tugenden 10
Wer auf seine Tugend eitel ist, fällt in Sünde 10
Eitelkeit wird von Gott bestraft 10
Eitelkeit in Betreff der körperlichen Schönheit von Gott bestraft . . . 11
Das der Eitelkeit bestimmte Geld gebe man den Armen 11
Elend. Elend, ein Beispiel 11
Engel. Schutzengel, ihr Thun um uns 13
Engel dienen den Menschen zum Seelenheil 14
Engel stehen uns in Versuchung bei 14
Engel stehen der Seele des sterbenden Gerechten bei und holen sie ab . . 15
Schutzengel von Cäcilia gesehen 15
Die heiligen Engel beschützen den Unschuldigen und Gerechten . . . 16
Die heiligen Schutzengel warnen durch Einsprechungen 16
Wie die Nähe der guten und bösen Engel auf uns wirkt 16
Die heiligen Engel heilen Kranke 17
Der englische Gruß ist Mariä sehr lieb 17
Der englische Gruß und seine Ablässe 17
Den englischen Gruß soll man gewissenhaft beten 18

Seite
Der englische Gruß ist Gott sehr lieb 18
Den englischen Gruß zu beten, soll man sich nicht schämen 18
Der englische Gruß von Soldaten gebetet 18
Den englischen Gruß soll man fleißig beten 19
Erbsünde. Die Erbsünde im Kinde als Anlage zu allen Sünden 19
Die Erbsünde erzeugt den Hang zu den sieben Hauptsünden 20
Wirkung der Erbsünde auf Verstand und Willen 20
Die Erbsünde macht den Menschen vor Gott abscheulich 20
Erdäpfel. Die Einführung der Erdäpfel in Europa ein Beweis der göttlichen Vorsehung 21
Die Erdäpfelfäule eine Strafe Gottes 21
Ereignisse. Aus wichtigen Ereignissen des Lebens spricht Gott zu uns . . 22
Aus Lebensereignissen spricht Gott zu uns 22
Erfindung. Erfindungen sind Geschenke Gottes 23
Alle Erfindungen sind mittelbar von Gott 24
Die Erfindungen erhöhen die Glückseligkeit der Menschen 24
Erfindungen sind von Gott 24
Erlöser. Nothwendigkeit des Erlösers 25
Ermahnung. Gegen wohlgemeinte Ermahnungen zürnen, macht Verstockung . 25
Gegen heilsame Ermahnungen und Vorstellungen taub sein, straft sich selbst . 26
Wer heilsame Ermahnungen verschmäht, wird von Gott gestraft . . . 26
Wohlgemeinte Ermahnungen muß man mit Bereitwilligkeit aufnehmen . . 26
Erscheinung. Erscheinungen der Verstorbenen sind geschehen 27
Ersetzen. Ungerechtes Gut muß ersetzt werden 27
Fremdes Gut muß man ersetzen 28
Wer Jemanden an der Ehre oder am Vermögen beschädigt, muß es ersetzen . 28
Das Unrecht muß man ersetzen 29
Erziehung. Erziehung ist für den Menschen unentbehrlich 29
Die christliche Erziehung ist die Ergänzung der Taufe 29
Erziehung erzielt gute Früchte 30
Uebertriebene Strenge in der Erziehung ist tadelhaft 30
Die Erziehung ist Sache der Aeltern 30
Ohne Erziehung kann kein Kind gut werden 31
Drei Geheimnisse zu einer guten Erziehung 31
Eine vernachlässigte christliche Erziehung hat böse Folgen 32
Die Erziehung soll nicht zu streng und nicht zu lax sein 32
Um ein Kind christlich zu erziehen, müssen die Aeltern fromm sein . . 33
Eine übertreibende, auf den bloßen Schein gestellte Erziehung, arbeitet dem Teufel in die Hand 33
Beispiel einer verkehrten allzustrengen Erziehung 34
Eine gute christliche Erziehung hängt größtentheils von der Mutter ab . . 34
Ein Beispiel einer vernünftigen christlichen Mutter 35
Auf die Erziehung kömmt beim Menschen das Meiste an 35
Eine gute Erziehung muß auf die Bildung eines zarten Gewissens der Kinder hinarbeiten 36
Aeltern sollen ihren Kindern eine religiöse christliche Erziehung geben . . 36
Eine gute Erziehung darf den Kindern keinen, besonders nächtlichen Unfug gestatten 37
Essen. Im Essen soll man keine Bravour machen 38
Unmäßigkeit im Essen ist Selbstmord 38
Vor und nach dem Essen soll man beten 38

Seite
Eucharistie. Eucharistie, ihre Nähe fühlen selbst die Leiber der Heiligen . . 39
Das Genießen der Eucharistie an Thieren gestraft 39
Ewigkeit. Sorge für die Ewigkeit 40
Um einer glückseligen Ewigkeit willen soll man alles Sündhafte vermeiden . 40
Exercitien. Nutzen der geistlichen Exercitien 40
Fähigkeit. Auch mittelmäßige Fähigkeiten lassen sich sehr vervollkommnen . . 41
Mit seinen Fähigkeiten soll Jeder Gott ehren und den Menschen nützen . 41
Falschheit. Falschheit ist schändlich und niederträchtig 42
Familie. Familien können durch Heirathen in sittlicher Beziehung verschlechtern . 42
Eine echt christliche Familie, wie sie sein soll 42
Fasten. Das Fastengebot muß man strenge beobachten 43
Das Fasten und sein körperlicher Nutzen 43
Fasten und Abtödtung des Gaumens ist ein Sieg über seine Leidenschaften . 43
Das beste Fasten ist, sich täglich einen kleinen Abbruch zu thun . . . 44
Das Fasten vertreibt unkeusche Gedanken und Begierden 44
Die Katholiken im Fasten beschämt von Abyssiniern und Türken . . . 44
Fasten und Keuschheit verlängert das Leben 45
Fasten kann und soll man ohne Aufsehen 45
Fasten schadet der Gesundheit nicht 45
Durch Fasten büßt man die Sünden ab 45
Das Fasten ist gesund 46
Gott straft die Verspottung des Fastens 46
Das Fasten schwächt weder die Gesundheit, noch kürzt es das Leben . . 46
Faulheit. Faulheit führt zum Diebstahl 47
Fegefeuer. Das Fegefeuer ein Reinigungsmittel der Seele 47
Das Fegefeuer ist ein Gefängniß 47
Das Fegefeuer brennt die moralischen Flecken der Seele aus 48
Die befleckten Seelen wünschen selbst nicht ohne Reinigung in den Himmel einzugehen 49
Den Seelen im Fegefeuer kann man durch Gebet helfen 49
Die größte Pein des Fegefeuers ist die Verschiebung der Anschauung Gottes . 50
Der heiligen Maria von Dignys gönnte es Gott, ihr Fegefeuer hier zu überstehen 50
Das Fegefeuer von Heiligen in Gesichten gesehen 50
Ein Gesicht vom Fegefeuer als Sinnbild dessen, was dort vorgeht . . 52
Gesicht der heiligen Magdalena von Pazzis über das Fegefeuer und seine Strafen 53
Den Seelen im Fegefeuer kann man durch heilige Messen helfen . . . 54
Auch heilige Menschen müssen eine Zeit lang in's Fegefeuer 54
Wir können den armen Seelen im Fegefeuer helfen 55
Die Peinen des Fegefeuers sind sehr groß 55
Die Seelen im Fegefeuer wollen selbst nicht vor ihrer gänzlichen Reinigung zu Gott kommen 55
Gott sieht es mit Wohlgefallen, wenn wir den armen Seelen helfen . . 56
Die armen Seelen sind sehr dankbar gegen ihre Wohlthäter 56
Die Dankbarkeit der armen Seelen gegen ihre Wohlthäter 57
Die Dankbarkeit der armen Seelen gegen ihre Wohlthäter 57
Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter 58
Die armen Seelen helfen in der Noth 58
Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter 58
Die armen Seelen schützen ihre Wohlthäter 58
Die armen Seelen erflehen ihren Wohlthätern geistliche Gnaden . . . 59
Die armen Seelen im Fegefeuer erbitten ihren Wohlthätern Gnaden . . 59

Seite
Die armen Seelen im Fegefeuer machen ihren Wohlthäter auf seinen nahen Tod aufmerksam 59
Die armen Seelen im Fegefeuer stehen ihren sterbenden Wohlthätern bei . 59
Die armen Seelen des Fegefeuers stehen ihren Wohlthätern im Tode bei . 60
Die guten Werke, die man für die armen Seelen opfert, sind nicht verloren 60
Das heilige Meßopfer hilft den armen Seelen im Fegefeuer am meisten . 60
Den armen Seelen im Fegefeuer hilft die heilige Messe am meisten . . 61
Die kräftigste Hilfe für die armen Seelen im Fegefeuer gibt die heilige Messe 61
Die Kommunion für die armen Seelen verrichtet, gereicht ihnen zum Troste 62
Auch Kinder müssen für ihre kleinen Sünden im Fegefeuer leiden . . 62
Unsere Leiden in Geduld ertragen und für die armen Seelen im Fegefeuer aufgeopfert, nützen ihnen 62
Die kirchlichen Todtengebete nützen den armen Seelen im Fegefeuer . . 63
Die kirchlichen Todtengebete nützen den armen Seelen im Fegefeuer . . 63
Gebet und Bußwerke nützen den armen Seelen im Fegefeuer 63
Die armen Seelen im Fegefeuer haben ein großes Verlangen, Gott zu schauen 64
Almosen ein kräftiges Mittel zur Erlösung der armen Seelen im Fegefeuer . 64
Almosen hilft den armen Seelen im Fegefeuer 65
Es ist eine Wohlthat für die armen Seelen im Fegefeuer, ihre Schulden zu bezahlen 65
Feindesliebe ist den armen Seelen im Fegefeuer nützlich 65
Die den armen Seelen zugewendeten Ablässe sind ihnen sehr nützlich . . 66
Die Abtretung der eigenen Verdienste an die armen Seelen ist diesen sehr nützlich 66
Wer ein Almosen empfängt, um für die armen Seelen im Fegefeuer zu beten, soll dieß ja nicht unterlassen 66
Wehklagen und Prachtaufwand nützen den armen Seelen nichts . . . 67
Man soll den armen Seelen geschwind zu Hilfe kommen 68
Man soll die Buße für die Sünden nicht bis in's Fegefeuer verschieben . 68
Die frommen Vermächtnisse zur Hilfe und zum Troste der Verstorbenen soll man in möglichster Eile und mit großer Gewissenhaftigkeit ausführen . . 68
Man soll sich nicht auf das verlassen, was Andere nach unserem Tode für uns thun werden 70
Die Erlösung der armen Seelen im Fegefeuer erfolgt oft geschwind, oft lange nicht 70
Man soll nicht leicht einen Verstorbenen für verloren geben 71
Man soll nicht glauben, daß ein Verstorbener schon im Himmel sei und keiner Hilfe bedürfe 71
Auch die läßlichen Sünden werden im Fegefeuer strenge bestraft . . . 72
Auch Heilige und Wunderthäter sind im Fegefeuer gewesen 72
Der Sünder muß sein Fegefeuer haben, hier oder dort 73
Mit Geduld ertragene Leiden führen uns ohne Fegefeuer in den Himmel . 73
Maria hilft ihren Verehrern aus dem Fegefeuer 74
Wir können die Peinen der Seelen im Fegefeuer durch Gebet lindern . . 74
Im Fegefeuer ist die Pein Eines Tages so groß, als sieben Tage der größten Schmerzen im Leben 75
Die heilige Messe erlöset die Seelen aus dem Fegefeuer 75
Im Fegefeuer sind große Qualen auszustehen 75
Den armen Seelen im Fegefeuer kommt die Zeit wegen der großen Pein lang vor 76
Auch kleine Sünden müssen im Fegefeuer abgebüßt werden 76
Die meisten Christen müssen das Fegefeuer ausstehen 77
Fehlende. Mit den Fehlenden muß man Geduld haben 77

Seite

Weise Art, Fehlende zurecht zu weisen 78

Fehler. Man soll mehr auf die eigenen, als aus fremde Fehler sehen . . 78
Jeder soll seine eigenen Fehler kennen lernen 79
Wir müssen die Fehler der Menschen gelassen ertragen 79
Wer Andere tadeln will, muß selbst ohne Fehler sein 80
Die Fehlenden soll man mehr sanft als strenge zurechtweisen 80
Die Fehler der Menschen muß man geduldig ertragen 81
Die Fehler Anderer sollen uns demüthiger machen 81
Man soll zuerst seine eigenen Fehler verbessern 81
Der uns auf unsere Fehler aufmerksam macht, den sollen wir für einen Freund halten 81
Gegen Fehlende soll man schonend sein 82

Feiertag. Feiertagsarbeiten sind Sünde und Gott straft sie 82

Feinde. Man muß auch dem Feinde Gutes thun 82
Der Christ muß den Feinden verzeihen 83
Mit dem Feinde muß man sich aussöhnen, bevor man zur heiligen Messe geht 83
Unversöhnliche Feinde sind verdammt 84
Wir sollen alle feindseligen Gesinnungen fahren lassen 84
Feindschaft macht beide Theile strafbar vor Gott 84
Dem Feinde Gutes thun und sich nicht rächen, beschämt und bessert ihn . 84
Wir können von Feinden geistigen Nutzen ziehen 85
Halbe Verzeihung versöhnt nicht den Feind, sondern volle Großmuth . . 85
Feinde verdienen von uns beschenkt zu werden 85
Feinde müssen sich am Todbette aussöhnen 85
Feindseligkeiten sollen wir verhüten 86
Feinde soll der Christ mit Geduld behandeln 87
Man soll dem Ausbruche der Feindschaft durch freundliche Vorstellungen vorbeugen 87
Wir sollen für unsere Feinde beten und ihnen verzeihen 87
Den Feinden und Beleidigern soll man Gutes thun 88
Für Feinde soll man bei Gott und Menschen fürbitten 88
Feinden soll man Gutes thun 88
Man soll Feindseligkeiten verhindern 89
Wie man sich gegen Feinde christlich benehmen soll 89
Wie man Feinde behandeln müsse 90
Feinde sollen sich vor dem Abend versöhnen 90
Feinde sollen sich versöhnen, bevor sie kommuniziren 91
So oft wir das Vaterunser beten, sollen wir unseren Feinden verzeihen . 91
Feinde versöhnt man sich durch Verdemüthigung 91
Verdemüthigung versöhnt den Feind am leichtesten 92
Durch Verdemüthigung versöhnt man den Feind 93
Den Feinden soll man Gutes thun 93
In Feindschaften muß man den für seine Feinde bittenden gekreuzigten Heiland im Andenken behalten 93
Für verstorbene Feinde soll man beten 93
Den Feinden soll man Gefälligkeiten erweisen 94
Wie man sich gegen feindselige Menschen betragen soll 94
Um Feindschaften zu vermeiden, soll man sich nicht schämen, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun 94
Wer mit Haß und Groll gegen seine Feinde stirbt, ist ewig verloren . . 94
Erbitterte Feinde versöhnen, ist ein gutes Werk 95
Wir müssen unseren Feinden verzeihen und Gutes thun 95

Seite
Den Feinden soll man Gutes thun 96
Die Feindseligkeiten böser Menschen läßt Gott zu zur Uebung in der Tugend 96
Selbst Wilde üben gegen ihre Feinde Großmuth 97
Großmuth einer wilden christlichen Indianerin gegen die Mörder ihres Mannes 98
Was Feindeshaß und Feindesliebe thut 98
Versöhnung mit dem Feinde besser als Fasten 99
Man soll den Feinden verzeihen und Gutes thun 99
Unversöhnliche Feinde werden verdammt 100
Auf unversöhnliche Feindschaft folgt ewige Verdammniß 100
Wir müssen die Feindseligkeiten böser Menschen als von Gott zugelassen ansehen 100
Um Feindschaft zu beenden, wirkt Gott ein Wunder 101
Feindesliebe belohnt 101
Wie rächen sich Heilige an ihren Feinden? 101
Ein Beispiel großmüthiger Feindesliebe 102
Felder. Die Kirche segnet mit Recht die Felder mit Weihwasser und Gebet 102
Findelkinder. Findelkinder verdienen vor Allem Barmherzigkeit 103
Finden. Was man findet, muß man dem Eigenthümer zurückgeben 103
Firmung. Die Firmung gibt Kraft, darum Sieg oder Verwerfung für die Gefirmten 104
Fleisch. Der Geist soll über das Fleisch herrschen 104
An Freitagen soll kein Fleisch gegessen werden 104
Fleischeslust. Gegen Fleischeslust ist Schmerz sehr heilsam 105
Der Fleischeslust muß man die Kraft benehmen durch Strenge gegen den Leib 105
Damit die Fleischeslust nicht erregt werde, muß man die Augen beherrschen und den Umgang mit Weibspersonen meiden 105
Fleischeslust ist mit allem Ernste zu bekämpfen 106
Der Christ muß sich üben in der Abtödtung der fleischlichen Begierden 106
Die Fleischeslust würdigt den Menschen herab und erniedrigt ihn zum Sklaven 106
Um die Versuchungen der Fleischeslust zu ersticken, schickt Gott Kränkungen 106
Fleiß. Fleiß bringt es selbst bei mittelmäßigen Gaben zur Vollkommenheit 107
Fleiß erntet Beifall 108
Fluch. Der Fluch Gottes und seine Wirkung 109
Fluch der Aeltern und seine Wirkung 109
Der Fluch der Aeltern geht in Erfüllung 110
Der Aeltern Fluch geht in Erfüllung 110
Der Fluch eines Gerechten geht in Erfüllung 111
Der Fluch der Gerechten geht in Erfüllung 112
Gotteslästerischer Fluch und jäher Tod als Strafe 112
Mittel gegen das Fluchen 113
Der Fluch der Aeltern geht in Erfüllung 113
Flucher. Die Flucher soll man brüderlich zurechtweisen 113
Der gotteslästerische Flucher ist schlechter, als ein Hund 113
Gott straft den Flucher 114
Fraß. Fraß und Völlerei, ein Beispiel 115
Freidenker. Freidenkerei ist vom Teufel und gibt dem Teufel Gewalt 115
Dem Freidenker entzieht Gott im Tode die Gnade der Reue 115
Freidenker sind dumm 116
Alle Freidenker sind Narren 117
Die Freidenker hassen die Priester 117
Des Freidenkers Tod ist schauderhaft 118
Freigebigkeit. Freigebigkeit für Gott und die Kirche 118
Freigeisterei. Die Freigeister läugnen, was sie nicht verstehen 119

Seite

Freimaurer. Der Freimaurer ist ein schlechter Kerl 119
Freitag. Der Freitag ist kein Unglückstag 120
Fremde. Fremde beherbergen ist eine große Wohlthat, besonders im Winter . 122
Die Fremden beherbergen die Wilden zur Beschämung der Christen . . 122
Fressen. Das unmäßige Fressen ist eine Haupt- und Todsünde 123
Freude. Gott hat die Freuden weise vertheilt 123
Freund. Wahre Freunde müssen zu Opfern bereit sein 124
Mädchen sollen ihre Freunde prüfen 124
Freundschaft. Treue Freundschaft hat hohen Werth 124
Wahre Freundschaft hat hohen Werth 125
Frevel. Frevel an Heiligen bestraft Gott schon hier 125
Gott bestraft den Frevel an Todten 126
Gott straft frevelhafte Re[illegible] 127
Frevel gegen das allerheiligste Altarssakrament bestraft von Gott . . . 127
Friede. Frieden stiften unter Entzweiten ist christlich 128
Leidenschaftliche Gemüther gerathen leicht in Unfrieden 128
Dem Christen muß der Friede über Alles gehen 128
Den Frieden soll man mit äußerster Nachgiebigkeit zu erhalten suchen . . 129
Um Frieden zu erhalten, soll man Unrecht geduldig leiden 129
Den Frieden soll man um jeden Preis zu erhalten suchen 129
Die Heiligen beflissen sich, Frieden zu erhalten und den gestörten wieder herzustellen 130
Frieden stiften ist ein gutes Werk 131
Im Frieden blüht auch der zeitliche Wohlstand 131
Um Frieden zu erhalten, Opfer bringen 131
Friedfertigkeit. In der Friedfertigkeit beschämen uns die Thiere 131
Zur Friedfertigkeit gehört Geduld und Nachsicht mit den Menschen . . 132
Der Friedfertige gibt nach 132
Den Friedfertigen liebt und segnet Gott 132
Jede heilige Messe, die wir hören, ermahnt uns zur Friedfertigkeit . . 133
Friedfertigkeit macht beliebt, Zank und Streit verhaßt 133
Friedfertigkeit gefällt, den Unfriedsamen straft Gott 133
Mit den Friedfertigen ist Gott 134
Friedhof. Mörder und Selbstmörder verdienen kein Grab auf dem Friedhofe . 134
Fromme. An den Frommen ist Alles lehrreich 134
Die Frommen dienen den Uebrigen zum Vorbilde 135
Die Frommen sollen den Spott der Gottlosen verachten 135
Die Weltmenschen haben irrige Ansichten über die Frommen . . . 135
Auch die Frommen haben ihre Schwächen; aber sie ergeben sich Gott . . 136
Tagesordnung für fromme Personen 136
Fromme genießen den Schutz Gottes 137
Warum geht es den Frommen hier schlecht? 137
Den Frommen führt Gott zu seinem ewigen Heile 137
Frömmigkeit. Frömmigkeit macht nicht freudenarm, sondern freudenreich . . 138
Frömmelei und Scheinheiligkeit gilt vor Gott nichts 138
Vorurtheile der Weltmenschen über die Frömmigkeit 139
Die Eitelkeit hat Einfluß auf unsere Frömmigkeit 139
Frömmigkeit bringt Segen in's Haus 139
Uebertriebene Frömmigkeit ist Gott nicht wohlgefällig 140
Wahre Frömmigkeit ist nur den Katholiken möglich 140
Gaben. Jeder Mensch hat etwas von den Gaben Gottes empfangen . . . 141

Seite
Die Gaben Gottes sind weise unter Alle vertheilt 141
Die Gaben des heiligen Geistes können verscherzt werden 142
Große Geistesgaben machen zum Herrscher tauglich 142
Gott verleiht seine Gaben nicht nur zum Besten des Besitzers, sondern zum Wohl Anderer 142
Die Gaben des heiligen Geistes sind noch nicht ausgestorben . . . 143
Einer diene dem Andern mit seiner Gabe 143
Gastfreundschaft. Edle Gastfreundschaft bei den alten heidnischen Griechen . 143
Wie angenehm Gott die Gastfreundschaft sei, zeigt er durch ein Wunder . 144
Gastfreundschaft der katholischen Maroniten 144
Gebärende. Gebärende sollen Maria um Hilfe anrufen 144
Gebet. Gebet und Wachsamkeit ist unerläßlich gegen die Anfälle des Teufels . 145
Wir sollen das Morgen- und Abendgebet verrichten 145
Das Gebet ist eine mächtige Waffe in allen Gefahren und Nöthen . . 145
Das Morgen- und Abendgebet ist fleißig zu üben 146
Ohne Gebet nützt weder menschliche Klugheit noch Stärke 146
Durch Gebet erhalten wir Alles von Gott, ohne Gebet nichts . . . 146
Wir sollen Alles mit Gebet anfangen 147
Um das Gebet gibt Gott Alles, ohne das Gebet wenig oder nichts . . 147
Das Gebet unschuldiger Kinder erhört Gott gerne 147
Das Gebet muß ohne Zerstreuung verrichtet werden 147
Mit welchem kühnen Vertrauen das Gebet der Heiligen unterstützt war . 148
Um des Gebetes willen weidet Gott das Vieh 148
Wir müssen uns im innerlichen Gebete üben 149
Wie gerne Gott den Heiligen ihre Gebete erhört 149
Das Gebet im Namen Jesu erhört der Vater 149
Gebet kann mehr als alle menschliche Macht 150
Das Gebet eines Gerechten vermag sehr viel 150
Das Gebet des Gerechten besitzt große Kraft 151
Beim Gebet kommt es nicht auf schön gesetzte Worte, sondern auf Andacht und Heiligkeit an 152
Das Gebet der Frommen wird von Gott gesegnet 152
Das Gebet des Gerechten besitzt große Macht 152
Das Gebet des Gerechten erlangt Alles von Gott 153
Das Gebet des Gerechten erlangt Alles von Gott 153
Das Gebet des Gerechten lähmt die Macht des Teufels 154
Das Gebet eines Gerechten hat große Kraft 154
Das Gebet wird vor Gott angenehm durch die heiligmachende Gnade . . 155
Die Christen sollen das Morgen- und Abendgebet fleißig betreiben . . 155
Das Gebet des Gerechten hat große Macht 156
Wenn Gott das Gebet nicht erhört, so gibt er etwas Besseres als das Verlangte 156
Das Gebet des Gerechten bringt Segen in's Haus 157
Das wegen Liebeswerken und aus Gehorsam unterlassene Gebet ist keine Sünde 158
Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott 158
Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott 158
Ein Gebet in Einfalt ist unwiderstehlich bei Gott 159
Das Gebet des Gerechten bringt durch die Wolken 159
Das Gebet des Gerechten erlangt Alles von Gott 160
Die Heiligen verweigern ihr Gebet um nichtswürdige Dinge 160
Ein Gebet mit Gelübde erhört Gott 160
Gott erhöret das Gebet der Gerechten für die Sünder 160

Seite

Die Macht des Gebetes der Heiligen 161
Das Gebet des Gerechten bekehret Sünder 161
Gebete werden durch Gelübde verstärkt 161
Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel 162
Das Gebet des Gerechten erwirkt für Andere große Gnaden 162
Das Gebet der Gerechten vermag sehr viel zur Bekehrung der Sünder . 163

Gebot. Die Gebote Gottes beschränken die zügellose Freiheit auf eine wohlthätige Weise 163
Gottes Gebote halten ist der beste Weg 164
Wenn die Gebote Gottes schwer werden, muß man sich mehr Gnade verschaffen 164
Die Gebote Gottes sind der Schwerpunkt der Seele 165
Die Gebote Gottes sind ohne Gnade zu schwer 165
Gott straft die Sünden gegen das dritte und vierte Gebot zuweilen schon auf Erden 165
Wir sollen die Gebote Gottes halten 166
Der Segen des vierten Gebotes bewährt sich auch unter den Heiden . . 166
Strafe der Verletzung des vierten Gebotes 166
Die Erfüllung des vierten Gebotes bringt den Kindern Segen 167

Gebräuche. Man soll geringe heilige Gebräuche nicht vernachlässigen . . . 167

Gedächtniß. Man muß seinem Gedächtnisse die Kenntniß der Religion und Aussprüche der Schrift anvertrauen 168

Gedanken. Den bösen Gedanken versage den Eingang oder wenigstens das Wohlgefallen 169
Man muß den bösen Gedanken und Begierden das Wohlgefallen und die Einwilligung standhaft versagen 169
Die Gedanken heiliger Menschen beziehen sich alle auf Gott 169
Unreine Gedanken und Gelüste sind des Teufels Brut 170
Böse Gedanken sind ein Zeichen von der Nähe des Teufels 170
Die Gedanken kommen aus dem Herzen und tragen dessen Beschaffenheit an sich 171
Unreine Gedanken soll man durch Gebet vertreiben 171
Man soll nicht müde werden, böse Gedanken zu vertreiben 172
Den bösen Gedanken kann man den Zutritt nicht verwehren, wohl aber dagegen streiten 172
Böse Gedanken und Begierden verunreinigen nach dem Maß des Wohlgefallens und der Einwilligung 172
Bösen Gedanken und Begierden muß man das Wohlgefallen und die Einwilligung versagen 173
Böse Gedanken und Begierden soll man unverweilt aus dem Sinne schlagen . 173
Sünden in Gedanken können Todsünden sein . . . . 17[illegible]

Geduld. Geduld rettet die Seele 174
Der geduldige Heiland vergleicht sich mit dem Lamme 173
Die Geduld im Leiden vermehrt die Gnade 174
In der Geduld besitzt man die Seele 175
Dem Geduldigen hilft Gott in jeder Beziehung wieder auf . . . . 17[illegible]
Geduld besitzt eine eigene Kraft 175
Geduld im Leiden ist das einzige, was die Seele rettet und in der heiligmachenden Gnade erhält 175
Um die Geduld in Leiden zu bewahren, müssen wir den Himmel fest im Auge behalten . . . . 17[illegible]
Nur durch Geduld gehen wir in den Himmel ein . . . . . . 17[illegible]
Wir sollen uns in unseren Leiden stärken durch den Gedanken an den Gekreuzigten 17[illegible]

Seite
Wir müssen unsere kleinen Leiden geduldig ertragen 178
Ein Beispiel einer geduldig leidenden Heiligen 178
Manche Heilige konnten mit Leiden nicht ersättigt werden 179
Die Geduld zeichnet alle Heiligen aus 179
Die Geduld soll man beweisen in der Arbeit 180
Geduld im Leiden vervollkommt den Menschen im geistlichen Leben . . 180
Auf Geduld folgt Hilfe 181
Geduld mit Kranken und Zornigen gibt hohes Verdienst 181
Geduld bei Diebstahl und Unrecht 181
Geduld bei Beschimpfungen 182
Geduld in Ertragung der Zornigen 182
Geduld in Ertragung fehlerhafter Menschen hat großes Verdienst bei Gott . 182
Geduld mit fehlerhaften Menschen hat großes Verdienst bei Gott . . . 183
Mit fehlerhaften Menschen soll man Geduld haben 183
Geduld gewinnt zuletzt selbst den Bösewicht 183
Geduld bei erlittenem Verlust 184
Geduld bekehret die Wilden 184
Geduld mit wunderlichen Dienstherren 184
Geduld in Verläumdungen 185
Geduld in Armuth und Noth 185
Geduld in der Pflege der Kranken 185
Gefahr. Wer sich unnöthig in Gefahr begibt, kommt in der Gefahr um . . 186
In Gefahren soll man beten 186
In Gefahren soll man beten 187
Gefangene. Gefangene erlösen ein gutes Werk 187
Gefangene erlösen ein gutes Werk bei den alten barbarischen Rechtsgesetzen . 188
Gefangene erlösen ist ein Werk der Barmherzigkeit 188
Gefühl. Die Gefühle des Menschen richten sich nach seinen Ansichten und Kenntnissen von Gott 188
Gefühle werden erstickt durch Erziehung 189
Geheimnisse. Nützliche Geheimnisse soll man mittheilen 189
Gehorsam. Gehorsam gegen Gott, Aeltern, Lehrer und Vorgesetzte ist Pflicht . 190
Der Gehorsam gibt dem Menschen vor Gott Werth 190
Schon die natürliche Klugheit gebietet den Kindern Gehorsam gegen ihre Aeltern 191
Gehorsam gehört zum Gedeihen der Familien, der Kirche und des Staates . 191
Der willige Gehorsam wird von Gott belohnt 192
Der Gehorsam hört auf, zu verbinden, wenn offenbar Böses befohlen wird . 192
Gehorsam ist gottgefälliger als die größte Arbeitsamkeit 193
Gehorsam ist Gott sehr angenehm 193
Der Gehorsam ist die erste Bedingniß zur Heiligkeit 194
Der Gehorsam ist verdienstlicher als gute Werke 194
Der Gehorsame wird von Gott am meisten geliebt 195
An dem Gehorsam hat Gott ein besonderes Wohlgefallen 195
Um den Gehorsam zu belohnen, wirkt Gott Wunder 196
Um des Gehorsams Willen wirkt Gott Wunder 196
Den Gehorsam belohnt Gott durch Wunder 197
Der Gehorsam eine gottgefällige Tugend 197
Der Gehorsam soll pünktlich sein 198
Gehorsam wirkt Wunder 198
Gehorsam ist die gottgefälligste Tugend 198
Der Gehorsam wirkt Wunder 199

Seite

Der Gehorsam gegen den Beichtvater ist Gott lieb 199
Der Gehorsam gegen den Beichtvater ist Gott lieb 199
Der Gehorsam gegen den Beichtvater hält den Tod einer Sterbenden zurück 200
Gehorsam wirkt Wunder 200
Wir müssen den weltlichen Obrigkeiten pünktlich gehorsam sein 201
Wir müssen den geistlichen Obern pünktlichen Gehorsam leisten 201
Wir sollen den geistlichen Obern pünktlich gehorchen 202
Wann ist der Gehorsam vollkommen? 202

Geist. Die Gaben des heiligen Geistes theilen sich durch die Priester mit . . 202
Das Leben der Geister ist die katholische Wahrheit 203
Die Gaben des heiligen Geistes besaßen die heiligen Einsiedler 203
Böse Geister erschienen den Heiligen, um sie muthlos zu machen 204
Der heilige Geist gibt Wissenschaft und Weisheit 204
Der erkannten christkatholischen Wahrheit widerstreben, ist eine Sünde in den heiligen Geist 205
Der heilige Geist wird durch schwere Sünden vertrieben und kehrt auf Buße wieder zurück 206
Die Heiligen fürchten die bösen Geister nicht 207
Böse Geister beunruhigen gewisse Häuser und Zimmer 207

Geistliche. Geistliche verspotten straft Gott 207
Feinde der Geistlichkeit und ihre Bestrafung von Gott 208
Schmähung der Geistlichkeit straft Gott 208
Die Geistlichen müssen ohne Nahrungssorgen sein 208
Haß der Geistlichkeit und Kirche von Gott mit jähem Tode bestraft . . . 208
Geistliche, gut genährte, sind nicht sicher vor der Sünde 209
Unverbesserliche Priester mit baldigem Tode bestraft 209
Geistliche und Mönche unterstützen bringt Segen 210
Geistliche soll man nicht herabsetzen 210
Wer die Geistlichen hasset, den hasset Gott auch und verläßt ihn im Tode . 210

Geiz. Der Geizige kann nicht ohne Sünde bleiben 211
Der Geizige geht ewig zu Grunde 211
Der Geiz verhindert alle guten Werke 212
Der Geizige sucht und findet leicht Scheingründe für seine Ungerechtigkeit . 212
Zu welchen Grausamkeiten der Geizige fähig ist 213
Der Geiz macht den Menschen dumm und grausam gegen sich selbst . . 213
Der Geiz erstickt die stärksten natürlichen Gefühle der Liebe 213
Geiz und Habsucht verleiten zu den gröbsten Verbrechen 214
Der Geiz ist ein furchtbares Laster 214
Der Geiz macht zu allen Schlechtigkeiten fähig 214
Geiz macht zum schlechten Menschen 215
Geiz macht hart und grausam 215
Alle Leidenschaften werden satt, nur der Geiz nicht 215
Der Geiz entspringt aus früher Angewöhnung 216
Geiz ist die Wurzel alles Bösen 216
Der Geiz unterwirft den Menschen dem Teufel 217
Aus dem Geiz entsteht Zank und Streit 217
Geiz erstickt jedes bessere Gefühl 217
Geiz macht den Menschen zum Frömmler und Heuchler 218
Der Geiz erschlägt seinen Sohn 218
Einen Geizigen bestraft Gott 218
Geiz macht dumm 218

Seite
Der Geiz versagt sich das Nothwendigste 219
Geiz macht grausam 220
Geiz bestraft sich selbst 220
Der Geiz beraubt sich selbst 221
Der Geiz macht unverschämt 221
Wer reich und dabei geizig ist, der ist entsetzlich arm 222
Der Geiz verläßt seine Sklaven selbst im Tode nicht 222
Der Geiz raubt alles Scham- und Ehrgefühl 223
Der Geiz versteinert das Herz 224
Der Geiz verachtet die Menschen 224
Der Geiz verführt zum Morde 224
Geiz verleitet zum Selbstmord 225
Der Geizige soll lernen Genügsamkeit und Gottvertrauen 225
Der Geiz macht dumm 225
Der Geiz macht Verräther 226
Der Geiz macht im Tode jeden guten Gedanken unmöglich 226
Der Geiz stürzt seinen Sklaven in den zeitlichen und ewigen Tod . . 227
Das beste Mittel gegen den Geiz ist das lebhafte Andenken an den Tod . 227
Geiz stürzt in die Hölle 228
Der Geiz ist schwer abzulegen 228
Ein Hund beschämt den Geiz gegen die Armen 228
Geld. Geld verblendet die Menschen 228
Geld hat seine Vortheile und Nachtheile 229
Geld macht Sorgen 230
Geld verblendet 230
Das Geld verachten die Heiligen 231
Wer auf sein Geld und nicht auf Gott vertraut, den nimmt es Gott . . 231
Gelegenheit. Die nächste Gelegenheit muß man um jeden Preis meiden . . 232
Nahe Gelegenheiten sind zu fliehen 232
Die nahen und nächsten Gelegenheiten soll man fliehen 233
In der nächsten Gelegenheit ist es beinahe unmöglich, die Sünde zu meiden 233
Verbotene Liebe bei naher Gelegenheit bleibt nicht ohne Sünde . . . 234
Sündhafte Gelegenheiten soll man standhaft meiden 234
Sündhafte Gelegenheiten muß man meiden 235
Böse Gelegenheiten muß man meiden 235
Um des Himmels willen müssen wir jeder bösen Gelegenheit entsagen . . 235
Böse Gelegenheiten muß man vermeiden 236
Man muß die bösen Gelegenheiten entfernen 236
Wie ernstlich man nahe Gelegenheiten meiden müsse 237
Die nächste Gelegenheit führt zur Sünde 237
Auch heilige Menschen fallen in der nächsten Gelegenheit 237
Ohne Flucht der Gelegenheit ist es nicht möglich, die Sünde zu meiden . 238
Der Sünder muß die Gelegenheiten und Mittel zur Sünde entfernen . . 239
Der Sünder muß die nächste Gelegenheit meiden 239
Der Sünder muß die nächste Gelegenheit meiden 240
Gelübde. Gelübde machen ist Tugendmittel 240
Gelübde erhört Gott; man muß sie aber auch erfüllen 241
Gelübde muß man getreu erfüllen 241
Gelübde soll man halten und Andere sollen ihre Erfüllung nicht verhindern . 242
Gelöbnisse muß man treu erfüllen 242
Gelübde unterstützen das Gebet 243

Seite
Gelübde muß man treu erfüllen 243
Gelübde müssen treu erfüllt werden 243
Gelübde brechen wird mit Besessenheit bestraft 244
Gelübde muß man getreu erfüllen 244
Gelübde brechen mißfällt Gott sehr 245
Gelübde sind gottgefällig 245
Auf Gelübde rettet Gott aus Gefahren 245
Die Unterlassung der gemachten Gelübde bestraft Gott 246
Von einem unerfüllbaren Gelübde muß man sich vom Bischof dispensiren lassen 247
Gelübde soll man pünktlich erfüllen 247
Gelübde erhört Gott gerne 247
Gelübde helfen in der Noth 248
Gelübde helfen 248
Die Nichterfüllung der Gelübde straft Gott 249
Gelübde machen hilft in der Noth 250
Gelübde machen rettet aus der Gefahr 250
Gelübde retten aus Gefahren 251
Gelübde hebt die Strafe 251
Gelübde helfen in Krankheiten 251
Gelübde muß man auch gewissenhaft erfüllen 252
Auf Gelübde rettet Gott aus Gefahren 252
Gelübde, auch beschwerliche, muß man getreu erfüllen 253
Man darf seine Gelübde nicht unterlassen mit der Entschuldigung: Ich habe keine Zeit 253
Gelübde muß man redlich erfüllen 254
Gelübde unterstützen das Gebet und machen es kräftiger 254
Gelüste. Die kleinen unschuldigen Gelüste bezähmen dient zur Tugendübung . 255
Gemälde. Unsittliche Gemälde sollen verbrannt werden 255
Gemeinschaft. Es gibt eine Gemeinschaft der Heiligen 255
Es gibt eine Gemeinschaft der Heiligen 256
Gemüth. Der Christ muß seine Gemüthsart durch Selbstbeherrschung veredeln . 257
Genäschigkeit. Genäschigkeit und ihre Folgen 257
Genußsucht. Genußsucht macht Diebe 257
Genügsamkeit. Genügsam soll man sein mit dem, was man hat 258
Genügsamkeit schützt vor Sünden der Ungerechtigkeit 258
Genügsamkeit und Vertrauen auf Gott erhalten bei guter Laune . . . 259
Nicht Gold und Silber, sondern Genügsamkeit macht zufrieden . . . 259
Nicht Vermögen, sondern Genügsamkeit macht glücklich 259
Geräthe. Geräthe, geweihte heilige, verspotten, Strafe 259
Gerechte. Wenn der Gerechte gottlos wird, so wird er's doppelt 260
Der Gerechte kann durch Gebet und Buße Sünder von der Strafe befreien . 260
Der Fluch der Gerechten geht in Erfüllung 261
Das Gebet des Gerechten vermag mehr als Kriegsheere 261
Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel 262
Das Gebet des Gerechten vermag sehr viel 263
Das Gebet des Gerechten erflehet Regen 263
Der Gerechte ist ein Segen für seine Mitmenschen 263
Weise Mischung der Gerechten mit den Gottlosen 264
Dem Gerechten kann nichts schaden, so lange er gerecht bleibt . . . 264
Der Gerechte steht unter Gottes besonderem Schutze 265
Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit Gottes sichtbar in ihren Strafen 266

Seite
Gerechtigkeit Gottes 266
Die göttliche Gerechtigkeit vergilt Gleiches mit Gleichem 267
Gottes Gerechtigkeit straft Gleiches mit Gleichem 267
Gottes Gerechtigkeit strafet die Bösen schon auf Erden 267
Gottes Gerechtigkeit strafet Gleiches mit Gleichem 268
Gottes Gerechtigkeit straft zuweilen das Böse schon im Leben 269
Gottes Gerechtigkeit straft ganze Reiche 269
Gottes Gerechtigkeit straft mit dem, womit man sündigt 270
Gottes Gerechtigkeit straft die Verfolger der Priester 270
Gottes Gerechtigkeit straft durch das, wodurch man sich versündigt . . . 270
Gerechtigkeit ist wichtiger als Liebeswerke 271
Strenge Gerechtigkeit gegen Verbrecher gefällt Gott 271
Die Gerechtigkeit Gottes schläft nicht 271
Gericht. Das Gericht Jesu Christi wird uns Schrecken einjagen 272
Wir werden vor dem göttlichen Richter mit Schrecken erscheinen . . . 272
Christus wird jeden Menschen nach den zehn Geboten oder nach den Naturgesetze richten 273
Es wird beim jüngsten Gerichte eine unerträgliche Schande sein, auf der linken Seite Jesu zu stehen 273
Im Gerichte werden wir vor Jesus erschrecken 273
Spotte nicht über Gottes Gericht 274
Das jüngste Gericht wird schrecklich sein 274
Geruch. Der Sinn des Geruches ist bei den Heiligen geschärft und gehöht . . 274
Geschäfte. Wichtige Geschäfte wohl überlegen, Gott empfehlen und dann kräftig handeln 276
Geschwätzigkeit. Geschwätzigkeit ist eine Untugend 276
Geschwister. Wie sich Geschwister gegen einander benehmen sollen 277
Wie sich Geschwister gegen einander in Streitigkeiten betragen sollen . . . 277
Ein Beispiel von Geschwisterliebe 278
Gesellschaft. Der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt und er könnte darin glücklich sein 278
Böse Gesellschaft verdirbt die hoffnungsvollsten Kinder 279
Böse Gesellschaft kann einen jungen Menschen gründlich verderben, besonders wenn er Anlage zum Leichtsinn hat 281
Böse Gesellschaft kann bei jungen Leuten die Sitten verderben 282
Böse Gesellschaft schadet mehr, als die gute nützet 282
Gespenster. Die Erscheinung von Gespenstern ist nicht immer eine leere Sage . 283
Gespenstererscheinung bei den Heiden 283
Gespräche. Unsere Gespräche sollen heilig sein 283
Gesundheit. Gesundheit soll man nicht durch sündhafte Mittel herzustellen oder zu erhalten suchen 284
Der Mensch soll seine Gesundheit erhalten zum Nutzen Anderer 284
Getränk. In hitzigen Getränken muß man mäßig sein 284
Getreide. Auch die Wilden sehen das Getreide, ja selbst den Tabak als Geschenk Gottes an 285
Geweiht. Der Teufel scheuet geweihte Sachen 285
Gewinn. Unrechtmäßigen Gewinn soll man verschmähen 286
Gewissen. Ein böses Gewissen macht scheu und furchtsam 286
Schlechte Grundsätze geben dem Gewissen eine falsche Beruhigung 286
Durch falsche Grundsätze wird oft das Gewissen beschwichtigt 287
Wie wird das Gewissen stumm? 288
Das Gewissen zeigt den Zustand der Seele an 288
Das Gewissen ist der verläßlichste Anzeiger des Seelenzustandes 288

Seite
Der Christ gewöhne sich, in allem Thun und Lassen auf die Stimme des Gewissens zu hören 289
Die tägliche Gewissenserforschung ist von großem Nutzen 289
Das Gewissen ist der treueste Spiegel der Seele 289
Ein böses Gewissen haben, ist eine Pein 289
Der Mensch mit bösem Gewissen lebt in beständiger Furcht vor Gott . . 290
Ein böses Gewissen ist wahre Pein 290
Das Gewissen erwacht sicher im Tode, wenn nicht früher 290
Die Bösen beschwichtigen ihr Gewissen mit Scheingründen 291
Aus bösem Gewissen entspringt die Trunkenheit 291
Auch unter Heiden trifft man gewissenhafte Menschen 291
Das Gewissen kann nur die Versöhnung mit Gott durch eine gute Beichte beschwichtigen 292
Dem Verbrechen folgen Gewissensbisse 292
Beispiel eines zarten Gewissens 292
Das Gewissen wird beim Gerichte wie ein Buch alle Sünden enthalten . 293
Das Gewissen ist unbestechlich 293
Das böse Gewissen treibt zur Verzweiflung und zum Selbstmord . . . 294
Ein böses Gewissen macht furchtsam 294
Das Gewissen zwingt zur Selbstanklage 294
Das böse Gewissen gibt dem Menschen keine Ruhe 295
Wir müssen gewissenhaft und gerecht handeln, was immer daraus erfolgen möge 295
Das böse Gewissen macht furchtsam 296
Das böse Gewissen ist eine Folter 296
Die Erforschung des Gewissens muß genau sein 296
Gewissenhaftigkeit gefällt Gott 296
Gewissensbeschönigung gilt vor Gott nichts 297
Das böse Gewissen macht den Verräther 297
Das Gewissen schweigt nicht 297
Gewohnheit. Die Gewohnheitssünde macht blind 298
Gute und böse Angewöhnung der Kinder wurzelt in der Seele ein . . 298
Bei Gewohnheitssündern kann der bessere Sinn nur schwer aufkommen . . 299
Gewöhnung, gute und böse, ist nachhaltig 299
Eine böse Gewohnheit braucht Zeit zu ihrer Vertilgung 299
Eine lasterhafte Gewohnheit kann den Menschen zum Verbrecher machen . 299
Gewohnheitssünder hat der Teufel in seiner Gewalt 299
Die Gewohnheitssünde der Unzucht endet erst mit dem Tode 300
Böse Gewohnheit verdirbt den Menschen ganz 300
Eine böse Gewohnheit ist kaum abzulegen 300
Gift. Irrthümer und falsche Religionsansichten wirken wie Gift auf das Leben der Seele 301
Glaube. Ohne den katholischen Glauben sind weder gute Werke noch Tugenden möglich 302
Der Glaube ist zum geistlichen Leben unentbehrlich 302
Ohne den Glauben gibt es keine feste Ueberzeugung in der Religion . . 303
Die christliche Religion will geglaubt und nicht ergrübelt sein . . . 303
Wie erkennt man, ob ein Christ zum Himmelreich gehöre? 304
Der katholische Christ muß um jeden Preis im katholischen Glauben und in der heiligmachenden Gnade zu sterben trachten 305
Gott läßt die Tugend des Glaubens in Versuchung gerathen 305
Wie sorgfältig man den katholischen Glauben bewahren müsse 306
Man muß lieber den Tod wählen, als den Glauben abschwören 306
Der katholische Glaube ist der beste 306

Seite
Wer vom katholischen Glauben abgefallen, muß diese Sünde durch Rückkehr und Buße gut machen 307
Man muß besonders den Glaubensgenossen Gutes thun 307
Der katholische Glaube muß uns werther sein als Hab und Gut und Einkommen 308
Den katholischen Glauben soll jeder Protestant annehmen und treu bewahren 308
Wie standhaft man den Glauben bekennen und bewahren müsse . . . 309
Die Göttlichkeit des katholischen Glaubens durch Wunder bewiesen . . 309
Die Göttlichkeit des katholischen Glaubens durch Wunder bewiesen . . . 310
Wer nicht den katholischen Glauben hat, wird verdammt 310
Den katholischen Glauben soll man rein bewahren 311
Der rechte katholische Glaube durch ein Wunder bewiesen 312
Ketzer werden vom heiligen Grabe zurückgestoßen, um so mehr vom Himmel, weil der Glaube fehlt 312
Der katholische Glaube ist der wahre 313
Man muß den katholischen Glauben gegen die Ketzer vertheidigen . . . 313
Auch Kinder müssen den heiligen katholischen Glauben selbst bis zur Marter bekennen 314
Man muß seinen Glauben freimüthig bekennen 314
Für seinen Glauben muß man zu sterben bereit sein und Vortheile opfern . 315
Man muß seinen Glauben trotz Spöttereien öffentlich bekennen . . . 315
Strafe eines vom katholischen Glauben abgefallenen Volkes 315
Glaubenstreue der Wilden 316
Der katholische Glaube durch Wunder bewiesen 316
Man muß seinen Glauben selbst mit Verlust des Lebens und der Güter bekennen 317
Seines Glaubens darf man sich nicht schämen 317
Wie man seinen Glauben bekennen soll, ein Beispiel eines Wilden . . 318
Dem Glauben muß man Alles opfern 318
Dem katholischen Glauben muß man standhaft treu bleiben 319
Dem Glauben soll man um jeden Preis treu bleiben 319
Wir sollen im Glauben standhaft ausharren bis zum Tode 319
Man muß den Glauben in geheim und öffentlich bekennen 320
Den katholischen Glauben verbreiten helfen ist ein gutes Werk . . . 320
Wir müssen dem Glauben treu bleiben 320
Den Glauben darf man um keinen Preis verläugnen 321
Der Katholik soll glaubenseifrig sein 321
Das standhafte Bekenntniß des Glaubens gefällt Gott sehr 322
Ein fester Glaube vermag viel 323
Glück. Irdisches Glück bei Gottlosigkeit ist ein böses Anzeichen . . 323
Fehlgeschlagenes Glück macht verrückt 324
Irdisches Glück ist sehr unbeständig 324
Irdisches Glück ist nicht beständig 324
Glück und Ehre verlassen endlich auch ihren Günstling 325
Hier auf Erden ist Niemand vollkommen glücklich 325
Irdisches Glück kann des Menschen Herz nicht vollkommen befriedigen . . 325
Irdisches Glück ist sehr unbeständig 326
Irdisches Glück durch Sünde gegründet 327
Irdisches Glück ist, wenn man von Gott absieht, blind und kömmt im Schlafe 327
Glücklich ist, nicht wer Güter besitzt, sondern wer sie verachtet . . . 328
Gnade. Wir sollen Alles aufbieten, um die heiligmachende Gnade zu erhalten . 328
Die Gnade umwandelt den sündigen Menschen in einen Gerechten . . 329
Die heiligmachende Gnade macht die guten Werke für den Himmel verdienstlich 329
Ohne die heiligmachende Gnade hat jeder äußere Vorzug keinen Werth . . 330

Seite
Die Macht der heiligmachenden Gnade in den Heiligen 330
Der Mensch in der heiligmachenden Gnade ist ein Liebling Gottes . . 331
Die heiligmachende Gnade ist das Leben der Seele 331
In der heiligmachenden Gnade ist ein Wachsthum möglich 332
Die heiligmachende Gnade soll man sorgfältig bewahren 332
Die heiligmachende Gnade richtet sich nach jedes Menschen Temperament und Geistesanlagen 332
Die heiligmachende Gnade ist das belebende Element der Seele . . . 333
Ohne Gnade kann der Mensch nicht im Guten beharren 333
Mit der Gnade muß man mitwirken 333
Die Gnade macht aus Ungläubigen und Spöttern gläubige Priester und Prediger 333
Die Gnade führt die Lasterhaften wunderbar zu ihrer Bekehrung . . . 334
Der Sünder muß mit der Gnade zu seiner Bekehrung und Heiligung mitwirken 335
Nothwendigkeit der zuvorkommenden Gnade 335
Die Macht der Gnade Gottes bekehrt die ärgsten Sünder 336
Aus Demuth darf man die Gnadengaben verbergen 336
Die angebotene Gnade Gottes verschmähen, wird mit dem Tode in Sünden bestraft 337
Gott gibt die wirksame Gnade schon manchen Kindern 337
Ohne die Gnade kann man nichts Gutes thun oder im Guten beharren . 338
Die heiligmachende Gnade läßt keine Traurigkeit aufkommen 338
Gott zeigt einem Heiligen die unterstützende Gnade in einem Gesichte bildlich 338
Die Macht der Gnade 339
Die Gnade wirkt das Gute nicht allein 339
Das Gebet, durch Gelübde verstärkt, verschafft Gnaden für sich und Andere . 339
Gott. Gottes Allmacht sichtbar in den großen Thieren 340
Gottes Allwissenheit sichtbar in den Thieren 340
Menschen, die Gott nicht fürchten, sind zu fürchten 341
Gott hat Alles wohl gemacht 341
Gottes Weisheit und Güte in den Thieren 342
Gottes Güte gegen die Menschen 342
Gott liebt den gerade am meisten, den Er hart hält und züchtiget . . 342
Gottes Erkenntniß ist den Sinnlichen verschlossen 343
Gottes Weisheit und Güte in den Thieren 343
Wir sollen in Betreff der Lebensbedürfnisse auf Gott vertrauen . . . 344
Gottes Güte gegen die Menschen in mancherlei Leiden 345
In Betreff der Nahrung sollen wir auf Gott vertrauen 345
Gott ist groß im Kleinen 345
Gott sorgt väterlich für die Nahrung seiner Geschöpfe 346
Gott sorgt väterlich für die Menschen 346
Gott hat die Menschen in seiner Gewalt, wenn Er strafen will . . . 347
Wir sollen Gott mit aller Treue dienen 347
Gott wohnt in uns 348
Gott schützt in Gefahren, wenn wir Ihn anrufen 348
Der Gottesfürchtige läßt bald von der Sünde ab 348
Im Tode Jesu zeigt Gott seine Gerechtigkeit 348
Gott zähmt wilde Naturen durch Kreuz und Leiden 349
Gott der gerechte muß ebenso die Sünden bestrafen, wie Er das Gute belohnt 349
Jeder Sünder wird sich vor Gottes Richterstuhl selbst verdammen . . 349
Der Schrecken der Sünder beim Gerichte Gottes wird groß sein . . . 350
Gott liebt die Menschen unendlich 350
Das Gericht Gottes ist von Schrecken begleitet 350

Seite
Man soll Gott treu dienen und sich Ihm zu lieb Manches gefallen lassen . 351
Gott prüfet die Menschen durch Entziehung seines Trostes und Segens . . 351
Gottes Vorsehung weiß sich der kleinsten Dinge zu unserem Wohle zu bedienen 352
Gott kann die Menschen durch kleine Thierchen züchtigen 352
Gott lenkt Alles zum Seelenheil 352
Gott straft noch heute die Grausamen und Frevler 352
Gott hilft in der Noth wunderbar durch natürliche Mittel 353
Unser Wille soll stets mit dem göttlichen Willen gleichförmig sein . . . 353
In der Gleichförmigkeit mit Gottes Willen liegt des Menschen Glückseligkeit . 354
Unser Wille soll mit Gottes Willen gleichförmig sein in Betreff der Witterung 355
Unser Wille muß mit dem göttlichen gleichförmig sein bei Krankheiten . . 355
Die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen ist die beste Vorbereitung zum Tode 356
Gott belohnt das Vertrauen zu Ihm 356
Widersetzlichkeit gegen die Gnade Gottes zieht Unglück nach sich . . . 357
Wem Gott ein Werk aufträgt, dem gibt Er auch Kraft und Weisheit dazu . 357
Die Vöglein singen Gottes Lob 358
Gott bedient sich auch des Aberglaubens zu seinem Zwecke 358
Man soll sich nicht schämen, Gott öffentlich zu danken und zu loben . . 358
Gott schützt die Seinigen in Noth und Gefahren 359
Gottes Barmherzigkeit soll uns zur Verzeihung bewegen 359
Gottes Barmherzigkeit schenkt Zeit und Gelegenheit zur Buße 360
Die Vorsehung Gottes überwacht das Thun und Lassen der Menschen . . 360
Wir sollen uns bestreben, Gott zu gefallen 361
Gott versuchen ist Sünde 361
Gott verläßt Jene nicht, die fromm sind und auf Ihn vertrauen . . . 361
Gott benützt auch schwere Sünden zum Heile des Menschen 362
Gott macht seinen Lieblingen Freude 362
Gott danken für die Krankheit macht gesund 362
Gott hilft den Frommen in der Noth 362
Vor Gottes Gericht fürchten sich auch die Heiligen 363
Gott wählt das Verachtete, um zu zeigen, daß er der Menschen nicht bedarf . 363
Wem der Herr ein Werk aufträgt, dem gibt Er auch die Kraft dazu . . 364
Gott erhöhet und Gott erniedriget 364
Gott zieht aus fehlgeschlagenen Unternehmungen Nutzen für das Seelenheil . 365
Einen Gotteslästerer trifft seine eigene Selbstverwünschung 366
Gotteslästerung und ihre Strafe 366
Gotteslästerung und Strafe 367
Gotteslästerung und Strafe 367
Gotteslästerung und Strafe 368
Gotteslästerung und Strafe 368
Gotteslästerung an einem Cruzifix und Strafe 368
Gotteslästerung an den Dienern Christi und Strafe 368
Gotteslästerung an Maria und Strafe 369
Gottesläugner und Lästerer, seine Strafe 369
Gotteslästerung und Strafe 369
Gotteslästerung und Strafe 369
Gotteslästerung der Japanesen 369
Gotteslästerung und Strafe 370
Gotteslästerung und Strafe 370
Ein Gotteslästerer von einem Kinde zurechtgewiesen 370

	Seite
Gotteslästerung im Uebermuth, Strafe	371
Eine neue Sekte von Gottesläugnern und Lästerern	371
Gottesläugner und Lästerer und seine Strafe	372
Verachtung der Götter und Religion strafen selbst Heiden mit dem Tode	372
Gotteslästerung und Strafe	373
Die Gotteslästerer muß man brüderlich zurechtweisen	373
Ein Gotteslästerer und Läugner zum Bekenntniß gezwungen	374
Gotteslästerische Gedanken sind vom Teufel	374
Gotteslästerung und Strafe	374
Gotteslästerung und Strafe	375
Gotteslästerung und Strafe	375
Gotteslästerung und Strafe	375
Gotteslästerung und Strafe	376
Gotteslästerung	376
Gotteslästerung und Strafe	376
Gotteslästerung und Strafe	376
Gotteslästerung und Strafe	377
Gotteslästerung und Strafe	377
Gotteslästerung und Strafe	378
Gotteslästerung mit Zulassung fleischlicher Versuchung bestraft	378
Gotteslästerung und Strafe	378
Gotteslästerung und Strafe	379
Warum geht es den Gottlosen hier gut?	379
Gottesraub und Strafe	379
Gott geht den Sündern nach, wie dem verlornen Schafe	380
Gott geht den Sündern nach und benützt Alles zu ihrer Bekehrung	380
Gott hilft zu rechter Zeit	381
Zur Liebe und Treue gegen Gott verbindet uns die Dankbarkeit für seine Wohlthaten	382
Blumen, Bäume, Thiere und Berge fordern uns auf, Gott zu lieben	382
Gott muß man alle Ehre zuwenden	383
Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich	383
Gott erhört die Gebete am liebsten in der Kirche	384
Gott lenkt Unglück uns zum Besten	384
Gott hilft durch gute Menschen	385
Gott hilft in der Noth, wenn man Ihn anruft	386
Gott straft die Unmäßigkeit und Erpressungen der Preußen durch die Cholera	387
Gotteslästerung auf der Stelle bestraft	388
Gotteslästerung alsobald bestraft	388
Unehrerbietigkeit im Gotteshause	389
Gottesschändung am allerheiligsten Altarssakramente	389
Gotteshausschändung	390
Warum läßt Gott den Verlust irdischer Güter zu	390
Gott ist Herr aller Herren, Er setzt auch Regenten ab	391
Lästerung Gottes bestraft	392
Gott lenkt den Frommen und Guten Alles zum Besten	392
Gott lenkt Alles gut	394
Gott schützt die in seinem Dienste arbeitenden Priester	395
Gott läßt sich nicht ungestraft lästern	396
Die Thiere beschämen uns Christen in der Liebe, Treue und Anhänglichkeit gegen Gott	396

Seite
Gott gibt etwas Besseres für das Verweigerte 397
Gotteslästerung wird von Gott gewöhnlich schon auf Erden bestraft . . 397
Gott bestraft den Gotteslästerer durch ein kleines Thier 398
Gottesläugnung kann nicht aus Ueberzeugung entspringen, sondern nur aus Großsprecherei 398
Das Haus Gottes soll man in Ehren halten 398
Gott straft die Verunehrung seines Hauses durch garstige Reden . . 399
Gott lenkt Alles, auch den Muthwillen, zum Besten 399
Gott warnt, bevor er straft 399
Durch Sünden wird Gott schwer beleidigt, gewissermassen mißhandelt . . 400
Gott straft die Sünde oft schon auf Erden 400
Gottes Segen macht reich 400
Das Zuspätkommen in den Dienst Gottes ist des Teufels Wunsch . . 400
Gott in drei Personen durch ein Gleichniß veranschaulicht 401
Der Dienst im Hause Gottes ist eine Ehre 401
Gott kann helfen und schaden durch kleine Thiere 401
Gott züchtigt gotteslästerische Spaßmacher 402
Für's Vergnügen Alles, für Gott Nichts 402
Gott handelt immer gut und weise 402
Wofür sollen wir Gott danken? 403
Gottesdienst. Wir sollen den Gottesdienst nicht versäumen 403
Man muß dem Gottesdienste mit Eifer beiwohnen 403
Den Gottesdienst versäumen zieht Strafe Gottes nach sich 404
Wir Alle sollen Gott dienen, Jeder nach Beruf und Stand 405
Die Pracht der Priester beim Gottesdienste ist keine Hoffart 405
Den Gottesdienst können nicht Laien, sondern nur Priester halten . . . 406
Der Gottesdienst der Manichäer 406
Den protestantischen Gottesdienst darf der Katholik nicht besuchen . . . 407
Mit Eifer muß man den Gottesdienst besuchen 407
Beim protestantischen Gottesdienste ist der heilige Geist nicht 407
Durch Gottesdienst und Gebet bezeugen wir Gott unsere Unterwürfigkeit 408
Gottesdienst öffnet die Herzen der Liebe und dem Troste 408
Grausamkeit. Grausamkeit gegen die Thiere und Strafe Gottes . . . 409
Grausamkeit aus Rache 409
Grausamkeit macht den Menschen zum Teufel und der Hölle würdig . . 409
Grausamkeit der Spanier gegen die Wilden 410
Wie grausam manche Menschen sein können 410
Der Fanatismus, ob religiös oder politisch, macht grausam 411
Grausamkeit wird angewöhnt 411
Wie grausam der Mensch werden kann 412
Grundsätze. Schlechte Grundsätze verwüsten die Seele 412
Schlechte Grundsätze verwüsten die Seele 413
Menschen von irrigen Ansichten und verdorbenen Grundsätzen soll man meiden 413
Gut. Ungerechtes Gut soll man nicht an sich bringen 413
Fremdes Gut auf unrechte Art an sich bringen, raubt das Zutrauen . . 414
Geistige Güter nehmen durch Mittheilung nicht ab 414
Auf irdische Güter soll man keinen hohen Werth legen 415
Unrecht erworbenes Gut hat keinen Bestand und keinen Segen . . . 415
Ungerechtes Gut verzehrt auch das rechtmäßige 415
Irdische Güter fehlen dem nicht, der das Reich Gottes sucht 417
Gut, gemeinschaftliches, sorgfältig zu Rathe halten und verwalten . . . 417

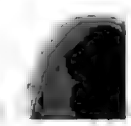
Seite
Gott will, daß fremdes Gut zurückgegeben werde 417
Daß man fremdes Gut zurückgeben müsse, zeigt Gott durch ein Wunder . 418
Almosen von ungerechtem Gute haben keinen Werth vor Gott . . . 419
Ungerechtes Gut muß erstattet werden 419
Ungerechtes Gut gibt keinen Seelenfrieden 419
Wer ungerechtes Gut nicht zurückgibt, wird verdammt 420
Ungerechtes Gut zurückgeben 421
Ungerechtes Gut muß ersetzt werden 421
Ungerechtes Gut drückt schwer auf die Seele 422
Ungerechtes Gut muß man erstatten 422
Geistliches oder kirchliches Gut gehört der Kirche oder den Armen . . . 422
Gerechtes Gut wird von Gott gesegnet und geschützt 423
Güte. Gütige Behandlung macht willigen Gehorsam 423
Güte erweckt Zutrauen 423
Gutes. Man soll seine guten Werke im Geheimen thun 423
Man soll das Gute nicht der Ehre wegen thun 424
Habsucht. Die Habsucht bestraft die Natur durch Verlust 424
Habsucht benützt gottloserweise das Heiligste, um Gewinn zu machen . . 424
Habsucht ist Thorheit 424
Habsucht sollte den Christen zum Besuche des Gottesdienstes antreiben . . 425
Habsucht und Geiz löschen alle christlichen Gesinnungen aus 425
Habsucht macht grausam und verleitet zu bösen Rathschlägen 426
Habsucht macht Unruhe und reizt Diebe 426
Habsucht macht schmutzig und niederträchtig 427
Der Habsüchtige ist aller Niederträchtigkeit fähig 427
Die Habsucht macht niederträchtig räuberisch 427
Die Habsucht der Weißen legt den Missionären Hindernisse 428
Protestantische Nationen verbieten die Bekehrung der Heiden und fördern das Götzenthum; aus Habsucht 428
Aus Habsucht verläugnen die Holländer die christliche Religion 428
Habsucht der protestantischen englischen Missionäre 428
Habsucht führt die Sklaverei ein und falsche Anklage 429
Habsucht macht betrügerisch 429
Habsucht verleitet zum Falschspielen 430
Habsucht macht Brandleger 430
Habsucht verleitet zum Mißbrauch der heiligen Sakramente 431
Gott bestraft die Habsucht zuweilen schon auf Erden 431
Habsucht mißbraucht die heiligen Sakramente 432
Handwerk. Uebung eines Handwerkes schändet nicht 432
Haß. Wer mit Haß im Herzen stirbt, legt diesen Haß ewig nicht ab . . . 432
Wer mit Haß im Herzen stirbt, kommt in die Hölle 432
Haß ist eine Hauptsünde 433
Haus. Gefährliche Häuser muß man meiden und verlassen 433
So oft wir in das Haus gehen, sollen wir Gott danken für die Bequemlichkeiten unserer Häuser 434
Das Haus, worin gesündigt wird, verläßt Gottes Schutz und Segen . . . 434
Hausväter sind zur Aufsicht über ihre Kinder und Hausgenossen verpflichtet . 435
Hausväter und Hausmütter müssen untadelhaft leben 435
Christliche Hausherren zum Muster vorgestellt 435
Wie eine christliche Hausfrau im Hause schalten soll 436
Eine christliche Hausordnung für Dienstboten 436

Seite

Heilige. Die Heiligen sind jeder in einer besondern Tugend hervorragend . . 436
Die Verehrung der Heiligen liegt in der menschlichen Natur 437
Die Verwerfung der Verehrung der Heiligen von Seite der Protestanten und Freidenker ist höchst widersinnig und unkonsequent 437
Das Leben der Heiligen ist ein lebendiges Evangelium 437
Die Macht der Heiligen über die wilden Thiere 438
Gott läßt schwere Beängstigungen über die Heiligen kommen 438
Die Heiligen sind ein Segen ihrer Mitmenschen 438
Den Heiligen offenbart Gott ihre Todesstunde 439
Die Macht der Heiligen über die Thiere 439
Die Macht des Gebetes der Heiligen 439
Abtödtung der Heiligen 440
Die Macht des Gebetes der Heiligen zur Bekehrung der Sünder 440
Die Heiligen verachten Ehren und Würden 441
Die katholischen Christen haben guten Grund, die Heiligen zu verehren . . 442
Gott erhört die Gebete der Heiligen 442
Die Verehrung der Heiligen ist groß, aber gegründet 442
Die Heiligen verachten in ihrer Demuth alle Ehren 443
Die Macht der Heiligen über wilde Thiere 443
Die Heiligen vervollkommnet Gott durch Leiden 444
Die Macht des Gebetes der Heiligen 444
Der Unglaube an die wunderbaren Zustände der Heiligen bestraft 445
Ein Heiliger, früher lasterhaft 445
Die Heiligen von Teufeln geschlagen 446
Den Heiligen gehorchen die wilden Thiere 446
Die Heiligen wandeln auf dem Wasser 447
Im Leben der Heiligen soll der Christ fleißig lesen 447
Die Heiligen nützen ihren Mitmenschen auch in zeitlichen Dingen 448
Die Anrufung der Heiligen ist von großem Nutzen 448
Die Heiligen besitzen große Macht 448
Macht der Heiligen über die Teufel 449
Heilige schlagen wollen und vorwitzig belauschen, Strafe 449
Macht der Heiligen über die wilden Thiere 449
Auch Heilige begehen zuweilen einen Fehler 450
Es ist Gottes Wille, die Heiligen zu verehren 450
Heilige verspotten, Strafe 450
Auch Heilige begehen zuweilen kleine Fehler 450
Auch Heilige sind nicht frei von kleinen Sünden 451
Den Heiligen dienen die unvernünftigen Thiere 451
Die Heiligen erhalten Trost von Gott 451
Auch Heilige lassen sich zuweilen vom Zorne hinreißen 452
Heilige versuchen und spotten, Strafe 452
Zutraulichkeit der Kinder und Thiere zu den Heiligen 452
Die Verdienste der Heiligen kommen Anderen zu gut 453
Eine heilige Selbstmörderin 453
Von zweien Heiligen blieb die Zunge unverwest 453
Auch Heilige sündigen unwissentlich 454
Die Heiligen geben einen Wohlgeruch von sich 454
Die Heiligen lieben auch die Thiere 454
Die Thiere haben Liebe zu den Heiligen 454
Sanftmuth und Feindesliebe der Heiligen 455

	Seite
Heilige zürnen ihren Beleidigern nicht, aber Gott straft	455
Heilige, ihre Liebe zu den Armen und Kranken	456
Die Heiligen verabscheuen die kleinste Lüge	456
Heilige bis zu ihrem Tode verkannt	456
Heilige beschimpfen, Strafe	457
Die Heiligen sehen in die Zukunft	457
Die Heiligen lieben die Thiere	457
Die Heiligen halten sich in ihrer Demuth für Sünder	459
Heilige machen sich unsichtbar	460
Heilige, von Kindheit an begnadigt, lieben Jesum den Gekreuzigten und im Sakramente	460
Wachsamkeit ist für den heiligsten Menschen unerläßlich	461
Heilige wie durch Instinkt von Kindheit an zu Gott hingezogen	461
Die Heiligen stehen unter einem besonderen Schutze Gottes	462
Heilige erhalten die Gabe der Sprachen	462
Viele Heilige wurden von Kindheit an mit Gnade erfüllt	462
Die Heiligen glühten vor sehnsüchtigem Verlangen nach dem Himmel	462
Unverständige und doch heilig	463
Viele Heilige litten und büßten ihr Leben lang	463
Die Heiligen verließen sich in Betreff der Nahrung ganz auf Gott	464
Unwissende Heilige waren voll göttlicher Weisheit und Wissenschaft und beschämen Philosophen	464
Schon der Umgang mit lebenden Heiligen ist beseligend; wie dann erst im Himmel	465
Wie Christus seine Heiligen ehrt	465
Je mehr die Heiligen der Ehre auswichen, desto mehr suchte diese sie auf	465
Die Leiber der Heiligen dufteten einen Wohlgeruch aus	466
Die Heiligen nährte Gott in der Wüste	466
Die Heiligen wurden vom Teufel verfolgt	466
Das Heiligwerden hängt auch nebst der Gnade von unserem freien Willen ab	467
Die Liebe Gottes zu Seinen Heiligen und die Macht ihres Gebetes	467
Die Heiligen lieben Jesus glühend	468
Ein Heiliger läßt die Sonne stehen, wie Josua	468
Viele Heilige anticipirten die Verklärung der Auferstehung	468
Gott straft die Fehler der Heiligen in diesem Leben strenge	469
Gott läßt seine Heiligen hier leiden	469
Tödtung eines Heiligen, Strafe	469
Die Heiligen schon im Leben leuchtend	469
Viele Heilige leuchteten bei ihren Lebzeiten in ihren Verzückungen	470
Eine Heilige der Neuzeit in den höheren Gnadenzuständen	470
Die Heiligen wandeln auf dem Wasser	471
Den Heiligen dienen die Thiere	471
Unter den Heiligen ist der heilige Joseph nach Maria der mächtigste bei Gott	472
Die Heiligkeit mancher Heiligen bei der Geburt angedeutet	472
Die Macht des Gebetes der Heiligen	473
Heilige verspotten von Gott gestraft	473
Gott schützt die Heiligen in Gefahren	474
Um der Heiligen willen wendet Gott Unglück zum Besten	474
Die Heiligen sind merkwürdig im Leben und im Tode	474
Lästerung der Heiligen alsogleich von Gott gestraft	475
Gott offenbart die Heiligkeit der Heiligen bei ihrem Tode	475

Seite
Die Verehrung der Heiligen ist von großem Nutzen 476
Die Fürbitte der Heiligen vermag sehr viel 476
Die Verehrung der Heiligen ist von großem Nutzen 476
Heilige verehren ist gut, selbst heilig werden, ist noch besser 477
Heilige anrufen ist nie vergeblich 477
Heiligkeit. Die wahre Heiligkeit vermeidet alles sonderbare und pharisäische Wesen 477
Heirath. Heirathe keinen Religionsspötter und Freidenker 478
Herren. Herren sollen nun Diener aufnehmen, die der katholischen Religion ergeben sind 478
Herren sollen keinen Flucher in den Dienst nehmen 478
Herren sollen den Diener lieben 479
Herren sollen gegen ihre Diener sanft sein 479
Herz. Ein böses Herz mit Verstand und Macht begabt ist sehr gefährlich . . 479
Heuchelei. Heuchelei wird entlarvt von Gott 479
Heuchelei ist ein häßliches Laster 480
Kommunion aus Heuchelei von Gott bestraft 480
Hilfe. Gott sendet den Frommen Hilfe in der Noth zu rechter Zeit 481
Hilfe zu rechter Zeit ist doppelte Hilfe 481
Himmel. In den Himmel kann nichts Unreines und Sündhaftes eingehen . . 481
Das Himmelreich leidet Gewalt 482
Im Himmel werden wir Gott ewig loben und preisen, ohne Ueberdruß . 482
Um den Himmel zu erreichen, soll man keine Mühe scheuen 483
Um den Himmel soll man sich Mühe geben 483
In den Himmel geht es nur durch Leiden 484
Um in den Himmel zu kommen, muß man im Leben viele gute Werke thun . 484
Wir müssen immer an Gott und den Himmel denken 484
Der Himmel ist unsere wahre Heimath 484
Wie mag der Seele zu Muthe sein im Augenblicke, wo sie in den Himmel eingeht 485
Die himmlischen Freuden gehen über unsere Vorstellungen 485
Wir sollen uns nach dem Himmel sehnen, um Christum zu sehen 486
Für den Himmel müssen wir uns Alles kosten lassen 486
Gott ließ einige Heilige Himmel und Hölle schauen zum Zeugniß für Andere 486
Im Himmel werden wir die Tugendhelden bewundern 487
Der Himmel ist jedes Opfer werth 487
Ein großes Verlangen nach dem Himmel macht alle Gebote und Trübsale leicht 487
Man muß sich selbst und die Seinigen stets an den Himmel erinnern . . 488
Gerade die Größe der himmlischen Freuden und Güter sollten unser Verlangen nach dem Himmel steigern 488
Der Verlust des Himmels muß einer verdammten Seele Schmerz verursachen 489
Im Himmel herrscht trotz der Ungleichheit der Seligen kein Neid . . . 489
Die Aeltern müssen schon den Kindern das Verlangen nach dem Himmel in's Herz legen 490
Die Größe der Seligkeit des Himmels haben die Verzückten empfunden . 490
Gott belohnt uns im Himmel für die irdischen Mühseligkeiten 491
Die heiligen Martyrer stärkten sich durch die Hoffnung auf den Himmel . 491
Die Lehre vom Himmel und von der Hölle macht auf rohe Gemüther den meisten Eindruck 492
Es liegt viel Trost in dem Gedanken, die Seinigen im Himmel wiederzusehen 492
Die heilige Stratonike sah den Himmel offen 492
Die in den Himmel eintretenden Seelen werden freudigst überrascht werden . 493



Seite
Im Himmel wird gesungen 493
Im Himmel ist viel Schönes zu sehen 494
Die Heiligen im Himmel erkennen einander und ihre Gedanken im himmlischen Lichte 494
Im Himmel ist Wohlgeruch 494
Ein Trunk aus dem Himmel gibt Wonne 495
Im Himmel muß die Wonne unaussprechlich sein 496
Den Himmel müssen wir um jeden Preis erringen 496
Im Himmel lesen sie einander die Gedanken und Gefühle ohne Worte aus der Seele 496
Für den Himmel nichts thun und opfern ist Narrheit 497
Hochmuth. Der Hochmuth zieht Strafe und Demüthigung von Gott zu . . 498
Geistlicher Hochmuth gibt dem Teufel Macht 498
Hochmuth wird von Gott gestraft 499
Den Hochmuth straft Gott mit Kleinmuth und Wehmuth 499
Hochmuth von Gott gehaßt 500
Hochmuth macht Lästerer der Kirche und ihrer Religion 500
Der Hochmuth erhebt sich wider Gott 500
Hochmuth führt zum Verbrechen und zum Kerker 501
Den Hochmüthigen demüthigt Gott 501
Hochmuth kommt vor dem Fall 502
Den Hochmuth erniedrigt Gott bis zum Bettelstab 503
Hoffart. Der Hoffärtige verträgt keine Zurechtweisung 504
Die Hoffärtigen sind unverbesserlich 504
Hoffart wird von Gott gestraft 504
Hoffart erzeugt Verachtung 504
Hoffart verleitet zu lebensgefährlichen Bravouren 504
Dem Hoffärtigen versagt Gott seine Gnade 504
Die Hoffart des Verstandes von Gott beschämt 505
Hoffart wird von Gott gedemüthigt 505
Hoffart wird vom Teufel angezündet 506
Hoffart verabscheuten die Heiligen sehr 506
Die Hoffart muß man durch alle Mittel bändigen 506
Hoffart beraubt den Menschen aller Gnaden Gottes 506
Mittel gegen die Hoffart ist die Vergleichung mit Besseren 507
Heilsame Gedanken gegen die Hoffart 507
Hoffart macht dem Teufel zugänglich 508
Hoffart geht vor dem Falle her 508
Hoffart verblendet das Urtheil 508
Die Höflichkeit gehört zur christlichen Liebe 509
Gedanken der Hoffart bekämpft man am besten durch das Andenken an seine Sünden 509
Hoffart macht roh und anmassend 510
Hoffart verdirbt alles Gute 511
Hoffart tadelt gern die Fehlenden 511
Hoffart führt zur Verblendung und zu Verbrechen 512
Hoffart und Kleiderluxus ist stets beisammen 512
Hoffart kann nichts so gut, als prahlen und tadeln 512
Die Hoffart wird von Wenigen erkannt 51
Gott straft die Hoffärtigen schon im Leben 51
Hoffärtige demüthigt Gott 51

		Seite
Hölle.	Das Grausen der Hölle	514
	Das Feuer der Hölle	515
	Auch die Heiden glaubten an die Hölle	515
	Um der Hölle zu entgehen, sollten wir Alles dulden und opfern	515
	Der Glaube und das Andenken an die Hölle vertreibt alle Lust zur Sünde	516
	In der Hölle vermehrt die Pein der lieben Angehörigen die eigene Qual	516
	In der Hölle ist keine Ruhe	517
	In die Hölle stürzt der Teufel den Menschen mittelst der Sünde	517
	Für Todsünden ist die Hölle	518
	Gesicht des heiligen Cyrillus über die Hölle	518
	Die Hölle für grobe Sünder	519
	In der Hölle mangelt alle Gnade, die Verwerfung ist unwiderruflich	519
	Einem Bösewicht gebührt nichts als die Hölle	520
	Die Strafe der Christen in der Hölle ist schärfer als die der Heiden	520
	Wer kommt in die Hölle?	521
	Wir sollen die Schrecken der Hölle immer vor Augen haben	521
	In Versuchungen zur Sünde muß man sich durch das Andenken an die Hölle stärken	522
	Die Hölle in der Vision gesehen	522
	Die Betrachtung der Höllenstrafen bekehrt und führt zur Heiligung der Seele	522
	Die größte Strafe der Hölle besteht im Verluste Gottes und in ihrer ewigen Dauer	523
	Ein Zeugniß über die Hölle von einer aus ihr wiederkehrenden Seele	524
	Ein in der Vision in der Hölle brennender und zurückkehrender Heiliger	525
	Ein Sünder zur Hölle verdammt	527
	Ein im Sarge Liegender verkündet seine Verdammniß	528
	In Rücksicht auf die verdienten Höllenstrafen büßen und geduldig leiden	528
	Ein wegen Nachlässigkeit im Dienste Gottes Verdammter	529
	Die Hölle hat Gott durch Naturscenen anschaulich gemacht	529
	Wenn es eine Hölle gibt, sind die Ungläubigen zu beklagen	529
	Die Höllenpein ist keine Fabel	530
	Denke in Versuchungen an die Hölle	531
	Die Schmerzen der Hölle sind schrecklich	531
	Schwere Sünder kommen in die Hölle	532
	In der Hölle ist nichts zu hören, als Wehklagen und Gotteslästerung	532
	Die Sünder haben mit allem Grund die Hölle zu fürchten	533
	Der ernste Gedanke an die Hölle ist außerordentlich nützlich	533
	Der Anblick der Teufel in der Hölle ist schrecklich	533
	In die Hölle kommen leider sehr Viele	534
Hungersnoth.	Eine Hungersnoth Folge des Krieges	534
	Hungersnoth als Strafe Gottes für die Christenverfolgung	535
Hurerei.	Hurerei ist unter den sieben Hauptsünden die allgemeinste	535
	Hurerei macht dem Teufel unterthänig	536
	Hurerei straft Gott mit Noth	536
	Hurerei führt zur Heuchelei, Gotteslästerung und Verdammniß	537
Jesuiten.	Jesuiten werden von Irrgläubigen und Freidenkern gehaßt	537
	Jesuitenhaß ist ganz grundlos und macht lächerlich	538
Jesus.	Vor Jesus dem göttlichen Richter wird Jeden, auch den Gerechten Furcht und Angst befallen	539
	Aus Liebe zu Jesu sollen wir gerne leiden	539
	In der Geburt Jesu offenbart sich die unendliche Liebe und Herablassung Gottes	540
	Wir sollen der Liebe und Leiden Jesu immer eingedenk sein	540

Seite
Die Betrachtung des bittern Leidens Jesu bewirkt Reue und gute Vorsätze . 541
Das Leiden Jesu sagt den unbußfertigen Sündern, was ihnen bevorstehe . 541
Jesu Gegenwart im allerheiligsten Altarssakramente durch ein Wunder dargethan 541
Wir sollen uns Jesum in Allem zum Vorbilde nehmen 542
Jesu Leiden soll man öfters vor Augen haben 543
Jesus Christus der Gekreuzigte, den Heiden eine Thorheit 543
Aus Liebe zu Jesus Leiden ertragen 544
Das Jesuskindlein gesehen 544
Betrachtung des Leidens Jesu entzündet die Liebe Gottes 545
Das Kind Jesus geht mit Kindern um 545
Jesus der Gekreuzigte ist der würdigste Gegenstand unserer Betrachtung . 546
Jesus verlobt sich mit Johanna Rodriguez 546
Den Namen Jesu anzurufen ist sehr nützlich 547
Jesus verdient unsere Liebe 547
Joseph. Die Verehrung des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu Christi, erwirkt große Gnaden 548
Der heilige Joseph steht seinen Verehrern in der Todesstunde bei . . . 549
Der heilige Joseph steht seinen Verehrern in der Sterbestunde bei . . 549
Der heilige Joseph schützt seine Verehrer vor der Hölle 549

Digitized by Google

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006204303

Digitized by Google

Digitized by Google